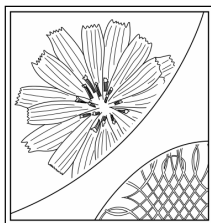


# ABSEITS ALLER WEGE

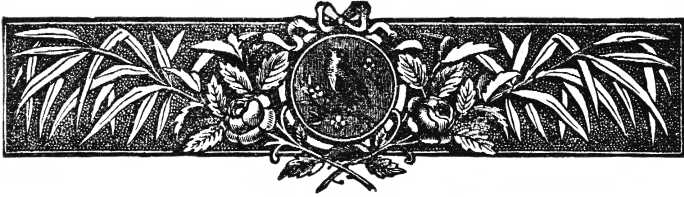
— Hauptschrift —



# Inhaltsverzeichnis

1	Gefangen zwischen zwei Welten	4
2	Die Schuld	11
3	Die Wandlung	43
4	Betört	59
5	Das Geschenk	71
6	Die Idee	79
7	Der Isolat	93
8	Der Besuch	104
9	Dem Wahnsinn verfallen	128
10	Der Neubeginn	136
11	Ankunft im Unbekannten	151
12	Die Insel und ihre Geschichte	172
13	Neue Heimat	185
14	Gewogen und daheim	212
15	Wie man lebt	228
16	Das Manifest	281

17 Die Prinzipien eines Wissenschaftlers	304
18 Zur Ruhe gebracht	346
19 Was der Wind antreibt	383
20 Brot und Fingerkraut	422
21 Zwei Steine	448
22 Die Mahd	501
23 Unbescholten	546
24 Die Tanzende	595
25 Meine Neugeburt	629
26 Winter	664
27 Am Ende des Tages	731



## 1 Gefangen zwischen zwei Welten

**E**s ist gänzlich Neues geschehen. Ich kann mich nicht länger an die Geschehnisse des vorherigen Tages erinnern, doch erinnere ich mich an ein langes Abendessen, ein mühseliges Zubettgehen und einen unbequemen Traum. Einen Moment lang träumte ich aber auch wunderbar, so empfand ich es jedenfalls: In diesem Traum küßte mich ein fremdes Mädchen, mit dem ich offenbar schon eine ganze Weile lang umging. Obschon ich mich anfangs sträubte, überwältigte mich schließlich die unvergleichbare Liebe zu der Fremden, und wie ich erwachte, stand ich in einer leeren Welt. – Ich hatte meine Erinnerungen an alles verloren und fühlte mich aufgerieben. Aber nicht nur mein Gedächtnis war verschwunden, sondern auch ein lauernes, nie endgültig verstandenes Unbehagen, das mich seit Jahren begleitete.

Entschlossen, mich zu anderer Zeit damit auseinanderzusetzen, erwache ich in einem vertrauten Bett. Und ich bin alleine. Mir fehlt die Erinnerung an das zuvor Geschehene, das Woher und Warum. Ein Instinkt kleidet meine Sinne, erweitert sie und läßt mich Unmögliches wissen: Ich befinde mich an einem Ort, seltsam und magisch, daß er keinem

anderen auf der Welt gleichen will. Er ist mein Zuhause und ich fühle, daß jener Ort, den ich zuvor Heim genannt, nur eine Illusion, ein Mißverständnis gewesen sein muß.

Mehr noch, in dieser Welt bin ich nicht alleine. Die Fremde aus meinen Träumen ist nicht länger ein Hirngespinnst oder der überhebliche Wunsch eines nach Liebe Strebenden. Sie ist Wirklichkeit.

Behäbigen Schrittes wanke ich zur Tür und treten auf den Flur. Dieser verbindet mein Zimmerchen mit einem weiteren, und eine hölzerne Steige führt ins Untergeschoß.

Nun ist mir die Gewißheit außerordentlich merkwürdig zu glauben, daß eben jene geliebte Fremde im benachbarten Zimmer verweilt. Und so wage ich mich vor ihre Tür.

Übel ist mir in Magen und Brust, aber liegt das nur an dem schweren Abendessen? Durch Schwindel gezwungen, lehne ich den Kopf mehrfach gegen die Wand und kämpfe um meine Konzentration. Aber der Schmerz läßt sich nicht unterbinden. Die Belastung betäubt mich so sehr, daß ich mein Gehirn durch die Ohren zu verlassen glaube. Mit einem beherzten Versuch öffne ich die Tür, woraufhin sich der Schmerz schlagartig verringert. Das konnte kaum mit dem Öffnen der Tür selbst erklärt werden, wohl aber mit der Anwesenheit jener Person, die in dem zerwühlten Bette schlief. Fremd ist sie mir und trotzdem bekannt. Nur woher?

Mit fadem Beigeschmack kneife ich die Augen zusammen und reibe mir den Kopf; die Schmerzen verstärken sich abermals. Mich reizt das Gefühl, sie nicht nur in der Form zu kennen, als man eine Person beschreibt, die man alle paar Wochen auf der Straße sieht. Nein, ich scheine sie sehr genau zu kennen, wenn auch nur unbewußt, und auch wenn mir keine Details, noch nicht einmal ihr Na-

me, einfallen wollen. Ist sie wirklich diejenige aus meinen wiederkehrenden Träumen?

Es wundert mich, daß ich vor ihr nicht erschrecken will. Warum nur fühle ich mich plötzlich so ausgeglichen und erleichtert, als wäre eine unsichtbare Bürde von mir genommen? Als sey ich ein Leben lang krank gewesen und schwach, und dann, eines Tages zieht ein Arzt einen in meinem Fuß steckenden Dorn, geneset sich und meine alte, ungeahnte Kraft kehrt zurück!

Das vorherbestimmte Leben, das ich als meine Philosophie anerkannt hatte, scheint nun nicht länger wirksam zu sein, und trotzdem bleibt mir jeder Lebensmut erhalten.

Unbegreifbar, geradezu abartig scheint jeder Versuch einer Erklärung zu sein. Stehe ich denn wirklich hier? Ein real wirkender Traum? Und doch kann ich nicht mehr darstellen, als mir die Wirklichkeit vorschreibt.

Je länger ich die Schlafende anstarre, desto vertrauter wird sie mir. Dabei war ich jahrelang nur mit mir selbst befaßt und hatte keine Augen für andere, es sey denn, es erschien mir von Nutzen.

Wer war ich schon, um mir alles zu erlauben, und alles zu brechen, das ich jemals versprach? Ich rühme mich den Herren über das Leben und folge instinktiv dem Trieb des Lebens, des Liebens. Warum nur komme ich mir dann so verloren und ungehalten vor? Bin ich Verbrecher und Richter in einer Person, und das einzige Wesen, vor dem ich mein Leiden aus Ehren Willen aussprechen kann? Meine Verlorenheit zeigt sich schnell: Wie sehr möchte ich auf eine Laufbahn zurückblicken, die keine Kurven, keine Scheidewege, keine schummrigen Grenzen hat. Ich möchte einen Weg sehen, der deutlich sich abbildet; an dem ich bewiesen

sehe, was ich bin und weshalb ich bin. Auch, wenn ich mich nur an wenig erinnern kann, will ich sofort wissen, wen ich liebe.

Die dort auf dem Bette so selig ruht, ist mir nicht länger unbekannt. Und mit staunenden Augen betrachte ich meine Vergangenheit:

Da sehe ich mich morgens zur Schule aufbrechen, und oft begegne ich ihr auf der Straße, denn wir wohnen benachbart. Zuweilen trennten uns nur wenige Schritte, trotzdem ließen sich alle je gewechselten Worte in zwei Sätzen zusammentragen.

Bald schon kehrten Wohlsein, sogar Befriedigung ein, sobald mir dieses Mädchen auf den Gehweg trat. Ob sie mich nun bemerkte oder nicht – sie gehörte zu meinem Tagesablauf, zu meinem Wesen, meiner Atmung. Und entging sie meiner Aufmerksamkeit, so stockte auch mein Atem und Sehnsucht peitschte mich durch den Tag und die folgende Nacht. Sie wurde mir zur Droge, ohne daß ich sie je konsumiert hatte. Der Fluch des Verliebten? Oder ein Segen für den Hoffnungsvollen?

Die Erinnerung brachte mich zum Lächeln, dann war sie wieder verschwunden, gleich einem lüsternen Windhauch, der mich an der Wange streift und sich dann in der Weite des Universums verliert. Ein Gedanke, irgendwo zwischen nebelig und eingebildet, ging für immer dahin.

Wie ich vor ihrem Bett weile, bedenke ich die Möglichkeit, daß das Sichtbare nur eine plastische, sich verdeutlichende Manifestation jener Erinnerung sey. Ein gespenstisches Gebilde, das eben dort erscheinen wollte, wo ich es sehen wollte, nämlich vor mir.

Mir erscheint unehrenhaft zu leugnen, das Eingetretene

nicht gewollt zu haben. Unzweifelhaft war ich die Ursache für ihr Erscheinen. Und sollte sie wirklich real sein, wäre es umso bedenklicher. Viele Rätsel sollten mich noch erwarten; und mit den wenigsten Antworten wollte ich die ersehnte Anbetung überwerfen.

Bin ich heute möglicherweise Teil des Bekenntnisses zu jener einen, die ich lieben sollte? Ist es jetzt, da ich im Türrahmen stehe und sie beobachte, ein erneuter Versuch meiner Liebesbezeugung? Ist sie das Geheimnis, das mich über viele Jahre peinigte und zwickte? Das personifizierte Geheimnis der wahren Liebe, und das Streben nach ihrem Erhalt? Wurde durch das zuletzt Erträumte tatsächlich das Potential freigesetzt, meine eigentliche Liebe zu verbildlichen und sie zu mir in diese Wirklichkeit zu führen?

Wie benommen fühle ich die Last auf mir. Sie drückt und schiebt und will mich zur Tür wieder hinausstoßen. Ich wehre mich, denn ich wünsche zu wissen.

Was mir diese junge Frau bedeutet, wünscht mein Gewissen zu erfahren. Warum sie so viel wichtiger ist als jede andere beliebige Frau. Als Naturwissenschaftler und Schriftsteller läßt sich diese Frage leicht beantworten. Denn beide, Naturforscher wie auch Schreiber, suchen nach dem Sinn, dem Warum, von allem. Die Kausalität ist ihr Waffenbruder, und ohne einen Grund würden sie keine Idee akzeptieren oder entwerfen. Jedwede Beobachtung muß sich logisch erschließen können, aus sich selbst heraus treu sein, nachvollziehbar und ehrlich. Und wie ich, vor unserer ersten Begegnung, nach Liebe sehnsüchtig durch die Welt stolperte, wurde sie zu einem Sinnbild dessen, was ich am meisten bewunderte und verehrte. Unverzüglich wurde sie, ohne es zu wissen, zu einem Kern meiner Ideologie; einem Mahn-



mal, vor dem ich knien mußte. Ehrfürchtig darf man mich schelten, oder blind vor Liebe. Dennoch sah ich in ihr, was andere nicht vermochten: Eine Gottheit in Menschengestalt, von so starkem Einfluß auf mein Wesen, meine Philosophie, sogar meine kreativen Prozesse, daß keine ihr würde nachfolgen können, solange ich lebe.

Dabei war sie beispiellos schön; allein ihr unwiderstehliches Lächeln ließ rief jeden Empfänger zum Sterben auf, um als Geist in sie zu gehen, den Ursprung dieser Macht zu erkennen.

Ich aber wollte noch nicht sterben, sondern wollte sie weiter betrachten und lernen. Wie erhaben hebt sie sich nun von der Welt ab, daß man meint, sie wolle in ihrem bereichernden Übermut die Wolken am Weiterziehen hindern! Seitdem ich mich in sie verliebte, strebte ich danach, ihr nah zu sein. Bei der Suche nach einem Ausweg, wie ich aus einer Daseinsform »zwischen den Welten« entkommen sollte, wurde ich fast wahnsinnig. Auf der einen Seite die Vergangenheit; auf der anderen dieses Wesen, das in jeder Hinsicht unübertrefflich schien, mir die Rechte zu sein. Und nun ist sie hier. Ein Geschenk, das seinesgleichen sucht.

Dann frage ich mich, ob sie verbittert sey, wenn sie erwacht und mich sieht. So sie mich überhaupt erkennt! Ich hoffe, daß sie gnädig auf mein Hiersein schaut; die Bedeutung des ersten Eindrucks ist ja geläufig. Trotzdem werde ich es sein, der ihr ihre Lage verständlich machen muß; der ihr zu erklären verpflichtet sein wird, wo sie sich befindet und wer dafür verantwortlich zu nennen ist.

Vielleicht wird nur wahr, was ich dereinst in einem Roman beschrieb: Von einer Person, die nie zuvor geliebt hat, aber von seiner wahren Liebe wußte, und zwar durch Träu-

me. In so einem Traum erscheint sie ihm; er nennt sie »die Eine«, und obwohl sie sich nie begegnet sind, beschwichtigt sie seine Gedanken. Ebenso gilt es bei mir und der Schlafenden: Sie vermag mich zu beeinflussen. Und unter den Umständen meines philosophischen Seins ist das ein Privileg, das nur Auserwählten zuteil wird.

Bald schon wird sie erwachen, hell genug ist es. Und würde ich den Vorhang vor das kleine Fenster ziehen, damit sie länger schlafe, müßte sie mein Schreiten über den knirschenden Holzboden aufschrecken lassen. Es ist ausweglos, und wie so oft in meinem Leben, befinde ich mich zwischen zwei Stühlen.

Was sagt man einer so beeindruckenden Frau, wenn sie einem zulächelt und aufgeklärt werden will? Meine Fantasie reicht gerade für die Vorstellung, was eine »normale« Frau tun würde. Aber sie? Mit ihrem Einfluß auf mich? Sorge kehrt ein.

Noch ahnt sie nichts von meinem Empfinden; kennt nicht ihre jetzige Daseinsform. Dann muß es geschehen:

»Anniek?«



## 2 Die Schuld

**E**ndlich erwacht sie. Endlich, denke ich. Denn umso schneller kommt der überwältigende, aber auch gefürchtete Moment, wenn ich mit ihr zu Sprechen beginnen werde. Bislang hatte ich niemals länger als ein paar Minuten mit ihr gesprochen, und nun bin ich zuversichtlich, daß es deutlich mehr sein würde. Meine an der Wand stützende Hand klebt noch immer, als wurde sie in Leim getaucht. Auch meine Füße wollen mir nicht recht gehorchen, ich fürchte gar, nicht weiterlaufen zu können. Und warum das alles? Für ein Mädchen, das es wert ist, daß man für sie stehenbleibt!

Wieder springt ein Funken der Erinnerung in mir, aus denen ich gänzlich zu bestehen scheine. Da zeigt sich ein Bild, wie ich am Fenster stehe und beim Blick auf die Straße mir das Herz gefriert, weil ich jeden Moment Anniek zu erkennen glaube. Mir bliebe dabei die frontale Ansicht, der ich mich nicht entziehen kann. Und ferner will ich das gar nicht!

Ich liebe gerne und ich liebe, wie ich will. Mein Leben kann niemals von einer anderen Hand bestimmt werden. Nur vom Eindruck eines Wesens, das ich zu lieben gedenke. Gleichsam ist es bei Anniek.

Jetzt, da ich gerade von ihr schwärme, öffnet sich ihr Antlitz. In meiner Ehrfurcht ist mir beinahe entgangen, daß sie inzwischen die Augen aufgeschlagen hat und mich ansieht. Zum ersten Mal seit Monaten starre ich ihr paralyisiert ins Gesicht, denn ich weiß, daß sie zunächst nicht zurückblicken kann.

Sekundenlang verharren wir, und gewiß staunt sie ebenso wie ich über diese ungewöhnliche Lage. Glaubt sie sich noch in ihrem Zimmer daheim zu befinden? Oder zu träumen, da ich hier bin und sie in einem fremden Bett liegt? Erkennt sie mich überhaupt? Sieht sie mich als Eindringling? – Doch das bin ich nicht, und auch sie ist kein Eindringling in »meiner Welt«. Trotzdem zeigen ihre Augen die Angst, wie die meinen Aufregung verkünden.

Nun, da sie sieht, daß von mir keine Gefahr ausgeht, richtet sie wortlos ihren Blick auf die einzelnen Möbel und Winkel im Zimmer. Mit einem Auge, nicht weniger mißtrauisch, hält sie mich unter Beobachtung. Sie fixiert den Nachttisch, das Fenster, die Tür und die Deckenverkleidung. Das sollte reichen zu erkennen, daß sie irgendwo anders ist. Ihre Analyse endet wieder bei mir.

Verlegen habe ich die mir aufgelastete Schuld nicht vergessen: Ich, und nur ich, bin dafür verantwortlich, daß sie niemals wieder ihre Familie oder Freunde sehen wird. So verdamme ich sie gewissermaßen zu einem Leben mit mir und habe keine Ahnung, ob das ihr geheimer Wunsch ist. Man mag es als Fluch betrachten, daß Wünsche wahr werden. Wann immer man nach so einer Fähigkeit strebt, derjenige ist der Erkenntnis unfähig, wie es ist, wenn sich tatsächlich alles nach seinen Vorstellungen in der Wirklichkeit manifestiert. So begehre ich mir Annieks Liebe – und bin

nun ihr schnöder Entführer! Wie konnte ich mein Begehren vermindern oder lenken, auf daß sie mir nicht erschiene? Wäre ich dann nicht unzufrieden und unvollkommen? Nun ist sie hier und ergänzt mich zu einem Ganzen. Aber Zufriedenheit und Seelenruhe fehlt uns beiden.

Anniek hat seit unserer ersten Begegnung die Begehrlichkeit geweckt, mit ihr zusammenleben zu wollen. Nur sträube ich mich vor der Arroganz, diesen Zustand auf diesem Wege nun erzwungen zu haben. Liebe ich sie, oder will ich über ihr Leben bestimmen? Beide Enden schließen einander aus. Mir bleibt nur sie zu überzeugen, von sich aus die Akzeptanz zu diesem Dasein zu finden.

Was aber, wenn sie mich haßt und beschimpft, weil sie in ihre gewohnte Umgebung zurückkehren will? Was, wenn ich ihr nicht helfen kann, selbst wenn ich es mir wünsche? Führt dann nicht letztendlich der Wunsch nach ihr zu einem gesteigerten Mißverständnis meiner Motive? Ebenso hätte ich sie auf offener Straße entführen können, um dann ihre Liebe für dieses Verbrechen einzufordern!

Ihr betörender Blick will sich nicht mehr lösen. Und der meine nicht von ihrem. Mir ist, als wären unsere Augen nur aus diesem Zweck geboren worden, um einander anzuschauen. Gleichsam, wie Donner und Blitz zusammengehören, vermochte mein Instinkt mir nur eines zu raten: Daß wir zusammengehören, füreinander vorgesehen seien. Jeder konnte für sich existieren, und doch kam es einer Offenbarung gleich. Mir mochte es leichtfallen, mein altes Leben mit einem Male zu vergessen, doch was dachte sie? Die Befriedigung über das Ende der Suche und die Machenschaft des Geistes einem Aus gleichzustellen, ist erhaben. So erhaben, daß ich zu lächeln beginne. Und für einen kurzen

Moment scheint auch sie zu verdrängen, daß sie hier fremd ist.

Dann, so wie ich es auch getan hätte, besinnt sich das schöne Kind und blickt sich abermals um. Diesmal auch an sich herab, um festzustellen, welches Gewand sie trägt. Auch ich sehe erst jetzt, daß es reinlich scheint. Mit diesen Worten nenne ich die Kleidung, die Anniek, Herrin über Schicksal und Emanzipation, zu tragen pflegt. In meinen Augen ist sie nach wie vor im höchsten Gut gebadet und nicht mehr von einem selbstlosen Angesicht zu unterscheiden. Jedoch, Anniek findet nichts Sonderbares an sich.

Ich mag den Schwindel eingestehen, der mich in jenem Moment befällt, da sie sich im Bette räkelt. Fasziniert bin ich von ihrer Finesse und grazilen Gebung. Gleich einer Schlange anmutig windet sie sich durch die Falten der Decke, und gleichsam einer vom Wind getriebenen Düne trägt sie ihre Gestalt so leicht und geschmeidig durch die Welten, daß man glaubt, ein schwebender Geist säße unter ihr und würde sie befördern.

Mein Herz, das ich noch niemals in meinem Leben gesehen habe, fühlt sich so stark angetan mir zu zeigen, daß meine Brust anschwellt. Die Lunge, die ich ebensowenig in meinem Leben gesehen haben kann, will mir platzen und zerreißen, da ich vergesse, einen Atemzug zu tätigen. Und mein Hirn – Stammsitz meiner Vernunft, meines abtrünnigen Denkens und meiner Liebesphilosophie – quält sich über die Sekunden hinweg, die es meine Sinne noch zur Beschäftigung anhält.

So bekömmlich war mir bisher noch niemand erschienen! Daraus resultierte auch der Wunsch, daß ich jemanden auf diese einzigartige Schönheit hinweisen wollte, da ich meinte,

ich sey der Einzige, der sie so empfindet. Zum ersten Mal wollte ich meine Liebe teilen – nur, damit man sieht, wen ich vor mir habe.

Ich wünsche zu sagen: »Blicke dar: du gehst in die Kirche, um deinen allmächtigen Gott zu sehen? Meine Göttin schläft im Bett nebenan und ist dabei tausendmal mächtiger und tausendmal schöner anzusehen! Außerdem, und das unterscheidet unsere Religionen, glaube ich an sie und weiß, daß sie für mich da sein wird, wenn ich sie brauche.«

Ich glaube, daß sie nur noch wenige Sekunden benötigt, bis sie gänzlich bei Sinnen ist. Auf einmal springt sie erschrocken aus dem Bett und eilt zur Tür, an der ich stehe. Geschockt halte ich mit jeder Reaktion zurück, und tue lieber gar nichts als etwas Abstoßendes.

Aber ich komme zu spät: In Sekundenschnelle hat sie die Tür zugeschlagen und den Schlüssel umgedreht.

»Hey, du!« klage ich gegen die Tür, hinter der sie stehen muß und sich scheinbar hilflos fühlt in dieser fremden Welt: »Schließe mich bitte nicht aus – ich möchte dir helfen! Ich bin kein Fremder, will dir nichts Böses tun!«

»Woher soll ich das wissen?« schreit sie panisch heraus, obwohl ich sie nicht sehe.

»Ja«, seufze ich unschlüssig: »Woher kannst du das wissen?! Erinnerst du dich nicht an mich? Hast du nicht eine Erinnerung mehr?«

»Ich weiß nicht ... «

»Denke einmal nach! Vor wenigen Monaten haben wir uns das letzte Mal gesehen! An einer Bushaltestelle im Winter. Es lag Schnee!«

Dann wird es ganz ruhig und ich erhoffe eine Antwort: »Was? – *Der* sollst du sein?«

»Nun – ja!«

»Aber ... «

»Ich weiß, daß das unbegreiflich für dich klingen muß«, fahre ich fort: »Ich verinnerliche sekundlich, wie du in dieser fremden Welt aufwachst und dich fragst, was in den letzten Stunden geschehen sey. Weshalb gerade du ... – Aber du mußt mir vertrauen, wenn ich dir sage: Ich allein bin es, der auf alle deine Fragen eine Antwort hat und dieser Eskapade zu einem gelehrigen und aufschlußreichen Ende verhelfen kann! Und darum mußt du die Tür öffnen. Ich werde dir nichts tun.«

Ich warte einige Sekunden, damit sie Zeit hat sich wieder zu fassen. Wieviel Verständnis ich doch in diesem Moment aufbringe, da ich, dem Glauben nach, mit einer solch verstörenden Reaktion nicht gerechnet habe, obgleich sie abzusehen gewesen war. Ich Dummbart war wahrscheinlich wieder einmal viel zu sehr mit mir beschäftigt, als das Offensichtliche zu erkennen: nämlich ihre Angst.

»Ich finde es gut, daß du dich wenigstens an mich erinnerst. Das macht den Übergang leichter.«

»Übergang? Was für ein Übergang? Ich verstehe überhaupt nicht, was du von mir willst! Wo sind wir? Hältst du mich hier gefangen?!«

»Bei Therak! Nein!« schrecke ich auf: »Das wäre das letzte, auf das ich kommen würde! Und – für wahr – muß ich sagen: Ich war es nicht, der sich eingeschlossen hat und sich somit seine Freiheit nahm!«

»Das macht überhaupt nichts zur Sache!«

»Vermutlich nicht. Ich bitte dich wenigstens um Anhörung, wenn du mir schon nicht ins Gesicht blicken kannst. So schwer es auch klingt, habe ich nur diese eine Bitte. Höre;



höre, wie ich rede und lausche der Bedeutung meiner Worte; meiner Erklärung an dich! Bist du damit einverstanden? Sonst begehle ich erst gar nicht den Versuch, wenn du dich sowieso verschließt! Denn du mußt innig offen sein für meine Reden, wenn du verstehen willst. Und ich glaube doch, daß es das Richtige wäre, sich von mir so Manches erklären zu lassen! Es wäre nur zu deinem Besten! Also? Was sagst du?«

Wieder gedulde ich mich einige Sekunden, bis ich dann ein »In Ordnung« auf der anderen Seite der Tür vernehme.

»Ausgezeichnet!« kommentiere ich und setze mich auf die Türschwelle, während ich mich an die Tür anlehne. Zu der Zeit konnte ich nicht wissen, daß sie sich derweil auf das Bett niedersetzte, um meine Worte zu vernehmen.

»Du mußt wissen, daß ich selbst auch nicht sehr lange hier bin. Genau genommen bin ich nur einige Minuten vor dir im Nachbarzimmer erwacht.«

»Und da willst du alles wissen?«

»Nun«, grinse ich, »Das hat einen anderen Grund. Doch bin ich mir nicht sicher, ob du jetzt schon bereit bist, es zu erfahren. Du könntest, wenn du es erfährst, in einen verschlossenen Zustand umkehren, und mir gar nicht mehr zuhören wollen!«

»Das könnte ich aber auch, wenn ich nur auf diese Weise Informationen durch dein Gerede heraushöre! Ich verlange deshalb, daß du mir alles sagst, was hier vorgeht, sonst kann ich tatsächlich unausstehlich werden!«

»Ich schätze«, gebe ich auf, »Das war eindeutig. Also ... «

Ich setze ab und überlege, wie ich es einfach und doch erträglich ausdrücken kann:

»Diese Wirklichkeit – das Zimmer, worin du dich gerade

aufhältst; die Berge, die du durch das Fenster siehst; sogar der Schall, der meine Wortlaute trägt – entspricht nicht jener Wirklichkeit, die du kennst oder gekannt hast. Sie entspringt wahrhaftig meinem ... Geist.«

Ich schäme mich, dies einem so klugen Mädchen sagen zu müssen, da sie es unmöglich glauben würde. Doch was soll ich anderes sagen, als die Wahrheit?

»Vor langer Zeit habe ich diese Welt erdacht, um darin meine Träume zu verleben; um darin frei zu sein. Bis sie eines Tages Wirklichkeit wurde und ich hier gefangen ward. Man kann nicht von einem Freiheitsentzug sprechen, wenn es doch meine Wünsche sind! Leider kann ich nur Weniges in dieser Wirklichkeit beeinflussen. Ich weiß zwar, wie sie abläuft, was mich erwartet – schließlich basiert sie auf meiner Fiktion des Wünschens. Doch kann ich nicht die Feinheiten festlegen. Somit auch nicht, daß hin und wieder Personen erscheinen. Als ich heute morgen erwachte, wußte ich, daß etwas anders war. Erst als ich dich erblickte, wußte ich auch, was. Darum, so muß ich es zugeben, ist es allein meine Schuld, daß du hier bist und niemals wieder zurückkehren kannst. Ich sage dir das so offen, da ich hoffe, du würdest mit weniger Zweifel darüber nachdenken können. Das ist die Grundlage deines Hierseins. Das ist der Sinn von dir. Von uns! Und es tut mir unsagbar leid keinen Einfluß darauf gehabt zu haben, daß du hierherkommst. Niemals habe ich wissentlich beabsichtigt, so bestimmend dich aus deinem Leben zu reißen. So bin ich nicht gewillt in meiner Seele. Doch seit ich hier bin, mache ich mir Vorwürfe: Ich tat hier Unrecht, ich machte jenes falsch. Das Leben ist eben ein Prozeß des Lernens. Doch wofür? Dafür, daß man am Ende seines Lebens allwissend ist und letztlich stirbt? Aber

nicht hier: Denn mein Traum basiert auf Unsterblichkeit. Das bedeutet, daß auch du dich jetzt damit abfinden mußt, ewig zu leben. Und ich denke, daß du, aus eigenem Willen heraus, dein ewiges Leben nicht auf die Räumlichkeit beschränken willst, der du gerade gewahr bist.« Wieder lasse ich eine stumme Pause verstreichen.

»Ich möchte dir jetzt Zeit lassen«, rufe ich ihr zu: »Du sollst nicht gleich zu einer Entscheidung finden. Doch bitte, schließe dich aus, daß wir von Angesicht zu Angesicht sprechen können. In meinem Gedächtnis warten die Antworten auf deine Fragen. Ich möchte sie dir nicht vorenthalten. Ich möchte teilen. Bis du dich entschieden hast, werde ich unten im Haus auf dich warten.«

Das ging mir leicht aus dem Mund. Aber das hatte wohl damit zu tun, daß ich ihr nicht gegenüberstand.

Hörbar erhebe ich mich und wandle die Treppe hinab, setze mich dann in die Wohnstube. Und während ich meine Ellenbogen auf dem Tisch verschränke, um meinen nachdenklichen Kopf zu stützen, warte ich auf Anniek. Auf die, auf die ich schon mein ganzes Leben lang warten mußte.

Das Haus ist mir gut vertraut, es ist einfaches Haus, nicht sehr groß, aber auch keine Kate. Als Jugendlicher besuchte ich es gelegentlich, im Urlaub und auch privat quartierte ich mich hier ein. Und seitdem hat es, das heißt die Anordnung der Räume, das Inventar, so eindringlich auf meine Fantasie gewirkt, daß ich es bei vielen Gelegenheiten in meinen Schriften verarbeitet.

Doch es ist nicht das Haus allein, das diesen besonderen Ort ausmacht. Auch gilt zu bewundern, wo das Haus errichtet steht: Hoch oben in den Bergen, an den Wänden eines tiefen Tals, umgeben von einem dichten Nadelwald.

Eine unbefestigte Straße führt am Haus entlang, und doch braucht es, selbst mit einem Fahrzeug, nicht unter einer Stunde, um den nächsten Ort zu erreichen.

Und dies ist nun, was meine Sinne bezirzt: die Abgeschiedenheit von allem, das menschlich ist; von der Gesellschaft abgelegen. Eins zu sein mit der Stille seines Wesens. Und umgeben von einer Landschaft, die den Betrachter in Urzeiten zurückdenken läßt.

Während ich stundenlang warte, ermüde ich und verlege meinen Sitzplatz auf den Schaukelstuhl, um meinen Rücken zu entspannen. Von nun an sollte alles in Schweigsamkeit verlaufen, um mithören zu können, was Anniek tut. Jedoch, so sehr ich mich bemühte, es ist nichts zu hören. Das kommt mir so seltsam vor, daß ich mir die ungeahnte Begegnung nur eingebildet zu haben einrede. So spreche ich besinnungslos mit mir selbst:

»Oh, wie bedaure ich es doch«, spreche ich vor mich hin und sitze dabei mit dem Rücken zur Tür des Zimmers, »daß du nicht weißt, wie sehr ich mich nach dir verzehre. Als hätte sich ein Schiffbrüchiger nur einen Kanten Brot gewünscht und ihn monatelang nicht erhalten. Doch seine Gier ist nicht einfach irgendwann verstummt, nein, sie verewigte sich auf seiner Liste der größten Lebenswünsche. Auch, wenn er jetzt etwas zu essen haben sollte, wird sein Wunsch nach Brot niemals besänftigt sein; er wird sich stets danach verzehren und alles tun, um es zu erhalten. Und nun siehe an, mich, Anniek: Ich lebe in einer Welt, in der meine Träume Wirklichkeit werden, und du bist erschienen. Ist daraus zu schließen, daß ich dich bei mir wünschte? Die Antwort kann nur mit einer Endung lauten. Seit wie vielen Monaten schon erschrecke ich vor deinem Angesicht, so

betörend schön ist es. Und wie ich entzückt von der nahen Glückseligkeit, verliere ich jeden Mut, mich ihr zu stellen. So geht das schon seit Wochen und Monaten! Lasse mich nicht weiter leiden! Was soll ich nur tun? Nur du kannst mir helfen ... «

»Inwiefern?« redet mich eine Stimme von hinten an. Es war wirklich Anniek, die sich ausgeschlossen hat und erstaunlich leise an mich herangeschlichen war.

»Bei Therak und Jhadar!« schlage ich die Hände bestürzt über meinem Kopf zusammen, da mich ihre Anmut in einen steifen Käfig bannt. Ich zittere und vibriere, als sitze ich auf einem Motorblock. Meine Stimme versagt und ich vermag kaum zu schlucken. Die Töne, die ich ausstoße, waren nur noch Luft. Aber dann tut sie etwas, das mich besänftigt und geschmeidig werden läßt, wie ich es nie zuvor gewesen bin.

»Habe keine Angst! Deine Verwirrung ist unangebracht. Ich dachte nach und entschloß mich dazu, dir wenigstens die Chance zu geben, einiges zu erklären. Auch, wenn ich nicht versprechen kann, alles zu akzeptieren.«

Dabei hockt sie sich vor mich hin und blickt mir so tief in die Augen, daß ich glaube, sie werde etwas auf der Wand hinter mir ansehen, so durchsichtig fühle ich mich. Der Duft ihres Körpers steigt mir in die Nase und betäubt meine Sinne noch mehr. Meine Angst überwindend, reagiere ich betagt.

Verlegen gehe ich an ihr vorbei, nachdem ich mich erheben habe:

»Möchtest du dich setzen?« Ich weise sie an den Tisch und nehme selbst Platz. Unschlüssig will ich das Gespräch beginnen, dann bringe ich kein einziges Wort hervor. Noch nicht einmal ein Stöhnen. Die Faszination, die mir diese

Gestalt entgegensetzt, bannt meine Gefühle in ein Glas mit Deckel. Und ich bin nicht mächtig genug, diesen leichten Deckel zu heben.

»Ich weiß nicht, wo ich beginnen soll!« rechtfertige ich meine Enthaltensamkeit. Immer wieder verschränke ich die Arme auf dem Tisch, dann stütze ich wieder meinen verwirrten Kopf. Ich hatte wirklich keine Ahnung, wie ich sie anreden soll!

»Während einer Lebenszeit gibt es so viele Dinge, die man nicht erschließt, denen man sich verweigert, nur, weil sie einem zu übergeordnet oder beschämend erscheinen. Ja, es stimmt – es gibt tausend Sachen, die man nicht riskiert, nur, weil man eitel glaubt, damit seinem öffentlichen Ansehen schaden zu können. Ist es nicht in uns allen schon vorgekommen, daß man über einen Marktplatz spazieren möchte, nur mit einem Bademantel bekleidet?«

»Mir kamen solche Ideen noch nicht!« schmunzelt sie, wenn auch nicht überzeugend beherzt, da sie nach so wenigen Worten meine wahren Absichten noch nicht verstehen kann.

»Nun ja, es war nur ein Beispiel! Dennoch möchte ich nur zu oft auf alle Begebenheiten verweisen, die man aus Mutlosigkeit nicht tut. Ich selbst hatte mich, seit ich mich erinnern kann, davon abgekehrt und wollte mich immer schon anders benehmen, als es gewohnt sein dürfte. So war es auch mit unserer ersten Begegnung. Doch leider habe ich dich nicht allzuoft getroffen, sodaß meine Informationen über dich auf einen Zettel zusammengefaßt werden können, ohne die Schrift zu klein zu setzen. Ich weiß, und darin beschränkt sich der Umfang meiner Kenntnisse, wie du heißt, wo du wohnst, wann du die Schule abgeschlossen, wo

und was du studierst. Eine Schwester wartet zu Hause. Und mehr weiß ich darüber hinaus nicht von dir. Ist das nicht erbärmlich?«

»Durchaus nicht. Es ist mehr, als ich von dir weiß!«

»Was weißt du denn?«

»Deinen Namen kenne ich. Und daß du noch zur Schule gegangen, als wir uns zuletzt gesehen ... – seltsam.«

»Was denn?«

»Ich dachte gerade an den Schnee.«

»Ich habe ihn auch nicht vergessen. Erst bedeckte er mich weiß, während ich wartete. Dann bist du zur Bushaltestelle dazugetreten, und plötzlich meinte ich mich abklopfen zu müssen, daß dir die Schneeflocken entgentrieben.«

Weit öffnetest du ihre schönen Augen und ich sah in ihre Seele. Auch sie erinnerte sich, lächelnd, an diesen Moment.

»Und an noch etwas erinnere ich mich, das ich dem Zettel hinzufügen kann: Daß eine jedwede Ähnlichkeit mit deiner Person in mir das bewirkte, als hättest du selbst vor mir gestanden. Werde ich einer Frau in einem beigefarbenen Mantel gewahr, denke ich sogleich an dich. Mit deiner Tasche, deinen Schuhen, deiner Frisur ist es dasselbe.«

Leicht zu erraten war, daß sie sich durch meine unverkennbaren Worte geschmeichelt fühlte. Dabei beabsichtigte ich ja, daß sie meine romantische Zuneigung errahnt. Warum sie nicht darauf reagierte, ist nur auf die Ungewohntheit zurückzuführen. Aus ihrer Sicht heraus kennt sie mich erst seit Stunden. Ich allerdings fasziniere ich bereits seit Monaten für sie. Unentwegt. Und egal, wo ich bin.

»Das hat doch nichts damit zu tun, daß du mir erklären wolltest, weshalb ich hier bin, oder?«

»Oh, doch! Mehr als das sogar! Tatsächlich es ist wohl

noch nicht an der Zeit, daß du das verstehen willst. Deshalb werde ich dir stattdessen schildern, was dich in dieser Welt erwartet. Da ich glaube, daß du mit jeder Erklärung offen und gleichzeitig ernst umgehen kannst, will ich dir die Wahrheit nicht vorenthalten. Du sollst aus meinem Mund all jene Beschreibungen vernehmen, wie sie in meinem Geist vorzufinden sind. Eine ehrliche Antwort wird mir oberstes Gebot sein. Bist du bereit?«

»Die ganze Zeit, oben im Zimmer, brauchte ich nicht für eine Entscheidung, ob ich das Zimmer verlassen will oder nicht. Ich entschied, ob ich verstehen kann, was du mir zu verdeutlichen versuchst.«

»Ich will dir alles unverblümt schildern, und hoffe, daß dich keine Angst überkommt. Ich hoffe auch, daß du mich dadurch nicht als Feind ansiehst. – Weder deine Freunde noch deine Familie wirst du jemals wiedersehen. Getilgt ist deine gesamte Vergangenheit, dein Zuhause, deine Gewohnheiten, deine Berufung. In dieser Welt kann und wird sich niemand an uns erinnern. In keinem Land bist du als Bürger registriert, selbst die Länder, die du von der Karte kennst, gibt es nicht länger. Was du von deiner Identität behalten hast, sind dein Name, deine Erfahrungen, dein Wissen und dein Ehrgeiz. Mehr als das gibt es nicht.«

»So ein Unsinn!« fährt sie berechtigt auf und fesselt sich an die gewohnten Vergleiche mit den Möglichkeiten der alten Welt. In der Tat muß ihr das wie Unsinn vorgekommen sein – nicht anders hätte ich gedacht. Aber Anniek blieb kein Raum zum Zweifeln: Ihre Augen nahmen unweigerlich wahr, daß sie sich in den Bergen befand und in einem unbekanntem Haus erwacht war, und daß ich als einzige Verbindung zu der ihr bekannten Wirklichkeit galt. Was ich



ihr sagte, konnte nicht erfunden sein.

»... Und dafür soll ich dich nicht hassen, daß du mir das angetan hast? Ich kann das nicht glauben!« schmerzte sie in Tränen, die ihr während meines Vortrags hervorgetreten sind.

Scham heimsuchte mich ein weiteres Mal. Konnte sie die Wahrheit in meinen Worten nicht hören? Gerade diese Bestürzung hatte ich doch vermeiden wollen und ich bereute unendlich, da ich nun gefährdet ward, einziges Haßobjekt ihrer Philosophie zu werden. Wieso nur ist das Leben so ironisch zu mir? Glaubt es, mir bedürfe es noch an Erfahrung, als habe ich noch nicht ausgelernt?

»Ich selbst bin momentan zu keiner großen Ermunterung zu gebrauchen, da ich immer noch durch zwei so starke Emotionen bestimmt bin: Einerseits die Reue darüber, für den Fortlauf deines Lebens so eingehend gewirkt zu haben. Andererseits freue ich mich über dein Hiersein.«

Sie sagt dazu nichts. Wie ich es erwartet habe.

»Vielleicht ist es besser, wenn ich nicht weiterspreche«, biete ich leise, aber ungehalten an.

»Nein!« sagt sie stattdessen und wischt sich die stillen Tränen von der Wange: »Ich will mehr von dir und von diesem Land hier wissen!«

Sie setzt ihren verlorenen Blick auf der Tischplatte ab. Mich wundert dieses seltsame Verhalten: Ist nicht anzunehmen, daß eine Person, die gerade eine solche Enttäuschung erfahren hat, sich in Schweigen hüllt, anstatt nach der Ursache ihres Unglücks zu forschen?

Freue ich mich darüber oder bleibe ich mißtrauisch? Das gibt mir die untrügerische Hoffnung, mein Ansehen bei ihr doch noch retten zu können. Es ist, als müßte ich den

entscheidenden Krieg in meiner Biographie führen, da er eben alles – das Grundlegende meines Lebens – entscheiden sollte: Entweder würde sie mich hassen, die ich liebe; oder ich liebe jene, die mich liebt. Ein Frevel zu denken, ich könnte ihren Entschluß errahnen!

»Da war immer ein leuchtendes Fenster. An den Wochenenden wohl häufiger, als mitten in der Woche. Und immer, wenn ich Zeit hatte oder mich berufen fühlte, schlug ich mein eigenes Fenster auf und spähte in die dunkle Nacht. Gleichgültig, ob es am frühen Abend oder so spät, daß man annahm, die ganze Welt müsse im Bett liegen. Ein Blick nach links und ich sah das beleuchtete Fenster eures Hauses. Und egal, wann ich das tat: Stets verhalf mir die Vorstellung, du würdest noch wach sein, zu einem besseren Gefühl, mich selbst zum Träumen zu legen. Wie verzehrte ich meine Stunden mit der Überlegung dich endlich wiederzusehen; wie schwamm ich in der einzigen Erinnerung, die ich hatte; wie schnell würde ich sie vergessen? Meine Trauer umfaßte den Planeten und zog an Sehnsucht sogar die am weitesten entfernten kosmischen Körper unserer Kenntnis ein Stück näher an mich heran. Aber es waren nicht etwas so Banales wie die Planeten – als Gleichwort für Macht und Wohlstand! Was sollte ich damit anfangen, wenn ich einsam wäre? Bei Jhadar: Ich weiß von solchen Menschen, die diese Frage mit entzückendem Nachdruck beantworten wollten! Doch suchte ich nach Macht, die ich längst hatte, oder Reichtum, der mir stets fehlte? Ich suchte etwas für die Ewigkeit: eine Liebe gar, die so heilig wäre, daß ich sie niemals vergessen wollte; niemals einschätzen könnte, was sie mir am nächsten Tag bringen mag. Ja, meine unvergleichbare Sehnsucht schlug tatsächlich in solchem Umfange aus, daß ich zu fan-

tasieren begann. – Und plötzlich war ich hier . . . , in meinem Traum, gleichsam wie du.«

Ich halte inne: »Ich glaubte zu ersticken, als ich erstmalig in deine Richtung sah; ich glaubte, mir müßte schwindelig werden, um den Überfluß an begehrenswerten Gefühlen auszugleichen! Wie beschreibt man einen Eindruck, der einem das Totsein und doch alles Geschehene mitanzusehen? Als krank? Als wahnsinnig? Oder als verliebt?«

Meine Frage richtet sich an Anniek. Sie sieht nicht auf, aber hat mich verstanden. Daran setze ich an:

»Ich liebe Dich, seitdem ich dir das erste Mal begegnet bin – so hilflos, als wäre ich versessen auf Anerkennung. Ich liebe dich so sehr, daß gar, beschau diese Welt, eine Wirklichkeit aus meinem Geist entsprungen ist und ich uns hierherbrachte. In dieser Welt ist unser beider Identität von keiner Bedeutung. Unsere Familien kennen uns nicht mehr. Wir sind heimatlos und haben doch eine Heimat in Aussicht. Wir sind hier und wir können hier leben, indem wir Verständnis aufbringen. Oder wir leben hier für den Rest unseres Lebens mit der Einsicht von nichtiger Akzeptanz, daß wir all das nicht wahrhaben wollen. Nur kann ich nichts an unserer Situation verändern, selbst wenn ich es wollte! Dieses Leben ist ein Geschenk, meine Liebe – und nun liegt es an uns, ob wir es annehmen . . . oder verwerfen. Mit der Folge, uns selbst eine Hölle zu bereiten. Ich weiß, daß alle Schuld für dieses Sein bei mir liegt; ohne mich wärest du nicht hier; würdest nicht sehen, was ich sehe. Aber du sollst auch die Reue erkennen, daß ich dein Schicksal nicht festlegen wollte. Mein Wunsch, dich hier zu haben, war geheim, nicht gefordert. Alles ist irgendwie außer Kontrolle geraten und nun . . . ist es so. – Wenn du mich also anzuklagen

verlangst, dann will ich versuchen es zu ertragen.«

Mehrmals atme ich schwer ein und aus, dann zische ich mit letzter Kraft heraus: »Bitte lasse mir deine Antwort zukommen. Ich aber muß jetzt erst einmal an die Luft. Du findest mich vor dem Haus.«

Daraufhin erhebe ich meinen entglittenen Leib und gehe trunken auf die Eingangstür des Hauses zu. Ich mag mich erinnern, daß ich auf meinem blutenden Weg immerzu flüsterte: »Erhabene Königin, über allem stehend: Wie liebe ich dich; wie sehr seit so langer Zeit. Ich begehre doch nur eines. Das, was sich jeder Verliebte erhofft – ... Anerkennung.«

Torkelnd erreiche ich die Bank vor der Schafweide und sackte nieder. Was hatte ich da bloß gesagt? Ich stellte ihr ein Ultimatum! Sollte man so etwas in einer überreizten Situation tun? War denn nicht mein Antrieb, sie dahin zu führen, sich so wenig wie möglich belastet diesem Leben zu nähern und nicht gleich jetzt eine folgenreichere Entscheidung zu setzen, die sie vielleicht einige Stunden oder Tage oder Jahre später anzweifelt? Ich meine, daß ich da anders denke. Denn immerhin bin ich als »Urheber« einer ganzen Welt unbekümmert in Bezug zu meinem Leben. Ob ich lebe oder sterbe, ist mir egal. Hauptsache diese Eine ist bei mir, die ich liebe.

Vermutlich verging eine Stunde, ich weiß es nicht mehr, obschon es mir nur wie eine halbe vorkam. Mein Gehirn nicht mit Denkereien zu beschäftigen half mir, diese Zeit zu überbrücken. Dann kommt sie zur Tür hinaus und ich winke ihr zu. Sie immer wieder umsehend – schließlich war sie mit der Umgebung nicht vertraut – begibt sie sich vorsichtig in meine Nähe. Als sie zwei Meter neben mir steht, gestikulieren meine Hände sich zu setzen. Und wirk-

lich tut sie es! Derweil vermeide ich jeden Augenkontakt, aus Verlegenheit, ihr Anblick würde mich zerfetzen.

»Ich bedaure, eine falsche Entscheidung getroffen zu haben, dir den Ausgang jener schweren Wahl überlassen zu haben, der möglicherweise den Rest deines Lebens bestimmt. Damit mag ich nicht sagen, daß ich für dich diese Wahl treffen will. Ich schlage daher vor, daß wir erst einige Tage verstreichen lassen, ehe ...«

»Nein«, unterbricht sie mich forsch, »Diese Zeit brauche ich nicht.«

Sie senkt den Kopf und schaut auf ihre Füße.

»Ach nein?« erstaune ich überrumpelt.

»Wirklich nicht«, wiederholt sie selbstsicher: »Wenn du tatsächlich die Wahrheit sagst – und deine Ansprache hat mich in Hinblick auf ihre Ernsthaftigkeit überzeugt –, so bin ich gewillt, meine Abfindung anzunehmen! Dabei wäre es falsch, jemandem die Beachtung abzuerkennen, der all das hier aus sich selbst heraus erschaffen kann!«

»... Aber höre doch: Es ist keine Sklaverei! Wenn auch die Umstände gleichsam ungewöhnlich wie ungewohnt sind – du bist frei!«

»Vollkommen frei, meine ich, kann ich mich allein in einem Abbild deiner Psyche bewegen«, hässigt sie ohne Zögern.

»Ich sagte doch schon, daß es mir leid tut. Du hast für einen Vorwurf alles Recht. Ich kann nicht wirklich bestimmen, was hier geschieht; wer kommt oder geht! Ich bin zwar die Wurzel, aber nicht das Gehirn dieser Welt. Oder zumindest nicht die Exekutive, die alle Beschlüsse in die Tat umsetzt. Ich sehe mich mehr als einen stillen Berater, der mittels seiner Wünsche einen Vorschlag anbringt, der

dann entweder genehmigt oder abgewiesen wird! Bei dem Wunsch, diejenige, die ich liebe, hier bei mir zu wissen, hatte ich wohl Glück«, betone ich und will aus Scham zu Asche zerfallen.

Fast zu lächerlich, aber durchaus ernst muß ich mich damit auseinandersetzen.

»Weißt du eigentlich, wie oft ich mich nach dir gesehnt habe? Einfach nur in deinen Armen zu liegen und zu schlafen? Mehr wollte ich nicht sein: nicht mehr als ein Schlafender ohne Gewissen, der lediglich mitbekommt, wie die Welt an ihm vorüberzieht. Umso schmerzlicher war es dann, wenn ich die Augen zusammenkniff, um nicht sehen zu müssen, daß ich eben nicht in deinen Armen lag, sondern nur kurz eingeschlafen bin. Wahrhaftig kann ich über mein vorheriges Leben nicht klagen: Ich hungerte nie, hatte immer einen Schlafplatz, konnte mich frei entfalten, was Eigenstudien und Kreativität angeht. Und trotzdem die ganze Zeit über mit dem fantastischen Theorem im Hinterkopf, das nicht mehr auszusagen schien, als: Alles, was du bisher gesehen hast, ist falsch; alles, was du bisher getroffen hast, ist schlecht. Es existiert ein Mädchen, das dich einmal so bezirzen wird, daß du sie deinen Lebtage lang nicht mehr vergessen kannst! Und diejenige warst du, von der ich einfach nicht mehr lassen wollte.«

Versteinert, wie eine Elster, die beim Samensuchen auf der Erde erwischt worden ist, blickt sie mich mit beängstigender Lüstertheit an, die sie niemals zeigen dürfte. Unentschlossen, wie ein Stein, der einen Hang hinunterrollt, wälzt sie ihre Sorgen an mir ab und wetzt im Sinne bereits jetzt den Degen, mich damit zu erstechen. Sie scheint zu wissen, daß sie mich als einzige töten kann. Denn wer mächtig ist,

der liebt. Und ein Liebender kann nur durch das Objekt seiner Liebe getötet werden.

»Was soll ich hierzu sagen?«

»Sey nicht schüchtern. Ich kann nicht minder ertragen, daß es immer wieder Personen gibt, in denen so viel mehr steckt, sie aus Scham aber nichts davon zeigen wollen! Die Verheißung, meine Gute, ist einer der Wege zur Unendlichkeit!«

»Was heißt das?« fragt sie liebenswert unschuldig.

»Eben das, das man sich darunter denkt. Und gewiß wird sich jeder etwas anderes bei diesem Satz vorstellen – nur nicht das, was der Urheber einst gemeint hat. So ist das nun einmal mit der schöpferischen Philosophie!«

»Du redest mit mir, als seist du mir vertraut. Und doch habe ich dich nur wenige Male gesehen!«

»Reicht das nicht?«

»Mir nicht.«

»Mir schon!« brause ich ungehalten auf: »Zu lange habe ich warten müssen, und ich habe nicht vor, mein ganzes Leben in einem Wartesaal zu verbringen!«

»Aber durch dein vorschnelles Handeln wirst du dich nur in Gefahr begeben! Und am Ende womöglich die falsche Wahl treffen!«

»Du meinst die falsche Wahl in Bezug auf dich? Ausgeschlossen!«

»Nun sey nicht so verschlossen und naiv. Du weißt ebenso wie ich – und hierbei muß meine Erfahrung sprechen –, daß das Leben an jeder Ecke mit einer neuen frustrierenden Überraschung lauert, die einen erkennen läßt, daß es schon bessere Zeiten gegeben hat. Man verliert den Mut, sich einer

neuen Minute seines Daseins zu stellen und mag am liebsten in ein Exil gehen, das nicht auf dieser Erde liegt!«

»Ich habe dich über Monate intensiv studiert!«

»Sagtest du nicht, du hättest mich nur selten gesehen?« zieht sie die Wahrheit mit einem cleveren Augenblinzeln hervor.

»Das stimmt, aber ... «

Sie läßt mich nicht ausreden:

»Wie kannst du in deiner maßlosen Arroganz und unterschätzenden Feilscherei annehmen, daß ich die Person sein soll, die du liebst?«

»Ich weiß auch nicht«, mir wollten Tränen in die Augen steigen: »Ich sehe dich an und weiß es eben!«

»Das soll die Antwort eines Mannes sein, dem ich einmal in seriöser Absicht vertrauen soll? – So verwirrt und andachtlos? Wie kannst du wissen, daß ich deine große Liebe bin, wenn du mich nicht kennst? Glaubst du, ich war noch nie verliebt? Das, was du empfindest, klingt für mich eher nach Verliebtheit, die auf rein visuellen Eindrücken und hormongesteuerter Begehrlichkeit gründet!«

»Ich schätze, du hast mich gebrochen. Und das auch noch schneller als jeder Mensch vor dir.«

»Du wurdest schon einmal gebrochen?« nimmt sie sich meiner interessiert, wohl aber neugierig an.

»Bei Jhadar: jawohl. Aber niemals in einer solchen Präzision, wie du sie mir vorführst. Als sey es ein neues Metzgermesser für den Haushalt. Ideal zum Schneiden, Portionieren. Seht, wie es zusticht, wie scharf und gefällig es sich den Händen erweist; mit einer Eleganz fährt es durchs Herz, ... und spaltet es. Ich bin uneins, Leben!«

»Zu wem oder wovon redest du? Wurdest du nicht von



einem Menschen gebrochen? Enttäuscht und betrogen über einen Zeitraum, der jedem Eifernden mißfällt?«

»Gewiß. Abermals hast du mehr bemerkt, als jeder andere. Ich sehe, daß ich dir rückstandslos ergeben bin und mich dir zugeneigt fühle, wie ein Rinnsal dem erhabenen Strom zum Meer.«

»Höre doch auf! Was soll die Schmeichelei? Sehe ich etwa aus, als sey ich etwas Besonderes?«

»Die wenigsten besonderen Dinge sind auffällig.« Leise und vorsichtig waren meine Worte geworden.

»Danke für dieses ... Kompliment!« gibt sie verlegen zu.

»Du hast es doch heraufbeschworen! Also gib mir nicht die Schuld!« weise ich jede Beteiligung am Unglück von mir.

»Nun ja«, gesteht sie ein, während ich zeitgleich spreche: »Es ist wohl doch mein bekümmertes Trieb gewesen, der unheilvoll ausfloß!«

Durch jene Überschneidung der Sätze des zumindest für mich faszinierenden Streitgesprächs ergibt es sich, daß wir innehalten und einander ansehen. Gerade so, als wären wir uns noch nie begegnet und gerade eben mit dem Kopf zusammengestoßen!

Die ausstechende Sinnlichkeit ihres Blickes tut mir in den Augen weh. Es mag auch sein, daß mir die Sonne in die Pupillen strahlt, doch konnte ich gerade vor meinem Sinneschwund erkennen, daß ich nach vorne den Schatten werfe. Die strukturlose Silhouette ihres bezirzenden Antlitzes ist geradezu hyperploidal, also sich nicht Vorschriften und Regeln unterwerfend. Das, was anfangs paradox klingt, da ihr Gesicht meiner unbestimmten Beschreibung nach weder normal noch außergewöhnlich greulich wirkt, ist doch das

Ergebnis einer einfachen Gleichung. Ein Gemeiner wollte sich denken, das Charakteristikum ihres Gesichtes müßte zwischen den beiden bezeichneten Grenzen zu finden sein, doch ist es in meinem Verständnis eher abgewandelt: Ich selbst sehe sie als dermaßen schön, daß mich der starre Blick auf sie beinahe magnetisch anbindet. Andererseits mag ich mich stets davon abkehren, um nicht der Sehnsucht zu verfallen, und um nicht geblendet zu werden, was ihre Übersinnlichkeit angeht.

»Keineswegs bist du unauffällig. Ich habe Erinnerungen an Abende, an denen mich deine beispiellose Hysterie der Anmut dermaßen beeindruckt hat, daß ich glauben wollte, du seist nur ein Traum, und ich hätte mir alles eingebildet. Doch wie kann man sich mehrere Monate einfach nur so einbilden, ohne sich Gedanken dabei zu machen oder zumindest irgendwie angeregt worden zu sein? Und das zu einem so beispiellosen Thema? An einer gewissen Stelle vermochte ich meine Illusion nicht mehr konkret zu beschwören wie damals, als ich dich noch mehrmals in der Woche gesehen habe, nur, weil ich ebenso mit dem Bus gefahren bin. Und dann habe ich alles vergessen. Ich versuchte, meine Erinnerungen wiederzuerwecken, auszugraben, zu rekonstruieren; zu restaurieren. Leider gelang mir dies nur zu den wichtigsten Ereignissen. Und leider zählen zu den verlorenen Erinnerungen auch einige Träume, die ich allein schon wegen meines Hobbys gerne im Gedächtnis behalten hätte.«

»Was ist das für ein Hobby?«

»Somniologie. Und noch ehe du mich fragen wirst, was das sein soll (auch, wenn ich gerne eine aufdringliche Frage in Kauf nehme, nur um deine Stimme zu vernehmen), will

ich dir die Antwort geben. Somnologie, das bedeutet die schriftliche Tradierung und Erforschung der Träume. Und eben solche Träume habe ich zu Hunderten dokumentiert und analysiert. Daraus erhoffte ich mir die aus Statistik hervorgehende Ableitung von Zusammenhängen zwischen Wirklichkeit und Erträumtem. Ich bin so geboren worden, daß mich alle Träume faszinieren und ich in allen einen Weg zu Glück sehe. Sie sind der einzige Ausweg des Sklaven und Geknechteten. Des Diebes und des Künstlers zugleich. Des Reichen und des Armen. Jedermann, der seine Sorgen in der Wirklichkeit nicht zu bewältigen weiß, kann in Träume fliehen, um sich dort Rat zu holen und in ihnen zu entspannen. Und vermutlich ging meine Leidenschaft mit mir so weit, daß das hier entstand. Eine Welt, in der man wahrhaftig für immer leben kann, nein: dazu verdammt ist, in ihr zu leben. Für mich ist das keine Geißel, schließlich ist es das, was ich mir gewünscht habe.«

Daraufhin neige ich mein Kinn von ihr beschämt ab und zähle die Grashalme am Boden.

»Und wenn du heute hier ohne mich sitzen würdest? In Gedanken, ob du mich zu dir holen solltest oder nicht, noch zu Zeiten, da du eine bewußte Wahl über mein Schicksal treffen kannst? Was würdest du dann tun?« haucht es sanft in meinem Ohr: »Tätest du dich dann auch entschuldigend?«

»Für eine vorsätzliche Tat?«

»Die immerhin meine Zustimmung untergraben hätte!«

Mein Blick fährt vom linken in ihr rechtes Auge und zurück. In jedem neuen Winkel suche ich eine Rechtfertigung für meine große Schuld: »Ich . . . , weiß es nicht«, gelingt es mir noch zu stottern, ehe ich in anhaltende Schweigsamkeit verfalle.

Schließlich ergänze ich meine Aussage: »Vermutlich sollte ich mich auch dann entschuldigen«, verkümmert mein Ausdruck und war ganz bescheiden im Vergleich zu ihrer erhabenen Majestät. Aber viel mehr als Abstinenz und Uneinigkeit vermochte sie nicht zu unterdrücken. Denn sonst zeigt sie sich dermaßen offen und hellhörig, daß es mir alle Sinne verschlug. In einem Land wie diesem.

Das, was ich mir am meisten gewünscht habe, war endlich eingetreten. Und doch mußte ich jetzt dafür büßen, als hätte ich mich von Anfang an mit einem verzwickten Vertrag eingelassen, der ungefällige Unterpunkte zu verbergen weiß. Meine Fantasie fokussierte sich jetzt auf den Höhepunkt unseres Gesprächs:

»Und was tun wir jetzt?«

»Müßtest du das nicht eigentlich wissen, wenn du doch der Erschaffer dieser . . . Fantasie, oder wie auch immer du es nennst, bist?« Ihr Hohn schallt deutlich.

»Sey bitte nicht so streng mit mir. Mehr als mich zu entschuldigen kann ich nicht.«

»Doch! Du könntest mich wieder dorthin zurückbringen, von wo ich kam!« zischt sie giftig und abermals wende ich mich getroffen ab.

»Ich sagte schon einmal, daß ich das nicht kann! Was geschehen ist, läßt sich nicht auf gleichem Wege rückgängig machen!«

Ich mußte einfach pausieren und atmen.

»Welcher Beschäftigung bist du nachgegangen«, begann ich aufs neue und nachsichtig, »als ich dich zu mir holte? – Ich selbst saß in meinem Zimmer und schwelgte in Träumen, als ich hier erwachte. – Was hast du getan?«

Für die nächsten Sekunden blickt sie mich erst recht ver-

stört an. Daran setze ich nach: »Hast du dein Dasein wirklich so genossen, daß du nicht zumindest einmal an eine Flucht, einen Ausweg gedacht hast?«

»Höre doch auf! Mit solchen Gedanken mußte sich jeder Heranwachsende einmal befassen!« blockt sie ab und tat, als stünde sie darüber. Das jedoch gab mir nur noch mehr Anlaß sie zu bedrängen:

»Doch bist du jetzt kein Kind mehr, sondern eine erfahrene Person. Eine, die sich jeder Untat bewußt sein und jedes Verständnis aufbringen kann, wenn es doch nur ehrbar ist. Es ist nicht ohne Grund geschehen, daß du die Auserwählte bist, die zu mir geholt wurde. Denn seit Anbeginn meiner liebenden Triebe habe ich mich stets nur auf Jene verstanden, die einsam sind, die besondere geistige Vorstellungen von der Welt haben; die auf Höheres hinauswollen, als der sture Mensch unter ihnen, der langsam ausstirbt. Ein erhebender Moment jedesmal, wenn ich mich wieder nach Einer umdrehte, die in ihren Augen den Anspruch auf etwas Unterstützung forderte. Doch du bist wie der Kern einer ganzen Generation, die ich zu lieben mochte. Keine von denen liebte ich wirklich; jedoch hat es sich bewährt, mich an ihnen auszurichten. Zu lernen, was man wünscht und begehrt. So konnte ich mein schärfstes Sinnesorgan – den Trieb, eine Außergewöhnliche zu finden – nur noch besser in die Umwelt entlassen und schließlich ... dich finden. Du allein wurdest auserkoren, meine Wahl in der Suche nach dem Glück zu entscheiden! Du bist hier, weil ich lebe. Und ich bin hier, weil ich ..., weil ich ... «

»... dich liebe?«

Und »... dich liebe!« wiederhole ich mit zärtlicher Stimme. Mutig schaue ich sie an. Endlich scheint sie erkannt zu

haben, daß nur wenigen das Privileg zuteil werde, dessen es sich so wechselhaft erweist, sich nach den Bedürfnissen zu richten, und nicht umgekehrt. Ich erwarte eine Antwort, höre aus ihrem Mund aber Anderes:

»Ist es schlimm, wenn ich jetzt wieder auf das Zimmer gehe, in dem ich erwachte?«

»Was willst du denn dort?«

»Ich habe im Moment keinen dringlicheren Wunsch, als nachzudenken. Irgendwie meinen Schädel zu entleeren. Ich fürchte, er würde mir sonst platzen!«

Dabei lächelt sie zum ersten Mal nach einen solch zornigem und ehrgeizigem Gespräch.

»Du kannst gehen, wohin du willst, Anniek! Ich werde hier draußen sein, wenn du eine Frage hast, oder mich anders brauchst!« lächle ich zurück. Und entzückt nickt sie, bevor sie von dannen zieht.

Sie ist nicht minder ein Herrscher über diese Welt als ich. Doch was bedeutet es zu herrschen? Innezuhaben – jenes »Institut der obstrukionalen Monarchie«? Heißt das, ich sey nur dann ein würdevoller Herrscher, wenn ich voraussichtig mit einem Schwert durch die Hallen meiner Feinde ziehe und jeden enthaupte, der meine Tyrannei gefährdet? Oder bedeutet es etwa, daß ich so lange weissagen muß, bis ich mir selbst nicht mehr vertraue und schließlich den Verstand einbüße?

Zu lieben, ist für wahr nicht einfach. Doch hier bietet sich mir schon die Chance und ich fühle mich unfähig zuzugreifen. Ich kenne meine Bestimmung, meine Gesinnung und meine Erfahrung, und dennoch kann ich weder sagen, wie Anniek sich morgen gibt, noch in einer Stunde. Oder niemals. Vielleicht ist mir vorgesehen, in zehn Minuten von

einem Blitz erschlagen zu werden. Vielleicht soll es mir so sein, daß ich in zehn Minuten Flügelschwingen aus meinen Rücken werfe und in den Horizont fliege. Vielleicht werde ich auch in zehn Minuten noch immer auf dieser Bank sitzen und dummes Zeug denken.

Ich beanspruche das Recht zu sagen, was mir liegt, weil ich durch Ungewißheit betrunken gemacht wurde. Derart großen Eigenzweifel habe ich in meinem Leben niemals zuvor empfunden, wie jetzt in diesem einzigartigen Moment. Wie hoffe ich, daß sich Anniek für dieses Leben, für mich entscheidet und fortan hier leben will.

Die meisten ursprünglichen Kulturen sehen unter Zwang eine vergleichsweise große Toleranz, in einer geschaffenen Welt zu leben, solange sie nur leben. Aber Anniek ist weder eine Kultur, noch primitiv oder einfältig. Sie ist, was sie ist. – Mir fehlen die Worte!

Wie also kann man sie einschätzen, bewerten und schützen? So, wie ich auch mit mir verfare, oder zu jenem Zeitpunkt, wenn ich mich mit einem alten Freund treffe? Vielleicht einem aus meiner Armeezeit? Doch selbst mit den schlimmsten Trotteln aus dieser Zeit habe ich mehr Sätze gewechselt, als mit der erhabenen Anniek! Wie fremd mir das Naheliegende doch immer noch sein kann! Selbst, wenn man es im Besitz weiß!

Anniek, Anniek. – Noch immer erweckt dieser verheißungsvolle Name Ehrfurcht und Unmut in mir, wenn ich an die Zeit zurückdenke, wo mir tatsächlich die Knie weich wurden, sobald ich sie sah: Wie oft habe ich mir Vorstellungen darüber gemacht, was ich wohl sagen könnte, wenn ich ihr einmal gegenüberstehe. Und wie flüssig habe ich gesprochen: »Sey mein. – Ich liebe dich!«

Blickte ich nur aus dem Fenster und sah, wie sie gleitenden Schrittes auf ihr Haus zuing, nur zehn Meter an mir vorbei – getrennt durch Glas und Holz –, so stockte mir der Atem. Nicht nur, weil manchmal Tage und Woche vor einem Wiedersehen lagen; sondern weil ich mir auch verbildlichte, ich könnte ihr wirklich gegenüberstehen – diesem Dämon der Ungeduld.

Was anderes will ich schon sagen, als daß es mir leid tut, ihr in all den Jahren nicht nachgeweint zu haben und sicher werde ich mich in ferner Zukunft dafür ohrfeigen, daß ich nie an ihre Tür klopfte und ihr meine Liebe gestand. Im Alter werde ich bei solchen Gedanken nur sagen können: »Sicher: Damals war ich jung und ängstlich. Heutzutage bin ich zu alt, um Furcht zu zeigen!« – Was für eine erbärmliche Ausrede! Die einzige, die mir als Greis noch einfallen wird. Was aber wird mir jetzt einfallen, um die nächsten Stunden zu überstehen? Um nicht in würdelosen Mißkredit zu verfallen, als sey ich Sünder und hätte Panik vor einem Gläubiger? Werde ich mich wieder mit Ausreden abfinden können, oder wahren Eifer leisten; echte Liebe offenbaren und verteidigen, als wüßte ich von meinem morgigen Tod?! – Lieber lasse ich es etwas ruhen, so spricht der Feigling im Angesicht der höchsten Gewalt auf Erden.

Den angebrochenen kümmerlichen Abend bringe ich damit zu, schweigend auf meiner Bank zu sitzen und mich voller Bewußtsein zu fragen, was Anniek gerade tut. Das frage ich mich zwar, lange bevor ich in ihrer Tür stand, doch jetzt bedrängt es mich besonders, da ich ihr so nahe bin. Minder fürchte ich den Tod als den Gedanken, mein Dasein ohne Liebe verlebt zu haben.

Es gilt eine Lösung zu finden, die uns beiden gerecht ist.



Einerseits habe ich darauf zu bestehen, sie für den Rest meines Lebens zu lieben; ihr jedoch habe ich das Recht auf freie Entscheidung einzuräumen. Ich wünsche keine Sklavin; ich bin kein Herr.

Hätten wir in einer Zeit gelebt, in welcher man sich dem gesellschaftlichen Narrentanz nicht mehr hätte beugen müssen, wäre jede meiner Entscheidungen ohne Hinterfragung nach Unrecht. Mir erscheint es wie eine göttliche Anweisung, Anniek zu lieben; und im Zweifelsfall sie auch davon zu überzeugen, mich zu lieben, obgleich ich in diesem Werk einen berechtigten Widerspruch sehe.

Dagegen steht meine unbeirrbare Vernunft, Anniek zu lieben, weil ich glaube, daß es für mich das einzig Heilige auf der Welt ist. Das Einzige, das ich wirklich verstehen und unterstützen kann. Wofür ich immer offen sein werde und stets gerecht geneigt. Aber bis es soweit ist, muß ich die Gunst der Angebeteten mit Balz erringen. Und das zu schaffen, ist momentan mein Lebenszweck.

Betrübt und der Meinung, schon genug nachgedacht zu haben (mich plagte sozusagen die Langeweile darüber), stoße ich auf und betrete das Haus. Mit vorgehaltener Brust, falls Anniek mir aus Frust über ihre hiesige Gegenwart ein Messer des Gerechten in den Leib rammen will, schreite ich leise den kühlen Flur entlang und erwarte hinter jeder Ecke meine verdiente Strafe. Jedoch, mir begegnet niemand.

Ob Anniek in ihrem Zimmer sitzt und sich so lange einschließen will, bis auch sie zu einer Erkenntnis findet, die meiner gleicht?

Die Stube erreicht, setze ich mich an den Tisch – auf jenen Stuhl, sodaß das Fenster rechts von mir liegt. Die Arme liegen ermattet wie nach einem Boxkampf auf der Tischplatte;

sie schienen mir nicht einmal fähig, einen Galgenstrick zu knüpfen. Schließlich sackt auch mein Oberkörper zusammen, direkt auf die schutzlosen Hände, die unvorbereitet sind, ein solches Gewicht aufzufangen. Dumpf schlägt mein Haupt auf das Holz und federt einen Fingerbreit zurück. Alles kommt zum Stillstand. Einzig der verklingende Schlag meines Herzens scheint keine Ruhe zu finden.



### 3 Die Wandlung

Von diesem Moment an vermögen meine Erinnerungen nicht länger das Geschehene so wiederzugeben, als sey ich der unsichtbare Dritte im Raum. Vielmehr sehe ich mich durch die Vielschichtigkeit meiner Geschichte gezwungen, die Geschehnisse aus meinem Leben dergestalt zu schildern, als müßte ich sie aus weiter Zukunft zurückdenken.

\*\*\*

Es müssen einige Minuten vergangen sein, in denen ich mich mit geradlinigen Überlegungen bezüglich unseres Schicksals auseinandersetzte. Ich dachte auch darüber nach, einfach einzuschlafen, doch was würde dann Anniek von mir denken? Was wäre, wenn ich im entscheidenden Moment schlafe?

Wahrhaftig will ich gar nicht schlafen, sondern nur etwas ausruhen – wenn möglich bei Bewußtsein, damit ich nichts verpasse. Immerhin verrät die gegenwärtige Anspannung, daß es von Bedeutung sey, auf jede ihrer Fragen eine Antwort zu haben. Und in so einem Moment kann ich nicht schlaftrunken meine müden Lider heben und »Hä?« entgegen!

Zur Gänze in Lustlosigkeit verfallen, da ich, wie erwartet, Annieks Handeln nicht vorauszuahnen vermochte, schwenke ich meinen Leib hin und her. Etwas so, als wollte ich das Schaukeln einer Wiege simulieren. Wozu das gut sein konnte, weiß ich nicht, aber es lenkt mich von meinen Bedenken ab.

Daschon vernehme ich Schritte, die die Treppe aus dem Obergeschoß hinunterführen und im Flur enden. Nur will ich nicht recht glauben, daß Anniek meine Anwesenheit durch die verschlossene Tür wahrgenommen haben kann, und ich hier auf sie warte! Oder will sie womöglich gar nicht zu mir, sondern dasselbe tun wie ich?

Gerade noch bemerke ich ihr Hereinkommen, sie bleibt stehen. Dann geht sie weiter auf mich zu, vier weitere Schritte hält sie abermals inne.

Hat sie nur wegen des Ausblicks unmittelbar hinter mir gestoppt? – Ich irre. Das liebliche Wesen schien auf den richtigen Moment zu warten, und dann passierte es: Sie allein ist es, die von sich aus ihren Kopf nach unten beugt, bis er dicht an meinem schwebt. Wahrhaftig legt sie ihr Ohr an meines und preßt ihren Kopf von links daran! Von hinten führt sie ihre Arme um mich und klammert meine Brust ebenfalls zu sich hin!

Aus Angst und Aufregung wäre ich beinahe gestorben. Mein zerknittertes Herz springt Saltos; mein Verständnis für diese außergewöhnliche Tat bricht sich das Genick auf der Suche nach einer Deutung. Nun ist es sowieso egal.

Nur ungern gebe ich mein anfängliches Mißtrauen gegenüber einer so unerwarteten Geste zu. Für eine Sekunde vermute ich sogar eine Täuschung. Abermals sollte ich mich irren.

Woher konnte ich wissen, daß mir so leicht diese Liebe zugeteilt worden wäre, wenn ich sie nicht erfahren hätte?! Jung bin noch und es fehlt mir wie keinem anderen an Erfahrung, die ich vielleicht niemals brauchen werde. Dennoch muß ich die sich mir bietende Gelegenheit annehmen, wie es auch geschieht; in Ehrlichkeit oder Verschlagenheit. Alles auf mich zukommen und es wieder entschwinden zu lassen – in den Weiten meines Irrglaubens – ist mir Lebensinhalt geworden und ich mag nicht länger darauf verzichten. Es beschert mir zu häufig die für mein Aufstreben benötigten Überraschungen. Und genau so ein Augenblick geschieht in dieser Sekunde.

Unfähig, meine Gedanken auf einer Linie zu ordnen, damit ich ihnen nach und nach folgen könne, springe ich hin und her und sammle Machwerk, meine Existenz, aus den Trümmern meiner Enthaltbarkeit ein. In meiner unbesonnenen Natur entgeht mir beinahe Annieks Zuflüstern: »Ich habe mich nun für ein Leben entschieden.«

Was sollte ich armer Kerl schon darauf antworten, außer ... , außer ... – ich bleibe sprachlos. Mir fallen keine Worte ein. Schlicht so, als habe ich niemals eine andere Sprache gelernt als das Schweigen. Und das führe ich jetzt gekonnt vor. In einer Ahnung weiß sie von dem Eindruck und der Verwirrung, die aus mir strahlen. Wie kann man sich schon über all die Jahrhunderte, die ich zu leben geglaubt habe, auf etwas so Einmaliges vorbereiten?

Es mag gar niemals niedergeschrieben worden sein, wie innig ich diese Liebe gelebt habe und in welcher Weise ich mich, in Ermangelung einer wörtlichen Beschreibung, für ihre Verwirklichung aufgeopfert habe! Schließlich brachte ich mein bisheriges Leben mit einem Versuch zu, und bin

doch nie fertig geworden.

Unentwegt entsinne ich mich an die Vergangenheit, in der sich oft die Frage nach Annieks Gefühlen für mich stellte. Mut und Feigheit vor dem Unerwarteten gerieten in ein Wechselspiel und zerreißen mich bis heute.

Das Ironische an der Angelegenheit war ja nun mit einem Worte, daß wir Nacht um Nacht höchstens achtzig Meter voneinander entfernt schliefen – in benachbarten Häusern, und nur einen Blick durchs Fenster entfernt! Welche Perversion liegt dem zugrunde, mir die einzige Frau genau vor die Nase zu setzen, die mich als einzige um den Verstand bringen kann? Ist das der Test eines Gottes? Oder durch Wissenschaft erklärbare Zufälligkeit? Nichts von beidem, meine ich. Während sie lesend im Bette lag, war ich zu sehnsüchtiger Zermürbung verdammt, ihr niemals näher zu kommen als bis zur Wand des Zimmers. Eine widerliche Strafe!

Seine Gedanken von einer Stumpfsinnigkeit abzulenken, bloß um eine andere zu rechtfertigen, ist gewiß falsch; doch ehrbarer, als eine Entscheidung zu treffen, ohne einer Lösung teilhaftig zu werden.

Lebhaft denke ich mir, daß es sich wie eine neue Teufelei aus den schattigen Fresken meiner porösen Gesinnung anhören muß, wenn ich andeute, auch nur beschwichtige und heiße, wie sich die Tage strecken – und ich immer mehr einem vielversprechenderen Leben gleichkomme, das ich vielleicht weder beherrschen kann, noch mich ihm beugen will. Wenn ich keinen Mittelweg finde, bin ich sicher verloren. Doch nur, wenn ich Anniek nicht konnte!

Bald überkommen mich die Gefühle und machen mir bewußt, daß es eine besondere Möglichkeit geben muß mich

abzureagieren, da mich sonst die angestaute Dringlichkeit umbringt. Müßig nehme ich die Schlinge von meinem Hals, die Anniek mir mit Armen geknüpft hatte, lege sie behutsam beiseite, gleich so als wolle ich einen Säugling ablegen. Ohne Anniek anzusehen, erhebe ich mich und blicke starr auf den Boden, als suchte ich etwas.

Da gibt es diesen drückenden Schmerz in meiner Kehle, der mich immerzu spüren läßt etwas herauszuwürgen; der mich zwingt und meine Zunge auszuspucken verlangt, nur um des Atmens willen. Der Druck nötigt mich in die Knie und herb setzen sie auf dem harten Holzbelag auf. Meine Hände auf die Oberschenkel legend, ringe ich um Luft.

Anniek tut nichts: Sie weiß um mein Innerstes, und daß ich dies nur alleine bewältigen kann. Es verhält sich wie eine anfängliche Freude, die erst überwunden werden mußte, um ertragen oder genossen werden zu können.

Und dann kommt ein Abschnitt, in welchem ich gar nicht zu atmen vermag. Eine schweigsame Pause, die mich hindert, einen weiteren Luftzug zu tun, oder aber zu reden. Das schränkt mein Denken ein und es ist als sey ich tot. Schließlich presse es zu sehr, als daß ich den Druck in mir behalten kann und alles Unbehagen mündet in einem Husten. Das geht so einige Minuten, begleitet von tränenden Augen und Kopfschmerz. Meine Fingerkuppen drohen zu platzen.

Die Hitze erscheint unerträglich, so knöpfe ich mein Hemd auf und lege es ab. Unachtsam werfe ich es auf die Stuhllehne und blicke bei diesem Moment auch in die erregten Augen meines Gegenübers. Sie sehen fassungslos und gleichzeitig verständnisvoll aus. Wenn ich doch nur für eine Sekunde verstehen würde, was sie denkt!

Rot glüht mein Körper und flach war mein Atemstrom:

»Ich hoffe, du faßt diese Geste nicht falsch auf!« keuche ich heraus: »Es ist mir gerade so, als ginge es um mein Überleben! Und jenes will ich immerhin mit dir verbringen!«

Sie lächelt und flüstert: »Was kann man falsch verstehen, das nicht falsch ist? Das Privileg, niemals Schwäche zu zeigen, ist anstandslos pfiffig – im Duell; aber anstandslos dumm – in einer Romanze!«

»Trotzdem muß ich um Nachsicht bitten; ich glaube, das gehört sich so nicht.«

»Weshalb nicht?! Auch ich muß eines Tages meine Wahl treffen, wie ich meine Überwältigung ausdrücken kann!«

»Heißt das, ich war ... zu voreilig?«

»Wie könnte die Spontaneität zu voreilig sein? Bei alledem, was ich erfahre, und benenne? So ist der Anreiz der Ergebenheit einer der höchsten Momente einer angebotenen Gestalt! Und jene ... bist ... du!«

Mit dem Finger weist sie auf mich und übertrifft ihr vorhergehendes Lächeln um weitere Nuancen. Jedesmal, wenn sie das tut, glaube ich, sie habe den Gipfel bereits erreicht und könne mich nicht mehr beeindrucken. Doch es ist, als bestiegen wir beide einen Berg ohne Gipfel.

Anniek faßt mich an, ihr Griff an meine Schulter ist einprägsam. Wie eine Ohrfeige des Vaters, damit ich lerne, eine Dummheit nie wieder zu tun. Doch Annieks Berührung ist überwältigend schön. Wie lange schon will ich einen Duft riechen, der mich nicht abschreckt und mir unbekannt ist. Dessen Erriechen jedes neue Mal ein Abenteuer ist, gleichgültig wie ungeschickt ich mich anstelle. Das ist ein Trieb der Liebe!

Meine starre Angst läßt nach und ich glaube wieder atmen zu können. Konzentriert will ich einen weiterführen-



den Gedanken fassen. Um Ziele zu erreichen, die ich längst erobert habe.

Ich scheue vor dem Anblick ihrer Erhabenheit – ihr Reich ist ihre Illusion. Sie wirkt so unglaublich, daß ich denke, ich sey eine Comic-Figur. Ich aber bin nicht erdacht; tue nichts Banales, um am Ende, auf der letzten Seite, einen guten Ausklang zu finden! Denn alles, was ich ab heute bewerkstellige, soll in seiner guten Absicht unendlich sein.

Wie ein Räuber sein Opfer überrumpelt, erobert mich die Unschlüssigkeit. Unzerkaut verschlingt sie mich und ich habe Angst vor ihren Folgen. Dabei habe ich mir niemals anderes gewünscht, als von ihr gefressen zu werden!

Obschon sie so nah bei mir steht, bilde ich mir ihr Zuschreiten ein. Immerzu denke ich: »Ja, komme zu mir, Geliebte! Umarme den Trostlosen unter allen Liebenden. Den Hoffnungswürdigen aller Sehnsüchtigen. Den Einzigen unter Vielen!« Und ich weiß, daß meine Gebete wohlgefällig erfüllt werden müssen.

Nein, es fehlt mir nichts! Jetzt, da mich Anniek schon wieder so ansieht! Wie könnte das jemals selbstverständlich werden?

Ich kann es nicht länger ertragen, und so springe ich auf und stoße sie im Effekt von mir. Sie starrt zurück und verstummt mit erhobenen Armen.

»Ich glaube, mir fehlt die Gewohnheit!« stammle ich betroffen: »Es tut mir leid, aber ich verliere bei dergestalt viel Schönheit die Fähigkeit für klares Denken!«

»Was?« – Sie schreit es fast hervor, doch kann man bei einem Wort nicht gleich auf ein allgemeines Befinden schließen. Dazu bin nicht einmal ich imstande!

»Anniek, du bist überwältigend!« schluchze ich jämmer-

lich: »Es ist zu viel für mich!« – Danach stürme ich aus dem Zimmer und an einen abgelegenen Ort. – In das rechte Schlafzimmer im Obergeschoß.

Keine Minute verstreicht, als es an den Türrahmen klopft. Ich habe erwartet, daß sie mir folgt.

»Was hast du?« erklingt ihr zartes Stimmchen. »Habe ich etwas Falsches getan?«

»Nein, nein, bestimmt nicht. Es liegt an mir.«

»Was soll das heißen?« Sie setzt sich lautlos an meine Seite.

Eine Minute vergeht, eine zweite, in der niemand etwas sagt, nach brauchbaren Worten suchend.

»Du mußt wissen, daß es niemals in meinem Leben zuvor einen solchen Wandel gab. Ich bin wie ein Insekt, das sich das erste und letzte Mal verpuppt! Unfähig zu überwinden oder zu verstehen, was in mir vorgeht!«

Sie überlegt. »Das ist die Liebe!« schlußfolgert sie.

»Und doch begegnete ich niemals einer so erhabenen Frau wie dir! Täglich lerne ich von dir, nicht anders zu handeln, als dich zu verlieben.«

»Das ist die Sehnsucht!« gibt sie nun zur Antwort.

Ich lehne mich zurück, sodaß ich quer über das Bett ausgespannt bin. Tief atmend erkenne ich, daß das Leben gar nicht so schwer ist. Neuen Mutes fasse ich einen Entschluß.

»Wärest du bereit«, der Blick in ihren Augen ist grenzenlos, »mit mir etwas zu unternehmen? Damit wir uns besser kennenlernen können?!«

»Was hast du denn vor?«

»Kannst du Auto fahren?«

»Ja, gewiß kann ich fahren.«

»Fein! Dann folge mir.«

Mir eine Träne aus dem Auge wischend, verstehe ich endlich den Grund für mein Hiersein. Endlich finde ich den Hebel, um alles Geschehen zu bewirken. Da oblag mir eine Tatsache, die ich begreifen und erhalten wollte. Und das Verstehen machte ich mir zunutze, indem ich es lebte. – Ich lebe in meinem eigenen Traum!

Draußen ist es sonnig und keine Wolke steht ihr in der Nähe. Während Anniek neben mir geht, flüstert sie etwas, das ich nicht verstehe. Also bitte ich vorsichtig um eine Wiederholung:

»... Ich sagte nur, daß allein der Anblick dieser Wiesen und die Luft, die mir entgegenzieht und nach verbranntem Holz und nach Sommerblumen riecht, es wert wäre, hier zu leben. Was muß ich naiv gewesen sein, als ich mich meine Entscheidung bereits nach Stunden zu bereuen sah. Eher zu sterben, als mit einem Fremden in diesem Gefängnis zu leben, das es gar nicht ist. – Sehe ich mich um, bin ich zwar fremd, aber doch freier als je zuvor!«

»Bin ich dir noch so fremd? Ist nicht alles eine Sache der Gewöhnung?!«

»Da wirst du wohl recht haben!« wägt sie.

»Bedenke das schlüssig und ernsthaft, Anniek! So einfach ist es nicht! Um ehrlich zu sein«, halte ich Anniek an und drehe sie zu mir, »weiß ich nicht, wie ich auf meine eigene Entführung und den Zwang, an einem mir vielleicht leidigen Ort zu leben, reagieren würde.«

»Warum sagst du das?« fühlt sie sich ein. Mit metallischen Augen versucht sie zu ergründen, was in mir vorgeht, so etwas zu sagen und treibt mich gleichzeitig in die Verlegenheit, die unbedachte Aussage zu bereuen.

»Laß uns dort hoch gehen!« lenke ich ab und weise mit

meiner Hand in Richtung des Scheunentors. Neben dem Wohnhaus stand nämlich dieses große Bewirtschaftungshaus, das als Stall ebenso wie als Abstellplatz für Geräte und Fahrzeuge genutzt werden konnte. Nach meiner Erinnerung stand dort stets ein Vehikel, das vorrangig für Einkäufe im Dorf genutzt wurde.

Artig folgt sie mir, dem, der ja doch alles über die Beschaffenheit dieser Welt in Erfahrung gebracht hatte, und vertraut mir innig. Das kann ich spüren. Und ich glaube, wenn es so weit ist, wird eine Beziehung intim.

Kaum stoße ich das Tor auf, stürmt Anniek neugierig in die Scheune. Da steht tatsächlich ein Motorroller für zwei Personen. Sie geht um das Gefährt herum, setzt sich ans Lenkrad und startet den Motor. Ich sehe mich sowohl ihrer Spontaneität als auch ihrer Selbstsicherheit zugeneigt.

Ohne Verzögerung fährt sie aus dem Verschlag hervor und wartet vor dem Haus auf mich.

»Mir gefällt, daß die Verständigung zwischen uns so gut funktioniert«, lobe ich.

»Aber wir haben gar nicht miteinander gesprochen!«

»Genau das meine ich.« Dabei grinse ich, genau wie sie.

Nun liegt es an mir, ihr als Beifahrer den Weg zu weisen. Wir folgen dem teilweise asphaltierten Weg, bis wir eine große Kehre erreichen, die am Berg entlangführt. Haus und Hof stehen an einem steilen Hang, weit oben in diesem Tal, und den Wald immer im Rücken.

Da es ohnehin nur eine Straße gibt, der sich folgen läßt, kommen wir gut voran. Nach zwei oder drei Abpfaden komme ich jedoch ins Grübeln und erinnere mich kaum noch an den Weg.

»Irgendwie ins Tal?« schlägt sie kurzerhand vor, und ich



nicke. Wüßte sie nur, auch ohne meine Worte, welch Geschenk es mir bedeutet, hinter ihr auf diesem großen Roller zu sitzen und sie fest am Bauch zu umschlingen!

Anniek scheint für das Fahren des Vehikels wie gemacht zu sein: Geschickt und erfahren bremst sie vor den Kehren ab, hält alleine das Gleichgewicht, weicht Schlaglöchern aus. In einem Gefühl von Sicherheit betrachte ich die Landschaft.

»Geht das Leben nicht sonderbare Wege!« flüstere ich, ohne Anniek anzusehen. Ein kurzes Nicken meine ich im Augenwinkel wahrzunehmen. Mehr habe ich nicht erwartet – schließlich muß sie sich auf den Verkehr konzentrieren.

In der Ferne fallen mir Rutschungen am Berghang auf.

Immergrün schimmernd wächst der Wald fleißig an Abhängen und Tälern. Eines dieser Häuser dort könnte unser Hof sein – er trägt den Namen Büntergrashof –, doch haben wir den für den Moment hinter uns gelassen.

Wie ich sehen kann, schlägt die Fahrerin stets den rechten Weg ein: Sie biegt an jenen Stellen ab, die ins Dorf hinabführen werden, und ich bemerke, wie gleichmäßig und trieblos die Reise ist, deren Habhaftigkeit noch immer in den Sternen steht.

»Wohin genau nun führt uns dieser Weg?« fragt sie. Dabei weiß ich, daß sie nicht die Straße, sondern unser Schicksal meint.

»Du möchtest wissen, was wir erleben werden? Welche Abenteuer?«

»Keine Herumgerede! Ich erwarte eine echte Antwort!«

»In einer unechten Welt?«

»Dann eben eine befriedigende Antwort. Denn diese Welt ist es ja nicht, oder?«

»Ich ahne, wie das auf dich wirken muß: Da ist ein Mann, der hat es irgendwie geschafft, seine Fantasie in einen dauerhaften Bewußtseinszustand zu überführen; und er zeigt weiterhin die Fantasie, irgendeine Frau an seiner Seite zu haben, mit der er sich vergnügen könne! Ich kann dir diese Annahme nicht verwehren!«

»Nein, das ist es nicht, was ich denke.«

»Wie meinst du das?«

»Nun, ich habe auch darüber nachgedacht in den vergangenen Stunden: Hätte nicht die Fantasiewelt eines widerlichen Kerls aus frei zugänglichem Schnaps, Reichtum und willigen Frauen bestanden?«

Ich schüttele den Kopf vor so viel Vorurteil.

»Tatsächlich sehe ich davon nichts«, fährt sie fort: »Und das hat mich erst recht verwundert.«

»Weiter«, bringe ich heraus.

»Stattdessen sehe ich eine betörende Landschaft; ich sehe ein friedfertiges, verständnisvolles, nachdenkendes Wesen in dir, dem gegenüber nicht gerecht wäre, es schlichtweg nicht zu beachten. Anstelle eines Palasts, in den man das Zentrum seiner Verliebtheit gerne erheben möchte, wohnen wir in einer bescheidenen Hütte ohne Prunk. Was sagt mir das über dich?!«

Sie schweigt einen Moment: »Deine Philosophie ist bemerkenswert, nicht leicht zu verstehen, vielleicht einzigartig. Das mag der Grund sein, weshalb ich nicht panisch herumrenne, weil ich mich dir ausgeliefert sehe. Nein, da ist etwas anderes, das mich geduldig sein läßt.«

»Deine Worte erfreuen mein Herz, Anniek.«

»Du mußt ... mich wirklich sehr lieben. Das wird mir erst jetzt deutlich.«

Sie schmunzelt verlegen, obwohl kein Grund dafür vorliegt.

»Ja, so ist es! So ist es! Und nichts könnte mich davon abbringen, dieses Geheimnis noch länger in meiner Seele zu wahren! Bei Jhadar: Wie kann ich nur die Endgültigkeit meiner Liebe beweisen? Wie kann ich der Welt belegen, daß du, Anniek, die Eine bist, die ich jemals lieben will?! Ein Heil sey es mir, allein ein Haar auf deinem Kopf zu sein! Nun stelle mir vor, wie es mir geht, dich seit unserer Abfahrt zu umarmen! Das Herz will mir aus der Brust springen!«

Plötzlich kommt uns ein Lastwagen auf unserer Fahrspur entgegen. Anniek kann rechtzeitig ausweichen. Zu jeder Sekunde war ich mir sicher, daß wir nicht sterben können.

Aber was sollte dann dieses »Motiv«? Ein Symbol meiner Zerrissenheit? Oder der Autonomie, die mich überfordert?

Unabhängigkeit beschwichtigt den Durst nach Rache in unserem Geist. Sie befürwortet den Sterblichen, und verkennt den Anmaßenden. In ihrer Funktion als ein steriles Organ bleibt sie unbestreitbar das wichtigste Werkzeug des Freisinnigen. Und als solch ein Organ wächst es nur denjenigen, die Freiheit als Ebene des Wohlwollens wahrnehmen, als ästhetische Würde, und nicht als das Privileg der unbeschränkten Fortbewegung. Jedoch, dieser »vierte Verdienst« ist in dieser Wirklichkeit unnötig – schließlich faßt er diese Welt und hält ihre Teile beieinander. Dabei war es eben jene Unabhängigkeit, die mich hierzu inspirierte.

»Was begehrt du? Was erwartest du vom Leben?«

»Ach was – ich habe keine Wünsche«, stellt sie nach einer Bedenkzeit heraus.

»Du weißt ebenso wie ich, daß das nicht wahr sein kann!« – Dann beobachte ich sie. Offenbar schämt sie sich für die Aussage und wünscht eine Berichtigung. Aber sie ziert sich auch, als würde man einen Fehler eingestehen müssen.

»Du hast tatsächlich einen Schmerz heraufbeschworen – er gleicht ungefähr der Vorstellung etwas verloren zu haben, wofür ich mein bisheriges Leben verschwendet haben soll.«

»Nichts, was du tust, kann etwas mit Verschwendung zu tun haben! Da bin ich sicher.«

»Du hast keine Ahnung! Nicht von meinem Standpunkt aus!« – Beinahe böse ward sie anzusehen: »Seit meiner Schulzeit wollte ich nichts anderes als Studieren. Medizin. Weit fortgeschritten bin ich seither. Zeit für Freunde, für Kino und anderes hatte ich nur selten. Nur wenige Bücher vermochte ich zu Ende zu lesen, mit Ausnahme medizi-



nischer Literatur. Kaum ein Tag verging, da ich nicht bis in die Nacht lernte, bis ich glaubte, der Kopf wolle mir platzen. Dahingehend kann ich wie ein Roboter sein: Mir bewußt, daß es auch an Abwechslung nicht zu wenig sein darf, verleugne ich meine Vernunft und lese nur noch mehr. Einerseits mochte ich mehr als andere wissen – dafür gibt es keine anderen.«

»Bemerkenswert«, flüstere ich.

»Was sagst du? Bemerkenswert? – Also ehrlich: Du bist der erste, der glaubt, es sey gut, was ich tue! Da denke ich an meine Eltern, meine Schwester, die nicht müde wurden mich zu Freizeit zu ermahnen!«

»Hm, das waren wohl ihre Wünsche.«

»Und was war mit meinen Wünschen?«

»Aha!«

»Was denn Aha!? Habe ich je zugegeben wunschlos zu sein?«

Ein Schmunzeln kann ich abermals nicht unterdrücken:  
»Ich wünschte, ich wüßte nichts davon! Nun, jetzt, da es ausgesprochen ist: Was sind deine Wünsche?«

»Meine Wünsche zu kennen – was würde dir das bedeuten?«

»Ich könnte mein Leben danach gestalten. So einfach wäre das.«

Spreche ich sarkastisch und merke es nicht? Gelegentlich mag ich mir kaum vertrauen – daß ich es bin, der vor einer Gelegenheit zurückschreckt; sich versteckt oder winselt. Eben so, als sey ich Kommandant einer kleinen Armee: Ich wüßte, daß sich diese von mir befehligte Armee nicht beherrschen läßt. Trotzdem muß ich ihr Sprecher und Anführer sein.

Im rettenden Moment erreichen wir das Eingangsschild des Ortes, des Zieles unserer Reise: Graudorf, dem namensgebenden Ort im Graublattal.



## 4 Betört

Sogleich wir mitten im Ort, nah am Marktplatz, angehalten und abgestiegen sind, kommt mir in Erinnerung, daß ich nicht einen einzigen Pfennig bei mir habe. Anniek natürlich auch nicht. Ich kann nicht einmal sagen, ob wir überhaupt Geld im Haus verwahren; ob Münzen und Klimperding, sozusagen, überhaupt Teil meiner Fantasie gewesen sind.

Der Behauptung, daß unser Ausflug vergebens gewesen sey, stelle ich mich jedoch aufrecht entgegen: Denn ich habe gesehen, was um uns ist. Ich habe mit Anniek vertraut sprechen dürfen. Ich habe sie sogar für eine ganze Weile umarmt. Wenn es nach mir ginge, wäre ich an jedem Tag für so einen »vergebenen« Ausflug zu haben.

Und was Anniek angeht: Sie blühte sichtlich auf im Genusse ihrer Freiheit. Das begann mit dem Fahren des Motorollers, das ihr unzweifelhaft gefallen hatte. Und es setzte fort mit einem herzlichen Lachen, das bar unserer finanziellen Lage aufkam.

In Ruhe sehen wir uns die Geschäfte an, wenn auch nur durchs Schaufenster, und beobachten die Menschen. Keine 200 Menschen können hier leben, so meinen wir, und nur wenige lassen sich auf den Plätzen und in den Gassen blicken. Einige sitzen im Café, einige liegen im Schatten,

unter der weitspannenden Ulme am Friedhof. Es ist gar so ruhig, daß, seitdem wir mit dem Roller lautstark am Marktplatz gehalten haben, kein anderes Fahrzeug uns begegnet.

Ermattet, aber glücklich, folge ich ihr überall hin, fasse kein widersprechendes Wort, schweige und beobachte ihre adrette Gestalt, das elegante Wandeln, das mir mit einem Male so nah und beliebig dauerhaft ist.

Bald machen wir uns auf den Rückweg und geraten in einen Regen. Der Wind hat aufgefrischt und die nasse Kleidung läßt uns frieren. Wie ich mich zitternd an Anniek klammere und mir kaum vorstellen kann, wie sie, dem Fahrtwind ausgesetzt, frösteln muß, spüre ich, daß es sie »nach Hause« drängt.

Ich bemerke dies mit Betonung, da Anniek kurz vor unserer Abfahrt davon gesprochen hatte, »nach Hause« aufzubrechen.

Anniek ist so in Eile, daß sie, nachdem sie den Motorroller in der Scheune abgestellt hat, unachtsam am Tor vorbeigeht und das Holz sie in die Wade schneidet.

Im Haus betritt sie das Badezimmer und zieht sich um. Ich selbst entkleide mich bis auf Hemd und Unterwäsche, und trocknet den Rest mit einem Handtuch ab. Derweil höre ich, daß Anniek die Leiter zum Obergeschoß besteigt. Nach einer Weile folge ich ihr.

Daß ich dabei im Prinzip nur in Unterwäsche herumirre, scheut mich nicht vor dem Handeln. Angesichts unserer Erschöpfung, unserer nassen und kalten Körper, denken wir uns nichts dabei. Nach nur einem Tag verhalten wir uns wie ewige Freunde, die sich schon dutzendmal entkleidet gesehen haben.

Mir ist freilich unwohl und alles geht mir zu schnell: Ge-

stern abend noch habe ich von einer Begegnung mit ihr geträumt, heute morgen stehe ich einer angebeteten Gottheit gegenüber und will vor ihr auf die Knie sinken. Bald schon reden wir miteinander, so frei und so tiefgründig, daß ich nicht glauben und verstehen kann, durch welche Tat ich mit so viel Glück belohnt werde. Dann der Ausflug mit dem Roller, bei dem ich sie eine gefühlte Ewigkeit ganz unbegründet umgreifen darf. Und nun – bin ich zugegen, wie ich ihr nachsteige, bereit, ihre Wunde zu versorgen.

Eine der Schlafzimmertüren steht einen Spalt offen und ich nähere mich mit aufgestellten Zehen. Anniek hat sich bereits ins Bett verkrochen, zugedeckt und auf die Seite gedreht. Die Kerze, die von allem einen schummrigen Schatten tanzen läßt, stelle ich noch vorsichtiger auf den Nachttisch, daneben eine Schüssel mit Wasser und einen Lappen. Das Licht genügt gerade, um ein paar Konturen auszumachen.

Ohne arglistige Gedanken fällt mir nichts anderes ein, als mich auf die Bettkante zu setzen und das Hemd abzulegen. Etwas regt sich hinter mir, aber ich kehre mich nicht um. Es kann ohnehin nur Anniek sein. Was wird mit mir geschehen? Werde ich zu einer Statue erstarren?

Das Geräusch nähert sich: Anniek hat sich erhoben und hinter mich gekniet. Ihre kalten Hände umschließen mich und greifen durch meine Arme. Ihr Kinn setzt in meinem Nacken auf, das mich wiederum wärmt, obwohl ich lieber gleich einer Keramik zerspringen will. Ihr Haar putzt mir schließlich die letzte Angst aus. Bewundernswert zart fühlt sich ihre Haut an, so anders, wie sie nur von einer Geliebten sein mag. Indes konnte sie nicht wissen, wie mein Herz rast.

So läßt sich der zuvor genannten Liste mit Erstaunen

hinzufügen, daß an diesem einen Tag die Frau meiner Anbetung nicht länger angebetet bleibt. Offenbar sieht sie sich einverstanden mit ihrer Situation, und ist nun sogar bereit mich mit bloßen Händen und absichtlich zu berühren!

Gerade, als ich krampfhaft irgendwelche Worte finden will, die mein Zittern erklären sollen, zieht sie mich hinab und ich komme auf dem Rücken zum Liegen.

»Ich muß dich auf Zecken untersuchen!« flüstert sie. Wir wissen beide, daß das nur ein Vorwand ist.

»Aber ... « – sie verbietet mir die Sprache.

»Wenn ich fertig bin ... , tust du dasselbe bei mir!« – Gerade diese letzten Worte wirken überzeugend wie ein Hammerschlag auf den Kopf: Betäubend, wohltuend, erwartend und zu vermeiden gesucht. Nach dem Verlust meiner Sprache kann ich nun nicht einmal mehr denken; sie hat mich mit einfachen Berührungen betört und blockiert.

Wie ich auf dem Rücken liege, beugt sich die heilige Anniek über mich, und leuchtet mich heim. Heim zu ihr. Langsam schiebt mein Unterhemd nach oben, zerrt es mir schließlich über den Kopf und wirft es achtlos aber hitzig auf den Boden. Gespannt blickt sie in meine Augen. Vielleicht sehe ich auch nur meinen Ausdruck gespiegelt.

Jetzt schwingt sie eines ihrer Beine über mich und nimmt auf mir Platz, und zwar genau auf meiner Hüfte! Wie sollte ich noch mehr erstarren? Unsicher wie ein Betrunkener vor einem mathematischen Rätsel erkennt Anniek meine Ehrfurcht instinktiv und wirkt ihr entgegen.

Ihr Gesäß hat sie noch immer fest auf meinem verankert, und mit gebeugtem Rücken kommt sie mir nah. So nah, daß ihre Nase meine Brust zu berühren droht. Die Augen halte ich fest verschlossen – mag sein, daß mich der Anblick

getötet hätte. Der Oberkörper-Blöße ausgeliefert, fährt sie mit beiden Händen, deren Finger sie spreizt, vom Hals bis zum Brustbein. Ihre warmen Hände setzen den Weg fort zu den Schultern, meiner Hüfte und den Bauchnabel. In der Tat ist sie in ihrer Aufgabe gründlich und läßt keine Stelle ungeprüft, an der sich Zecken hätten festbeißen können. Insbesondere aber sind es die herabfallenden Haare, die mich strichen und erregten.

Ist an dieser Stelle die von uns beiden ausgehende, sexuelle Erregung erwähnenswert? War es wirklich dieser Grund, der sie so provokant auf meine Hüfte zu setzen veranlaßte? Ich denke, daß sie den Zweck kennt.

Als sie ihren Oberkörper weiter nach vorne spannt, pressen sich unsere Hüften fester gegeneinander und ich spüre das Hervortreten von Proportionen. Natürlich versteifte sich mein Glied, obschon mir nichts ferner lag als der Koitus (der hätte mich tatsächlich getötet). Mein Körper war aber anderer Meinung.

In ihrer Annäherung trennen uns nur zwei Fingerbreit von einem Kuß; da wendet sie sich geschmeidig ab und drückt stattdessen ihre Wange an meine. Spätestens jetzt wissen wir beide, daß niemand nach Zecken suchte, sondern das ganze ein Vorspiel zur Lust gewesen ist. Leise vernehme ich den in mein Ohr verhauchten Atem, und ich bilde mir ein furchtbar leises Stöhnen ein. Die Arme, bislang untätig neben meinem Körper gelegen, bekommen wieder Kraft und greifen nach Annieks Oberschenkel; leicht und dünn liegt mir das Gewebe ihres Schlafanzugs in den Fingern.

Offenbar bin ich zu weit gegangen, denn sie richtet sich bedächtig auf, schwingt ihr Bein von mir und dreht sich. Eine Rotation vollführt, setzt sie sich genau andersherum auf

meine Hüfte, sodaß sie nun meine Fußspitzen ansehen muß. Ihre Finger gleiten abermals an meinen Beinen entlang, so als würde sie die Suche fortsetzen. Auch diesmal beugt sie sich nach vorne, doch jetzt halte ich meine Augen geöffnet.

Straff und symmetrisch, geschmeidig wie ein Kristall elektrisiert mich der Anblick ihres Gesäßes. Von einer Aura umschlossen, einem unsichtbaren Magnetfeld, kann ich meine Hände nur schwerlich zurückhalten es zu berühren. – Oder werden sie gar gleichermaßen angezogen, wie sie davon abweichen, ähnlich einem Stabmagneten, der sich einem anderen nähert? Nichtsdestotrotz hätte sich das nicht geschickt. Aber erwartet sie es? Selbst dann hätte ich mich aus Anstand nicht dazu hinreißen lassen.

Mein Gehirn bekommt wieder einen Schluck Blut und beginnt sein vorgegebenes Denken: Ganz alleine bin ich mit dieser wundervollen Frau im Haus, fernab störender Einflüsse: Sie sitzt auf mir, eine Erregung mit Vorsatz hervorzurufen, und es funktioniert: Die Frage ist nur noch, ob wir wirklich miteinander schlafen werden. Alles deutet darauf hin.

Just, es bleibt mir einzugestehen, daß ich, trotz aller Erregung, unmöglich mit ihr intim werden kann! Ohnehin habe ich eine dergestalt übereilte, unkontrollierte Entwicklung nicht erwartet. Ihre Gegenwart bewies mir meine Existenz mehr, als wenn meine Mutter »Du bist mein Sohn und ich liebe dich« zu mir gesprochen hätte.

»... Bin fast fertig mit deiner Vorderseite. Drehe dich nun auf den Bauch!« – Damit spricht sie eindeutig das an, was ich erwartet habe. Und so tue ich es. Anniek bequemt sich abermals auf mein Gesäß und setzt das Lausen fort.

Es dauert nicht lange, da legt sie sich auf ihre Seite des



Bettes: Wie ein Reptil im Käfig schlängelt sie sich immer wieder an derselben Stelle. So niedlich ist sie anzusehen, daß ich sie am liebsten küssen will. Aber es bleibt bei einem Anstarren: Nun ist sie auf den Bauch gedreht und erwartet, daß ich mit der »Suche« beginne.

Unschlüssig trete ich heran, beuge mich nach vorne ins karge Licht. Ihre Augen verfolgen die meinen, der Blickkontakt reißt niemals ab. Und das kann ich ihr nicht verübeln, denn ich tat es ja genauso.

»Darf ich das aufknöpfen?« flüstere ich und hatte schon eine Hand an einem der Knöpfe, die ihr Nachtgewand zusammenhalten. Sie nickt, und so löse ich erst einen Knopf, dann den zweiten und dritten schneller: In einem seichten Spalt eröffnet sich darunter die Haut, und mit einer Handkante fahre ich hinein, so als will ich sie spalten. Beidseitig weite ich die Bluse, daraufhin sie einen Arm hebt und mich beim Abstreifen ihres Hemdes unterstützt. Langsam und noch viel langsamer bin ich fähig, die Schultern und das Brustbein abzudecken, bis ich einsehen muß, daß sie nichts als nackte Haut darunter trägt.

Schultern, Bauch und Lenden offenbaren mir nie erahnte Einblicke in ein Mysterium, das ein Mysterium bleiben sollte. An der Grenze zwischen zwei Wahrheiten trotte ich verblendet voran, unwissend, in welchen Abgrund ich lieber stürzen will. Fest zugekniffen und mit einem argwöhnischen Grinsen läßt sie ihre anderen Sinne sehen, und atmet dabei ruhig weiter. Ich finde Gefallen daran, sie in meinen Armen zu halten, insbesondere da sie sich in Vertrauen hingibt.

Obwohl ich nach wenigen Minuten mit dem Absuchen hätte fertig sein müssen, bin ich doch für sehr viel länger

vom sich über mich ergießenden Schimmer abgelenkt.

»Das wird es dir leichter machen!« flüstert sie mir zu und greift beidhändig nach ihrer Hose, die sie über die angewinkelten Beine abstreift. Darunter kommt helle Unterwäsche, bei deren Anblick mir erst recht die letzte Sicherung durchbrennt: Der harmonische Körper, prickelnd in meinem Herzen, und wärmend auf meine Gedanken wirkend; die verschlossenen Augenlider, die Begehren und Vertrauen rufen; ihre Gestalt, die meine Sinne verspotten; und letztlich auch der erotische Anblick ihrer unnahbar verdeckten Taille machen mich zu dem, was ich stets anstrebe: vollkommen in meinem Auftreten.

Da war nun nichts mehr um mich herum: Wer und wo war ich? Mich besinnend, schlucke ich und kneife die Augen zusammen, die Konzentration zurückgewinnend. – Ein erster Atemzug, dann ein weiterer. Davor scheint nichts gewesen zu sein.

An den zusammengelegten, makellosen Beinen fällt mir wieder ihre Wunde auf, die ich mit dem angefeuchteten Lappen betupfe. Sie ist weder tief noch arg, aber eben eine Verletzung der von mir angebeteten Perfektion. Würde sie ein Arzt aufschneiden müssen – führe ihm dann nicht ein intensives Licht entgegen, das ihn zerfrißt?

Immer noch suchte ich nach einer Möglichkeit, meinen unbegreiflichen Fantasien einen geeigneten Nährboden zu kommen zu lassen. Ich scheine in meiner Eigenart unfähig, das zu ergründen, was ich am besten verstehe. Ebenso, wie es einem Elementarphysiker eines Tages versagt sein könnte, die Bedeutung von Elementarteilchen zu verstehen. Er und seine Bestimmung wären sinnlos geworden.

Sollte das auch mein Schicksal sein? Zu kulant ist mir der

ehrwürdige Moment, der auf mich niederregnet. Unmöglich mich sattzusehen an der mir dargebotenen Pracht, regt sich meine Hand und streicht ihr, gleich einem Wärme-Detektor, über die entblößte Haut. Sollten nicht alle angebeteten Gottheiten auf die Knie fallen und betteln, unter Annieks Antlitz nicht in Vergessenheit zu geraten?

Den Kopf zum Bauchnabel geneigt, atme ich aus, und der Windstoß geht ihr kühlend um den Leib. »Verzeih!« flüstere ich ihr zu, ohne sie anzusehen. Näher und näher bringe ich meine Nasenspitze zu ihrer Haut, um sie schließlich zu berühren und mit ihr auf der Oberfläche kleine Kreise zu ziehen. Als ich davon genug habe, lege ich meine Lippen auf und küsse sie dort, wo meine Nasenspitze sie bereits berührt hat. Meine Küsse weitete ich in Richtung ihrer Hüfte aus, und endlich, mit etwas Hilfe meiner Hände, drehe ich sie auf die Seite und dann auf den Bauch.

Wieder stellt sich die Frage, weshalb ich sie zu lieben gedenke – und nicht etwa eine andere. Vielleicht eine mit größerem Busen? Eine, die zuverlässiger ist oder weniger widerspricht?

Dabei ist eine meiner eigentümlichsten Eigenschaften, im Menschen das zu sehen, was er selbst nicht sehen kann. Freilich bleibe ich unfähig, seine Gedanken zu erfahren; oder gar zu wissen, was seine Absichten sind. Auch sehe ich kein Skelett. Alles, was mir begegnet, sind Eindruck und mein Instinkt, der mich von demjenigen abhält oder anzieht. Letzteres trifft wohl am ehesten auf Anniek zu. Sie ist nun einmal die einzige Person auf der Erde, die mich jemals betören kann.

Klingt das nicht trotzdem danach, als ob ich jede Frau auf der Welt kennen müßte, und von diesen nur in Anniek

meine Favoritin sehe? So kann es ja wohl auch nicht sein, und dennoch behaupte ich es! Bin ich ein Verrückter? – Ich bin ein Verliebter, also könnte man das so sagen!

Nun liegt diese Göttin also auf dem Bauch und ich betrachte ihren Rücken. Von diesem Anblick so sehr eingenommen, hätte mich die Entdeckung nicht verwundert, daß ich drei Arme habe. Mit Reue denke ich an alle vorangegangenen Momente, die ich nicht damit zugebracht habe sie anzusehen. Und es gelingt mir nicht, mich von ihr abzuwenden: Die Augen beginnen zu tränen, aber ich fürchte kein Leiden, denn ich verspreche mir allumfassende Gesundheit allein vom ihrem maßgebenden Anblick.

Anniek hat nun ihre Hand links von sich abgelegt – sie wartet auf dem Bettlaken auf irgendetwas. Vielleicht darauf, von einer anderen Hand umgriffen zu werden. Also erfülle ich ihr diesen unausgesprochenen Wunsch und erkenne im selbigen Augenblick ein Schmunzeln in ihrem Mundwinkel. Oh, Heilige: welch' großartiges, fassungslose Glück ist mir nur beschieden worden!

Da nun liegt ihr Wesen und ist mich zu akzeptieren willig. Nur die Vorstellung daran kann einem Mann wie mir viel geben. Immer wieder fahre ich ihren Rücken mit den Augen auf und nieder: Bin ich nicht jener auf der Welt, der sie am besten zu kennen glaubt? Von ihrem Verlangen und geheimen Wünschen? Ihre Vergangenheit, ihrer innigen Verschwiegenheit und ihrer Allmacht zur Aufklärung dieser Welt? Ich kenne alles von ihr! Warum nur bin ich also so feige sie zu berühren? Will sie es überhaupt? Hält sie mich im Falle einer Tat für einen Lüstling? Oder für einen Feigling, der seine Zeit lieber mit Philosophieren verbringt, als ein Leben tatsächlich zu verleben – die Zeit zu nutzen, die ihm

geschenkt wurde?!

Erneut beuge ich mich zu ihr herab und versuche, ihre Schulter zu riechen. Mir gefällt, was ich tue. Ähnlich einem Künstler, der immer wieder (und gerne!) seine Kunst betrachtet und befühlt.

Die heilige Anniek ist keine Kunst: Sie ist der Gipfel meiner Vorstellungskraft. Mich haben schon immer Grenzen fasziniert, über die ich nicht hinwegsehen kann.

Ich finde mein Ende und schwinge mich auf die freie Bettfläche neben sie; meine Fantasie soll ruhen. Das Gesicht habe ich ihr zugewendet, und es kommt, was kommen mußte:

»Warum legst du dich nicht näher ... und küßt mich?« – Diese Frage schockiert mich maßlos.

»Ohne dich in Verlegenheit bringen zu wollen, weiß ich, daß es dich nach meiner Nähe verlangt. Ich will dir nahe sein, indem ich bei dir liege. Habe ich dich damit enttäuscht? Achtung und Verehrung hast du in mir gefesselt. Da will ich jetzt nicht tun, was dich in eine unehrenhafte Lage bringt«, flüstere ich ihr zu und erwarte eine herbe Antwort:

»Du bist, was ich wünsche: ob ich lebe oder tot bin. Ob ich krank oder gesund, beschäftigt oder gelangweilt bin – es bist immer nur du, den ich will! Das wurde mir in den letzten Stunden bewußt. Daher schäme ich mich, nicht früher so empfunden zu haben. Tatsächlich wünsche ich mir einen treuen, liebevollen Gefährten seit meiner Jugend. Jemanden, dessen Sprache mein Empfinden ist; dessen Handeln jederzeit mein Lieblingsfilm ist und ich ihm ewig zusehen wollte, würde ich nicht ständig von seiner unbändigen Herzlichkeit überrascht und zum Zwinkern getrieben; um zu prüfen, ob

alles nur ein Traum ist, in dem ich mich befinde!«

Lächelnd streckt sie ihre Hand nach mir aus, mit der sie mir dann über die Wange streicht und ihr ungehaltenes Schwärmen fortsetzt:

»Aber ... es kann kein Traum sein! Denn ich habe nie zuvor etwas geträumt, das so schön ist, wie das hier! Obwohl die unglaubliche Herrlichkeit dieser Gegenwart meine Skepsis erweckt, will ich sie glauben ... , will sie glauben!«

Noch einmal wispert sie die Wortfragmente »will sie glauben« und rückt näher heran. Dann küßt sie mich. Und ich sterbe erneut jenen Tod, den ich mir immer gewünscht habe: Das Herz springt mir fast aus dem Hals, Hände und Füße verkrampfen. Ein Kribbeln legt sich über die Kopfhaut und ich glaube zu schwitzen, obgleich alles ganz kalt wird. Was für ein Tod! Und was für ein Leben! Ich kann mich einfach nicht entscheiden!

Wie auch immer es geschah: Irgendwie bin ich mit ihr eingeschlafen. Die letzte Erinnerung zeichnet das Mondlicht, das auf den Nachttisch blickt. Und darauf steht die Kerze, die uns ein Licht der Lieblichkeit warf, und irgendwann in der Nacht verloschen ist.



## 5 Das Geschenk

**M**eine Augen wähen sich noch im Schlaf, als ich überlege: Soll ich Zeit meines Lebens hier liegenbleiben, um Anniek zu bewundern? Oder Aufstehen und Frühstück machen? Beide Möglichkeiten bewirken in mir gleichermaßen ein Ehrgefühl, das ich nicht verkommen lassen will.

Ob sich beides kombinieren ließe? Nachdem ich ihr einen Fruchtsalat hergerichtet und auf den Küchentisch gestellt habe, gehe ich aus dem Haus. Am vorherigen Abend bemerkte ich, daß der Vorrat an Holzscheiten für den Ofen aufgebraucht ist. So wollte ich neue Scheite schlagen.

Nach einer Weile kehrte ich zurück und wusch mich. Dann entdeckte ich Anniek frühstückend auf dem Balkon. Denn an einer Seite umlief ein solcher die dem Tal zugeordnete Front. Ein beeindruckender Ausblick mußte sich jedem Betrachter unweigerlich ergeben: weit, weit unten im Tal die einzige Straße und Teile des Dorfs; umliegende Bergspitzen, manche davon noch mit Schnee. Ein grüner, dichter Wald kleidete jede Bergseite.

Als ich auf dem Balkon trete, sehe ich sie lesend. Leise setze ich mich zu ihr, gieße mir Wasser ein und nasche vom Obst.

»Bist du mir gram?« fragte ich, von einer Ahnung besessen. Denn Anniek hatte konzentriert weitergelesen, ohne mich zu beachten.

»Wohl bin ich dir gram!« offenbart sie mir: »Ich erwachte ganz einsam! Wo bist du nur gewesen? Ich mußte mich zurechtfinden wie ein Blinder in einer fremden Welt!«

»Aber du kennst dich doch schon ein wenig aus!?!«

»Du meinst, ich kenne dieses Haus? Nur in der Dunkelheit und in der Verzweiflung – der anfänglichen Verzweiflung möchte ich verlegen korrigieren – habe ich es gesehen! Ich hätte dich an meiner Seite gebraucht!«

Ich neigte meinen Blick und vergebe die Naivität gerne: »Es tut mir leid. – Heute nacht spielte ich mit dem Gedanken, für immer neben dir liegenzubleiben. Zählt das gar nichts?«

Sie sieht mich scharf an, dreht ihren Kopf einmal hin und einmal her, dann atmet sie aus: »Ja« und legt dabei ihre Hand auf den Tisch. Ich tat es ebenso und wir berühren uns in der Mitte der Tischplatte. Während sie mich versöhnlich streichelt, empfinde ich Bedauern. Es fühlt sich an, als würde sie ihren Unmut ebenfalls bedauern.

Mit einem gewandelten Gesicht steht sie hoch, kommt heran und setzt sich auf meinen Schoß. Abermals umarmt sie mich und erhebt mich zum vorstehenden Punkt der Welt:

»Sieh' in meine Augen; sind die nicht gemacht zum Verlieben? Sieh' auf meine Lippen; sind die nicht gemacht zum Küssen? Mein Haar zum Durchstreichen? Abgesehen von aller Arroganz – errege ich nicht genau das in dir?«

Sie zuckt mit den Schultern und sagt: »Ich denke schon, daß es das ist!«

Nun komme ich mir richtig lächerlich vor. Denn ich stelle eine allgemeingültige Grundregel infrage.

Bedrückt sitze ich da und schweife in die Ferne: Direkt an



mir das liebenswerteste Wesen der Welt, und das Schauen gestattet meiner armen, verblüfften Seele den sehnsüchtigen Blick auf den ungetrübten, herrlichsten Ort der Welt.

»Weißt du eigentlich«, rede ich vor mich her, aber mit dem deutlichen Bewußtsein, die heilige Anniek anzusprechen, »wieviel es mir bedeutet, daß du in diesem Moment bei mir bist?«

»Was ist denn besonderes in diesem Moment?«

»Es reicht bereits, daß du bei mir weilst. In meinen Armen. In meinen unstillbaren Gedanken. Ich fühle mich wie ein kleiner Junge, dem unerwarteterweise der größte und sinnlichste Traum erfüllt wurde.«

»Das mag schon sein, doch ist Liebe und das reine Beisammensein oftmals etwas Fremdes!«

»Worauf du anspielst, weiß ich genau«, fahre ich dazwischen: »Es ist mein Leben, das sich nach dieser Aussage richtet: Ich liebte dich . . . , aber wir waren nicht beisammen. Und nun ist es soweit.«

Glocken läuten in der Ferne, Anniek dreht ihren Kopf in den Schall. Ich weiß, daß es die Kühe von der benachbarten Weide sind; aber weiß sie es auch?

In der Vormittagssonne erhellt sich ihr braunes Haar, und ich bin hingerissen. Was ich in diesen Tagen sehe, und hier, mich wiederholend, immer wieder schildere, das ist weniger Verliebtheit als Ehrfurcht vor einem Wesen, das mich mit einem einzigen Lächeln würde niederzwingen können! Die schmunzelnden Grübchen in ihren Mundwinkeln, die Lage ihres Ohres, die Haltung des Halses. – Alles gehörte genau zusammen und hätte nicht schöner ausgebildet sein können.

Zum Widerstande unfähig beuge ich mich ihr zu und lege ihr die Hand zwischen Schulterblätter und Genick.

Daraufhin läßt sie die Schulterblätter gegeneinander spielen und schließt das der Sonne abgewandte Auge. Zukunft und Vergangenheit verschmelzen geradezu in das, was wir »Schicksal der Gegenwart« zu nennen wagen!

»Fantasie bedeutet dir sehr viel, nicht wahr?« gibt sie nach einer Pause von sich.

»Es ist das, was mich definiert. Was mich stärker als andere werden läßt. Fantasie ist das, woraus mein Leben gemacht ist, und es bestimmt auch den Fortgang desgleichen. Für mich ist Fantasie diejenige Zauberei, um mich an so entfernte Orte zu bringen, daß ich selbst überrascht bin, welche das sein können. Dieser hier ist mit Sicherheit der entfernteste und auch der erfreuenswerteste von allen!«

»Auch mich freut es, hier zu sein! – Es kommt einem Neuanfang gleich; lästige Aufgaben meines früheren Lebens kann ich hinter mir lassen, meine Sinne neu ordnen, ein neues Dasein gründen. Es ist, als wäre ich wieder jung und ...«

»Aber du bist jung!«

»Ja«, lacht sie, »aber wesentlich älter als das naive Gegenstück meiner Kindheit! Jedenfalls sehe ich es nicht als aufgezwungenes Dogma oder einen Stilbruch in der reinen Daseinsform. Weder fühle ich mich ausgebeutet noch bevorzugt. Auch wenn du glaubst, ich sey es wohl. Indem du lernst, diesen Widerspruch zu akzeptieren, lerne ich, dir in meiner derzeitigen Erscheinungsform treu zu sein.«

Das Einzige, das mich betagt und jederzeit zum Nachdenken anregt, war das legendäre Bewußtsein in mir. Dabei fällt mir häufiger auf, daß ich weniger weiß, wovon ich eigentlich wissen sollte, sondern daß es sich genau gegenteilig verhält: In jeder Hinsicht bin ich dem Geweihten nah: Ich

lebe, und allein das ist von Wert. Wäre ich ein Todgeweihter, käme ich keiner noch so einfachen Einbildung nah. Auffallend ist, wie gering gewichtig mein Verstand sich gibt, das Tatsächliche ernsthaft zu erfassen. Bin ich aber einmal so weit gegangen und habe die mir höher gestellte Institution erkannt, erfahre ich mit Erstaunen, daß ich aufs neue verliebt bin.

Ich sehe Dinge, deren Erklärung ich unfähig bin und verleve Gefühle, die ich nicht deuten will. Trotzdem muß ich die Entscheidung treffen, die ich nicht einmal benennen kann! Was habe ich zu entscheiden? Bis wann? Und warum überhaupt, wenn ich doch nie zuvor in meinem Leben eine derart gespenstische Entscheidung treffen mußte?! Schon immer war es so, daß mein Willen keinen maßgeblichen Einfluß auf irgendein Ereignis auf diesem Planeten hatte. Wenn er falsch lag, ist nichts weiter passiert. Nun aber bin ich allen natürlichen Feinden entflohen, und meiner eigenen Angst entwachsen.

Geneigt zu meiner am Balkon-Geländer lehrenden Liebe spreche ich fort:

»Nie zuvor wagte ich jemandem zu erzählen, daß ich in mancher Nacht in unserem Garten stand, direkt gegenüber eures Hauses, und gebetet habe. Ich betete dein erleuchtetes Fenster an, als sey es ein Schrein voller Wunder. Und genau das war es für mich: Eine Kostbarkeit, da sich dahinter, getrennt von einer einfachen Glasscheibe, das von mir vergötterte Ewige finden ließe: Bereit, meine Liebe zu empfangen, oder aber zu sehen, wie der einzige Mensch der Welt, der sie jemals tatsächlich lieben würde, in unbeschreiblichen Qualen untergeht. Daher war mir die Zurückhaltung nur schlüssig, und so zu tun, als ob ich nicht da wäre.«

»Tatsächlich bist du niemals dort gewesen, oder?« – Sie lächelt mit einer unaufdringlichen Hoffnung in den Augen und hält mein Geständnis für einen Scherz.

»Oh doch! Ich war dort! Und nicht selten!«

»Wirklich? Ich habe dich niemals bemerkt. Eigentlich habe ich auch nie auf euren Garten geachtet. Es war eben nur der Garten eines Nachbarn. – Denke ich jedoch zurück, kommt mir ein gleichermaßen erhelltes Fenster in Erinnerung: Das war dann wohl dein Zimmer?«

»War es dir aufregend zu erahnen, ob es da noch einen anderen Nachtschwärmer gibt? Der ebenfalls noch liest und studiert?« will ich jetzt wissen.

Sie zögert und seufzt. »Sicher bin ich mir nicht. Wenn ich noch einmal in die finstere, sternenumwobene Nacht starrte, dann war es meist ein endgültiges Ritual vor dem Schlafengehen.«

»Es ist das Leben, das uns schreibt.« – sagte ich einst und spielte damit freilich auf die unersättliche Bestrebung an, dem Trieb des glückseligen Schreibens (wie es mir viele Autoren und Poeten sicherlich nachempfinden werden) nachzugehen. Ich sehe Anniek in ihre großen, hellen Augen, um die sich ihr Haar legt und an den Schläfen abfällt, und weiß, daß nur sie es sein kann, die mir einmal Kinder gebären wird. Das jedoch werde ich mit ihr besprechen, wenn es soweit ist.

»Viele Monde zuvor sah ich hinüber zum erleuchteten Fenster ... – so könnte ein Märchen beginnen«, rede ich ihr zu, die mir aufgeschlossen zugeneigt ist.

»Aber es ist kein Märchen!« – Wie ich erwartet habe, streicht sie mir behutsam über die Stirn, um mich ihre Gegenwart spüren zu lassen. Und ich verliebe mich aufs neue

in ihre Hand.

Gelegentlich kann das Alleinsein Befriedigung hervorgerufen. Zu anderen Zeiten tritt Verzweiflung in den Vordergrund. Wüßte ich nicht um die Gegenwart der stetigen Veränderung aller Dinge, wäre ich gar so gebrochen, daß ich dieses Leben nicht fortführen wollte.

Glücklicherweise gibt es Anniek, die mich mit einem bloßen Lächeln am Leben erhalten kann; die es schafft, durch ihr Dasein und die daraufhin bei mir bewirkte Beobachtung Faszination und Demut in mir zu erregen. Ihr Sein ist mir ein Heiligtum und auch wenn ich niemals in die Situation kommen werde, täte ich doch mein Leben hingeben, um das ihre zu erhalten.

Bei Therak und Jhadar. Ich erbitte die geistige und körperliche Wahrung der liebenden Instanz Anniek. Ich erwünsche, daß sie die Angst vor Erhofftem und dem Tod verliert; daß sie sich niemals einem irdischen Maßstab fügen wird; daß sie bis in alle Ewigkeit ihre beseelte Lieblichkeit im innersten Selbst bewahrt, und dabei weiß, von mir geliebt zu werden.

Das schöne Gesicht befiehlt mir, nicht so schwerfällig vom Leben zu denken; es wie es ist hinzunehmen und das ewige Gejammer einzustellen: Etwas Fürchterliches hat mich ehemals geprägt, und nun kommt die Zeit es auszusetzen.

Wenn man nichts anderes zu tun hat, ist es leicht, von der Durchsichtigkeit des Lebens zu sprechen. Indes verbleibt es den Arbeitenden ... und Stummen, dies mit ihrer Stimme zu bemängeln. Ich jedenfalls sah mich als Knecht in einem unendlichen Leben der Schinderei, der stets darum bemüht war, in seiner Arbeit das Löbliche und Erfolgträchtige herauszuformen.

Doch heute nicht. Heute wird mir das nicht passieren, und ich werde alle Prüfungen dieses armseligen Lebens bestehen und überleben. Am Ende werde ich es gar sein, der die Prüfungen auferlegt! Für mich und Anniek wird es in dieser Welt nur einen einzigen Zweck geben: Zu lieben und zu genießen, was uns zugewiesen wurde. Besonders uns gegenseitig.

Schaue ich in die treuen Augen dieses großartigen Wesens, weiß ich mich bestimmt: Die Art, wie sie mich anschaut und dadurch zu bezirzen weiß, gelingt nur ihr. Ihr allein, da ich keiner anderen Frau mich zu betören ermögliche.

Kleingeister möchten behaupten, dadurch werde ich unfähig, einer Gesamtheit an schönen Frauen zu begegnen. Für mich und meine Philosophie ist bereits jetzt unmißverständlich, daß die Aufgabe, eine Gefährtin für mein eines Leben zu finden, abgeschlossen ist.

Diese Eine, die mir so gefällt und ich niemals hergeben will, lobpreise ich nun. Durch meine Veranlagung, einfache Sachverhalte umständlich auszudrücken (und dafür oft Kritik von Verleugnern der kreativen Künste erfahren habe), lege ich auch durch die Existenz dieser Schrift den Beweis dar, daß ich viel zu selten meine Liebe zu Anniek bekenne. Dabei kann man bei so einem Gesicht und so einem Gefühl nur jeden neuen Tag »Ich liebe Dich!« in den Wind schreien!

Wer bist du?, frage ich mich und schaue dabei ausdauernd in ihr Gesicht. Aus welcher Galaxie stammst du? Und was war der Grund dafür, bei uns einzukehren?



## 6 Die Idee

**D**as erste, das ich am neuen Morgen zu Gesicht bekomme, ist das helle Holz der Zimmerdecke über meinem Kopf und ein kleines Spinnennetz in der Ecke. Wie ist der letzte Tag wohl ausgegangen? Ich erinnere mich nicht.

Einen Moment lang stöhne ich, denn meine Müdigkeit ist erschöpfend. Leider bin ich nicht selbst erwacht, sondern wurde durch ein Geräusch dem Schlaf entrissen. Es ist Anniek. Sie steht am Bettende und knöpft sich gerade ihr Hemd zu. Fasziniert betrachte ich sie:

»Wunderschön. Eigentlich spreche ich das Wort gerne aus. Genauso wie ich deinen Namen gerne spreche. Wahrscheinlich liegt es daran, daß ich beide Wörter miteinander verbinde.«

Gelassen dreht sie sich zu mir und schlägt mich mit ihrem unvergleichlichen Lächeln nieder. Wortlos und mit müden Augen erwidere ich den Blick. Mir wäre ohnehin nichts zu sagen eingefallen, denn ich konnte mich nicht erinnern, welche Sprache ich spreche.

»Du hast vergangene Nacht im Schlaf geredet«, bemerkt sie trocken.

»Wirklich? Das tut mir leid, deinen Schlaf gestört zu haben. Mir ist mein Schlaf nämlich wichtig, aber noch wichtiger ist mir der deine.«

»Nun, um mich brauchst du dich nicht zu sorgen, ich füh-

le mich wie ein junger Hirsch! Ausgeruht und konzentriert! Und fröhlich im Herzen dazu, was unter anderem mit dem zu tun hat, was du im Schlaf gewispert hast!«

»Hm. Was habe ich denn gesagt?« bin ich neugierig.

»Gegen zwei Uhr nachts hörte ich eine leise Stimme und faßte hinüber zu dir. Sogleich lag auch meine Hand auf deiner Brust und ich wußte um deine Anwesenheit. Jedenfalls stellte ich fest, daß die Worte von dir kommen und ich rückte näher, um zu lauschen. Als würdest du gerade träumen, hieltest du die Augenlider verkrampft. Und während ich schmunzelte, kamen Worte hervor, die ich nicht wiedergeben kann. An einen Satz jedoch erinnere ich mich: Ich liebe dich, Anniek. So sehr, wie man nur jemanden lieben kann. – Das war ganz entzückend!«

Anniek stößt heran und setzt sich neben mich aufs Bett. Einen flüchtigen Kuß auf meine Lippen aufdrückend, dann mich umarmend spricht sie:

»Ich liebe dich auch. So sehr ... «

»Das übersteigt fast meine Sinne!« unterbreche ich sie, »Glück reicht nicht aus, um mein Schicksal zu beschreiben, dich zu haben und mit dir hier zu sein!«

Sodann drücke ich sie noch fester an meinen Körper. Jetzt bin ich wirklich wach.

Kurz darauf besprechen wir den Ablauf des Tages, und ich beabsichtige ihr einen besonderen Ort zu zeigen. Bald verließen wir das Haus und folgten der Straße am Waldrand. Jedoch nicht ins Tal, sondern die andere Richtung.

Während wir den abschüssigen Weg entlangschlendern, bin ich bemüht, meine Augen von Anniek zu lassen. Zu wenig kenne ich sie im Grunde, auch wenn ich mir ununterbrochen etwas anderes einrede.





Was weiß ich schon von dieser Frau? Rechtfertigt ein »Ich liebe sie« die damit einhergehende Aussage, alles von ihr zu wissen? Man sagt das leichtfertig, und doch hat man eine Fremde vor sich.

So gibt es einige Anzeichen, die die Innigkeit einer Beziehung verheißen: Man wirft ihr einen Schatten, weil man weiß, daß sie ungern im Sonnenlicht liest. Man reagiert instinktiv auf ihre Gesten und so fort. Erst dann sollte man behaupten dürfen, daß man »einander kennt«.

Und so verbildliche ich mir, daß ich Anniek zwar sehr bewundere – ihre anmutige Schönheit, ihre sprachliche Finesse, ihre natürliche Intelligenz, ihre Art zu überraschen –,

sie aber doch nicht wirklich kenne.

Schaue ich hinüber zu Anniek, so wird mir ein Lebewesen offenbart, das es nicht geben dürfte. Ich meine nicht in *dieser* Wirklichkeit, denn woanders als in eine Fantasie gehört eine so erhabene Frau wie sie? Ich meine, daß es sie nicht geben dürfte, weil ich auf ihre Unglaublichkeit anspiele, die wohl für jeden Gelehrten zu unverständlich ist. Wie es Grenzen gibt für das menschliche Vorstellungsvermögen, so ist die Geburt eines solchen Wesens geradezu unnatürlich.

Wie ehrenhaft es doch ist, neben ihr – der Einen – zu wandeln! Der Wind wirft ihren schwarzen Mantel, der an der Hüfte von einem ebenso schwarzen Gurt gefaßt wird, immer wieder nach hinten und willenlos. Annieks Schritt ist beharrlich; Fuß um Fuß und beinahe so schnell, daß ich nicht mithalten kann, folgt sie der Straße.

»Anniek?!« – Ich bleibe stehen und auch sie hält inne. Ihre grüngrauen Augen durchdringen meinen Geist und bestärken mich in meinem Vorhaben.

Derweil ich versuche die Worte zu formen, legt sie ihren Mantel über den Arm, denn die flinken Schritte haben sie arg erwärmt. Zudem knotet sie sich ihren Haarzopf auf und formt ihn neu, um ihn anschließend wieder zu verwickeln. Die Sonne leuchtet auf ihr braunes Haar und beinahe habe ich vor Erblindung verpaßt, daß sie ihren Oberkörper wortlos auf mich zubewegt und mich umarmt. Ja, sie umschließt mich mit warmem Druck und ich rieche intensiv den Duft ihres Haares, ihrer Haut, ihrer gesamten Daseinsform. Der Geruch brennt sich in meine Gehirnzellen ein, sodaß ich diese Information erst nach Vergessen meines Namens verlieren wollte. Als sie mich im Arm hält, flüstere ich ihr zu:

»Schönheit umgibt mich. Du umgibst mich!«

So berauscht von ihrer edlen Tat, würde ich mit Gewißheit in der folgenden Nacht von ihr träumen. Ich brauche nur über meine Schulter sehen und erkenne die wunderbare Anniek. Sie wirkt auf mich so anziehend wie nichts anderes auf der Welt, etwa: Ein Glas Wasser für einen Durstenden; eine Laterne für einen in einem Bergwerk Verschütteten; eine Badewanne mit warmen Wasser für einen Erfrierenden; ein Bett in einem ruhigen Raum für jemanden, der vier Tage lang nicht geschlafen hat; der Tod für einen ohne Sinne und ohne Glieder.

Der letzte Punkt trifft beinahe auf mich zu – jedenfalls der Teil ohne Sinne. Tatsächlich sind meine Eindrücke so überlastet, so ausgereizt, daß ich kaum eine Steigerung erfassen kann. Meine visuellen Eindrücke von Annieks Gang und Statur, Grazie und Erhabenheit entsprechen bereits dem Eindruck des Sonnenlichts in der geblendeten Pupille; doch an ein Ende ist nicht zu denken! Was nur wird mich im Fortlauf des Überreizes erwarten? Werde ich mich je erholen?

»Alles in Ordnung?« ruft mir Anniek zu, nachdem wir ein paar Schritte weitergegangen sind.

»Ich bin nicht sicher. Verzeih', daß ich deine Zeit verträdele.«

Langsamem Schrittes bewegt sie sich in meine Richtung, wirft mir ein Lächeln zu und spricht: »Welche Zeit? Doch nur die Zeit mit dir! Und die verträdele ich gern! Aber was nur ist los mit dir?«

Schelmisch sehe ich auf, erwarte in meinem kummervollen Schweigen die Gnade einer Göttin:

»Es kam erst jetzt – vor wenigen Sekunden. Und ich kann

es noch immer nicht erklären. Es mag kitschig klingen, aber seit einigen Momenten sticht es mir in der Brust und ich glaube, es ist die Liebe zu dir.«

»Bist du nicht nur außer Atem?«

»Nein, nicht nach den wenigen Metern! Das Stechen mag unbedeutend sein, hat aber eine andere Ursache als Atemlosigkeit. Es muß wirklich Liebe sein. Nie habe ich geglaubt, daß sich Zuneigung in einem Schmerz ausdrücken kann! Wisse, daß ein jeder Blick auf dich – ich meine damit dein Auftreten wie auch deine unsichtbare, das heißt nur für mich sichtbare Überlegenheit gegenüber allem – in mir Fassungslosigkeit auslöst. Wie du mich soeben angesehen hast, als du auf mich zugekommen bist – genau das meine ich. Ich mag töricht wie eine Schale Erbsen sein, doch wenn du mich liebst, dann werde ich auf Gottesebene erhoben; dann werden plötzlich die Felswände durchsichtig und ich lausche den Stimmen von Millionen Menschen gleichzeitig, ebenso wie ich ihre Gedanken in einem einzigen Fluß wahrnehme und verstehe. Die Umgebung wird abstrahiert zu einem Comic, aus dem als einziges reales Element in meiner Welt, meinem beobachtbaren Universum, du heraustrittst.«

Aufmerksam hört sie mir zu und überlegt sich ihre nächsten Worte genau:

»Ich fühle mich geschmeichelt, habe dem aber nichts entgegenzusetzen. Ich will sagen, ich nehme die Welt um mich herum besonnener wahr als du . . . , aber das stimmt wohl nicht. Und somit bin ich in der Defensive, bin entmachtet und geehrt zugleich; bin gefesselt, obwohl ich nur meine Gedanken brauche! Die gelassene Wahrnehmung trifft zwar zu auf die Welt, wie ich sie sehe, doch nie auf Begegnungen und Gespräche mit dir! So sollst du wissen, daß – wann im-

mer ich ein paar Worte mit dir wechsele – es für mich ist, als tauche ich in eine beschauliche Fantasie ein, die dieser noch übergeordnet ist. Als führte man ein Mädchen (das bin ich!) von einem Bücherregal fort und zeigte ihm eine Bibliothek! Als triebe man anfangs auf einer auf dem Wasser schwimmenden Luftmatratze und tauchte schließlich in eine unter dem Meeresspiegel gelegene Höhle! Es mag mein Gemüt sein, das objektiver und gefaßter mit der Umwelt interagiert; doch mein bewahrtes Geheimnis ist verschlüsselt mit deiner Fantasie und deiner Hingabe! Und nur durch dich werde ich entschlüsselt, werde entfesselt und kann mich entwickeln! Aus diesem Grund hoffe ich, deine Nähe niemals missen zu müssen. Durch sie, glaube ich, zu werden, was ich bin!«

Meine Fassungslosigkeit steigerte sich ins Unermeßliche und ich hielt mir eine Hand vor den Mund. Meine Augen mußten sie Entsetzen gelehrt haben:

»Du hast mich gerade sehr glücklich gemacht«, bringe ich gerade noch stotternd hervor: »Ich will versuchen, meine Gefühle zu lenken und mich zu beruhigen. Doch vergib, wenn ich beim Anblick deiner Person dem nahen Wahnsinn ver falle!« – Dabei grinse ich.

In der Tat habe ich mich beruhigt. Sogar der bewölkte Himmel scheint sich wie von Geisterhand geklärt zu haben! Erklären kann ich es nicht, aber ich die Ursache dafür vermute bei mir. Denn wie auch alles andere in dieser Welt kontrolliere ich die Geschehnisse meiner Zeit mit der Fantasie.

Nur wenige Schritte weiter, da fallen mir erneut die Reize an ihr auf: Ihre bezirzende Figur, jede fallende Haarsträhne tötet einen Teil meines Gehirns. Das hautenge schwarze

Hemd verwirrt mich zunehmend, und ich habe keinesfalls erwartet, daß mich die Ansichten des heutigen Tages derartig mitnehmen werden. Immerhin sehe ich Anniek schon einige Zeit länger – doch nie zuvor war meine Liebe so stark. Das gilt übrigens für jeden anderen Tag, seitdem ich sie kenne.

Mit der Zeit besinne ich mich; Anniek bleibt stehen, geht wieder einige Schritte, bleibt abermals stehen.

»Was ist denn?« frage ich interessiert, aber keineswegs beunruhigt. Denn ich weiß, daß uns keine Gefahren in dieser Welt begegnen können.

»Da vorne, da ist irgendetwas!« – Nun warte ich. Sie greift zu dem Fernglas, das sie mitgenommen hat, und schaut hindurch. Wieder vergehen Sekunden. »Da unten! Siehst du das?«

In ungefähr 300 m Entfernung erkenne ich auf dem links von uns gelegenen Hang ein flaches Gebäude. Es steht auf einer geweideten Fläche und ein Weg führt dorthin. Die Hütte erscheint mir baufällig, denn einige Fenster sind mit Brettern vernagelt und das Dach auf der hangwärtigen Seite zeigt Löcher. Auf der Vorderseite sind Holzscheite in der Nähe eines Schlagbocks aufgestapelt – ähnlich wie vor unserem Haus. Eine enge Umzäunung aus Holzlatten umgibt den schmalen Bau.

»Wozu der Schuppen einmal gedient haben kann? Vielleicht als Stall?«

»Mich erinnert er an ein Wohnhaus«, korrigiert Anniek. »Ich glaube, daß es eine Schule ist!« Sie ist ganz aufgeregt.

»Würdest du denn gerne unterrichten?« frage ich zurück.

»Unterrichten? [Nun erst wurde ihr ihre Aussage bewußt.] Ich weiß nicht.«

»Wenn du zögerst, zeigst du ein grundlegendes Interesse. Oder verkenne ich das?«

»Was könnte ich schon unterrichten?« stellt sich Anniek mitleidig infrage.

»Was weißt du denn? Wobei kennst du dich gut aus und kannst es mit Gewißheit und Überzeugung weitergeben?«

»Nun ja«, dachte sie nach, »mein Steckenpferd war schon immer die Medizin. Aber so etwas kann man freilich nicht in einer Schule für Kinder unterrichten. Allerdings war ich auch schon immer in Mathematik und Biologie sehr lehrig.«

»Das ist doch großartig! Ich bin sicher, daß es genug Kinder in der Umgebung gibt, die dringend eine naheliegende Schule brauchen! Ich könnte mir denken, daß Kinder aus dem Tal ewig weit bis zur nächsten größeren Schule laufen müssen, und hier eine Alternative finden werden! Doch zunächst sollte das Gebäude wiederhergerichtet werden. Und ich kenne da genau den richtigen Mann!«

»Meinst du das wirklich so? Das mit der Schule, meine ich! Spiele nicht mit meinen Hoffnungen!«

Nun schaue ich ernst in ihr Gesicht: »Ich würde niemals mit deinen Gefühlen spielen! Alles, was du dir vorstellen kannst, wirklich alles, ist in dieser Welt möglich! Wenn du die Verteilung der Ziegenweiden im Graublattal untersuchen willst, tu es! Wenn du eine Karte zu zeichnen wünschst, indem du alle erdenklichen Wanderwege abläufst, dann tu es! Und wenn es dir dein Leben erfüllt, in einer Schule zu unterrichten, dann sey dir auch dabei kein Hindernis aufgebaut! Das Beste ist: Es ist so denkbar einfach! So einfach! Hier kommt dir niemand mit Bürokratie quer oder will ein Zeugnis sehen, daß du zum Unterrichten geeignet bist! In dieser Welt benötigst du nur ein Gebäude und einen

freien Gedanken – und er wird dir erfüllt! Wie du siehst, haben wir das Gebäude bereits! Alles was fehlt, ist deine Zusage! Doch zunächst, schlage ich vor, machen wir uns auf den ursprünglichen Weg und gehen zu der Stelle mit den Himbeeren.«

Rasch ist sie einverstanden und ich bemerke ihre Aufregung. Grund ist die bloße Idee, daß etwas so einfach zu bewerkstelligen sey.

Eine leichte Steigung führt uns zu einem abschüssigen und gewundenen Weg, der auf der linken Seite von einem steilen Abhang begrenzt wird. Hier wachsen Fichten und jede Menge Tannen. Anniek eilt zu einem nahen Wasserlauf, um ihre Hände zu waschen, während sie einen zweiten überquert, der trocken liegt.

Wann nur bin ich das letzte Mal hier gewesen? In welche Richtung geht es nun? Keine hundert Meter weiter fällt es mir wieder ein: Man klettert eine von Felsen gebildete Steilstufe hinauf, von dort über einen beinahe unsichtbaren Waldpfad auf die andere Seite des Hügels. Ist alles überwunden, erreichen wir eine Kehre, auffällig von Büschen begrenzt.

Einige der Gewächse haben rote Tupfer aufgetragen, das waren Beeren! Meine Begleitung stürmt vor, wäre fast gestolpert! Ich gehe gemächlich auf die ersten Büsche zu, pflücke einige ab und stecke sie mir in den Mund. Anniek ist in ihrer Euphorie bereits im Gehölz verschwunden. Von dort bringt sie zwei Hände voll mit roten und schwarzen Beeren mit.

»Wie gefällt dir diese Ecke? Ich kenne nichts Vergleichbares im Graublattal.«

»Das ist prima! Hast du gewußt, wie sehr ich Himbeeren



mag? Wie groß die sind!«

»Ja, das finde ich auch«, lasse ich mir die Sonne ins Gesicht scheinen und schließe die Augen. Aber mit meinen Ohren höre ich weiter; höre alles, was Anniek tut und wohin sie schreitet. Ohnehin läuft sie nur die Büsche ab und pflückt Beeren. Ich selbst habe wenig Hunger und genieße das Hiersein – an einem Ort, den ich seit Jahren nicht besucht habe.

Einige Zeit verstrich, und die Sonne hält sich hinter Wolken verborgen. Die Schatten tanzen nicht länger wild, sondern durch das gedämpfte Licht zerstreut. Ein Wind, der die obersten Äste der Kiefern streift, erregt meine Aufmerksamkeit und ich sehe in diese Richtung, gen Himmel. Eine dunkle Front aus Wolkenballen hat sich herangeschlichen und droht mit einem überraschenden Überfall.

»Anniek? Siehst du die Wolken dort? Was meinst du? Sollen wir zurückkehren?«

»Besser ja!«

So denn machen wir uns auf den Rückweg. Doch unsere Eile reicht nicht aus, der Wind frischt auf, der Himmel finstert. Anniek wirft sich ihren Mantel über, ich bleibe, wie ich bin. Mit den ersten Tropfen sehen wir ein, daß wir es trocken nicht mehr zum Büntergrashof zurückzuschaffen sey. Also entschließen wir uns für einen Umweg zur heruntergekommenen Hütte, die uns so in Aufregung versetzt hatte.

Als wir die ungemähte Wiese schließlich bis zum Zaun vor der Hütte durchquert haben, hinterlassen wir eine deutliche Schneise. An unseren Hosen kleben Unmengen von Grassamen und Spinnenweben. Ich greife an den Zaun, und rüttele daran; er zerbricht beinahe in meinen Händen! Be-

hutsam öffne ich den Verschluss und wir stellen uns unter den Übergang vor die Eingangstür. Nur mit Gewalt läßt sich das klemmende Ding öffnen, laut und unangenehm knarrt die Tür. Das erste Licht seit Jahren dringt ins Innere. Von außen sind die Fenster vernagelt, von Innen zusätzlich mit Vorhängen abgedeckt.

»Ob hier Vampire hausen?« witzele ich und grinse zu Anniek, die sich hinter mir hält. Stumm schaut sie zurück, als wollte sie sagen: »Sage doch nicht so etwas!«

Der Staub liegt Millimeter-dick. Es riecht modrig und es ist, als schrien alle Möbel: »Lüftet mich!« oder: »Laßt die Sonne auf mich scheinen!« Diesen Wunsch erfüllend, ziehe ich einen der Vorhänge beiseite und es offenbart sich in der Tat ein größerer Raum mit Kamin, in den seitlich eine Trennwand bis zur Hälfte einreicht. Da stehen ein paar zerbrochene Tonkrüge auf dem Kaminsims und Scherben davor. Im Kamin ein Häufchen Asche, daneben ein Berg trockenes Holz. Die Dielen knarren bei jedem Schritt und ich erwarte durchzubrechen. Auch Anniek hat sich vorge- wagt – nun, da mehr Licht eindringt – und begutachtet die Einrichtung: Zwei Stühle ruhen an der Wand, ein weite- rer liegt kaputt in der Ecke. Zwei Tische, ebenfalls beiseite gestellt, ergänzen das Mobiliar. Ein Holzschrank mit weit aufgestellten Türen bewacht die Front des Hauses, während am Hinterende eine Art Waschaum eingerichtet ist.

Obwohl nichts darauf hindeutete, daß es sich wirklich um eine Schule handelte, zieht Anniek ein staubiges Buch hervor, das sie in einer Kommoden-Schublade findet. Der verblaßte Titel auf der Buchvorderseite ist unlesbar. Sich den Staub an der Hose abwischend, öffnet sie den Buch- deckel und blättert darin, und es ist mit mathematischen

Formeln vollgeschrieben! Geometrie und Logarithmik, also doch ein mathematisches Schulbuch?

Überrascht und beglückt schaut Anniek, als sie dies für ein bejahendes Zeichen deutet, das richtige in Hinblick auf die Schule gedacht zu haben! Als habe man einem Sammler wertvoller Kunstgegenstände plötzlich das in die Hand gegeben, das ihm zuvor unerreichbar schien!

Als der Regen nachläßt, begeben wir uns zufrieden auf den Heimweg. Anniek hält das alte Buch fest umschlossen bei sich: Sie verinnerlicht bereits den Gedanken, das Buch aktiv im Schulunterricht einzusetzen. Doch es erfordert noch weit mehr Planung, ein Konzept des Unterrichts und v. a. einen fähigen Handwerker, der das Schulgebäude vorher zu reparieren hatte.

Wie wir an diesem Abend im Bett lagen, kommen wir zu diesem Thema ins Gespräch:

»Ich sehe gerne, daß dich das Projekt fasziniert. Nach meiner Meinung braucht jeder Mensch ein privates Vorhaben, um das er sich kümmert, oder er wird verrückt oder wird träge und läßt sich leicht von Unterhaltung beeinflussen. Wenn der Mensch unterhalten werden will, ist es meist schon zu spät. Es ist das Streben, das jeden einzelnen fordert, ihn lehrt und Neues zeigt.«

»Und ich will Neues zeigen! Die Idee, in einer Schule zu lehren, ist zum Greifen nahe, nicht wahr?«

»Allein dein Willen beschränkt sie!«

»Dann muß es einfach gelingen! Wie du immer betonst, ist uns hier alles möglich!«

»So schlage ich vor, in der kommenden Nacht deinem Wunsch Nachdruck zu verleihen, indem du von ihm träumst! Träume von einer Schulklasse, einem Schulgebäude und der

Form des Unterrichts, den du geben wirst.«

»Das tue ich gewiß. Nur habe ich Angst, daß es Wirklichkeit werden könnte! Wie gehe ich damit um, wenn beispielsweise schon morgen – zapp! – die Schule unterrichtsbereit ist und eine Horde Kinder Schulaufgaben von mir erwartet? Ich bin doch gar nicht vorbereitet! Ich . . . « – Hier unterbreche ich sie.

»Nein, nein, so funktioniert das nicht. Ich gebe zu, daß es einige merkwürdige und sonderbare Sachen gibt, die den Zauber des Büntergrashofs und des Graublattals bereiten. Und auch wenn diese meiner Fantasie entspringen, so werden doch keine Hexenwerke geschehen. Es mag vorstellbar sein, daß wir einer renovierten Schule begegnet wären. Doch das sind wir nicht. Die Ruine steht in diesem Zustand da und muß erst hergerichtet werden; das dauert gewiß ein paar Wochen. Wie ich heute nachmittag schon sagte, kenne ich da jemanden, der wie geschaffen für diese Arbeit ist. Jedoch von der Idee und seiner Ausfüllung zu träumen, wird hilfreich für dein Projekt sein! Und bis zur Reparatur des Schulgebäudes wirst du dir einen Lehrplan ausgedacht haben!«

Die nächsten Minuten wälzt sie sich im Bett und befleißigt sich ums Einschlafen. Ich flüstere ihr zu. Kurz nachdem sie eingeschlafen ist und friedlich schlummert, so singt auch sie mich in den Schlaf.



## 7 Der Isolat

**D**ie Geschichte vom Isolaten ist nicht so rasch wiedergegeben, wie eine Fabel. Obwohl man meinen könnte, sie wäre aus einer entstanden. Unsere andauernde Freundschaft begann damit, daß ich am folgenden Morgen nach den bereits vorgestellten Ereignissen den Wald an den Hängen des Graublatttals aufsuchte. Anniek bat mich um etwas Ruhe, um Haus und Hof kennenzulernen, und die gewährte ich ihr gerne.

Wie es sich ergab (und zu erwarten gewesen war), beginne ich bald unter der Sonne Einfluß und beim Erreichen immer weiterer Höhen zu schwitzen. Daher ruhe ich mich hockend auf einem Baumstumpf aus.

Im Gebüsch raschelt etwas. Anstatt eines Tieres kam ein Mensch zum Vorschein, und zwar einer, wie ich ihn nie zuvor gesehen habe. Man stelle sich vor, daß man in einer Fantasiewelt lebt, auf die man nur wenig Einfluß hat. So fragt man sich bei jeder Gelegenheit, welche Bedeutung dieses oder jenes Motiv, oder gar das Erscheinen eines Fremden, haben kann.

Die zerschlissene Kleidung, ein selbst geschnittener Ledergurt und anderes zeigen mir, daß sich dieser Mensch das Wilde, das Fremde in sich bewahrt hatte; daß er ein Wesen sey, das im Wald lebt und ihn selten verläßt; jemand, der

weder Schmutz und Gestank noch Ungeziefer fürchtet.

Wir lassen einander nicht aus den Augen. Während er um mich herumschleicht, bemüht er sich, keine weiteren Äste knacken zu lassen. Seltsamerweise gehen wir instinktiv aufeinander zu und begrüßen uns, ohne vorher Worte getauscht zu haben, mit einem Handschlag. Er nennt mir keinen Namen, lädt mich aber ohne Umschweife zu einer »Pilzsuppe« ein. Vertraut und angstfrei gehe ich mit ihm.

Ob es meine Neugierde war zu erfahren, welche Begebenheit sich hinter dem Fremden verbirgt? Ob er mir ein Geheimnis offenbaren wird? Welchen Teil von mir repräsentiert er, wenn doch alle Landschaft und Lebewesen aus meiner Fantasie entsprungen sind? Zeigt er meine eigene Wildheit? Mein natürliches Verlangen nach einem Leben in der Wildnis?

Ich folge dem Namenlosen über den Bergkamm in ein winziges, mir unbekanntes Tal. Dort erreichen wir sein Zuhause, eine Kate, oder vielmehr eine jämmerlich zusammengezimmerte Bretterhütte. Noch nicht einmal von »Latten« will ich sprechen: Im Grunde waren es armdicke Stämme von Tannen, durchgefaut, mit Moos überwuchert, das Dach mit Nadelzweigen ausgestopft. Das Häuschen erkannte man erst auf den zweiten Blick; erst, wenn man zehn Schritte davon entfernt stand. Waren es derer 12, sah man gar nichts.

Anders als ich erwartet habe, zeigt sich der Innenraum: Tisch und Schrank, ein Regalbrett mit einigen Tontöpfen in verschiedenen Größen, eine Feuerstelle, ein Lager aus Zweigen und Laub. Alles wirkt wie von einem Laien ohne Werkzeuge angefertigt, etwa so, als habe einer vor Jahren einem Töpfer oder Zimmermann zugesehen und nun versucht, aus seiner Erinnerung das Gesehene nachzubilden.

Würde man diese Hütte dem Erdboden gleichmachen und im Wald austreten – niemand könnte erahnen, daß hier jemand lebte.

»Und Sie wohnen also hier?« – Er antwortet nicht, und ich flüstere mir zu: »Dumme Frage, natürlich tun Sie das!«

Stattdessen geht er zur Kochstelle, über dessen Feuer ein Kessel hängt. In ihm köchelt eine Suppe. Er greift in seine Tasche, holt eine Handvoll Pfifferlinge hervor und wirft sie ungewaschen in den Topf. Er bittet mich Platz zu nehmen; ihm imponiert meine Art, aus Respekt vor seiner Lebensgewohnheit nicht zuvor auf die Reinlichkeit des Schemels zu achten. Meine Umhängetasche stelle ich unbesorgt auf den feuchten Boden in eine Ecke. Noch ein paarmal rührt er im Kessel, dann kellt er die Suppe in die Tonschüsseln und reicht mir eine. Nach einer Art Löffel brauche ich nicht zu fragen; ich mache es ihm nach und schlürfe direkt vom Schüsselrand.

Und dann ... entwickle ich Gefallen an der primitiven, zurückgezogenen Lebensweise: Falls die Hütte in einem Feuer zerstört würde, denke ich mir, wie leicht könnte man sie neu errichten! In all dem, was man Habe nennen kann, wäre man unverwundbar!

Intensiv und »nach Wald« schmeckt die Suppe. Das lag wohl an dem Gewürz, das oben auf dem Schrank trocknete, und von dem er etwas abgezupft in die Suppe rührte. Was nur hatte er noch untergemischt? Jedenfalls bleiben mir einige kurze Tannennadeln zwischen den Zähnen hängen, denn er hatte die Pilze ja ungewaschen zugegeben.

»Wollen Sie mich nicht fragen, warum ich so lebe, wie ich lebe?« fragt er mich mit einem Lächeln, das etwas Hohn und Verlangen nach Anerkennung enthält.

»Nein, eigentlich nicht. Ich kann ja sehen, wie Sie leben. Warum das so ist, ist Ihre Sache und ich habe kein Recht, mir darüber eine Meinung zu bilden. – Richtigerweise muß ich eingestehen, daß mich dieses einfache Leben fasziniert.«

»Dann haben Sie meinen Lebensstil ja doch bewertet!«

»Für mich bedeutet *einfach* keine Herabstufung. Ich selbst komme aus einfachen Verhältnissen und lebe im Moment so, wie ich es mir immer erträumt habe. Also stimme ich mit allen überein, die nach ihrem Gutdünken leben, solange nur zwei Regeln gewahrt bleiben: Erstens mögen sie auf andere Menschen keinen schlechten Einfluß ausüben; und zweitens darf derjenige nicht mehr aus sich machen, als er ist. Denn im Verborgenen liegt die wahre Stärke und das wahre Selbstbild, das man nicht gleich erkennt. Und ich denke weiterhin, daß auch Sie hinter ihrer Fassade dieser einfachen Kate ein kompliziertes Schicksal verstecken. Zumindest gab es einen außergewöhnlichen Umstand, der Sie hierherführte. Deutlich sehe ich, daß ihre Lebensform nicht erzwungen, sondern gewollt ist! Ihr Angebot für eine Suppe verrät mir ihr Bedürfnis nach einer Freundschaft, die sie so annimmt, wie Sie sind; eine Freundschaft, die Ihren Kern bewertet (so wie es sein sollte), und nicht das Äußerliche; eine Freundschaft, die sich mit gemeinsamen Geschichten und Erlebnissen am Leben hält und nicht durch Geld, Bedarf oder Geselligkeit.«

»Jemand sagte einmal, daß es so etwas wie ›Der eine ist der Freund des anderen und umgekehrt‹ nicht gibt. Es läutert allein die Tatsache, daß Freunde der Luxus des einen Herrschenden sind. Was halten Sie davon?«

Der Mann ist einige Jahre älter als ich und ich fühle, wie er mich, gleich einem Schüler, zu prüfen versucht, ob ich



irgendeiner Sache würdig sey. Darum auch dieser Aphorismus.

»Mit teilender Zwietracht gelangt man zu den meisten Freunden. Aber im Leben geht es nicht darum, die meisten Freunde zu sammeln, die vielleicht zu intelligent sind, um loyal zu sein. Besser wäre nur ein Freund, der einem immer mit brutaler Ehrlichkeit ins Gesicht spricht. Nur – was suchen Sie?« frage ich schließend.

»Kann ich noch von der Suppe haben, der Topf scheint mir voll zu sein«, ergänze ich meinen Wortschwall und reiche ihm die Schale hin. Unter seinem Bart, der ihm zerzaust und ungepflegt bis auf Höhe der Schlüsselbeine reicht, lugt ein angenehmes Lächeln. Nun verfliegt auch die letzte Skepsis. In diesem Moment weiß ich, daß uns eine besondere Freundschaft vorherbestimmt sey. Trotz des unterschiedlichen Alters und Lebensgewohnheiten.

»Es ist jetzt unzählige Jahre her«, seufzt er, während er sich zum Kessel dreht, um nachzuschicken: »da widerfuhr mir eine große Ungerechtigkeit. So groß gar, daß sie niemals verziehen werden kann. Kennen Sie eine Beleidigung«, kehrt er sich zu mir um: »die so maßlos erniedrigend ist, daß man sie niemals verzeihen kann?« – Obwohl ich weiß, was gemeint ist, schüttele ich mit dem Kopf: Eine Beleidigung, die man nicht sogleich wieder vergißt, geschweige denn einen tagelang beschäftigt oder nie mehr vergessen will? Absurd!, denke ich und will nicht glauben, daß er einmal so behandelt worden ist, um die Zivilisation mit Einsiedlerei zu tauschen.

»Haben Sie denn etwas Zeit?« möchte er wissen, als er die Schüssel vor mir abstellt. Nickend bin ich dem Zuhören gewillt. Als er redet, scheint ab und zu das Sonnenlicht

durch das lockere Gezweig der Wände auf seinen Bart. Mit den Augen folge ich einer Motte, die aufsteigt und hinter seinem Rücken niedergeht.

»Als junger Mann irrte ich eines Nachmittags auf dem Heimweg durch einen Wald; mir wollte nicht einfallen, wo er am Rain zu meines Vaters Acker endete. Ein Gewitter spielte vor, und unter welchen Baum ich mich auch stellte, keiner bot mir Schutz vor dem Regen. Dann erspähte ich eine Nische im Fels, und als ich herantrat, war es ein Bau: Ein vom Hang herabgerutschter Brocken Gestein bildete unter sich einen kleinen Unterschlupf, den jemand mit lose aufeinandergelegten Steinen ummauert hatte, sodaß er von allen Seiten winddicht war. Natürlich schlüpfte ich hinein, hockte direkt hinter der Mauer unter diesem Felsen. Und wie ich mit den Füßen in der (trockenen) Erde scharre, schimmert mir ein kleiner Gegenstand entgegen; etwas, das mein damaliges Leben beendete. Ich brachte den Schatz nach vorübergezogenem Gewitter heim, doch das, was mit mir und allen anderen geschah, möchte ich für mich behalten. Nur seien Sie sich gewahr, daß es die größte nur vorstellbare Ungerechtigkeit bedeutete, die bewirkte, daß mich meine Frau zu hassen begann, und kein Freund mehr zu mir hielt. Ich erfuhr das ganze Ausmaß an Verachtung und Spott, und wen immer ich fragte, man lachte nur noch mehr über mich. Können Sie sich vorstellen, daß nicht einmal meine eigene Familie war wie noch zuvor? Wohl nicht, denn ich habe ja einen Teil der Geschichte ausgelassen.«

»Wenn Sie der Meinung sind«, beginne ich zögernd, »daß das Erzählen des Verschwiegenen auch mich soweit verändern könnte, als daß auch ich Sie plötzlich verachte, so erzählen Sie es nicht, es ist in Ordnung.« Diese Toleranz

scheint ihm zu gefallen und zu beruhigen.

»Jedenfalls bin ich jetzt hier und habe eine dunkle Vergangenheit, wie jeder andere auch. Die früh Verhöhnzten sind die spät Belehrten! Aber ich schwöre, daß ich kein Dieb und kein Mörder bin. Ganz im Gegenteil: Einen ehrlicheren Kerl werden sie niemals treffen, und ich bin so genügsamen und bescheidenen Herzens, daß ich stets Partei für die Unterdrückten und Gedemütigten ergreifen werde.«

»Auch meine seelische Veranlassung gebietet es mir, mich stets auf die Seite der Unterschätzten zu stellen!« ergänze ich begeistert, die erste Gemeinsamkeit gefunden zu haben. Trotz allem ist ihm die innere Bitterkeit nicht mehr abzuerkennen. Nicht die Vergangenheit ist wichtig, sondern die Aufrichtigkeit einer Person in der Gegenwart und seine ebenso ehrbare Haltung in der Zukunft. Und nur mit Ehrlichkeit wird man alt!

So saßen wir noch eine Stunde in seiner Hütte, aßen Pilze, bis mein Magen rebellierte, und tranken ein Wasser, das er mit irgendwelchen Kräutern aromatisiert hatte. Das Gespräch war faszinierend, und wann immer ich mein Interesse in seine Vergangenheit lenkte, wich er aus und führte seinerseits wieder auf ein anderes Thema. (Immerhin konnte ich erfahren, daß der Suppenkessel ein Relikt aus seinem vorherigen Leben ist.) Der Isolat war kein verschlossener oder zurückgebliebener Mensch, sondern ein arg Intelligenter und wenig Schüchchterner, der nur vorsichtig geworden ist, was Bekanntschaften anging. Abermals lud er mich für einen anderen Tag zum Essen ein.

Sowie ich mich verabschiedete, kann ich kaum erwarten, Anniek von ihm zu erzählen. Sowie ich den Büntergrashof betrete und gerade meine Jacke an den Haken hänge, stürmt

Anniek aus der Wohnstube auf mich zu. Wortlos umarmt sie mich und hat mich lieb. Wie anbetungswürdig mir diese Geste vorkommt!

Mir ist diese Erinnerung so wach wie jene an mein eigenes Aussehen beim Blick in den Spiegel: Ein Lächeln und eine Abart der romantischen Sehnsucht erregt es jedesmal in mir, wenn ich daran zurückdenke: Wie sie mich umschlingt und ihren Kopf auf meine Brust legt, als wolle sie meinem Herzschlag horchen; wie ich zu gerne mein Kinn in ihr Haar ablege, als würde sich ein Vogel in seinem Nest bequemem. Und schließlich – das ist die intensivste Erinnerung, die mir wie eine Narbe ein Leben lang erhalten bleibt – wie ich tief Luft hole und den Duft ihrer Haare, ihrer Haut und ihres ganzen, wundervollen Körpers einsauge!

Ihr hingegen macht es nichts aus, daß ich verschwitzt und geräuchert rieche. In meiner Verlegenheit ist es mir unangenehm und ich eile unter die Dusche. Noch immer bin ich voller Gedanken über die hinreißende Geste.

Indes scheint es ihr eine gewisse Befriedigung zu verschaffen, mir ein königliches Mittagmahl aufzutischen. Dann endlich können wir uns über das Erlebte unterhalten. Überschwenglich stolz berichte ich von der neuen Freundschaft zum Isolaten und Anniek verbirgt keine Neugierde zu dem Manne.

An einem sonnigen Tage, etwa zwei Wochen später, ist es soweit: Wir dringen bei einem Waldspaziergang in eben jene Unterholz-Nische vor, in die mich einst der Fremde geführt hatte. Zu meiner Überraschung hält dieser sich nicht in seinem Haus auf, sondern davor: Hinter einem Ring von kniehoch aufgemauerten Steinen hievt er nach und nach weitere Brocken auf eine Mauer, und schlägt mit einem

Beilkopf Gesteinssplitter ab, um sie in die offenen Fugen zu setzen.

Obwohl der Isolat uns vermutlich schon auf einige Entfernung durchs Unterholz schleichen hörte, dreht er sich erst jetzt um, schaut zunächst mich und dann Anniek ohne Änderung von Gesichtszügen an. In einem Moment höchster Disziplin spricht er bedächtig und mit hörbarer Verwunderung zu Anniek:

»Frauen hegen ja immerzu einen Drang nach Schönheit und Perfektion. Sie hingegen müßten überhaupt nichts tun – denn beides besitzen Sie unlängst.«

Anniek lächelt, knickt ab und antwortet: »Ich danke für das Kompliment, der Herr.«

»Und freilich ist es eine Freude, auch Sie wiederzusehen!« wendet er sich nun mir zu.

Keinem von uns reicht er die Hand – nicht aus Unhöflichkeit, ganz im Gegenteil! Es ist die Ehrfurcht auf unserer Seite, und die beschmutzten Hände auf der seinen. Vermutlich bewirkt auch Annieks Gegenwart vieles. – Nicht etwa, weil er seit Jahren keine Frau mehr gesehen hat, sondern weil ihn ihre Schönheit überwältigt.

Sein strahlendes Gesicht beobachtend, schließe ich auf große Freude über unseren Besuch, aber auch eine gewisse Verlegenheit, weil wir ihm so bloßgestellt gegenübergetreten sind. Oder ist es doch die lange Abstinenz von menschlicher Gesellschaft? Wie wir sehen, zieht er die Grundmauern für ein neues Haus, in dessen Idee er uns sogleich aufgeregt einführt:

»Ich habe mir gedacht, daß ich eine größere und dem Wetter gegenüber stabilere Hütte brauche. Was wäre da besser geeignet als ein Haus aus Stein?«

Zu dritt zucken wir mit den Schultern.

»Und woher nehmen Sie die Steine dafür?« will Anniek wissen: »Ich sehe hier nirgendwo einen Bruch, der Herr!«

»Oh, nein, die schlage ich nicht in einem Bruch; die muß ich erst im Wald suchen! Entsprechend lange dauert es und nicht weniger anstrengend!« erklärt er sich. »Den hier zum Beispiel«, zeigt er auf einen Brocken, der einen halben Meter in alle Dimensionen groß ist: »habe ich einen halben Tag durch den Wald gerollt, und brauchte noch einmal zwei Stunden, nur um zu entscheiden, an welche Position am Haus er gehört und wie er am stabilsten liegt! Soll ja schließlich auch alles halten!«

»Wenn Sie der Meinung sind, ich solle Ihnen aushelfen, geben Sie Bescheid?« biete ich an, aber er überlegt nicht lange: »Danke, aber das wird nicht nötig sein! Ich weiß ihre Hilfsbereitschaft zu schätzen, halte den Bau eines Hauses aber für eine persönliche Angelegenheit. Trotz aller schweißtreibender Arbeit! Immerhin macht es ja auch Spaß zu sehen, wie die Mauern wachsen und man letztlich einziehen wird. Aber ich möchte, daß Sie beide mich besuchen kommen, wenn es fertig ist, in Ordnung?«

Anniek und ich stimmen zu und kehren ihm bereits den Rücken, da fällt mir noch etwas ein: »Kann es sein, daß Sie schon einmal ein Haus aus Stein gebaut haben? Welches jetzt als Ruine nah dem Büntergrashof zerfällt?«

Er sagte nichts. »Ja, das stimmt. Ich liebe es eben, mich von allem auszusperrten. Woher wußten Sie das?«

»Ganz einfach: Ich habe ihren Baustil wiedererkannt! Die ausgedehnten, den Boden auskleidenden Schieferplatten und die merkwürdige Form der doppelt gewinkelten Ecken, sodaß jede Ecke des Hauses eigentlich zwei senkrechte Kan-

ten hat denn eine.« In seiner Verblüffung lassen wir ihn stehen und machen uns auf den Heimweg.

»Der Einfall mit ›mein Herr‹ war nicht schlecht überlegt. Aber wie ich dir schon sagte – irgendwie will er sich nicht darauf einlassen.«

Gerade klettert Anniek über einen morschen, niedergestürzten Baum.

»Na ja, ich habe es zumindest versucht. Ich dachte, wenn er mir schon so ein Kompliment macht, könnte ich meine Weiblichkeit auch weiter ausspielen!«

»Ich glaube, daß er trotz seiner Einsamkeit nie seinen Namen zu verbergen vergißt – wegen seiner Vergangenheit, von der ich erzählte. Für mich ist das annehmbar, und der Umstand, den Dialog mit ihm stets so zu formulieren, daß man ihn nie direkt ansprechen muß, könnte man als Training für die eigene Wortgewandtheit verstehen.«

»Vielleicht gehe ich noch einmal in ein paar Wochen bei ihm vorbei«, ergänze ich Minuten später: »Dann wird er fertig sein. Aber wie du siehst, brauchst du dich vor ihm nicht zu fürchten.«

Anniek stimmt in ihrer Konzentration, auf den wurzeligen Waldboden zu achten, mit einem friedlichen »Hm« zu.



## 8 Der Besuch

**D**ie gute Anniek hat in den vergangenen Wochen Haus und Hof umfassend erforscht, und immer längere Aufenthalte verbringen wir in der Umgebung. Dabei kommen wir gelegentlich in Sichtweite des auffälligen Schulhauses. Abermals erinnert mich Anniek an mein Versprechen und diesmal will ich es halten. Das Häuschen braucht nach wie vor Reparaturen, es wird ja nicht von selbst besser.

»Wie ich schon sagte, kenne ich jemanden, der das machen kann«, wiederhole ich mich.

Ich habe Anniek noch nicht gesagt, wer es ist, und sie hat mich seitdem nicht nach dem Namen gefragt. Sie ist gar so artig, daß sie nicht fragt, woher der Bekannte gekommen ist; ob er schon lange in unserer Nachbarschaft wohnt; weshalb er Teil dieser Wirklichkeit ist. Es interessiert Anniek wohl.

»Ein Bekannter von mir, der, wie ich weiß, hinter dem Südkamm des Graublatttals wohnt. Das Tal dort wird Gundermantal genannt. Er ist handwerklich begabt und macht die Arbeit sicher im Alleingang. Eigentlich ist er Waldarbeiter, fällt tote Bäume, tischlert und so weiter. Hast du schon einmal eine dieser Schutzhütten für Wanderer gesehen? – Für das Graublatttal stellt er sie her!«

»Aha. Nein, so eine Hütte habe ich noch nicht gesehen. Wahrscheinlich weiter oben in den Bergen, wo es sinnvoller



ist. Wenn er solche Hütten alleine zimmert, ist er gewiß der Richtige für die Schule!«

»Morgen will ich aufbrechen und Darren besuchen.«

»Dann muß ich mich beeilen!«

»Weshalb?«

»Vorher würde ich gerne etwas backen, das du als Geschenk mitnehmen kannst!«

»Gute Idee!«

»Besuchst du alte Freunde, bringe immer ein kleines Geschenk mit!« ermahnt sie mich. Und ich nicke ihr zu.

Unmittelbar nach unserer Rückkehr fahren wir ins Tal, um Backzutaten zu kaufen.

»Können wir denn im Ofen bei uns daheim backen?« ergewissert sich Anniek noch während des Einkaufs. »Und Backformen? Haben wir die?«

»Welche brauchen wir denn? (Ich wußte gar nicht, daß du backen kannst!)«

»(Du kennst mich ja auch noch nicht so lange, Schatz!) Die runden Formen für Rührkuchen. Solche da!« – Sie zeigt auf einen abgepackten Rührkuchen bei den Süßspeisen im Regal.

»Hm«, verziehe ich mein Gesicht. »Kaufe doch noch eine Form dazu, wenn wir schon hier sind. Sollte sich herausstellen, daß wir dann zwei davon haben, können wir wenigstens zwei Kuchen gleichzeitig backen!«

»Das hättest du wohl gerne!« schmunzelt sie. Und mein Inneres lacht. Es lacht sogar noch, als ich die Rechnung zahle und es mir nicht das Geringste bedeutet. Denn für eine sinnvolle Sache Geld auszugeben ist – so sehr mir die Bedeutung des Begriffes Geld auch zuwider ist – mir tausendfach lieber, als es für einen zweifelhaften Zweck hinzugeben. Ein

neues Paar Schuhe, die nicht funktionaler als die vorherigen sind und sich nur durch eine andere Farbe auszeichnen? Pflegemittel für den Lack eines Automobils? Zuckersüße Limonade? Aber wie ich sehe, daß Anniek nur Dinge kauft, die uns beiden zugute kommen und sich mit einer sinnvollen und lehrreichen Tätigkeit verbinden lassen, so erfreut es mich unerreicht.

»Wofür war das?« fragt sie mich nach der herzlichen Umarmung, sogleich wir den Hof erreichen: »Einfach nur so! Ich liebe dich!« gebe ich als Antwort, und sie erfreut mich, wie so oft, allein mit einem Lächeln. Wenn man genau hinsieht, will ich mir immerzu das Schimmern einer Träne in ihrem Augenwinkel einbilden. Aber ich glaube, das ist nur Wunschdenken. In Wahrheit kehre ich mich zur Haustür um, und Anniek führt ihre Hand zum Gesicht. Ich kann es aber weder scharf noch schnell genug sehen um sagen zu können, daß es ihr Finger war, der die Träne wegwischte.

»Wann genau wolltest du denn zu deinem Freund? Ich frage deswegen, weil ich wissen muß, wann ich den Teig zubereiten soll.«

»Hm. Morgen. Ich glaube, es liegt sowieso in unser beider Interesse, ihn so schnell als möglich darüber zu erfragen.«

»Gut. Dann setze ich den Teig jetzt an.«

»Soll ich dir nicht helfen?«

»Du kannst mir helfen, indem du Holz kleinschlägst!«

»Ja richtig, daran hatte ich nicht gedacht.« – Und so mache ich mich an die Arbeit. Dazu lege ich meine Jacke ab, ziehe das Beil aus dem Stamm und schlage die Scheite halb. Interessanterweise falle ich dabei in Gedanken und jeder Axthieb wirkt wie der belebende Herzschlag eines Traums. Ich kann und will gar nicht mehr aufhören! Die halben

und viertel Scheite häufen sich neben dem Klotz, beinahe stolpere ich über sie!, so ich neues Material vom Haufen hole.

Anniek ruft nach mir; ich liefere ihr die Scheite brav bis an die Ofenklappe. Gerade noch kehrt sie Asche aus den Ecken, während die Schüssel Teig neben ihr wartet, die Küche mit seinem charakteristischen Duft erfüllend. Ähnlich ist es denn am Abend, als der Kuchen, fertig gebacken, dem Höllenschlund wieder entnommen ward. Das Aroma von Frischgebackenem geht wohl jedem nahe, so auch mir, wenn er nur Gebackenes hat. Leider verhält es sich mit dem Backen wie mit dem Zeichnen – denn beides kann ich nicht vernünftig bewerkstelligen, dazu fehlt mir in beiden Fällen das Talent. (Wie ich doch ein wirklichkeitsgetreu gezeichnetes Porträt bewundere, und jene um ihre Gabe beneide, es herstellen zu können: aus dem Gedächtnis, der Fantasie oder einer Vorlage.)

»Es ist fast schade, den Kuchen als Geschenk ...«, fällt aus mir hervor, während ich, der Verlockung nachgehend, daran rieche.

»Es wäre schade, den Kuchen nicht als Geschenk zu offerieren! Man ist nur durch Teilen gesellig und gern gesehen! Auch wenn das Geschenk etwas Einzigartiges, etwas Unersetzliches sein mag!« – Und damit hat sie freilich recht! Wie sinnvoll ist es schon, einen mit Juwelen besetzten Dolch zu hüten und vor den Augen der anderen zu verbergen, ja, seine Existenz zu leugnen?! Ist man in diesem Moment nicht ein Mensch, der seine Identität nicht kennt?

Auf dem Balkon verbringen wir die letzte Stunde vor dem Zubettgehen: Frischer Bergwind treibt ganze Wolkenballen ins Tal gleich einer Herde Schafe. Sie dort plazierend,

verdecken sie uns den Blick auf die Sterne, aber das ist in Ordnung. Es ward Zeit, die kühle Abendluft gegen die Wärme eines Bettes und eines verliebten Herzens zu tauschen. Ein langer, sanfter Kuß löscht das Licht. Ein Traum für eine Idee im Wandel und im Tausch!

Der nächste Tag bricht an, und ich spüre, daß er besonders sein wird. Man bedenke, daß die Qualität eines Tags nicht durch Begegnungen oder das Wetter bestimmt ist! Sondern durch die Entscheidung, ob man mit einem Lächeln durch den Regen gehen wird, oder schmollend im Schatten sitzt.

Derartig motiviert, lege ich die Wanderstiefel an und ziehe einen leichten Hut über. In einer Umhängetasche ist der Kuchen verstaut, in zehn gleichgroße Teile zerschnitten. Wir verabschieden uns in vorausschauender Sehnsucht voneinander, und sie begleitet mich nicht im gegenseitigen Einverständnis. Ausruhen, und die Möbel hier und da umstellen will sie. Und ich will sie, so furchtbar es klingt, während meiner Wanderung auch nicht an meiner Seite wissen – denn ein paar alleinige Stunden können den Geist zur Ruhe bringen, ihn nüchtern, bedacht, sogar friedfertig, in jedem Falle empfänglicher machen, für das, was es zu bewältigen gilt. So eine Annahme ist in keiner Weise Ausdruck verminderter Liebe (wie sollte das auch geschehen, da ich mit der Frau meines Lebens in einem Bett schlafe?!), ganz im Gegenteil: Sie wird bestärkt durch die Vorfreude auf ein Wiedersehen. Auch diese Erkenntnis kommt den meisten Menschen erst am Lebensende.

Während der stummen Wanderung glauben meine Gedanken die Stille ausfüllen zu müssen: Und so malen sie mir vor: Wie haben unsere Vorfahren in Stein- und Holzhütten

gelebt? Mit welcher Mühsal Nahrung gesammelt oder gejagt? Kleidung und Schmuck hergestellt, die zu kaufen wir heute bereits als Qual empfinden? Und so wird mir in der Konsequenz vorgehalten, daß wir die Bequemlichkeiten der Moderne mit dem Verlust an Wissen und Fähigkeiten teuer erkaufte haben; daß wir uns in die Schuld der Abhängigkeit begeben haben, aus der wir gerade noch entrinnen können, wenn wir die Gefahr nur wahrnehmen. Die Erfahrung zeigt aber, daß man erst dann wieder über das Feuermachen, Töpfern und Fischausnehmen nachdenken wird, wenn es um das eigene Überleben geht.

Nach der Hälfte des Weges, der mich über einen steilen Pfad über die südlich gelegene Bergkette führt, mache ich eine Pause, trinke Wasser und gieße mir selbiges ins Haar. Kein Mensch ist mir bis jetzt begegnet, obwohl ich aufgrund des guten Wetters das Gegenteil erwartet habe.

Auf die Entfernung läßt sich ein Hof erspähen, vor dessen Haus steht ein großer Mann und hält etwas in der Hand. Irgendetwas kommt mir an ihm bekannt vor; vielleicht würde ich auf meinem Rückweg mehr in Erfahrung bringen?

Hinter der Alm gerate ich in eine Herde Kühe, die ihre Weide verlassen haben; im Wald und auf dem Weg verteilen sie sich, trotten nun ziellos umher und scheren sich nicht um mich. Ein Bursche von gut zehn Jahren tritt hinter Büschen hervor, hat einen Filzhut aufgesetzt und ein Horn umgehängt. Sobald er mich bemerkt, hält er inne und starrt. Um ihn nicht noch mehr zu ängstigen, gehe ich weiter.

Weiter bergauf passiere ich einen Bach, der denselben Weg mehrfach kreuzt. Schweiß rinnt mir den Rücken herab und ich fechle mir mit dem Hut Luft zu; die Sonne steht im Zenit.

Für eine weitere Stunde schweige ich den Weg an und er antwortet ebenfalls mit Stille. Endlich befreit sich auch mein angespannter Geist und erwidert ein berauschendes und gleichzeitig beruhigendes Gefühl der Zufriedenheit, daß ich beabsichtige, solche Wanderungen der »Selbstfindung« regelmäßig einzurichten. Indes denke ich auch an Anniek, die es allemal wert sey zu ihr zurückzukehren. Die glückseligen Gedanken an sie lassen mich wieder erwachen und klar schauen: Nun würde ich bald den Grat der südlichen Anhöhe erreichen, nach meiner Erinnerung gesäumt von einer sumpfigen Wiese, die man vor lauter Schlammlöchern nicht betreten kann. Und ich erinnere mich, daß entlang des dortigen Weges auffällig viele Fliegenpilze wachsen.

Als ich den Grat betrete, wird das Bild der Erinnerung zur Wirklichkeit: Am Weg treffe ich auf einen Wegweiser, und das zu meinem Glück! Denn so sicher ich meiner Erinnerung vertraue, so wäre ich hier dem falschen Weg gefolgt. Von der Weggabelung ausgehend, wandere ich weiter nach Osten, noch drei oder vier Kilometer weit. Hier entlang werde ich schließlich auf das Anwesen von Darren und seiner Frau treffen.

Das blendende Sonnenlicht begleitet mich so lange, daß ich mir ein schattiges Plätzchen wünsche, um meine verkniffenen Augen auszuruhen. Aber hier oben gibt es keine Bäume, nur Weideland und Felsen. Je weiter ich gehe, desto mehr pflanzlicher Unrat hat sich auf den Pfad vorgewagt, ihn überwurzelt oder mit Blättern beschirmt. So, als solle er verborgen bleiben.

Erinnert, wie schön und angenehm es in dieser Landschaft sey, vernehme ich zur gleichen Zeit den Schornstein

von Darrens Haus, ebenso wie ich den stumpfen Geruch von Rauch an meinem Gaumen schmecke. Eine deutliche Qualmwolke reißt aus einer Esse empor und vermischt sich zunehmend mit dem wolkenverhangenen Himmel; ein beängstigender Anblick!

Zwei Felsen und die dazwischenstehende Eibe mit gespaltenem Stamm tanzen mir ins Auge und ein weiteres Kopffragment drängt sich vor: Darren hat mir dereinst erzählt, als er spät abends nach Hause heimkehrte, sey er im beginnenden Gewitter hier vorbeigegangen; und wie ein Blitz in diese Eibe eintraf, schleuderten ihm Teile des Holzes entgegen, daß er sich auf den Boden warf. Das mußte jetzt ein Jahr her sein.

Je näher ich dem Haus komme, desto mehr fällt mir wieder ein: Eine Baumgruppe ragt seitlich vom Hang über das Haus, so mutig, daß sie auf das Dach zu stürzen droht. Auch die Kulisse des Horizonts gehört dazu. Konzentriert, wie ich bin, bringen mich weder ein Rascheln im nächsten Busch noch die knackenden Tannenzweige auf dem Boden aus der Ruhe. Plötzlich läuft es sich gar nicht mehr federnd, sondern so hart wie über einen marmorierten Palastboden: Darren hatte vereinzelt Schieferplatten ausgelegt und sie führen bis vor sein Haus.

Ihn und seine Frau Catla habe ich seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen; beide kenne ich aus meiner privaten Vergangenheit gut. Und doch sind sie glaubwürdig und vertraut in die mir hier umgebende Umwelt eingeflochten, daß jeder Zweifel verdrängt ist, sie seien nicht schon immer meine Nachbarn gewesen. Und haben sie nicht auch zwei Kinder?

Das sogenannte Gundermantal, in dem ich mich hier be-

finde, ist nach einem steinalten Eremiten benannt, der hier vor etlichen Zeiten gehaust haben soll. Zur Legende geworden, blaßte er zu einem Märchen aus, und heute wird selbst seine Existenz belächelt wie die naive Aussage eines Kindes. Wie es heißt, soll er sich selbst ein Denkmal hinterlassen haben, als er sein Porträt in einen tafelförmigen Felsen einritzte; wo diese »Leinwand« steht, ist nicht bekannt. Sie ist Teil seines Mystizismus geworden.

Würden die Hausbewohner mein Nahen bemerken? Vielleicht, durch eine Ahnung getrieben, aus dem Hause treten und mir entgegenwinken? – Nichts geschieht.

Sonst gehen sie nur aus, wenn sie sich mit exotischem Südobst und Nüssen versorgen müssen, andernfalls leben sie unabhängig hier oben. Catla ist von ihrer Tante schon in jungen Jahren zu einer Kräuter- und Heilkundigen ausgebildet worden (eine Geschichte, die ich gerne erzähle, sobald eine Gesprächsrunde zu verstummen droht). Den Rang eines Meisters erlangte sie vor Jahren, viel eher als alle anderen ihres Fachs.

Darren erzählte mir einmal, daß sie die meiste Zeit des Tages durch das Graublatt- und Gundermantal streift, auf der Suche nach Pilzen und Wildblumen, die sie zu Tees zusammenstellt, Salben und Umschläge kocht oder andere Dinge mit Heilwirkung. In Graudorf soll es sogar eine gut besuchte Apotheke geben, in der ihre Erzeugnisse vertrieben werden.

Doch sammelt sie nicht ausschließlich dafür, sondern ebenso für sich und ihre Familie: In Form von Suppen, Gewürzbrot und Kuchen versorgen sie sich mit allem, das ihnen der Wald zu bieten bereit ist. – Eine weitere Fähigkeit, die ich nicht anders als beneiden kann.



Gleich südlich vom Haus hat man ein Weizenfeld von zehn mal zehn Metern eingesäumt, darin steht das Korn schon hoch, goldgelb und prächtig anzusehen. Mit der gleichen Genügsamkeit von mir betrachtet zu werden, läßt es den Wind zu wiegen gewähren. Für wahr, die Größe des Feldes begrenzt den Effekt, den der Wind auf die Halme bei Nähe zeigen kann! Doch meine Fantasie reicht aus, diese Widrigkeit wettzumachen.

Wofür soll die Ernte reichen?, frage ich mich: Daraus ließe sich doch unmöglich genug Mehl gewinnen, um auch nur fünf Laibe Brot herzustellen! Vielleicht als Futterpflanze für die Schweine?

Oder denke ich zu pragmatisch? Ist nicht auch vorstellbar, daß man ein solches Feld nur der Ansehnlichkeit anlegt, ebenso wie es auch mich verzaubert hat?

Ein Fenster öffnet sich auf der Seite des Weizenfeldes, daraus streckt sich eine Hand und wirft Abfälle von Obst in den Hinterhof. Sekunden später nähert sich ein dunkler Schatten, kaum einen halben Meter hoch, hinter einem Zaunverschlag verborgen; der schnappt nach dem Fortgeworfenen und zieht sich in einen nicht einsehbaren, hinten gelegenen Bereich zurück. »Das muß das Schwein sein!« schlußfolgere ich.

Sogleich klopfе ich an der alten Hoftür an; Catlas erfreutes Gesicht lacht mich an. Ist sie auf meinen Besuch vorbereitet gewesen? Vielleicht hat sie mich durchs Fenster kommen sehen; vielleicht verrät es ihr die geheimnisvolle und exzentrische Magie um sie herum; im Dorf kennt man sie nicht allein wegen ihrer Kenntnisse über Heilpflanzen, sondern auch ihre ausgesprochene Kinderfreundlichkeit. Man sagt, daß sie Kindern ihr Wissen lehrt, wenn sie es

vermögen, sie in den Tiefen des Waldes aufzuspüren. Und das geschieht wohl nicht häufig. – Insgesamt ist sie eine geduldete und geachtete Gestalt dieser Dörfer und dieser Wälder; ein guter Waldgeist sozusagen.

Bemerkenswert ist ihre Zusammenarbeit mit Mathilda, der Ärztin in Graudorf. Während jene nämlich eine kleine Praxis im Ort betreibt, findet sich in ihrem Untergeschoß Catlas Apotheke. So kommt es nicht selten vor, daß Catla jene Arznei zusammenmischt, die Mathilda einem Patienten verschrieben hat: Cremes bei Nackenschmerzen, Pulver gegen Schweißtrieb und geschundene Füße, Umschläge für Schwangere.

Nun steht Catla also mit kaum überraschten Augen und einem breiten Lächeln vor mir, breitet die Arme aus und umschließt mich wie einen Familienhund, der nach zwei Wochen heimgekehrt ist. Und wenn wir schon bei diesem entmenschlichten Vergleich sind: Ihr Rücken und Hals riechen während der Umarmung wie ein frisch zubereiteter Salat. Mutmaßlich ist sie also bei der Küchenarbeit, als ich anklopfte. Mehr als das erzwingen die kitzelnden Haare in meinem Ohr, die warme Güte, von sich aus jemanden zu umarmen; der Geruch der Nähe sowie der feste Druck eines Körpers an meiner Brust stärkt sehnsüchtige Gefühle, gleiches mit Anniek zu vollziehen. Obwohl ich erst wenige Stunden von Zuhause fort bin, vermisse ich sie, als haben wir uns wochenlang nicht gesehen.

Bevor sich die Reue für diesen alleinigen Besuch voll entfalten kann, prescht Darren hervor, streckt mir seine Hand mit einem behäbigen aber freundlichen Lächeln entgegen und sagt: »Viel zu lange!« – in vorwegnehmender Antwort auf meine erste Frage.

Beide wirken gesund und stark, motiviert für jedes Tagewerk und gefaßt auf jede noch so furchtbare Nachricht. Statt schlechter Nachrichten habe ich diesen Kuchen, den ich, von ungeübter Dränge beflissen, ruckartig von der Hand auf den Tisch abschiebe. Überhaupt ähnelt ihr Haus dem unsrigen; vornehmlich erinnern die kalte Luft und der darin schwebende rauchige Kamingeruch an den Büntergrashof.

»Was ist das?« will Darren wissen, als er den Kuchen sieht.

»Ein Geschenk. Gebacken von Anniek mit einem Gruß. Sie läßt euch grüßen, doch bin ich zuversichtlich, sie für einen nächsten Besuch zu überreden.«

»Trinkst du noch immer keinen Alkohol?« ruft Catla aus dem benachbarten Küchenzimmer.

»Richtig! Noch immer nicht. – Das weißt du noch?«

»Besondere Umstände vergißt man nie!« spricht sie im Laufen mit einer Tasse Tee in der Hand: »Umso vielfältiger erscheinen dem Abstinenzler die Kombinationen für Tee!«

»Und was ist das für einer?« puste ich in die dampfende Tasse, ahne aber bereits, daß der Teeaufguß aus Selbstgesammelten bestehen muß.

»Das ist Tee aus Birkenrinde!«

»Woraus man nicht alles Tee aufbrühen kann!« staune ich. Und für wahr: All das, das unter Zusatz heißen Wassers ein aromatisches Getränk ergibt, ließe sich als Tee bezeichnen!

»Und was macht Birkentee so besonders?«

»Nun, ohne ins Detail zu gehen, sind es zwei Dinge, die den Tee auszeichnen: Zum einen riecht und schmeckt er zuweilen unbehaglich süß. Jedoch ist es kein Zucker, der die Süße verursacht.«

Ich rieche daran und nickte zustimmend.

»Auf der anderen Seite lindert er nahezu schlagartig alle Halsbeschwerden: Erst legt er sich klebrig wie Honig in den Rachen; später weitet er die Lungenflügel und erleichtert das Atmen mit jedem Lungenzug, z. B. beim Wandern. Ein Prozeß, den ich selbst nicht vollends erklären kann, aber auch nicht muß. Denn schädlich ist er keinesfalls.«

Tatsächlich: Wie beschrieben, so wirkt er auch.

Catla setzt sich zu uns und erst, wie ich meine Hand über die Tischplatte führe, bemerke ich die große handwerkliche Kunst, die in jedem einzelnen Möbelstück steckt: Die Fensterbänke, Regale (mit den trockenen Wildblumen darauf), die geschnitzten Gewürzstreuer, der Käseschneider, die Türen, der Boden – einfach alles, das man aus Holz herstellen kann, scheint Darrens geschickten Händen entfließen zu sein!

Er beobachtet meinen neugierigen Rundumblick: »Ja, auch die meisten Metallteile habe ich selbst geschmiedet!« offenbart er mir und verweist stolz auf die metallische, und mit Tiermotiven verzierte Ofenklappe.

»Darren gibt immer etwas mit seinen Erzeugnissen an«, ergänzt Catla: »Dabei hat er so etwas bei seiner Fachkenntnis gar nicht nötig!«

»Wie auch immer – wir freuen uns über deinen Besuch außerordentlich. Und ich hoffe, du wirst uns nicht so bald wieder verlassen!«

»Ein paar Stunden will ich bleiben, doch dann kehre ich zurück zu Anniek.«

»Anniek? Du hast vorhin schon ihren Namen gesagt und ich wollte in meiner Verlegenheit erst nachdenken, bevor ich frage«, erinnert sich die sonst allwissende Catla.

»Anniek ... ist meine Gefährtin! Sie ist der Grund, warum

ich bin und der Grund, warum ihr seid!« fasse ich entsetzt zusammen.

So etwas offenbart man für gewöhnlich nicht in einem Gespräch, doch gegenüber engen Freunden spricht man oft seltsam anmutende Worte, die weder Sinn ergeben noch Verständnis verlangen.

»Wie ich Darren schon sagte: Anniek entsendet mit diesem Geschenk ihren Gruß und möchte gleichzeitig, wie auch ich, eine Bitte an dich richten.«

»Und um was geht es? Eine Reparatur? Soll ich euch etwas zimmern?«

Ganz aufgebracht und an Vorfreude eifrig klangen seine Worte. Derweil bemerke ich, wie Catla sich auf die Zunge beißt, um mich nicht in die Enge zu nehmen und alles aus mir herauszufragen, das es über meine Gefährtin zu wissen gibt.

»Nein, es geht um dieses alte Gebäude nahe unserem Hof. Es soll eine Schule werden.«

»Ah!« horcht Catla auf.

»Nun ja, Catla. Wie Darren vielleicht weiß, ist das Gebäude recht baufällig und muß von Grund auf neu hergerichtet werden. Das dauert sicher seine Zeit.«

»Zwei Wochen«, murmelt Darren mit trockenem Ton.

»Nur zwei Wochen? Ist das wirklich zu schaffen? Brauchst du nicht auch Baumaterial, oder so?!«

»Liegt alles im Schuppen: Frisches Kiefernholz, schon gestrichen, erst letzte Woche geschlagen. Für das Basiskonstrukt. Und für das Dach ...«, murmelt er weiter, »... Ja, genau.« – Er reicht mir einen auf Papier skizzierten Grundriß, den er unbemerkt angefertigt hat.

»Toll! Kann ich mir das mitnehmen? ... Möchte ich gerne Anniek zeigen!«

»Sicher, ich habe eh alles im Kopf«, schmunzelt er: »Zwei Wochen – dann kann der Unterricht beginnen!«

»Das ist ja großartig! Wir danken dir! Und gewiß auch ...«

»Genug mit der Dankerei!« winkt er bescheiden ab, »Es ist ja nicht ohne Eigennutz! – Oder hast du etwa unsere Kinder vergessen?« – Und ich fühle, daß jemand hinter mir steht.

Erst das unmerkliche Knarren, dann die wiegenden Dienen: Es könnten tatsächlich die beiden gewesen sein, die ich seit ihrem Säuglingsalter nicht mehr gesehen habe. Und selbst da war es nur ein Foto! Deutlich und mit seliger Bewunderung trage ich das Bild der schwangeren Catla in mir; die Zwillinge, die sie darauffolgend gebärt, wirken auf der mir damals vorgehaltenen Fotografie von derartiger Schönheit, daß ein jeder Betrachter zu einem Schwur gezwungen wurde, sein Leben für ihren Schutz zu geben.

Schon häufig begegnete ich in meinem Leben in Urlauben, auf Festen oder an öffentlichen Orten Kindern, die auf mich besonders schützenswert wirkten – ein hübsches Gesicht und ein hilfloser Eindruck sind nur ein Teil dieser unterbewußt wirkenden Überzeugungskraft! (Es sind Menschen, die mich auch für meine Texte inspirieren!)

»Bei Therak!« drehe ich mich um und bewundere die gut acht Jahre alten Zwillingsschwestern. Sie stehen eine Elle weit meinem Stuhl und müssen sich aus einem hinteren Zimmer angeschlichen haben, als sie Geräusche meines Besuches vernahmen. Ihre versehentliche Distanziertheit, die gleichermaßen Resultat ihrer vorweggenommenen Erwar-

tungen, Ängste und verbliebenen Triebe ist, obliegt nicht lange meinen gütigen Blicken. Und Güte empfinde ich in der Tat für ihre Existenz! So sehr sogar, daß es mir schwerfällt, meine Augen von ihnen zu lassen.

Die eine Schwester weilt in Front, die andere schräg hinter dieser und halb von ihr verdeckt. Dieser Formation ableitend, wirken sie wie das Echo ein- und derselben Erscheinung. Und wie immer erstaune ich entzückt vor der Zwillinge Gleichheit. Haar- und Augenfarbe, Körpergröße und Statur identisch wie die Daumen an meinen beiden Händen.

Und noch ehe ich nach ihren Namen frage, sage ich: »Wie unterscheidet man euch?«

Das mag nicht sehr höflich im Kreis so guter Freunde gewesen sein (so überwältigt von Gefühlen bin ich gewesen), doch hat die vorne stehende Schwester die passende Antwort parat:

»Wir heißen unterschiedlich!« gibt sie mutig und vorwurfsvoll an, während die dahinterstehende Schwester nur einen unschlüssigen, fast hilflosen Blick beiträgt. – Ein weitaus eindeutigeres Unterscheidungsmerkmal wird mir offenbart.

»Ah ja, so ist das also! Und wie heißt ihr wohl?« frage ich nun wieder, denn ich weiß es wirklich nicht.

»Teuderun«, prescht abermals die vordere Schwester als erste heraus.

»Ein schöner Name! Und der deine?«

»Hedwig«, bekundet die Gefragte schüchtern.

»Dann will auch ich mich vorstellen: Mein Name lautet ...«

Die Schwestern schweigen und wegen ihres verblüfften Gesichtsausdrucks spreche ich nicht weiter.

»Erzählten eure Eltern nichts von mir? Wir Drei sind seit vielen Jahren Freunde und kannten uns schon vor eurer Geburt!«

Wieder Schweigen.

»Noch nie habe ich euch ausgewachsen gesehen! Ihr seid hübsch und beherzt, und ich freue mich, euch kennenzulernen!«

»Setzt euch zu Tisch, es gibt etwas zum Naschen«, rät Catla ihren Töchtern und sie gehorchen augenblicklich.

Verständlich stummer als wenn niemand Fremdes zu Besuch sey, sitzen sie artig dort und nehmen die Kuchenstücke entgegen, die ihr Vater abschnitt und ihnen reicht. Sie warten, bis jeder am Tisch versorgt ist und beginnen anschließend hastlos mit dem Essen. Ihre guten Tischmanieren harmonieren mit der aufwendig geschneiderten Kleidung, die sie tragen; während wir essen, betrachte ich sie genauer:

Teuderun und Hedwig tragen, abgesehen von einer anders gefärbten Bluse, dasselbe: ein Kleid aus in Falten geworfenem, schwarzgrauem Stoff mit Stickereien auf Bauchhöhe. Den Kleiderlatz verzieren auf der Brust weitere Muster (Kreise und Rauten), in gleicher Stofffarbe und daher unscheinbar; anschließend reichen die Träger über die Schultern.

Teuderun – die ich im übrigen nur wiedererkenne, weil sie mir während des Essens ab und an einen prüfenden Blick zuwirft – trägt die Bluse in Violett, Hedwig die in Hellblau. Auch diese Farben passen zu ihrem Charakter. Das schulterlange Haar ist mit einem braunen Haarkamm am Hinterkopf gesteckt, wenn auch wegen herausstehender Haare etwas chaotisch. – Schön anzusehen ist es allemal.



Und noch ein weiteres Detail fällt mir auf: Ein Armband aus Silbermünzen, mit einfachen Kettengliedern zusammengefügt, an Hedwigs linken Arm umgelegt. Die aufmerksame Teuderun bemerkt mein Glotzen:

»Das ist mein Geschenk an sie!« fährt sie mich ernst und belehrend an. (Ein faszinierender Charakter ganz nach meinem Geschmack!)

»Wie meinst du das? Verzeihung, Hedwig, ich wollte nicht starren, sondern nur dein Armband besehen!« beschwichtige ich die Situation. Doch Hedwig ist nicht zum Reden zu bewegen; stattdessen antwortet Teuderun für sie:

»Mutter sagt immer: Schmuck zu tragen, darf nicht jedem mit freiem Willen zufallen! Er muß verdient worden sein! Und Hedwig trägt dieses von mir gefertigte Armband – als Dank dafür, mir das Leben gerettet zu haben.«

Es verschlägt mir die Sprache: Die schüchterne Hedwig soll diese Heldentat vollbracht haben?

»Sie stieß mich von der Straße, als im Zeitpunkt meiner Unachtsamkeit ein Auto nahte. – Wir haben schon einmal eines gesehen!«

Das klingt so, als wären die Mädchen in ihrem jungen Leben nur einem Dutzend Autos begegnet! Doch Darren erklärt mir das Mißverständnis:

»Sie sollen sich nicht zu sehr an Sachen gewöhnen, die ohnehin nicht ewig bestehen werden. Besser soll die Natur ihr Schulmeister sein, und nach ihren Regeln mögen sie sich richten!« – Eine respektable Erziehung.

Beeindruckt von dieser Heldengeschichte esse ich meinen Kuchen zu Ende und empfinde umso mehr Achtung für diese Familie. – Während die Mädchen die Tischrunde verlassen und ich ihnen beinahe mit sehnsüchtigen Blicken



nachsehe, setzen ich und Darren uns auf die schmale Terrasse vor das Haus; Catla bleibt bei den Mädchen.

Wie wir nun in den bequem zurückgelegten Stühlen ruhen und den Blick auf den unregelmäßig abgegrenzten Waldrand werfen, bemerke ich einen steinernen Tisch. Das Ding steht inmitten einer Wiese, darum nackter Fels und einige Sträucher. Vor allem erscheint es mir seltsam, weder den Tisch noch die ihn umgebenden Säulen noch die Ruinen im Hintergrund gesehen zu haben! Dabei sind sie so markant und stehen aus der Umgebung keinesfalls unauffällig heraus!

»Die Ruinen sehen von hier besser aus, als du denkst«, erklärt Darren.

»Ach? Und du hast das nicht gebaut?«

»Ich kann zwar einiges, aber nicht *das*!« lacht er: »Nein, das Zeug war schon da, als wir uns hier niederließen. Das da hinter dem Tisch ähnelt einer römischen Wasserleitung – zusammen mit den Resten eines Turms; aber alles nur ruinos. An dem Tisch selbst haben wir ein paarmal im Sommer

gessen, aber eigentlich ist er zu hoch; sitzt man auf einem normalen Stuhl davor, liegt mir die Tischkante auf Kinnhöhe! Keine Ahnung, wer daran sitzen sollte. Das einzig Brauchbare sind die Bänke, die sich zwischen den Säulen aufspannen, die den Tisch umgeben. Die sind ganz nett. Sonst ist all das nur ein historisches Gebilde, längst vergessen und längst verfallen.«

»Trotzdem beeindruckend!« ergänze ich staunend.

Nun war es nicht so, daß Darren den Wald zurückgerodet hatte, sondern der brache Boden allgemein schlecht für regen Baumwuchs zu sein schien. Etwa hundert Meter entfernt der lichte Nadelwald, daran der Weg, den ich gekommen bin; und links von mir das überschaubare Weizenfeld. Ich werfe ihm ein Schmunzeln zu und erinnere mich an die eifrigen Überlegungen, die ich angestellt hatte, dessen Zweck zu erkennen.

»Kann ich mit dir noch über etwas anderes sprechen, Darren?«

»Ja natürlich! Worüber du willst!«

»Es geht um Anniek. Ich habe Angst, sie zu verlieren. Oder anders: Niemals ihre Liebe errungen zu haben.«

»Wie meinst du das? Sie wartet doch Zuhause auf dich! Du wirst sie nicht verlieren, noch wirst du nicht ihre Liebe erringen können. Weil das bereits geschehen ist!«

»Bitte scherze nicht. Es ist mir ernst.«

»Mir doch auch! Ich habe nicht gescherzt. Nun beschreibe mir einmal das Problem genauer.«

»Mir ist, nicht viel erklären zu müssen. Und doch fühle ich in meinem Inneren, falls ich vorhätte jemanden einzuweihen, daß mich dieses Vorhaben mehr Zeit kosten würde, als ich noch Tage zu leben habe.«

Darren schaut in mein betrautes Gesicht und versteht gar nichts. Ich setze fort: »Diese Frau, Anniek, ist mein Leben. – Es gibt für mich kein Subjekt größerer Wichtigkeit. Nichts, das ich als bedeutender erachten könnte oder wollte. Über all die menschliche Gier nach Wohlstand und Macht lache ich; sehr laut sogar. Sie bedeuten mir nichts. Und in dieser Daseinsform sowieso nicht. Was bleibt, ist meine unerschütterliche Liebe zu Anniek; der Einen, die ich niemals verlassen werde. Selbst, wenn ich sterbe. Ich kann gar nicht genug ausdrücken, wie wichtig mir ihre Gegenwart ist!«

»Und was willst du mir nun damit sagen?«

»Siehst du meine Hände?«

»Ja?«

Ich halte sie zwischen meinen Knien schlaff zu Boden. Nur je zwei Finger sind ineinander verkeilt und zittern.

»Sie zittern wie die Hände eines Mannes, der in einer Woche hundert Jahre alt wird. Ungewiß, was die Zukunft bringt. Das Zittern als Ausdruck der erschütterten Gläubigkeit; der verlorenen Konstanz seines Selbst. Und sie zittern, weil ich mir fortlaufend die Frage stelle: Was wäre, hätte ich Anniek nie kennengelernt? Oder sie hätte mich als Partner abgelehnt?«

»Das klingt für mich so, als würdest du in diesem Fall nie geboren worden sein!« stellt er fest.

»Nein warte! Laß mich ausreden!« mahne ich ihn: »Du bist mein Freund und ich würde dir mein Leben anvertrauen. Aber möglicherweise bist du nicht derjenige, der mich letztlich verstehen kann; oder verstehen kann, was ich auszudrücken versuche.«

»Vielleicht solltest du es einfach probieren!« gibt er beleidigt von sich, weil ich ihm offenbar so wenig zutraue. Aber

er hat Unrecht und ich auch. Keiner von uns meint genau das. Ich nicht, weil er mein Freund ist; und er nicht, weil er mein Freund ist.

»Darren, ich lebe allein durch die Existenz dieser Frau. Ich lebe nicht, weil ich geboren wurde und selbst atmen kann; weil ich ein Bewußtsein habe, mir meine Schnürsenkel selbst zubinden oder allein auf die Toilette gehen kann. Ich lebe nicht durch meine Freunde und Familie, lebe nicht einmal durch mein Wissen und meine Erfahrung, und durch meine Erinnerungen schon gar nicht. Mein Leben wird auch nicht durch Wünsche und Hoffnungen identifiziert, und nicht durch meine Fantasie! *Anniek* ist der Grund, warum wir gerade miteinander reden; warum wir hier leben, warum der Berg da drüben steht und nicht dort! Sie ist der Kern meines Glaubens, höchste und einzige Instanz meiner Pflicht zu existieren. Sie treibt mich, nährt mich, läßt mich beweisen und gehorchen. Läßt mich bestimmen und Dinge tun. Sie ist alles für mich. Und für den Rest der Welt vermutlich auch.«

»Übertreibst du da nicht etwas? Ich meine, das gleiche würde ich von meiner Frau behaupten!«

»Diese Möglichkeit will ich nicht ausschließen. Aber aus meiner Sicht ist es so, wie ich es geschildert habe.«

»Hast du Angst zu sterben, wenn sie dich verlassen sollte?« fragt er vorsichtig mit leiser Stimme nach einer halben Minute.

»Ich habe keine Angst zu sterben«, schüttle ich den Kopf; Tränen stehen mir stattdessen in den Augen. »Ich habe Angst, sie nicht als Teil meines Daseins zu wissen. Nie etwas von ihr erfahren zu haben, alleine zu sein. Der Tod ist mir egal; ist mir einerlei. Viel wesentlicher ist die Frage, was ich

wäre ... , ob ich wäre ... – ohne sie.«

»Erlaube mir die Bemerkung: Ist deine Überlegung und damit verbundene Angst nicht zu ignorieren – nun, da du sie als Partnerin hast und du dir ihrer Liebe gewiß sein kannst?«

»So einfach ist das fürwahr nicht! Sicher hast du recht mit der Beobachtung, daß sie längst meine Partnerin ist und mich liebt. Was will ich mehr, nicht wahr?«

Meine ironische Bemerkung erregt ein Grinsen auf meinem Gesicht.

»Wenn ich ihr jedoch niemals begegnet wäre ... oder anders: wenn ich sie damals, bevor wir zusammengekommen sind, mit einem jungen Mann an der Hand gesehen hätte? Immerhin galt sie schon meiner Jugend als anbetungswürdig; schon damals war sie die Quelle meiner Kraft! Wenn ich das damals beobachtet hätte, wäre ich durchgedreht! Ich hätte von einer Sekunde auf die nächste alles verloren, an das ich glaube! Meine Kraft, mein unüberwindbarer Schutzschild gegen die Welt – alles verpufft in einer Sekunde! Hielt ich mich doch jahrelang für unverwundbar, so wäre ich nun schutzlos, entblößt gar! Man hätte mich ins Gefängnis stecken können, mich enteignen, entmündigen können. Demütigungen, Schmerzen, Verlust der Heimat ... , bei Therak: Außerirdische hätten diesen Planeten mit ihrer Laser-Kanone wegpusten können! Und all das wäre mir gleich gewesen, da sie mir eines niemals hätten nehmen können, solange ich bei Bewußtsein bin: Die Erinnerung an die heilige Anniek, die immer irgendwo auf mich gewartet hätte. Auf die ich mich stets hätte berufen können, wenn ich Angst habe, oder dem Tode nahe bin. Und nun ... habe ich gar nichts mehr in der Hinterhand.«

Meine Hände vibrieren stärker, fast jeder Muskel meines Körpers zuckt, wie ein ausgebreitetes Gefühl des Ekels oder des Widerwillens, etwas unsagbar Gräßliches tun zu müssen.

Eine Hand springt an die meine und hält sie fest umgriffen. Es war die von Catla: »Aber nichts von all dem ist geschehen!« umsorgt sie mich. »Nichts davon!«

Sie schließt mit einer Umarmung. Ihre Töchter haben alles mitangesehen. Was müssen sie von mir halten?! Einem weinerlichen Mann, der sich fürchtet – vor etwas, das gar nicht geschehen ist!

»Das Beste wird sein, du machst dich auf den Heimweg – zurück zu deiner lieben Annie! Das wird dich auf andere Gedanken bringen!«

Seufzend setze ich mich nicht zur Wehr. Bereit zu gehen, drückt mir Catla einen ledernen Trinkbeutel in die Hand.

»Da ist Tee drin! *Gute Reise*«, höre ich noch, bevor ich mich betrauert Darren zum Abschied zuwende:

»Obwohl sie mich bedingt, scheine ich auch irgendwie zu ihr zu gehören.«

Und nun versteht es auch Darren.



## 9 Dem Wahnsinn verfallen

**M**eine eigenen Worte haben mich so sehr verunsichert und gequält, daß ich auf dem Rückweg mehr oder weniger durch den Wald torkle, ohne genau zu wissen, wohin ich eigentlich trete.

Wie automatisiert setze ich einen Fuß vor den anderen, die Sicht verschwimmt, die Gedanken ebenso. Und dann, so erinnere ich mich später undeutlich, bleibe ich stehen. Geht die Sonne bereits unter? Oder ist es meine Identität, die langsam verblaßt? Ich nehme einen Schluck Tee. Und dann noch einen. Irgendwann ist der Beutel geleert.

Schwachbeinig falle ich nieder ins Gras. Ob da Totholz liegt oder Steine, das interessiert mich nicht. Den Blick gen Himmel gerichtet, der Mund leicht geöffnet und so trocken wie ehemals, als ich vor Darren meine Befürchtungen darlegte. Etwas steuert mich, etwas erfaßt mich. Was es war, werde ich nie verstehen. Was es wollte, ebensowenig. Aber es bewirkt den Rückblick in einige der aufregendsten Momente meines Lebens. War der Tee schuld?

Erwachen ist, denjenigen Moment im Traum zu erkennen, der einem so vertraut ist, daß man nur noch wach sein kann. Es ist schon paradox, dem Wahnsinn ganz sicher verfallen zu sein, obgleich ich doch so viel mehr träume als lebe!

Kaum die Augen an diesem Morgen geöffnet, finde ich mich tief im Wald wieder. Daschon ich meine Lage noch





gar nicht begriffen hatte, spüre ich, an dem Ort zu sein, an dem ich am Abend zuvor eingeschlafen bin. Der Wald war es noch immer, aber nicht mehr der Abschnitt, an dem ich mich niedergelegt habe. Wo bin ich nur?

Mit immensen Kopfschmerzen sehe ich mich um und suche nach Anhaltspunkten: Hier ist der Wald lichter, weniger Büsche, und kein Weg zu sehen. Wo ist der Weg?! Bin ich in der Nacht weitergelaufen, ohne mich zu erinnern?! Ich weiß nur noch, mich hingelegt und von meiner Vergangenheit geträumt zu haben.

War das Wirklichkeit? Wo ...? – Und dann erkenne ich es wieder: Deerts Winkel.

Wenn ich mich schon in dem Waldstück bei Deerts Winkel befinde, würde es ja gar nicht mehr weit sein bis zum Büntergrashof. Es ist morgens, das sehe ich. Aber noch viel

wichtiger ist die Frage: Würde Anniek auf mich gewartet haben? Immerhin verabschiedete ich mich von ihr mit dem Vorhaben eines kurzen Besuchs bei meinen Freunden; von einer Übernachtung war nie die Rede. Ich hoffe, sie ist klug genug, auch diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen und damit ihre Sorgen über meine Heimkunft zu beschwichtigen.

(Oder ist es gar ganz anders? War ich nur kurz im Wald eingeschlafen an einem Juli-Nachmittag vor vielen Jahren? Und zwar genau dann, als ich erstmalig mit meiner Mutter hier war? Hatte ich mir all die Geschehnisse, die ich bislang aufgeführt habe, nur eingebildet? Durch meinen Kopf geschossene Erinnerungen innerhalb einer einzigen Sekunde? Gab es Anniek womöglich gar nicht? Allenfalls daheim, aber ohne Kenntnis von mir? Würde statt Anniek nur meine Mutter auf mich warten? Ich könnte dies nur herausfinden, wenn ich mich zum Büntergrashof begeben!)

Mein Stolpern durch den Wald muß das Wild der Umgebung aufgeschreckt haben; und nach wie vor ist mir schwindelig: Ständig stütze ich mich an den Nadelbäumen ab und wische dann das Harz auf meine Hose. Einmal falle ich sogar, weil ich mein Gleichgewicht nicht mehr halten kann. Wie konnte ich nur eine solche Strecke bewältigen, für die ich auf dem Hinweg Stunden benötigt habe? An nichts kann ich mich erinnern ...

Schließlich erreiche ich den Büntergrashof, und alles scheint normal zu sein. Trotzdem halte ich Ausschau nach Hinweisen, die mir zeigen würden, ob ich all das nur geträumt habe (und meine Mutter auf mich wartete) oder es wirklich so sey, wie bisher berichtet wurde. In letzterem Fall würde mich die besorgte Anniek empfangen.

Keine Stimme höre ich. Woher auch? Entweder höre ich nichts, weil meine Mutter unterwegs ist, oder Anniek ist alleine. Mit wem sollte sie auch reden? Allerdings begegne ich meinem ersten Hinweis, als ich unachtsam in meine Tasche greife und dort den Trankbeutel hervorziehe, aus dem ich diesen benebelnden Tee getrunken habe. Es war also die eine Variante der Geschichte wahr.

Unbeirrt aber vorsichtig nähere ich mich der Haustür, trete ein und horche um mich. So groß ist das Haus nicht, ich hätte Annieks Anwesenheit unlängst gewahr werden müssen. Es sey denn, sie schläft gerade. Schließlich wage ich noch einen Blick durch die Fenster der Wohnstube, vielleicht ist sie ja im Garten. Und tatsächlich: Dort erblicke ich sie beim Jäten. Am Kohl macht sie sich gerade zu schaffen und entfernt Unkraut. Konzentriert auf ihre Arbeit bemerkt sie mich nicht; weder meine eigentliche Anwesenheit, noch meine schmachtenden Blicke voller Sehnsucht, sie endlich wieder in meinen Armen halten zu werden; zu fühlen, wie echt sie sey. Leider kommt mir etwas in die Quere.

Es handelt sich um einen bemerkenswert ausgeprägten Anfall von Müdigkeit. So stark und plötzlich, wie ich ihn mir nie vorstellen konnte, oder gar erwartet hätte. Doch so trifft er mich. Beinahe wäre ich auf der Stelle umgefallen und eingeschlafen!

Die Augen fallen mir im Sekundentakt zu, ich gähne ununterbrochen. Bevor ich in der Stube auf dem Holzboden einschlafe, so denke ich mir, suche ich das Bett auf. Mit erschöpften Schritten klettere ich ins Obergeschoß. Obwohl die Treppe nicht einmal ein Dutzend Stufen hat, halte ich zwischendurch dreimal inne, hänge über dem Geländer und will nur noch schlafen. Ich schaffe es und falle, ohne die

Kleidung abzulegen, unmittelbar ins Bett.

Zunächst geht es mir gut, ich muß angenehm geträumt haben. Manche Leute finden es ungewöhnlich, sich an ihre Träume zu erinnern; bei mir ist es genau andersherum: Ich kann mich immer an meine Träume erinnern.

Dieses Mal kann ich mich merkwürdigerweise nicht an einen Traum erinnern; umso erstaunlicher, daß ich mir nicht einmal sicher bin, überhaupt einen Traum gehabt zu haben. Nur Anniek sehe ich vor mir; sehe sie vor meinem Gesicht mit einem Lächeln.

Sie hat mich entkleidet und in eine Decke eingeschlossen. Durch das geöffnete Fenster zieht frische Morgenluft ins Zimmer.

»Ist das noch der gleiche Morgen?« stöhne ich.

»Nein, mein Lieber. Am gestrigen Morgen bist du angekommen.« Sie klingt in keiner Weise verärgert, so wie ich es angenommen habe. Immerhin habe ich mich nicht zurückgemeldet.

Während ich immer noch darauf wartete, mit lauten Worten ausgeschalt zu werden, nimmt sie den feuchten Lappen von meiner Stirn, wringt ihn in einem Eimer neben dem Bett aus und legt ihn wieder auf.

»Du brauchst jetzt nicht zu sprechen«, schlägt sie vor und neigt ihren Kopf so weit, daß unsere Lippen nur noch einen Zentimeter Luft trennen. Das ist genau das, was ich brauche. Den Kopf ein wenig angehoben und ich erfahre die mich stärkende Reinheit ihrer Lippen.

Eigentlich fühle ich mich gar nicht krank. Schweiß liegt mir auf der Stirn, ja. Auch etwas warm ist mir und schwach und benebelt erkenne ich meine Glieder und Sinne; geistig jedoch so aufgeweckt, daß ich nur noch aufspringen und

zu einem Schreibpult rennen will, um mir die vielen, in meinem Kopf herumspukenden Ideen sogleich zu notieren.

»Ich weiß auch nicht, was mit mir ist. Mir ist so schwindelig.«

»Das macht nichts«, bemuttert sie mich: »Ruhe dich aus, wir reden später.«

»Aber ich empfinde die Bedrängnis, unbedingt jetzt etwas sagen zu müssen! Ich habe Ideen! Kannst du Papier und einen Stift reichen?«

Meine Euphorie muß sie erschrocken haben, jedenfalls kann ich das in ihrem Gesicht lesen.

»Ich glaube, das solltest du jetzt nicht tun«, hält sie mich zurück.

»Also gut«, presche ich aufs neue hervor: »Dann erzähle ich dir eben davon.«

Und ich beschreibe dieser aufmerksamsten Zuhörerin alle meine Gedanken und Entdeckungen, die so jäh meinem Kopf erschienen waren, wie mich die Müdigkeit am vorherigen Tag ereilte. Vielleicht läßt mich Anniek auch nur schwafeln, weil sie meint, dadurch würde ich wieder einschlafen, um meine Kraft letztlich zu schonen.

Tatsächlich hat sie mir zugehört, ohne meinen Gedankenfluß auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Ihr Blick zeigte teilnahmslose Neutralität, aber ich weiß es besser. Niemand sonst, den ich kenne, wäre mir mit solcher Fürsorge begegnet, hingebungsvoll und charmant.

»Du bist noch da«, stelle ich lächelnd fest, nachdem ich abermals aus einem längeren Schlaf erwacht bin. Nichts an ihr hatte sich verändert. Weder ihre Sitzposition, noch ihre Mimik. Sie starrt mich an. Unablässig. Fürsorglich.

»Ja natürlich. Sey unbesorgt. Dein Fieber nimmt schon wieder ab.«

»Mein Fieber?«

»Kannst du dich an nichts erinnern? Wie du mir stundenlang von neuen Entwicklungen und Ideen erzählt hast? Oder wie du, offenbar krank vor Fieber, vor zwei Tagen hier oben ins Bett gefallen bist?!«

»Was denn für Entwicklungen?« – Ich kann mich an nichts erinnern. »Und was für Fieber? Das muß Catlas Tee gewesen sein! Catla ist Darrens Frau, mußt du wissen.«

»Tee? War da irgendetwas drin?«

»Das nehme ich an. Der Schwindel befahl mich erst, nachdem ich einige Schlucke davon zu mir genommen hatte!«

»Aber wieso tut Catla dann so etwas?«

»Weil sie mich sehr gut kennt!« schmunzle ich: »Und am Ende habe ich ihr dankbar zu sein, weil sie mich doch zu dir zurückgeführt hat.«

»Das verstehe ich nicht«, gibt Anniek mit Unverständnis zu.

»Das macht nichts. Ich verstehe es auch nicht vollständig. Das wichtige ist: Nun bin ich zurück!«

»Fühlst du dich denn schon besser? Ich meine, zum Aufstehen und so?«

Und ich höre gar nicht richtig zu: Voller Stolz und Sehnsucht schaue ich in ihr bezauberndes Gesicht; verfolge jeden Hautzug, die Umrandung der Augen, den Ansatz des Haares, umschiffe die Nasenflügel und berühre mit meinen Augen ihre Ohren. Eine unsichtbare Geisterhand legt sich auf ihr Gesicht und streichelt es. Die Zeit bleibt stehen.

Was ist nur wieder mit mir geschehen? Ein Bein, das mir fehlt. Meinen Kopf habe ich ja noch. Und er hilft zu

verstehen, ebenso wie er es behindert.

Präzision ist in diesen Tagen nicht maßgeblich an meiner Wahrnehmung beteiligt; alles erscheint mir im schizophre-  
nen Lichte. Einem Anschein, den ich nicht mehr von der  
Wirklichkeit unterscheiden kann. Und ebenso wie Licht, das  
einem auf der Haut tänzelt, unwirklich erscheinen möge,  
ist es doch real.

Liege ich wirklich in diesem Bett? Bin ich wirklich ich?  
Was tue ich hier eigentlich? Ist das der Büntergrashof, den  
ich als meine Heimat anerkenne? Oder sitze noch dort, wo  
ich war, bevor meine fantastische Reise begann?

Im Hin und Her der sich entscheidenden Gedanken und  
abwägenden Emotionen beobachte ich die vielen feinen  
und kurzen Haare auf meinem Bauch bis hinab zu meinem  
Bauchnabel. Die Decke bedeckt gerade noch meine Hüfte  
und meine Liegeposition führte dazu, daß mein Hemd ein  
wenig verrutscht ist. Und nun liegt der Bauchnabel frei.

Die Beobachtung der sich kräuselnden Haare läßt mich  
nachdenken und Feststellungen treffen, für die ich zuvor  
nicht mutig genug war: Denn wenn ich etwas so detailliert  
beobachten kann, muß es einfach echt sein! Schon viele  
Male habe ich geträumt und diverse Dinge für unmißver-  
ständliche Sinnbilder gehalten; nach dem Aufwachen wußte  
ich genau, wie idiotisch das Erträumte gewesen ist. Sich des-  
sen bewußt zu sein, macht alles nicht einfacher; ermöglicht  
mir jedoch eine hinreichend vorurteilsfreie Entscheidung  
zu treffen: Das hier muß echt sein! Und auch wenn es das  
nicht ist – ich habe mich für dieses Leben entschieden. Mit  
all seinen Wendungen, seinen Möglichkeiten und faszinie-  
renden Tatsachen.



## 10 Der Neubeginn

**A**l das mag zu dem Wehleidn beigetragen haben, daß ich an diesem Abend auf dem Balkon am Büntergras-hof sitze und die unwirklich erscheinenden Wolkenhaufen beobachte, die sich in mattgrauen und wie Ruß schwarzen Schlieren um den Berg knoten. Der seichte Wind bläst allerlei Blütenteile in meinen Tee, sodaß ich von dem halb gefüllten Becher ablasse und mich zu Bett begeben. Es ist der erste Abend seit meinem schlimmen Fieber; den verstrichenen Tag habe ich im Grunde vollständig im Bett zugebracht. Ich kann nicht erklären, wieso mir das Verlangen fehlt, dem Geheimnis um mein Wesen nachzugehen. Die ganze Zeit über steht dieses Bedürfnis in meinem Kopf, will nicht fal-len. Stundenlang sinne ich, ob ich alles nur herbeifantasiert habe oder mein Leben mit Anniek wirklich sey.

Ihr Bild ist mir so klar in meinem Kopf verankert wie ein blendendes Licht, wenn man für Momente in eine grelle Lichtquelle blickt. Schließt man die Augen, hat man das Licht vor sich; ebenso bei geöffneten Lidern und es dauert einige Minuten, bis diese Reizüberflutung letztlich abklingt. Nun, diese Person betreffend, vergeht ihr Bild vor meinen Augen nicht. Zeitweise habe ich Mühe, Wirklichkeit von Trugbild zu unterscheiden, und glaubte insgesamt viermal, daß sie wieder im Zimmer stehe. Eine Kopfwendung später, und ihr Bild verweht.



Jedoch, ich finde nicht das geringste Verlangen, der Wahrheit nachzugehen. Lahm und faul liege ich in meinem Bett und strecke die Glieder. Die unwilligen Blicke wechseln von der Betrachtung der Fenstervorhänge über den Spiegel zur Tür, wo ich hoffe, das Eintreten dieser besonderen Person würde mir Näheres verraten.

Je mehr Stunden verstreichen, desto besser fühle ich mich. So auch an diesem Morgen, als ich mehr als einen halben Tag geschlafen habe. Das Fieber ist fort, also verließ ich die Bettstätte.

Vor die Tür getreten, ist es nicht wie sonst. Mit skeptischem Blick mustere ich die Umgebung, stelle aber zu meiner Erinnerung keine dem Wesentlichen nahen Unterschiede fest. Die frische Luft läßt meine Nase tropfen, also blase ich sie aus. Auch die Sonne verharret dort, wo sie sein sollte. Gleiches galt für die Berge und die Höfe am gegenüberliegenden Hang.

Nun gut, ich denke mir nichts dabei und begeben mich also auf den Weg – nach Graudorf, um dort Einkäufe einzuholen. Was mich dazu trieb? Ich kann ich heute nicht mehr beim Namen nennen. Obschon es mit unserem Roller viel schneller gehen würde, wollte ich doch stundenlang laufen; als folgte ich dem instinktiven Durst nach salzigem Wasser.

Bereits einige hundert Meter vom Hof entfernt, kehre ich mich um und stehe vor einer entsetzlichen Verlegenheit: Denn erst in dieser Sekunde fällt mir Annieks Abwesenheit auf. – Vielleicht ist diese seltsame Person, deren Umrisse ich mir im Fieber eingebildet hatte, ja doch nicht da. Wie dem auch sey, Anniek wäre es in jedem Fall. Nur hatte ich sie am Büntergrashof nicht gesehen, nicht gespürt. Möglicherweise hatte ich sie nur deshalb übersehen, weil sie hinter dem

Haus im Garten arbeitete? Nun gut, es sey; unwohl setze ich meinen Weg fort.

Es vergehen zwei Stunden, da ich in der aufsteigenden Mittagssonne in Richtung Tal wandere. Erschöpfung stellt sich nicht ein, obwohl ich keinerlei Verpflegung bei mir habe. Bei Durst trinke ich vom Bergquell, das in beinahe jeder Kehre dahinfließt und meinen Weg öfter kreuzt als ich Durst verspüre. Der Weg ist ja auch nicht sonderlich beschwerlich, insbesondere bergab. Nun ist es aber nicht so, daß er gänzlich unverzweigt ins Tal führt; man denke nur an die vielen Bergbauernhöfe in diesem Teil des Graublattals, die mit diesem Hauptweg in Verbindung stehen! Im Zweifelsfall wählt man ganz einfach denjenigen Weg, der abschüssiger ist, denn er mußte ins Tal führen.

Dann werde ich doch eines Besseren belehrt, denn die entlang der Straße begrenzenden Leitplanken begleiteten mich nicht weiter; stattdessen enden sie in der Erde. Nach weiteren hundert Metern endet auch die Asphaltierung des Weges; die letzten Asphaltbrocken bestehen nur noch aus schwarzen Klumpen und gehen fließend in weichen Waldboden über. Ein Weg ist zwar noch erkennbar, aber nun verläuft er in eine unerwartete Himmelsrichtung, ist er viel schmaler und auch unbekannter. Darüber hinaus führt er bergauf! Bin ich hier noch richtig?

Innehaltend, drehe ich um meine Achse und versuche auch ins Tal zu schauen, um mich an dessen Talebene und vielleicht den Häusern von Graudorf orientieren zu können. Jedoch, nichts davon läßt sich durch das dichte Gestrüpp erschauen. Mir ist es nicht einmal möglich zu ergründen, ob ich mich entlang einer Hangkante oder über einen Bergrücken bewege!

Wie kann ich mich nur so verlaufen haben? Eine halbe Stunde noch so überheblich davon gesprochen, wie einfach der Weg ins Tal zu schreiten sey, hat mich wohl meine Arroganz in die Irre geführt und ich bin irgendwo falsch abgelenkt?! Mit dem Vorhaben, diesen Fehler zu korrigieren, drehe ich um und laufe genau diesen Weg zurück. Doch damit werde ich gezwungen, vom Unheimlichsten zu berichten, das mir in meinem Leben je geschehen ist: Man möge versuchen, mir meine Beobachtungen nachzuempfinden.

So drehe ich bei und bin daran, den ganzen Weg zurückzulaufen, um an einer übersehenen Gabelung den richtigen Abzweig zu wählen. Wie erschrecke ich aber, als es dort keinen asphaltierten Weg mehr gibt! Ich konnte mich kaum zehn Meter von dessen plötzlichem Ende entfernt haben! Stattdessen ist es ein normaler Waldweg – gleich jenem, auf dem ich gerade verharre –, der in rund einhundert Metern in eine Kehre einläuft!

Immer wieder versichere ich mich, daß die Richtung und die Breite des Weges, ja sogar dessen Neigung genau jene waren, die ich auch auf meinem bisherigen Weg gegangen bin. Aber der Asphalt fehlt. Nun renne ich entsetzt – fliehend aus diesem Alptraum – rund einhundert Schritte zurück, aber die Umgebung erkenne ich nicht wieder: Man mag sagen, daß einem, der einem Waldweg folgt, Einzelheiten der Bäume, Büsche und Felsen weniger in Erinnerung bleiben; doch nicht mir. So gibt es grobe Fehlstellen in meiner Erinnerung: Wo ist beispielsweise der Bach, den ich kurz vor der Kehre passiert habe? Und da bin ich mir sicher!

Letztlich gebe ich auf und entschliefse, den Waldweg in die unbekannte Richtung fortzusetzen – in der Hoffnung, wieder auf eine mit Wegweisern versehene Straße zu sto-

ßen. Nachdenklich und besorgt gehe ich immer weiter, drei Stunden, ohne daß der Weg sich gabelt oder einen anderen kreuzt. Immer geradeaus, immer weiter; mal mit leichten Krümmungen versehen, die von Büschen verdeckt sind; mal um eine Gruppe Felsen herumführend. Der Blick ins Tal ist mir die meiste Zeit versperrt; und wenn ich durch die dicht stehenden Tannen einmal sehen darf, schaue ich in ein Tal, das offensichtlich nicht mehr dem Graublatttal entspricht. Denn weder erkenne ich den Bach in der Tal-Niederung noch die Seen oder irgendein Dorf. Es ist, als würde ich in einer entlegenen Gegend herumirren, in der noch niemals jemand zuvor einen Fuß gesetzt hat. Aber wer hat den Weg dann angelegt?

Faßte man die bis hierhin überwundene Steigung des Weges zusammen, muß ich mich auf einer Höhe befinden, die bereits die der Dammerhorn-Spitzen übertrifft. Verwunderlich, da dies meiner Kenntnis nach die höchsten Berge der Region sind, und ich unmöglich ein Tal durchquert haben kann, ohne wenigstens eine Straße oder Verkehrslärm zu bemerken.

Eine Weile schon ist mir kein Bächlein begegnet, und es durstet mich. Immerhin ist meinen Füßen keine Müdigkeit anzumerken, sodaß ich einfach mehr schlucke und immer weitergehe. Mich darüber wundernd, einen Weg zu beschreiten, den vor mir vermutlich schon seit Jahren niemand mehr ging, wird mir auch mit zunehmender Dunkelheit bewußt, daß ich hier völlig falsch bin. Aber umzukehren und die ganze Strecke zurückzulaufen hätte mich mehr Zeit gekostet, als noch ein wenig weiterzugehen und vielleicht demnächst auf eine Straße und damit verbundene Mitfahrgelegenheit zu treffen.



Die Finsternis nimmt immer mehr vom Himmel und schließlich von der Sichtbarkeit des Weges ein, sodaß ich am Ende nur noch eine wegbare, unbewachsene und zwischen allerlei Nadelbäumen beidseitig eingefasste Schneise wahrnehme. Ich gehe sie so lange ich etwas sehen kann, dann verbleibt mir nur die Rast am Wegrand, um darauf zu warten, daß meine Müdigkeit größer sein werde als mein aufgeregtes Gemüt.

Selten nächtigte ich in der unbeschränkten Natur. Umso glücklicher bin ich über die dichten, wärmenden Kleider, die mir zwar keinen wohlwollenden, aber doch sicheren Schlaf ermöglichen. Zunächst fürchtet es mich, nicht mehr nach Hause zu finden und ich stelle mir vertiefend die Frage, wie es dazu gekommen ist: Wieso verlaufe ich mich in einem Wald, der aus meinem Geist hervorgegangen ist? Sonst ist doch auch alles genauso eingetroffen, wie ich es haben wollte, und plötzlich haftet der Umgebung, insonderheit diesem Wald und seinem Weg, eine mystische Eigeninitiative an, die sich weder meinem Willen noch Verständnis fügt. Was ich jedoch mit ungebrochener Sicherheit weiß, das ist die Unsterblichkeit. Niemals hätte ich in dieser Umgebung, diesem Tal und in dieser Zeit sterben können!

Sicher bin ich mir auch dahingehend, Anniek wiederzusehen. Immerhin sind wir unsterblich und es wäre nur eine Frage der Zeit, wann wir uns erneut begegnen. Mit diesen in Geborgenheit wiegenden Gedanken und der Hoffnung, am folgenden Morgen einen Ausweg aus der Irrung zu finden, schlafe ich bald ein.

Der Morgen ist kälter als erwartet und es braucht einige Minuten, bis ich die Spitzen meiner in der Jackentasche versenkten Finger wieder spüre. Mein Gesicht fühlt sich erschreckend kalt an, aus meiner Nase bläst eine Nebelwolke und selbst die Lider wollen sich nur ungern weiter öffnen als einen Schlitz hoch. Tau tropft von jedem Grashalm und erste Schnecken bewegen sich, auf der Suche nach ihrem Frühstück, über das entrindete Holz toter Äste. Auch mir knurrt der Magen, doch kann ich es nicht ändern. Stattdessen betrachte ich voller Durst meine Handinnenflächen, an denen frisches Tauwasser herabrinnt, das ich schließlich

begierig ablecke.

Wie ich mir des Nachts überlegt habe, will ich vermehrt Rufe einsetzen, um auf mich aufmerksam zu machen. Obwohl ich nicht wirklich an den Erfolg eines solchen Versuchs glaube. Das ist nämlich genauso, als triebe man auf dem Ozean und hätte freie Sicht auf den Wasserspiegel um sich; und würde ferner erkennen, daß im Umkreis von vielen Kilometern kein einziges Boot zu sehen ist. Und dennoch ruft man um Hilfe – jedoch, wer soll einen hören?

Einige Kilometer behalte ich diese Taktik bei, während ich meinen Weg fortsetze, der immer weiter in die Berge führt. Sonnenstrahlen blitzen verlegen hinter der Bäume Astwerk und zwischen diesen selbst äst Damwild, das verschreckt, da es mich sieht, fortspringt. Immerhin bin ich nicht gänzlich alleine.

Das Gefühl, verlassen zu sein, verstreicht jedoch nicht, da ich die Umgebung in keiner Weise wiedererkenne: Der Wald ist anders zusammengesetzt als jener Vertraute um den Büntergrashof; der Wind scheint kälter (was wohl auf die größere Höhe zurückzuführen ist) und steifer. Mir ist zunehmend unwohl, kann aber weder eine Abkürzung einschlagen noch den ganzen Weg zurückgehen. Alles, was mir verbleibt, ist, den vor mir liegenden Teil weiterhin zurückzulegen.

Ob man es glaubt oder nicht – bis zum Abend dieses Tages ändert sich rein gar nichts. Das muß der längste ungegabelte Weg sein, den es auf diesem Kontinent gibt! Keine Wegschilder, keine Behausungen, keine Wanderer. Der immer gleich breite Weg gibt mir die Richtung vor, die ich zu nehmen habe. Er zwingt mich in sein unveränderbares Muster eines schlauchartigen Lebens, und einer ebenso zu umschreiben-

den Existenz. Hin und wieder abgeknickte und quer über den Weg gelegte Bäume oder kleinere Fels-Rutschungen, bei denen faustgroße Steine den Hang hinabgerollt und mitten auf dem Pfad liegengeblieben waren, schafften ein wenig Abwechslung, unterstreichen aber gleichzeitig, wie verlassen es hier ist. Wohin würde ich nur geführt werden?

So allein ich mich auch fortbewege, so bin ich in Gedanken stets bei Anniek; dies tröstet über meine langweilige Irrung hinweg.

Dabei fällt mir ein: Habe ich mich wirklich verirrt? Bedeutet *verirren* nicht, daß man wahllos einer Richtung folgt, obwohl man sich an keinerlei Orientierungspunkte hält? Ich dagegen gehe ja nur den Weg, weiche nie von ihm ab. Und es gibt keine Wege, die irgendwo ohne Weiteres, mitten auf einem Feld oder in einem Waldstück, enden! Wege vermitteln immer zwischen zwei Punkten, einem Start und einem Ziel. Alles, was ich noch nicht weiß, ist, wo das Ziel sein würde.

So viele Dinge im Leben bleiben ungeschehen, ungetan . . . , unbemerkt. Verlöre ich auch nur eine Sekunde, und sey es meiner selbst willen!, bereute ich es für alle Tage.

Die philosophischen Gedanken häufen sich zu einem Ballen aus Haß und Unverständnis gegenüber der verzweifelten und aus dieser Verzweiflung heraus widersinnig, überflüssig, rechthaberisch, arrogant, schlicht falsch handelnden Menschheit. Wie es auch Bergsteigern ergeht, die tagelang damit beschäftigt sind, sich aus fehlgeleiteter Ursache des Ruhms oder Glaubens einem Berggipfel unter Lebensgefahr zu erkämpfen, sind meine Überlegungen nun so weit anzunehmen, der Mensch sey im zeitlichen und räumlichen Rahmen der Planetengeschichte lediglich ein Echo. Ein sich



widerspenstig haltendes Echo zwar, aber doch nur ein Echo, nichts Wirkliches, nur ein Trugbild.

Und genauso sind die Menschen, deswegen ich sie zu meiden suche: In allem glauben sie das Bestmögliche zu tun, verkennen aber das große Gebilde und ihre winzige Stellung im Kosmos! So streiten sie um den Preis einer Wurst; erfüllen ihre Gedanken mit der Hoffnung, ihr neuer Liebhaber möge die Farbe des Lippenstifts bemerken; tauschen Informationen und Emotionen über Sportergebnisse aus; erklären alles für fremd, das ihrer Erfahrung widerspricht . . . , und wissen doch gar nichts von ihrer unheilvollen Bedeutungslosigkeit.

Man denke nur daran, wie sehr es die Menschen beschäftigt, die richtigen Führer auszuwählen und wie laut die gegnerische Partei nach Betrug schreit, wenn sie nicht gewählt wurde! Wie Angst erfüllt Gesichter sein können, wenn befürchtet wird, eine Partei mit Freiheit raubenden Vorstellungen könne machtvolle Geltung erlangen! Und trotzdem sind all jene und ihre Gedanken – bedeutungslos!

Haben nicht auch die Römer und Mongolen an ein Weltimperium geglaubt? Und was sind sie heute? Hatten nicht Perser und das Inka-Volk riesige Armeen? Und was ist aus diesen geworden? Auch die ehemals gefürchteten Supermächte auf dem nordamerikanischen und asiatischen Kontinent zeigen sich heute als eine Gesellschaft kriegsunfähiger, korrupter, Freiheit verachtender, vom Geld verblendeter und machtgieriger Parzellen, denen Erdöl und andere Naturrohstoffe ungleich wichtiger sind als die Leben und Träume ihrer Einwohner.

Diese Beispiele sollen zeigen, daß sich innerhalb von Jahren oder Jahrhunderten ganze Weltteile politisch ändern

können. Und wenn sie sich so gravierend zu ändern vermögen, steht ihnen, so meine ich, weder Kritik noch Beachtung zu. Denn alles, worüber wir uns heute den Kopf zerbrechen und unsere wertvollen Gedankenströme belasten, kann bereits morgen bedeutungslos sein. Gleich so unbedeutend wie die Erinnerung an Kindertage, in denen man ein Eichhörnchen zu herbstlicher Zeit auf den Ästen einer Buche herumtollen sah!

Bisweilen überwältigt mich die Art meiner schädlichen Gedanken und ich eifere in ewigen geistigen Gefechten und Worträtseln aus, die mir nicht selten peinlich sind – sofern sich die Gelegenheit ergibt, daß man mich mit meinen Aussagen konfrontiert. Aber wenn sie unwahr wären, wieso bringe ich dann die Zeit für ihre Niederschrift auf?

Geächtet durch die Intensität meines brennenden Hasses, suche ich eigenhändig meine Stellung im Gesamten. Ist es ein ortstreuer Standpunkt oder steht er genauso unsicher wie die Zukunft aller bestehenden und jemals gebildeten politischen Gruppen? Kann mir überhaupt eine »Stellung im System« zugewiesen werden, wo ich doch charakteristischerweise »zwischen den Welten« – namentlich der Wirklichkeit und dieser idealisierten Utopie – wandle? Oder handelt es sich um ein akzeptables und toleriertes Phänomen, das jedem Schriftsteller und seiner ihn umgebenden Fantasie abzugewinnen ist?

Mit diesem Sinne zerreißen Gedanken beschreite ich den Weg und befinde mich emotional ebenso wankend wie die im Winde wiegenden Baumwipfel. Wenn ich nur wüßte, was mich am Ende dieses Weges erwarten wird!

Bis zum Abend wird meine Neugierde mit Gewißheit oder wenigstens Erkenntnis noch nicht gestillt. Stattdessen

bringe ich, wie erahnt, eine weitere Nacht am Wegesrand zu. Dieses Mal liege ich wenigstens windgeschützt, habe ich mir doch rechtzeitig bei Dämmerlicht ein Plätzchen hinter Büschen und grün bewachsenen Felsen ausgesucht. Wärmer ist die Nacht deshalb nicht.

Merkwürdig ist diesmal, daß mir die Erinnerung an die zurückliegenden Tage (mein Erwachen am Büntergrashof, das Fiebern, das Aufbrechen nach Graudorf) nur noch wie erträumt vorkommt: Blaß und unkonkret sind die Bilder, dagegen ganz klar alles weiter Zurückliegende. Genausogut konnte es möglich sein, und das nehme ich nunmehr als Tatsächlichkeit an, daß ich niemals zum Büntergrashof zurückgekehrt bin, und mein heutiges Erwachen im Wald auf jenen Tag folgte, da ich von Darren und Catla losgegangen, und, benebelt von deren Tee, mich inmitten des Waldes niedersetzte und ruhte. Mit kurzen Worten: daß ich mich zum Zeitpunkt meines Verlaufs noch immer auf dem Rückweg zu Anniek befunden habe, und das Dazwischenliegende nur ersponnen haben muß.

So viel Wehleidn liegt in der Welt, so viel ungeklärter Schmerz. Bin ich ihr würdiger Repräsentant? Nun, da ich erschöpft und hungrig bin, stehe ich den Leidenden etwas näher als sonst.

Für gewöhnlich ignoriert man fremdes Leiden mit jener hemmungslosen und sich berechtigt anfühlenden Ankündigung, mit den eigenen Problemen genug zu tun zu haben. Gerade in reichen Ländern wird darüber gemeckert, daß Benzin heute ein Cent mehr kostet als gestern. Es wird gemammert, daß man ein Puzzlespiel mit dem falschen Motiv zu Weihnachten geschenkt bekommen hat. Man hält einen Fehldruck in der Klatschpresse und das Fehlwort eines Po-

litikers fürs bemerkenswert; dabei bedeuten sie gar nichts im Vergleich zum Leiden Hungernder und Kranker. Denn deren Sorgen beschreiben allein die Not, die nächste Stunde zu überleben! Und so fügt sich ein Reigen aufeinander aufbauender und gegeneinander gestufter Sorgen-»Ebenen«.

Andere behaupten, in den Nachrichten würde hoffnungslos übertrieben: Es seien nicht 10.000 Kinder, die jeden Tag verhungern, sondern nur 1000. Aber macht das einen Unterschied? Ich selbst habe nie eine Gruppe Hungernder in Afrika besucht; könnte also nicht einmal versichernd glauben, ob es wirklich Hungernde gibt! Genauso ist es mit einer anderen Geschichte, die an Paranoia grenzt, aber theoretisch der Wirklichkeit entsprechen könnte: Es ist die grundsätzliche Ablehnung aller Fakten, bis man sie mit eigenen Augen bestätigt hat: So ist es möglich, daß es den Himalaja und einen Kontinent wie die Antarktis nicht gibt, da ich beides mit eigenen Augen noch nie gesehen habe. Allerdings scheint mir eine Manipulation dieser vorgegebenen Tatsachen als zu aufwendig und v. a. zu grundlos.

»Schafft ab, ihr dummen Tölpel, das ihr für zweckmäßig und notwendig haltet!« rufe ich zwischen die Bäume, so laut ich kann. Dieser Satz hatte sich zu einer Art »Standard-Fluch« entwickelt; etwa so als reiche man sich zum Gruß die Hand und wünsche einen angenehmen Guten Morgen. Aber mein Gruß wird nicht erwidert.

Dann spreche ich ein Gebet zu Jhadar, sie möge mich dorthin zurückführen, wo ich eigentlich hingehöre und wo meine Liebe auf meine Ankunft wartet. Und Therak rufe ich an, er möge eben diesen Weg sicher und kurz halten.

Obwohl die Nacht kalt ist, habe ich die Kraft zum Beten und Fluchen aufbringen können. Das kam unerwartet. So

erinnere ich mich, nicht ein einziges Mal in der Lage gewesen zu sein, einen ganzen Tag lang gar nichts gegessen zu haben. Beschämt und ohne den Wunsch, für diese »Leistung« bewundert oder bemitleidet zu werden, denke ich an alle unfreiwillig und chronisch hungernden Menschen, die mit sehr viel mehr Kraft und Erfahrung ringen. Jedenfalls verfliegt mein Hungergefühl schlagartig, doch Durst plagt mich weiterhin.

Mit neuem Mut folge ich dem endlosen, nun leicht abschüssigen Weg am nächsten Morgen weiter, bis meine Waden verkrampfen und ich pausiere, um die Schuhbänder zu lockern. Ich betrachte die angenehme, Licht durchflutete, grüne und artenreich bewachsene Landschaft und denke dabei ohne Unterlaß an Anniek – was ich ihr berichten könne von meiner Odyssee, und ob ich ihr zu versprechen fähig sey, sie niemals wieder so lange allein und in gewiß größter Sorge zurückzulassen. Es tut mir selbst im Inneren weh, sie das durchmachen lassen zu müssen. Aber auch für mich ist diese Tortur, zumal unfreiwillig, nicht leicht zu ertragen. Indes fällt mir nichts Angenehmeres ein, als bei ihr am warmen Stuben-Ofen auf den mit Kissen ausgestaffierten Sessel zu sitzen und mir eine Tasse Zitrontee schmecken zu lassen; nachdem ich mir ein dickes Sandwich zubereitet habe, natürlich! Inmitten dieser Überlegungen kehrt mein Hunger zurück.

Nun ward es Mittag, was ich daran sehe, daß das blasse, hinter den Wolken verborgene Sonnenlicht seinen Höchststand erreicht. Außerdem ändern sich etwas an meinem Weg: Seit Tagen nun wandle ich auf diesem Pfad, der nie breiter als zwei Klafter ist. Am engsten wird er mir am Vortag, da schrumpft die Breite auf nur eine Armlänge und ich

quetsche mich zwischen einem umgestürzten Baum und dichtes, stacheliges Buschwerk hindurch. Was verändert sich, daß die eigentliche Wegbegrenzung lichter wird und viel weiter voneinander steht. Die schlanken Nadelbäume und der braune, von Nadellaub bedeckte Waldboden weicht einer niedrigen Vegetation und auch Gras kehrt bestimmend zurück.

Daß ich den Rand des Waldes erreicht habe, sehe ich endlich daran, daß es nun gänzlich an Bäumen fehlt. An deren statt öffnet sich vor mir eine weite Ebene ohne Bäume. Ich bin am Ziel.



## 11 Ankunft im Unbekannten

**A**ls ich den Wald neugierig auf das Bevorstehende verlasse, überrascht mich am meisten sein abruptes Ende: Der Pfad reißt buchstäblich unter meinen Füßen ab.

Aufmerksam sehe ich um mich, erkenne jedoch nur Fremdes: Am Horizont erstrecken sich baumlose, begraste Hügel anstelle der erwarteten Ausläufer eines Gebirges. Diese Hügel säumen in einer Linie den Horizont, so weit ich auch sehen kann. Zwischen hier, dem Waldrand, und diesen Hügeln dehnt sich eine abschüssige Ebene aus, überwiegend begrast; irgendwie »nordisch« und »kalt«. Jetzt denke ich an das typische Landschaftsbild Schottlands.

Der Waldrand ist in der Tat ein Rand, denn er wirkt so abbrüchig, als wäre er bis genau hierher gerodet worden. Stellenweise durchschneiden Hecken aus bunter Hagebutte und Nester aus erstaunlich hochrankendem Löwenzahn dieses Regelfeld; jedoch, das erstaunlichste, das sich nur vorstellen läßt, das zeigt sich zu meiner Rechten: Mit Grübeln und Entsetzen starre ich ... hinauf auf ein Meer!

Einerseits weile ich am Waldrand, andererseits nur wenige Dutzend Meter entfernt von einer Klippe, die zum Meer hin abbricht; an einer Stelle, wo auch der seit Tagen

durchquerte Wald ausläuft.

Aber ein Meer? Ein richtiges Meer? Das zu begreifen ist mir jetzt nicht möglich. Sogar die Luft schmeckt salzig und man hört ein leises Brandungsrauschen, das ich zunächst, da ich noch nichts von einem Meer wußte, für das Rauschen von Laub halte. Aber wie kann ich mich so außerordentlich verlaufen, um an eine Meeresküste zu gelangen? Und wichtiger die Frage: Wie kann ich eine Küste erreichen, wenn ich an einem Berghang mit meiner Reise beginne und dann immerzu aufwärts gehe? Und habe ich im Winkel des Auges nicht stets ein paar Berge gesehen?

Behutsam mache ich einen Schritt vorwärts: von jenem Meter Weg, der aussieht, als sey er täglich von hundert Stiefeln niedergetreten, hin auf eine Wiese, auf der von einem Weg nicht das geringste erkennbar ist. Selbst im Gras gibt es keine Anzeichen dafür, daß hier je ein Weg begonnen oder geendet hatte. – Nun gut, muß ich mir eben einen neuen Weg treten – zur vor mir liegenden Siedlung.

Anfangs sind mir die wenigen bis zur rauschenden Meeresküste ausstreckenden Häuschen nicht aufgefallen; und sie wären auch unauffällig geblieben, wenn nicht aus drei Essen hellgrauer Rauch aufgestiegen und sich sogleich, ohne eine stehende Rauchsäule auszubilden, im Schatten der umliegenden Felsen und Steinhäuser verteilt hätte.

Von meinem Standpunkt aus bleibt mir ein Teil des gesamten Ausmaßes der Siedlung verborgen, aber groß kann sie nicht sein. Häuser reichen jedoch sicher zur Küste, von wo ein einzelner Steg mit daran festgemachten Booten ins Meer hinausführt. Inmitten der mit Stroh bedeckten Häuser, ich zählte fünfzehn, schlängelt sich ein aus dem Hinterland ankommendes, harmloses Bächlein und mündet letztlich



auch ins Meer.

Zwei oder drei der Gebäude, so gut ich es aus zwei Kilometern Entfernung sehen kann, sind mit Holzschindeln gedeckt und zwei Stockwerke hoch. Aufwarten kann jedoch das gesamte Dorf mit einem besonders einladenden Charme. – Und wirken nicht die meisten überblickbaren Siedlungen entweder abschreckend oder anziehend? Das ist bei Großstädten anders, da sie keines von beiden Extrema erfüllen; was wohl damit zu tun hat, daß man selten erkennen kann, wo sie beginnen oder enden.

Gerade will ich mich in Bewegung setzen, tapfer auf das unbekannte Dorf zuschreiten, da höre ich ein Knacken im Gebüsch hinter mir. Erschrocken wende ich mich dem zu und starre sogleich in die mich fixierenden Augen eines Mädchens. Etwa zwanzig Meter entfernt steht sie dort in den Büschen, niedrigen Tannen und umgestürzten Totholz. Warum sie mir nicht eher aufgefallen ist, kann ich nicht glaubwürdig begründen, denn mit ihrem gelben Kleid fällt sie auf wie nichts anderes um sie herum. Am unteren Saum ist der gelbe Stoff vom feuchten Waldboden beschmutzt, sonst leuchtet sie ganz ungewöhnlich in ihrem eigenen erhabenen Schein.

Als hätte ich ein Reh aufgescheucht, das nun mit klopfendem Herz innehält und nach der möglichen Gefahr Umschau hält, starrt sie zurück. Es scheint sogar so, als hofft sie, wie ein Reh, unsichtbar zu bleiben, was angesichts ihrer leuchtenden Kleidung aber unmöglich ist.

In der einen Hand hält sie einen mit trockenen Ästen gefüllten Flechtkorb, die andere Hand hat gerade einen weiteren Ast aufgehoben und dabei wahrscheinlich das knackende Geräusch verursacht.

Zaghaft ihre Gestalt, wunderschön ihr Gesicht. Welch einen Kontrast ihre anmutige Gestalt doch bildet zu dem kalten, steifen Wind, den baumlosen Ebenen, dem tiefen Wald und dem ärmlichen Fischerdorf! Und doch, davon bin ich sofort überzeugt, gehört sie hierher.

Um die Taille ist ein Gürtel gelegt, von dem ein Säckchen und ein Bündel herabhängen. Das gelbe Kleid hat nur kurze Ärmel angenäht, darum liegt ihr wegen der auffrischenden Küstenluft noch einen Schal um Halsausschnitt und Schultern. Nachdem das aufgesammelte Feuerholz behutsam ins Körbchen getan ward – wohl bemerkt, ohne den Blick zu mir abzulassen – greift sie nach Schal und Kopfhaube; das Haar weht hervor, weht ihr zwischen die Augen ..., was aber nicht den Blickkontakt beirrt.

»Hallo! Hab' keine Angst! Ich bin fremd hier!«

»Ich habe keine Angst!« tritt sie furchtlos hervor, nun endlich den beharrlichen Blick gelöst. Vorsichtig gibt sie sich und ernst, zeigt aber, trotz ihrer jungen Jahre, nicht die geringste mentale Schwäche. »Und fremd bist du auch nicht«, ergänzt sie nach einer zweiten Begutachtung meiner Person.

Diese Aussage verwundert mich zwar, aber ich denke mir nichts weiter dabei: »Sag', Mädchen, was ist das für ein Meer dort?«

»Das Nordmeer natürlich!« erklärt sie mir ohne Verzögerung. Sie spricht so selbstsicher, daß man meinen könnte, sie spreche die Wahrheit!

Um meine in Erstaunen gehüllte Unkenntnis auch weiterhin zu verbergen, sage ich Folgendes:

»Ich ... bin mir nicht sicher, ob ich weiß, wo genau ich mich befinde.«

»Das sagen sie alle«, antwortet sie, zustimmend nickend.

»Wer *alle*?«

»Na alle, die bislang hier angekommen sind!« weiß sie und widmet sich wieder dem Auflesen trockener Äste. Ein paar Sekunden beobachte ich dies, dann entscheide ich mich gegen weiteres Ausfragen; aber mit Sicherheit weiß sie mehr.

»Ich bin übrigens ... « Dann will ich meinen Namen doch nicht sagen.

Der Moment hätte tausend Monde dauern können und wäre doch nicht vorangeschritten: Ihr auffälliger Blick sticht meine Ausdauer und ich lasse ab sie anzustarren und auf Antwort zu warten. Pure Intelligenz sprudelt allein durch ihren Blick aus ihr heraus; wer kann schon wissen, welches Potential sie tatsächlich zu offenbaren fähig sey?!

Nach einer Weile wird sie des Aushaltens auf Antwort wohl überdrüssig: »So heißt du also? Ich hatte mir schon so etwas gedacht. Du siehst aus wie ein Namenloser!«

»Wirklich?« verblüffe ich und erinnere mich, daß so etwas noch nie zu mir gesagt wurde.

»Nun sage, wie *ich* heißen könnte«, fordert sie im kalten Ton. Und obwohl ich glaube, daß Arroganz niemals sympathisch ausgedrückt werden kann, scheint es in dieser besonderen Situation doch genauso: Ihr anmaßender Ton ist nicht denunzierend gemeint, sondern entspricht vielmehr einer Aufforderung zur Unterhaltung sowie, wie ich ahne, auch zum Testen. Was nur sind ihre Absichten? Ob sie herausfinden will, auf welche Weise ich ihrem Intellekt zu antworten fähig bin?

Und da ist noch etwas anderes: Mich beschleicht der Verdacht, mit mir selbst zu sprechen, da ich fast genau die

gleiche Frage gestellt hätte – in ihrer Situation natürlich; als wäre ich Schriftsteller und hätte diesen Dialog aus einem einzigen Geist niedergeschrieben! Viel mehr als erwartet scheine ich in diese Welt eingebunden zu sein, und doch liegt alles im Ungewissen: Zu keiner Sekunde weiß ich über die kommenden Stunden, das Dorf und dort lebende Menschen Bescheid! Wenigstens mein Gegenüber ist wie ich.

Diese Überlegung zugrunde gelegt, schließe ich die Augen, sehe wieder auf sie und rate:

»Elena?« – Es war der erste Name, der mir in den Sinn gekommen ist; unmöglich mochte er richtig sein! Aber sie wollte es ja so.

Und war es nun richtig? Oder gebe sie entfesselt zur Antwort: »So ein Quatsch! Ich sehe doch gar nicht aus wie eine Elena! Ich heiße . . . «

Die Kleine spricht nichts. Keine Veränderung ihres verschlagenen Lächelns. Heißt das jetzt, daß ich sie beeindruckt oder beleidigt habe? Das mit der Beleidigung habe ich riskiert; schließlich kann es mir gleichgültig sein, ob sie mir fortläuft. Die Siedlung sehe ich ja mit eigenen Augen; die hätte ich auch ohne Fremdenführer erreicht.

»Du solltest besser nicht alleine gehen«, entgegnet sie mir. Hat sie das nur zufällig so gesagt? Oder kann sie – es erschauert mich – auch noch Gedanken lesen?

»So? Und weshalb?« bibbert meine Stimme, denn nun ist sie mir unheimlich.

»Der Nebel kommt zurück. Spürst du ihn nicht auch?« – Beim Blick übers Meer fällt mir nichts auf. Elena, wie ich sie nenne, oder wie auch immer ihr wirklicher Name lautet, rückt mit dem Kopf in Richtung der Siedlung: »Komm nun!«

Tatsächlich scheint sie kein Mensch, der viel plappert. So denke ich, während ich ihr hinterherlaufe. Wir nehmen den direkten Weg vom Waldrand zur Siedlung und durchqueren dabei ein brachliegendes Feld. Die Pflanzenreste gehören zu irgendeinem Getreide.

Das Mädchen dreht sich nie um und spricht auch nicht weiter mit mir: Duldsam trägt sie das Holz und bewegt sich ungewöhnlich trittsicher auf dem unebenen Acker – ich habe sogar Mühe hinterherzukommen!

Vielleicht liegt das auch an meinem Hunger; noch immer hoffe ich, in der Siedlung etwas Eßbares kaufen zu können.

Eine halbe Stunde später erreichen wir den Perimeter des Dorfes. Damit will ich nicht sagen, es gab einen Zaun, ein Tor oder eine Stadtmauer! Zwei Wege führten in die Siedlung hinein und mehr nicht. Das vom Siedlungskern am weitesten entfernte Haus entspricht einer Scheune. Aber es ist Zufall, daß ich dieses Gebäude noch als solches sehen kann: Denn Nebel ist unbemerkt aufgezogen.

Als stehe man unmittelbar in einer weißen Wolke, ist der Nebel so dicht, daß ich die Feuchtigkeit auf meiner Haut spüre und den Kragen hochziehe. Meine Begleiterin geht anfangs neben mir, schreitet dann aber immer schneller und entwischt, einige Meter voraus, aus meinen Augen.

Genauso ergeht es mir mit den Gebäuden: Linkerhand irgendein Haus . . . , kaum gesichtet, und schon durch eine vorbeiziehende Nebelschwade verdeckt. Wollte ich das Mädchen nicht verlieren, mußte ich eilen und so ziehen die Häuser dieser Siedlung zunächst unbeachtet an mir vorbei wie Fenster-Panoramen einem Zugreisenden.

Und dann geschieht, was passieren mußte: Das Mädchen ist weg! Ich rufe nach ihr, aber sie antwortete nicht. Keine

Tritte, keine Geräusche – mit Ausnahme des brandenden Meeres. Hätte ich mich nur fünfmal im Kreis gedreht – es wäre mir unmöglich gewesen, in jene Richtung zu weisen, aus der ich gekommen bin.

Also irre ich voran, erkenne hin und wieder einen Hausgiebel hervorstechen, aber nicht mehr. Durchstreife ich noch den Außenbezirk oder stehe ich bereits auf dem Marktplatz? Ich kann doch nicht als Fremder einfach an irgendwelchen Türen klopfen!

Und das Mädchen? Unzweifelhaft, daß sie sich hier auskennt (sagte sie doch sogar den Nebel vorher!). Ist sie absichtlich fortgegangen oder war es ein Versehen? Und suchte sie mich nun? In einem Nebel jedoch getrennt zu werden, so dicht er auch sein mag, erscheint mir absurd wie jemanden in einem Linienbus aus den Augen zu verlieren.

Im grenzenlosen Milch-Weiß wimmert ein goldenes Licht, danach ein Zweites. Irgendwie nah und doch gern zugleich: Die Arme vorstreckend in der Erwartung, jeden Moment damit zusammenzustoßen, dauert es gut dreißig Schritte, ehe ich vom schlammigen Boden auf eine Holzterrasse trete und vor einer Tür halte. Rechts und links von dieser schimmert durch zwei kleine Fenster goldgelbes Licht; jenes Licht, das mich seit Minuten wie eine Motte angezogen hatte.

Das über der Tür hängende Schild kann ich nicht mehr lesen ehe ich eintrete: Das ist auch gar nicht nötig; es ist unmißverständlich, welches Gebäude ich betreten hatte.

Gerade beginnt es zu regnen, und ich schüttele mir die ersten Tropfen aus dem Haar. Nun schlage ich meinen Kragen wieder um, öffne den obersten Hemdknopf: Denn in einer Ecke des Raumes brennt ein kräftiges Kaminfeuer.

Das überraschte mich, denn überall sehe ich Bücher: auf

den Treppenstiegen, auf der Ladentheke, als Kippelstütze für einen Tisch; in mehreren Stapeln auf selbigen Tisch; in endlosen Regalen, sogar auf dem Kaminsims! Ohne Zweifel stehe ich in einem kleinen Buchladen.

Während dieser ersten Einschätzung kommt mir zunächst gar nicht der Gedanke, wer in einer so abgelegenen Gegend und in einem derart winzigen Ort überhaupt Bücher kaufen will oder verkaufen kann! Später sollte ich den Grund erfahren und kaum ein anderes Erlebnis sollte mir peinlicher in Erinnerung geblieben sein.

Die Ladentheke besteht aus massiven Holz und ist auf der Vorderseite, das heißt dem Kunden zugerichtet, mit imponierenden Schnitzereien – Blumen-Reigen und andere abstrakte Motive – bestückt. Die Theke nimmt beinahe die gesamte Raumbreite ein, nur ein Spalt zwischen Bücherstapeln bleibt zum Durchtreten frei.

Getrocknete Blumen hängen von der Decke herab, ein Teekessel siedet Wasser auf einem Gestell nahe dem Kamin. Zwei halbvoll gefüllte Öllaternen brennen nahe der Tür – sie bescheinen die kleinen Fenster von innen mit ihrem goldgelben Licht, dem ich gefolgt bin. Nun trommelt heftiger Regen in schüttenden Hieben gegen die Scheiben. Immer noch ist niemand zu sehen.

In den folgenden Sekunden wandern meine Augen so konzentriert über die Buchrücken-Armeen, daß ich das Erscheinen des Ladenbesitzers verpasse. Da gibt es jede Größe und Dicke von Büchern, nur nichts Modernes! Keine bunten, auffälligen Farben, kein Glanzdruck. Ich schließe, daß sich dieser Händler auf antiquierte Bücher spezialisiert hat. Oder ist es überhaupt ein Händler, so freizügig ich den Begriff verwende? Immerhin sehe ich keine Kasse. Es hätte

auch ein verrückter oder, wie man heute sagt, übertrieben engagierter Privat-Sammler gewesen sein können. Wer aber hinter einem dicht gestellten Regal erscheint, ist alles andere als seltsam. In der Tat kann ich heute sagen, daß dieser Mann zu den nüchternsten, weisesten, Lebens-vertrautesten Geistern zählt, die ich je kennen durfte.

»Guten Abend!« beginnt er, obwohl er mich noch gar nicht angesehen hat.

»Abend?« widerspreche ich verwundert: »Wir haben doch noch ...«

Nun schauen wir einander in die Augen: Es ist das einzige Mal, daß ich diesen Menschen sprachlos erlebe.

Sofort assoziiere ich sein kurzes, spitz zulaufendes Gesicht, den stoppeligen Bart, das zu einem Scheitel gekämmte Haar und die gleichzeitig durchdringenden wie auch Langeweile ausdrückenden Augen mit einer höchst vertrauten Person. Nur die Brille ist mir bislang unbekannt – kein Wunder, schließlich habe ich ihn seit dem Ende der Schulzeit nicht mehr gesehen!

»Oren? Bist du das?« – Kaum glauben will ich dieses außergewöhnliche Wiedersehen, verbinde ich mit Oren doch ganz bestimmte Erinnerungen an eine hochwertige, enge Freundschaft. Schon während der Schulzeit hat er mich mit seiner draufgängerischen Art, seinen sportlichen Fähigkeiten und der ersten intimen Beziehung zu einem Mädchen in der Klasse beeindruckt.

»Ja, bin ich!« – Wir beide schmunzeln uns an; Worte sind überflüssig, alle Geschichten mit diesem Blick längst ausgetauscht.

»Ich glaub's nicht! Wie ... , seit Jahren haben wir uns nicht gesehen! Und nun begegnen wir uns? Hier?« plaudere ich



überwältigt los, während wir uns die Hand reichen.

»Ja, hier. Wo ich hingehöre.« – So eine Art trockenen Kommentar habe ich erwartet, und es spricht ja nichts dagegen. Schließlich leben auch Catla und Darren hier – na ja, wenigstens im Gundermantal. Oren zu begegnen ist trotzdem etwas Besonderes.

Ein paar Worte zu meinem Wissen ohne Herkunft: Bestimmte Dinge dieser Welt weiß ich einfach, und kann nicht sagen, woher – so wie man nicht sagen kann, an welchem Tag man gelernt hat, bevorzugt mit der einen oder anderen Hand zu schreiben, oder Anerkennung für etwas zu haben (eine Landschaft, eine Farbe, eine Melodie), für die andere nur Abschätzung aufbieten. So erinnere ich mich ohne Nachdenken an eine Mischung aus Vergangenheit, Erfahrung und frommen Wünschen, alles Zutaten, die die vor mir liegende Gegebenheit heute bestimmen. So begegnen mir Menschen wie Oren, deren Gegenwart ich als selbstverständlich annehme, obschon ich um die Paradoxie ihres Hierseins ahne. Seltsam. Genauso würde ich meine Begegnung mit Darren und Catla beschreiben.

Man stelle sich vor: Eines Tages begegnet man, sagen wir in einem Schmuckgeschäft, einem ehemaligen Schulfreund. In einer Großstadt ist dieses Szenario gar nicht so unwahrscheinlich. Aber daß man einen solchen Bekannten, hier im Nirgendwo, wiedertrifft, das kenne ich nur aus Träumen: Oft erzeugte mein schlafender Geist diese Menschenbilder von solchen, an die man jahrelang nicht gedacht hat. Und beim Erwachen wußte man nicht, warum gerade diese Personen geträumt wurden. Was ist nun diese Welt? Ein Traum?

Meine Überraschung mißt sich in Größe mit meinem

Hunger. Als habe Oren das geahnt, tritt er in eine hintere, nicht einsehbare Räumlichkeit zurück und kehrt zurück mit einem Brettchen voller Butterbrote: »Nimm, Freund!« erwähnt er selbstlos. Und ich greife gerne zu.

»Erzähle einmal! Wie bist du hergekommen? Und arbeitest du hier?«

»Das ist mein Buchladen! Schon eine ganze Weile. Eigentlich schon vor der Geburt meiner Tochter.«

»Du hast eine Tochter?«

Beinahe im selben Augenblick, wie wir auf seine Tochter zu sprechen kommen, schlägt eine Tür im hinteren Gebäudeteil zu und dasjenige Mädchen, das mich zum Dorf begleitet hatte, steht im Geschäft.

»Elena! Da bist du ja endlich! Ich will dir meinen alten Freund vorstellen. Sage Guten Tag!«

Und, sei's drum, worüber sollte ich mehr erstaunen? Darüber, daß ausgerechnet sie seine Tochter ist, oder daß sie tatsächlich den von mir erratenen Namen trägt? Schließlich quetsche ich ein vertrocknetes »Hallo nochmal!« hervor und blicke ihr verblüfft hinterher, wie sie das Feuerholz wortlos neben den Kamin wirft und sich dann entfernt.

Oren gießt mir Tee ein und ordnet dann die lose hingeworfenen Stöcke seitlich vom Kamin: »Sie meint es nicht so«, entschuldigt er ihre Verschwiegenheit: »Aber sie ist Fremden gegenüber schüchtern.«

»Hast du auch eine Frau?« leite ich sofort über.

»Ja, Mathilda heißt sie. Am besten wir treffen uns einmal alle zum Essen, dann lernst du den Rest meiner Familie kennen.«

(Er meinte doch nicht etwa die Mathilda, eben jene Ärztin aus Graudorf, die mit Catla zusammen ein Geschäft

betreibt? – Das kann doch nur ein Zufall sein?!

»Einverstanden. Aber ich weiß im Moment nicht, wie lange ich bleiben kann. Kommt darauf an, ob ... «

»Worauf?«

»Zunächst einmal: Wo ich bin!«

»In Fornburg. Und natürlich wirst du bleiben!«

»Fornburg«, murme ich wiederholend: »Tja, weißt du«, fahre ich verlegen fort, »eigentlich habe ich mich verlaufen und muß zurück ins Graublattal. Dort steht nämlich mein Haus.«

»Wohin?«

»Ins Graublattal! Kennst du das nicht? Das ist in den Bergen irgendwo dort hinten, wo ich aus dem Wald kam!« und zeige mit dem Finger selbstsicher in diese Richtung.

»Graublattal habe ich noch nie gehört. Und auch nicht, daß südlich vom großen Wald irgendeine Siedlung liegen soll. Hier gibt es nur das Meer und Fornburg. Wir liegen hier sehr abgeschieden.«

»Dann muß ich mich mehr verlaufen haben, als ich dachte!«

»Nein, alles in Ordnung«, lächelt er fürsorglich.

»Ich glaube das nicht!« schüttele ich in einer beginnenden Panik den Kopf: »Weißt du, dieses Meer ..., das sollte es eigentlich nicht geben! Gerade noch bin ich im Gebirge und nun ... « – Jetzt empfinde ich in der Tat Hilflosigkeit, sehe ich doch keinen Weg, ins Graublattal zurückzufinden. Aber Oren spricht eine beruhigende Metapher:

»Du hast eine Insel erschaffen und kanntest lange Zeit nur diese eine Bucht. Und nun bist du überrascht, weil du eine andere, vorher nicht einsehbare, da im Dschungel verborgen

liegende Bucht entdeckt hast?!« – Eine unmißverständliche Anspielung auf die von meiner Fantasie geschaffene Welt!

»Woher weißt du ...?!«

»Siehst du diese Bücher? Alle diese Bücher?« – Er geht herum und präsentierte mit seiner Hand die runzeligen Buchrücken: »Alle diese Bücher habe ich gelesen und weiß daher so einiges!«

»Was geschieht mit mir? Verliere ich den Verstand?« brabble ich im Wahn und mir ist, als wäre gerade ein UFO vor meinen Augen gelandet. So leer wie mein Wesen gerade erscheint, so angefüllt an Kenntnissen wirkt mein Gegenüber. Als wisse er all das, das ich eigentlich wissen sollte. Bin ich nicht Urheber einer solchen Welt? Sollte ich daher nicht Bescheid wissen, wem ich begegne und welche Geschehnisse eintreten? (Oder ist dies der Vorzug eines Schriftstellers, der seine Geschichte beginnt und nichts von ihrem Ende weiß?)

Nun bin ich selbst zum Darsteller geworden, einem Teil dieser Welt. Trotz, daß ich wie vor den Kopf gestoßen bin, akzeptierte ich langsam diese neue und auch interessante Umgebung.

»Das wird dir alles noch seltsam vorkommen. Aber vertraue meinem Wort, wenn ich dir sage: Morgen ist alles ganz anders.« – Ich nicke, glaubte ihm aber nicht.

Womit er mit seiner Anspielung allerdings recht hat: Daß die Aussicht auf den nächsten Morgen in meinem Unterbewußtsein wächst und ich Müdigkeit zeige.

»War etwas viel für dich heute, nicht wahr?!« lacht er.

»Ja, irgendwie schon. Hast du etwas einzuwenden, wenn ich heute nacht bei euch schlafen möchte?«

»Nein – wir haben kein Bett frei. Aber es gibt da ein Haus,

das du haben kannst.«

»Das ich ... *haben* kann?« stocken mir die Worte. »Wie meinst du das mit dem Haus? Redest du von einem Gasthof hier im Ort?«

»Nein!« verdeutlicht er sich: »Ich meine ein Haus, das du beziehen kannst!«

Noch immer komme ich aus meiner Fassungslosigkeit nicht heraus. In meinen verwunschenen Ohren klingt das so, als haben sie, die Fornburger, dieses Haus zu vergeben – es zu verschenken! Wo bin ich hier nur?

»Oren«, beginne ich die Ablenkung: »Verstehe mich nicht falsch – ich bin dankbar für deine Gastfreundschaft –, aber: Wo bin ich wirklich?«

»Wie gesagt: in Fornburg!«

»Ja gut – aber wo liegt Fornburg? In welchem Land?«

»Ich verstehe nicht. Fornburg liegt an der Küste eines Meeres. Was, darüber hinaus, gibt es denn noch zu wissen?«

So komme ich offenbar nicht weiter. Dabei will ich Oren keinesfalls unterstellen, sich absichtlich ahnungslos auszugeben! Für mich klingen seine Worte nach Überzeugung.

»Wir unterscheiden hier stark nach Dingen, die notwendig sind und daher getan und gewußt werden müssen; und Dingen, die nicht in die erste Zuordnung fallen. Zu wissen, wie irgendwer dieses Land nennt, ist für uns bedeutungslos. Ohnehin hieß es vor vierhundert Jahren anders und wird in der fernen Zukunft auch wieder anders genannt werden. Das ändert aber nichts daran, daß diese Landschaft hier existiert, in der wir leben!« – Das stimmt im wesentlichen mit meiner Philosophie überein und ich widerspreche nicht.

»Und wem gehört dieses Land?« – Oren lacht.

»Du wirst schnell lernen, daß Geld ebenso wie Besitzrecht

hier keine Bedeutung zukommen. Deshalb geben wir dir auch dieses Haus und die Insel dazu!«

»Ihr könnt mir doch nicht einfach so ein Haus geben! Abgesehen davon will ich mich ja gar nicht hier ansiedeln! Und was meinst du mit Insel? Irgendwem muß das Haus doch gehören, wenigstens dem Erbauer!«

»Der ist schon Jahre tot. Nun steht es leer«, schwelgt Oren in Erinnerungen und versteht meine Aufregung gar nicht.

»Und hat das Haus niemand vererbt bekommen?«

»Nein. Nach seinem Tod steht es wieder der Gemeinschaft zur Verfügung. Da kann einziehen, wer will.«

»Und warum macht das dann keiner?« – Ich bin mir so sicher, daß ich Oren damit zu einer plausibleren Antwort gedrängt haben würde. Mußte er mir jetzt sagen, daß es bis zur Unbewohnbarkeit verfallen sey und sie es deswegen loswerden wollen?

»Sieh dich um: Das Haus, in dem du stehst, habe ich vor etlichen Jahren mit meiner Familie bezogen. Oben gibt es ein Bett für meine Frau, eines für mich und zwei für unsere Töchter. Keiner von uns kann in zwei Betten gleichzeitig schlafen! Und auch zwei Dächer nutzen mir nichts, wenn ich mich nur unter einem einzigen aufhalten kann! Und sey versichert, daß jeder Einwohner von Fornburg genauso darüber denkt!«

Da bin ich sprachlos.

»Niemand stellt Ansprüche auf dieses Haus oder will etwas als Gegenleistung dafür!« ergänzt Oren seine bemerkenswert philosophisch anklingende und idealistisch riechende Erklärung.

»Vielleicht solltest du noch wissen, daß wir das hier wie folgt handhaben.« Er scheint vorsichtig vorzugehen,

um mich mit seinen Überraschungen nicht übermäßig zu schocken: »Jeder Neuankömmling ... «

»Neuankömmling? Wann kam denn der letzte an?« unterbreche ich ihn hastig.

»Na ja, du bist ... , laß es mich kurz bedenken, der erste seit ... also der letzte, an den ich mich erinnern kann, kam vorletzten Frühling. Der junge Mann wollte allerdings unbedingt weiterziehen und sich hier keine Bleibe suchen. Schade, er sah geschickt aus. Na jedenfalls immer, wenn sich jemand nach Fornburg verirrt, fragen wir ihn, ob er bleiben will. Alles, was er dazu braucht, sind sein Wissen und seine Erfahrung – die bringt er in die Gesellschaft ein.«

»Und wer bezahlt ihn?« scherze ich infam, fühle mich aber sogleich wieder beschämt:

»Bezahlt, sagst du? Niemand wird hier für irgendetwas bezahlt! Geld ist in dieser Siedlung nicht im Umlauf! Die Einwohner von Fornburg haben sich für das Leben entschieden, und sich von der Unterwerfung entsagt!«

»Unsinn! Wie soll das funktionieren? An wen verkaufst du deine Bücher zum Beispiel? Und erzähle mir nicht, die Leute geben dir ein Huhn für jedes Buch!«

»Nein, so läuft es tatsächlich nicht. – Willst du noch Tee? – In meinem Fall ist es so, daß mein Buchladen wie eine Bücherei ist: Die Einwohner holen sich ein paar Bücher, lesen sie und bringen sie wieder zurück. Auf diese Weise bleibt alles beisammen und sortiert – das ist dann meine Aufgabe, denn sie spielt auf mein Talent zur Organisation an. Sollte uns im Ausnahmefall ein Fremder besuchen, tauschen wir unsere Bücher gegen Gegenstände, Handwerkskunst und dergleichen.«

»Aha.« – mehr fällt mir dazu nicht ein. Gespannt lausche

ich dennoch.

»Überhaupt läuft es in Fornburg darauf hinaus, daß jeder Einwohner eine bestimmte Aufgabe hat – und nur er allein diese Aufgabe ausfüllt, je nachdem was er besonders gut kann. Ich bin der Bibliothekar und außerdem Chronist des Ortes. Mathilda, meine Frau, ist die Ärztin. [So bestätigte sich also meine Ahnung!] Es gibt hier keine zwei Personen, die den gleichen Beruf ausüben. So wird Zank und Neid vermieden. Außerdem erweitert sich dadurch mit jedem neuen Einwohner das Spektrum an Handwerken und sinnvollen Fertigkeiten, die für unser Dorf von Nutzen sein können. Einfach, oder?«

Dieses Prinzip nachzuvollziehen, ist nun wirklich nicht schwer:

»... Und jeder Neuankömmling übernimmt eine noch nicht besetzte Nische?« frage ich.

»Genau! Beispielsweise fehlt uns ein Getreidebauer, der sich mit der Anpflanzung von Emmer auskennt. So könnten wir die Kornvielfalt für unsere Bäckerei erweitern. Auch einen Flachser haben wir noch nicht. Wenn du also jemanden kennst, der ... «

»Schon klar«, würge ich sein Werben ab. Mein Mißtrauen hält an: Eine Gesellschaft, die für Geld nichts übrig hat und einfach lebt, weil sie leben will? Ein Ort, wo man mit seinem Beruf zur Gemeinschaft beiträgt und dafür von den Erzeugnissen und Fertigkeiten aller anderen mitprofitiert? Das klingt zu gut, um wahr zu sein.

»Und wenn man zur Arbeit ... keine Lust hat und trotzdem bleiben will?« frage ich vorsichtig und mit bestimmter Absicht: »... Wird man auch dann noch geduldet?«

»Sicherlich«, erhebt sich Oren über alle Zweifel: »Hier



bei uns ist nicht wichtig, in welcher Weise man der Gemeinschaft beikommt: Ob der eine von morgens bis abends Korn mahlt oder ein Zweiter drei Stunden lang Fässer von einem Lagerraum zum nächsten rollt oder ob ich vier Monate lang nur zehn Minuten am Tag ein paar Bücher sortiere. Zur Arbeit zu gehen, ist jeder nur durch sein Gewissen gegenüber der Gemeinschaft verpflichtet. Es gibt gewiß niemanden, der alleine nur untätiger Nutznießer ist, solange alle anderen um ihn herum Hand anlegen. Wie gesagt trägt jeder bei, was er kann und will. Unsere Bäckerfamilie beispielsweise bäckt nicht, weil sie es müssen und noch nicht einmal, weil sie es können! Sondern allein deswegen, weil sie es zu Backen lieben! Weil sie sich darin perfektioniert haben und vor allen anderen dafür Bewunderung erhalten! Aber denke nicht, sie seien gute Müller oder Fischer! Dafür gibt es andere Leute!«

»Und was ist mit mir?«

»Das muß jeder für sich selbst entscheiden: Wie gesagt fehlt uns ein Emmer-Bauer; neben dem besagten Haus gibt es ein kleines Feld, das sich zum Getreide-Anbau eignen könnte. Auf diesem Weg könntest du, sofern du dich zu bleiben entscheidest, zur Gemeinschaft beitragen! Und wenn du dich damit nicht auskennst oder nicht willst, dann laß es eben gut sein! Niemand wird dich zu etwas zwingen!« lächelt er.

Wenn es nur so einfach wäre!, denke ich mir. Das ist das gleiche, als würde ich in den Urlaub fahren und ein Dorf besuchen, in dem man mich zu bleiben einlädt. So, als hätte ich kein anderes Leben und wäre vagabundierend so lange umhergezogen, bis das Schicksal mich hierherschlägt. Das ist doch nie so einfach! – Dann denke ich ganz plötzlich

an Anniek, der es genauso ergangen ist: Fortgerissen aus allem Vorherigen und in eine Welt verbracht, in der sie sich anzupassen hat.

Verlockend ist das Angebot, das gebe ich tapfer zu. Aber muß ich nicht auch an das Graublattal denken? An meine Rückkehr? An Anniek, die daheim wartet?

»Jetzt solltest du wirklich dieses Haus aufsuchen und morgen kommst du wieder her, bringst mir die Decken zurück und wir reden weiter. Mathilda wartet sicher schon darauf, daß ich ins Bett komme.«

»Welche Decken?« schüttle ich benommen und überrumpelt den Kopf.

»Na diese hier!« – Er hebt einen Stapel Bettzeug und Decken auf die Theke. Woher die kommen, weiß ich nicht.

»Na schön«, gebe ich die Diskussion schließlich auf, gehorche aber im Grunde bloß meiner Schläfrigkeit:

»Und wo ist dieses Haus nun? Und woher kriege ich den Schlüssel?«

Oren lacht abermals: »Keine Sorge! Du gehst einfach nach links runter zum Steg. Und das hier ist dein Schlüssel!«

Er tritt von der Theke zurück, geht zu einem Regal und zieht von oben einen dicken Wälzer mit rotbraunem Einband hervor; diesen legt er auf den Deckenstapel. Ich verstehe weder Wort noch Geste.

Er begleitet mich zur Tür und ehe ich bemerke wie mir geschieht, stehe ich auf der Straße vor seinem Geschäft, in den Armen ein Paket Decken und ein runzeliges Buch haltend.

Zugeben sollte ich allerdings, daß es eine einzigartige Erfahrung ist, nur mit den Kleidern auf dem Leib dort anzukommen und wie aus dem Nichts etwas zu Essen und sogar

»ein Haus« geschenkt zu bekommen! Mir gefällt diese Mentalität, nur der Gemeinschaft gegenüber nützlich zu sein und sonst keine anderen Sorgen zu haben. Eine verlockende Welt. Oder nicht?!



## 12 Die Insel und ihre Geschichte

**D**ER Nebel hat sich nur wenig gelichtet, und der Tag wird finster. »Nun gut«, bekenne ich: »bin ich wieder auf mich gestellt. Übernachte ich also in diesem, meinem Haus und suche mir eben morgen einen Weg zurück ins Graublattal!« – Auch, wenn ich befürchte, mein Aufenthalt könne länger andauern.

Wie beschrieben wende ich mich zur linken Seite und folge durch den mehr oder weniger undurchdringlichen Nebel einem abschüssigen, zwischen zwei Hausreihen verlaufenden Pfad in Richtung Meer. Das weiß ich bei Antritt meines Weges natürlich noch nicht, schließlich kann man keine zehn Meter weit sehen. Zu dieser Zeit interessieren mich auch nicht die Gebäude zu beiden Seiten; denn ohnehin wäre von ihnen mehr bei Tageslicht zu sehen.

Weit kann es nicht mehr sein; jeden Moment hätte doch *mein* Haus erscheinen müssen! So groß ist der Ort ja nicht! Und dann bleibe ich stehen und erkenne meine Tölpelei: oh, du Dummbart! »Gehe nach links ... « – Ha! Wie sollte ich dieses Haus denn erkennen?

Mit dieser erhellenden Feststellung verbleibe ich auf dem wankenden, aus nassen Brettern bestehenden und halb im Nebel verborgen liegenden Bootssteg. Unter mir branden

seichte Wellen gegen die Stützpfeiler und eine Handvoll Ruderboote schaukeln angeleint mit den Wellen im Takt. Zurückblickend sehe ich auf die Häuser-Reihe, an der ich gerade vorbeigelaufen bin. Frustriert und mich veralbert fühlend trete ich den Rückweg an.

»Du bist der neue!« stoppt mich eine kratzige Stimme aus dem Nebel. Und ein kleiner alter Mann offenbart sich. Ich muß ihn nicht fragen, sondern erkenne sogleich an Kleidung und Geruch seine Fischernatur. Interessant ist diese Beobachtung insonderheit im Zusammenhang mit Orens Auskunft: Wenn er mich nicht angelogen hatte, ist Mann aus dem Nebel der einzige Fischer des Dorfes und muß ferner auch recht gut in seinem Handwerk sein.

»Such' dir eines aus«, patzt der namenlose Fischer heraus.

»Wie bitte?«

»Ein Boot! Such' dir eines aus!«

»Wieso denn? Was brauche ich ein Boot? Und woher wissen Sie, daß ich neu bin?«

»Bist du nicht der Neue? Der zu seinem Haus will?!«

»Ja ... , aber woher wissen Sie das alles?«

»Um es kurz zu sagen: Du hast *das Buch!*«

Er zeigt darauf; es liegt noch immer auf dem von mir getragenen Deckenstapel oben auf.

»Und nun nimm' dir ein Boot, ich hole derweil eine Laterne.«

Eifrig will er aufbrechen, aber ich halte ihn an der Schulter fest: »Warten Sie! Was soll ich mit einem Boot? Ich will zu diesem Haus, wo ich angeblich übernachten kann!«

»Das ist schon richtig«, umfaßt er wiederum meine Schulter und dreht mich zum Wasser hin, sodaß wir nun auf

die vernebelte, ruhige See hinausschauen: »Dein Haus liegt dort!«

Nur unzureichend begreife ich, was der Mann mir mitzuteilen versucht: Denn sein Finger zeigt hinaus aufs Meer, wo die diffusen Umrisse einer kleinen Landmasse, einer Insel, bisweilen in der Nebelwand erscheinen und wieder verschwinden.

»Dort soll ich hin?«

Ich drehe mich um, doch der Fischer war fortgegangen. Ist mir zu verdenken, daß ich mich vorgeführt fühle? Bald kommt der Mann mit der versprochenen Laterne zurück. Als er wieder neben mir steht, wiederhole ich meine Frage.

»Genau dahin. Und dazu brauchst du ein Boot!«

Geschieht das wirklich? Soll ich jetzt alleine zu dieser unbekanntem, wer weiß wie weit entfernten Insel rudern, um dort in irgendeiner Ruine zu übernachten? Gram bin ich in dieser Überlegung auf Oren, hätte ich doch ebensogut mit den Decken vor seinem warmen, gemütlichen Kamin auf dem Fußboden schlafen können!

Vielleicht verhält es sich mit den befremdlichen Eindrücken wie mit einem neuen, kaum bekannten Vornamen: Beim ersten Kontakt klingt er seltsam, beinahe lächerlich, doch nach kurzer Zeit ist er nicht anders gesprochen als jeder andere Vorname meiner Bekannten.

So hat dieses Abenteuer auch seinen Reiz; ist aufregend und erfrischend. So entschieße ich mich, all die angebotenen Geschenke – das Haus, das Boot – ohne weitere unüberlegte Fragen anzunehmen und jenem Weg zu folgen, der mir so klar vorgegeben worden ist. Wahr ist, daß mich die mysteriösen Dialoge und Erwartungen ansprechen: Hinweise eines Vertrauten, eine nebelige Bucht, eine geheimnisvolle

Insel, das Abenteuer, das Unerwartete.

Also tue ich, wie man es von mir erbeten hat: Ein drei Meter langes Ruderboot ausgewählt, setze mich hinein und lasse mir von dem runzelgesichtigen Fischer die Laterne reichen. Am Heck ist ein Stab befestigt, an dessen Ende ich die Laterne in eine Halterung einsetze. Viel Licht spendet sie nicht, aber es reicht, um durch den Nebel zu leuchten. Zusätzlich steckt mir der Fischer eine Schachtel Streichhölzer zu.

Während des Ruderns bemerke ich, daß der Mann so lange am Ende des Stegs verweilt, bis wir uns aus den Augen verlieren. Nun, da ich auf dem Wasser unterwegs bin, muß ich bemüht sein, diese vermaledeite Insel zu erreichen, ehe sich die schwach kontrastierten Umrisse endgültig auflösen.

Es ist ein seltsames Gefühl, alleine in der Stille des Nebels zu rudern: Jeder Platscher der ins Wasser eintauchenden Ruder wirkt wie spottender Lärm; in der Tat habe ich das Gefühl, der einzige Mensch auf dem ganzen Meer zu sein.

»Bin ich verrückt?« resümiere ich, während ich mich mit den Rudern abquäle und erkenne, kaum ein Drittel der Strecke geschafft zu haben. Sollte ich nicht stattdessen einen Weg suchen, ins Graublatttal zurückzufinden? Aber wie, wenn niemand weiß, wovon ich spreche? Und wie ergeht es meiner süßen Anniek überhaupt? Gibt es sie noch oder trauere ich einer Person hinterher, die es nie gegeben hat?

Ich fühle mich in dieser Umgebung ausgesprochen reumütig und jeder Handgriff fordert eine Entschuldigung ab. Anniek liebe ich so sehr wie man nur jemanden lieben kann; so sehr, wie ich davor und danach niemanden geliebt habe. Sie gibt mir sogar das Gefühl, daß niemals nach ihr jemand kommen wird, den ich eventuell noch mehr lieben wollte!

Sie ist sozusagen der Gipfel eines Berges; es wird niemals etwas Höheres geben.

Anniek *ist* die perfekte Partnerin: Sie hat alles, was ich erwarte; nichts, vor dem ich mich scheue. Dabei ist dies keinesfalls das Ergebnis verblendeter Verliebtheit, sondern ein immerwährendes Gefühl, das seit Jahren in mir besteht.

Eine halbe Stunde rudere ich, dann verkrampft die Muskulatur meiner Schultern. Trotzdem kann man nicht behaupten, irgendwelcher nennenswerter Wellengang hätte es mir schwermgemacht! Das Eiland kommt nach und nach in Sicht; die Dunkelheit, die sich nun auf das schäumende Meer wie eine Decke legt, beschirmt seine wahre Größe. Die Breite der Insel schätze ich auf nicht mehr als hundert Meter. Deutlich preschen die Wellen an den küstennahen Klippen auf und zeigen an, wie weit ich mich vorwagen darf.

Insgesamt ist es eine recht flache Insel, kaum ein paar Meter über dem Wasserspiegel gelegen. Im Hinterland türmen sich doch einige haushohe Klippen oder Hügel auf. – Sie sind es auch, die meinen Kurs bestimmen und mich heranrudern lassen.

Aufmerksam bewege ich mein Boot an der Küstenlinie entlang. Am meisten beeindruckt mich die Stille; sie läßt mich alles Entfremdende vergessen. Und nun schaukelt mein entspanntes Gemüt in diesem Kahn so ruhig, daß einem die Gedanken wie Vorgesprochenes erscheinen. Es verlockt, mich auf den Boden des Bootes zurückzulehnen und den betörend klaren Sternenhimmel auf mich einwirken zu lassen.

Erst ist mir nicht bewußt, daß ich plötzlich meine »mißliche« Lage eigentlich hinreißend finde. Fast schäme ich



mich für meine Faszination, wo doch Anniek alleine zurückgelassen worden ist. Jedoch, meine Müdigkeit bringt mich zurück auf Kurs und schlägt vor, die unerledigten Aufgaben auf den nächsten Tag zu verschieben. Unbewußt habe ich mit der hier verbreiteten Ideologie gehandelt: Die zu verrichtenden Tätigkeiten so zu verteilen, wie mir der Sinn steht.

Wie konnte ich mich so leicht vom Zurückliegenden lösen? Im Moment überwiegt wohl die Neugierde. Büße ich Ehrbarkeit ein, da mich dieses Land begeistert und ich nicht zuerst an Anniek denke? Muß man mir nicht die Chance einräumen, meine Ansichten zu erweitern? Sagt man nicht, wer ewig im gleichen Zustand verharret, der stirbt?

Nach weiteren Minuten kommt ein Steg in Sicht. Die Welt wirkt ausgestorben, als wäre ich alleine. Vielleicht bin ich das in meinen Gedanken. Denn ist dies alles nicht meine Fantasie? Und ist nicht jeder in seiner Fantasie zur Gänze einsam?

Mein Verstand ist weiterhin vernebelt, der Steg dagegen wird von Sekunde zu Sekunde greifbarer. »Meine Insel«, oder wie nannte Oren das? Morsch sind die genagelten Bretter des Stegs. Die immerwährende salzige See brandet an die Pfeiler und eine Menge Grünzeug wächst an ihnen hinauf.

Durch die Wellenbewegung schwanke ich heran und nehme das Bugtau in die Hand. An einem rostigen Eisenring knote ich es fest. Sogar diese einfache Handlung bereitet mir Freude, kann ich durch sie doch meinem Steckenpferd, der Knotenkunde, folgen.

Entgegen seines Aussehens steht der Steg so stabil wie ein im Wasser liegender Felsen. Mit der Laterne in der Hand balancierte ich auf ihm bis zum Ufer und schaute mich

um: Unter meinen Füßen der mit kurzem Gras bewachsene Marsch einer flachen Küste; umgeben bin ich von einigen Felskuppen, die schroff und steil zur Meereseite hin abfallen; in die Mitte der Insel dagegen seicht.

Ich leuchte mit der Laterne alle Richtungen aus, gleich einem in der Hand geschwenktem Glas Wein. Alles außerhalb eines Halbmessers von wenigen Metern bleibt unerkennbar. Auf dem einzigen mir identifizierbaren Weg, einem Trampelpfad, schreite ich voran, begleitet von steif blasendem Wind, der mir fröstelnd zwischen Kleidung und in die Ohren dringt. Was mich am Ende des Weges erwartet? – Das läßt sich nur erahnen. Wenigstens das Haus, von dem hier alle so überzeugt sprechen.

Wieder fühle ich mich wie ein Fremder; einer, der sich verlaufen hat. Dabei gibt es auf der winzigen Insel nur diesen einen Pfad, den vor- oder zurückzugehen mir freigestellt bleibt. Aber gilt das nicht auch für eben jenen Waldweg, der mich erst an das Meer geführt hat? Nach wenigen Minuten erreiche ich endlich das Haus; der Pfad endet unmittelbar an der Türschwelle.

Schwach schimmern die Umrisse des Dachgiebels von oben herab. In der Finsternis fühlte ich mich immer recht wohl; das hat damit zu tun, daß ich mir, anders als die meisten anderen Menschen, einbilde, das in der Finsternis Lauernde könne auch mich nicht sehen. So wäre ich getarnt, maskiert und geschützt; wäre eins mit dem Schwarz.

Leidet man aber an gesteigerter Müdigkeit, beginnt man sich Dinge einzubilden: Saß da gerade ein Seevogel auf dem zusammenlaufenden Dachgiebel? Ist vor der Haustür eine Katze vorbeigeschlichen? Und was sind das für Geräusche drüben am Ufer? – Es gibt tausend Erklärungsmöglichkei-

ten, wenn die Fantasie nur groß genug ist. Umso mehr kehrt sich mein gewohntes Vertrauen in die Dunkelheit nun in Ehrfurcht um; und leitet ferner dazu über, der Dunkelheit zu mißtrauen oder ihre schützende Umhüllung wenigstens anzuzweifeln. Der Wind, der aus jeder nur erdenklichen Richtung bläst, treibt mich trotzdem mehr an die Haustür heran und klinkt sie beinahe für mich auf.

Vor der eigentlichen Tür stehend, gebe ich mich weniger unentschlossen; als wäre dies immer mein Zuhause gewesen und ich habe mich in den vorangehenden Minuten lediglich nutzlos beirren lassen. Doch anders: Nie zuvor stand ich vor einem fremden Haus und bin von der Gewißheit so überzeugt, daß es mir wohlgefällig sey und mir auf eine Art dienen könne, die ich zu erfassen im Moment unfähig bin.

Den schweren Eisenring drückend, stemme ich die Tür auf; an meiner Hand die Kälte, die metallischen Gegenständen so eigen ist. Vor mir leuchtet die Laterne in die schwebende Schwärze, die hier drinnen nicht minder beeindruckt als draußen. Da gibt es etwas rötlich Glühendes, das die Dunkelheit unterbricht: Asche in einem Kaminschacht, gleich links von mir.

Nachdem ich mich mit der Winzigkeit (aber auch Gemütlichkeit) des geheimnisvollen Inselhäuschens bekanntgemacht hatte, erscheint mir sinnvoll, nach Anwesenden zu rufen. Tatsächlich verliebe ich mich augenblicklich in den kargen, mir momentan vorstelligen Anblick; und verliebe mich jede Minute neu, nachdem ich zwei Kerzen entzündet und auf Regal und Balken verteilt habe.

Der Kamin ist einen Meter breit innen mit schönen, braunschwarzen Kacheln bedeckt; von ihm führt ein auffälliger Schornstein an der Wand zum Dach. Ein Häufchen Asche

hat sich um den letzten noch schwelenden Scheit verteilt und behütet ihn – das war das Glimmen in der Dunkelheit gewesen – und sogleich lege ich Holz nach. Beim Aufrichten verfängt sich mein Haar in einer Kette aus getrockneten Pilzen; wer auch immer sie dort aufgehängt hatte.

Vor dem Kamin, abseits von der Glut, steht ein metallisches Gestell, in dessen Mitte hängt ein Topf an einem Haken. Den Deckel schiebe ich beiseite, der Topf ist leer. Ein weiterer, zweimal so großer Kessel, wartet unter dem Gestell auf seine Benutzung. Es gibt ein Küchenlager, das sich aus einer Arbeitsplatte mit Unterschränken zusammensetzt. Darüber das Fenster, das ich wegen aufbrausenden Windes verriegle. Eine dritte Kerze richte ich auf der Fensterbank ein, um beim Durchstöbern der Regale und Schränke mehr sehen zu können. Und wie ich das feststellen kann, findet sich alles für einen brauchbaren Haushalt vor: Geschirr, Krüge, eine Waschsüssel, sogar zwei Säcke mit Mehl und einer mit Zucker, verschiedene Einmachgläser mit unbeschriftetem Inhalt.

Aufgeregt wende ich mich der rechts von der Eingangstür liegenden Winkel zu, einer Nische, in der Regale voller Bücher aufgestellt sind. Beim ersten Überfliegen der Titel fallen mir vier Exemplare ins Auge, die ich in nächster Zeit genauer anzusehen gedenke – oder will ich gar nicht so lange bleiben?

In einer anderen Nische staubt ein Schaukelstuhl mit hoher Lehne vor sich hin; allein sein Betrachten lockt zum Hinsetzen. Daneben eine Kommode mit Hemden und anderer Kleidung, quer davon ein Fenster, das den Blick auf das Meer darbietet. Das bedeutete, daß das Gebäude weniger als zwanzig Meter vom Ufer entfernt errichtet ist. In Vor-

aussicht einer stürmischen Nacht schließe ich auch dieses Fenster.

Gleichso betört trete ich in die vierte Ecke, von wo aus man ebenfalls durch ein Fenster das Meer sehen kann. Eine dünne geflochtene Zwischenwand trennt eine wandseitige Nische vom Rest des Raumes ab, darin stehen ein Bett und ein Regal, davor eine mittelgroße Truhe; wie erahnt, ebenfalls leer. Insgesamt ist die gesamte Einrichtung dafür ausgelegt, einem neuen Bewohner eine Unterkunft, oder ein Zuhause, zu bieten. – Keinem Gast, sondern einem Bewohner! Sogar der beinahe verglimmende Kamin, von mir in letzter Sekunde durch das Holzauflegen vor der Vergängnis bewahrt, scheint mir beweisen zu müssen, wie wichtig ich für diese Hütte bin.

Ein leerer Kessel, bereit, um über das Feuer gestellt zu werden. Eine leere Truhe, bereit, um meine Kleidung darin aufzubewahren. Ein gemachtes Bett, bereit, um meine müden Glieder zu kurieren. Und das sollte ich nunan mein Eigentum nennen dürfen?

Unentschieden zwischen Mißtrauen und Hingabe, setze ich mich zu Tisch, gehe im Haus herum und zurück zur Vordertür. Noch einmal einen Fuß vor die Tür gesetzt, prasseln mir die ersten Tropfen einer regnerischen Nacht ins Gesicht. Die Tür verschlossen und den Eisenriegel vorgeschoben, sichere ich mich selbst in meinem Käfig; kontrolliere die Fenster und verstehe mich im Zurückziehen. Bevor ich mich weiter verleiten lasse, erachte ich es als notwendig, meine Gedanken auf den nächsten Tag zu verlegen.

Das restliche Öl verbrennt in der auf dem Tisch leuchtenden Laterne und wie der Docht flackert, so schattiert er den über den hölzernen Fußboden verstreuten Sand. Dieser

»Stubensand« findet sich im Grunde in jeder Ecke, sogar unter dem Bett. Angeblich, so habe ich einst gelesen, gereiche das bloße Scheuern mit einem Besen, um den darunterliegenden Holzboden abzuwetzen und sauber zu halten.

Von unstillbarer Müdigkeit trunken, taumle ich zum Bett und beabsichtige, mich sofort niederzulegen. Auf einem zusammengeschnürten Lederbündel, das einem Kopfkissen entsprechen soll, habe ich noch nie meinen Kopf abgelegt. Im letzten Moment jedoch entscheide ich mich, noch eine Weile wachzubleiben und wenigstens einige Seiten desjenigen Buches zu lesen, das mir Oren ausgehändigt hatte und auf dessen Inhalt ich seit seinem Erhalt neugierig bin.

Zum Lesen erscheinen mir Bett und Stühle zu unbequem, da kommt mir der Schaukelstuhl gerade recht. Zwei Kerzen um mich herum aufgebaut, betrachte ich das besondere Buch: Schon bei Oren im Laden sind mir der kräftig gefärbte, rotbraune Leder-Einband und die ungewöhnlich sorgfältige Bindung aufgefallen. Umso mehr wächst in mir der ehrenhafte Gedanke, das Buch nach dem Durchlesen auch wieder dorthin zu bringen, wohin es gehöre.

Nicht nur der Einband ist von hervorragender Beschaffenheit: Ich blätterte die erste Seite auf und lese die Titellei: Die knochenschwarzen Buchstaben sind so fehlerfrei, so vorbildlich gedruckt, daß es eine Freude ist, auch nur wenige Worte mit den Augen abzufahren. Der Buchkörper selbst liegt schwer in der Hand, was aber nicht an der Dicke des Papiers, sondern der Anzahl der Seiten liegt. Die letzte bezifferte Seite verrät die Zahl 642. Aber worum geht es in diesem Buch eigentlich? Der Schlüssel zum Haus ist es ja nicht gewesen, wie Oren mir erwartungsvoll zugesichert hatte.

Auf der Titelseite ist in großen, grandios und aufregend geschnittenen Buchstaben zu lesen: »Fornburg«, und in einer weiteren Zeile: »Leben und Philosophie«. (Den Namen des Verfassers erkenne ich nicht.) – Dieser seltsam anmutende Titel bewegte mich sogleich, die nächste Seite aufzuschlagen:

### *Erstes Kapitel: Die Schlacht um Fornburg*

*Fornburg ist keinesfalls aus dem Nichts entstanden. Die älteste Erwähnung des Ortes – anders als andere Orte hieß er schon damals Fornburg und nicht etwa Fohrnborg oder Furnia – ist sechshundert Jahre alt: Im Tagebuch eines Wanderpredigers steht geschrieben, daß er sich eines Morgens im Herbst nach Fornburg aufmachte, um neue Anhänger zu gewinnen. Dort ist er nie angekommen; sein Tagebuch fand sich zwischen seinen Habseligkeiten und gelangte irgendwie doch nach Fornburg. Lange Zeit stand es als ungenutzter Gegenstand nacheinander in einer Fischerhütte, einer Gerberei und sogar einer Molkerei. Niemand, der sich nicht für Geschichte interessierte, konnte mit diesem Tagebuch etwas anfangen und schenkte es an die nächste Familie weiter. Irgendwann kam es zu mir und dies war der Anreiz, die Geschichte unseres Ortes niederzuschreiben.*

*Fornburg wurde zwar vor sechshundert Jahren zuerst erwähnt, bestand aber mit Gewißheit eine Weile länger. In noch älteren Chroniken ist von einem Ort an der Küste die Rede, der als Veste für eine kleine Armee diente. Genauer gesagt, die Burgruine Fornburg selbst; sie steht heute nicht weit außerhalb des Ortes. In dieser Festung auf den Klippen lagerte man Waffen und andere Güter. Heute ist die Ruine*

*in einem schlechten Zustand, beinahe gleich mit der Natur, kaum noch etwas vom ehemaligen Schmuck erkennbar. Daß es sich bei Fornburg tatsächlich um den in den Chroniken beschriebenen Ort handelt, weiß man daher, weil es nach wie vor, seit Jahrhunderten, der einzige hier an der Küste ist. Benachbarte Siedlungen gibt es nicht.*

*Alte Quellen wissen auch von einer sogenannten Schlacht um Fornburg zu berichten, einem legendären Gemetzel. Genaueres konnte ich bislang nicht in Erfahrung bringen. Man weiß jedoch, daß die Überlebenden beider sich bekriegenden Seiten anschließend in der Region verblieben und sich ansiedelten. So entstand der Ort um die Festung. Ihr anfänglicher Zwist gegeneinander ... übertrug sich zum Glück nicht auf die nächste Generation.*





## 13 Neue Heimat

**N**och während ein Sturm wütet, schlafe ich mit dem Buch im Schoß ein. Die letzten Regentropfen prasseln diesen Morgen auf das Dach und ich weiß, der einzige Mensch zu sein, der das hören kann. Im Einvernehmen mit meiner Fantasie stelle ich mir vor, in die Ferne zu rufen so laut es ginge. Ein wenig peinlich käme es mir vor, wenn ich an eine Großstadtwohnung gewöhnt gewesen wäre; hätte ich dort aus dem Fenster geschrien, schauten die Nachbarn und die Polizei käme zehn Minuten später vor Ort. Aber hier in der Einsamkeit – War da dieser Schrei der erste Schritt zum Wahnsinn aus Isolation? Bin ich überhaupt schon lange genug da, um es Isolation nennen zu können? Würde ich in einigen Jahren dieser Lebensweise nur noch zusammenhangloses Zeug vor mich herbrabbeln und den Bäumen Namen gegeben haben? Würden mich Psychologen und Soziologen aus sicherer Distanz unbemerkt mit einem Fernglas studieren? – So weit war es sicher noch nicht. Ich spüre, daß es in Fornburg eine ganz neue Chance gibt, mein Leben in Ordnung zu bringen; mich herauszuschälen aus dem vorgegebenen Chaos meiner Erfahrungen und Erinnerungen; den Becher zu leeren, wie man sagt, und ihn aufs neue zu füllen.

Soweit ist es in der Tat noch nicht. Stattdessen fühle ich mit einigem Schmerz meinen beanspruchten Nacken, der die ganze Nacht über im Versuch stand, sich der unnatürlichen Kopflage anzugleichen. Das Buch schlage ich zu und stelle es als das Vorderste in das leere Regal, gleich neben die verloschenen Kerzen.

Durch die verschlossenen Fensterläden dringt kein Sonnenstrahl. Glücklicherweise kam auch nichts anderes herein: Entweder habe ich nur geträumt, oder es hatten wahrhaftig die ganze Nacht über Regen und Sturmböen gegen die Wände und das Dach getrommelt. Als ich die Fensterläden öffne, erfahre ich, daß es kein Traum war. Rund um das Haus sind kleine beblätterte Zweige auf der Wiese verteilt oder treiben küstennah im Wasser. Gerade noch im Blickwinkel befindet sich ein kleiner umgestürzter Baum und, wie ich bei der Kontrolle aller Fenster erkenne, haben auch einige heruntergestürzte Äste das Haus getroffen.

Ich entriegle die Tür und trete ungeduldig nach draußen, um auch den Rest der Verwüstungen in Augenschein zu nehmen: Zusätzlich zu dem Beschriebenen sind allerdings keine weiteren Schäden zu bemerken. Nun, bei Tageslicht, habe ich außerdem die Möglichkeit, mir das Haus von außen anzusehen.

Die von Willkür geschundene Seele der mich umwehenden Naturphänomene ergötzen meine Vorstellungen einer Welt, wie sie zu sein hat. Wie sie ohne Ausnahme zu sein hat. Man verstehe, daß ich als Naturwissenschaftler eine Menge Fantasie aufbringen kann, mir Welten vorzustellen, die sich vom uns bekannten Planeten Erde so sehr unterscheiden, wie es eine Giraffe von einem Turmalin-Kristall tut. Ich vermag vor meinem geistigen Auge zu verbildlichen, wie

eine Welt aussieht, die um einen 200 Lichtjahre entfernten Zwergstern kreist; wie die möglichen Lebewesen auf dessen zweiten Mond aussehen und vor sich hin agieren.

Im Umkehrschluß weiß ich recht gut, wie das natürliche Abbild in unserer Ökosphäre auszusehen hat und ich komme zu nur einer einzigen Auffassung: Nämlich jener, daß der Mensch in seiner parasitären Gesamtheit nicht wirklich in diese Welt gehört; daß er sie so sehr umgestaltet hat, wie es die geotektonischen Vorgänge und selbst die Evolution in Milliarden Jahren nicht geschafft haben.

Für wahr, ich kann mich der Gewaltigkeit der Menschheit und schon gar nicht der Summe ihrer Perversion entgegenstellen. Weder kann ich sie erfolgreich bekämpfen, noch eindämmen oder gar von der Oberfläche dieses ansehnlichen Planeten tilgen. Was ich aber tun kann ist, mich so zu benehmen, als wäre ich wirklich ein Teil dieser Welt: Vorzugeben, als gehörte ich hierher; aus der Natur zu lernen und ihre Verfahrensweisen zu imitieren. Und das dabei gelernte Wissen und die dabei angehäuften Erfahrung möglichst eindringlich und unverfälscht an meine Kinder weiterzugeben.

So blicke ich um mich und sehe die vielen herabgestürzten Äste, einige so groß, daß ich sie kaum von Hand bewegen kann. Ich schließe daraus meine nächste Aufgabe: Mir Werkzeug zu besorgen, um die Äste zu Feuerholz zu verarbeiten. Mehrfach laufe ich um das Haus herum; dabei fällt mir gar nicht auf, wie klein es eigentlich ist. Von außen das keinesfalls häßliche Grau der verbauten Steine, die kleinen netten Fenster, die eindrucksvolle Tür mit ihrem Eisenbeschlag. Die schlanke Esse, thronend über dem Dachfirst stehend. Der hölzerne Dachstuhl mit Schieferplatten bedeckt, die Lücken mit Stroh gestopft, um die zugige

Meeresluft fernzuhalten.

Haus und Landschaft gefallen mir sehr, insbesondere im Tageslicht. Von besonderem Augenmerk befinde ich die Felshäufen zu beiden Seiten des Hauses, die es, in derselben Grundfarbe getönt, auch tarnen und mit der Landschaft verschmelzen lassen. Erkennte man nicht mit einem menschlichen Gesichtssinn die unnatürlich harten Kanten und die der Natürlichkeit widersprechende Bauform, mochte man annehmen, es sey schlicht ein Unterschlupf im Fels, und nicht etwa eine Behausung!

Vorsichtig schreite ich am Graben mit den Fenchelpflanzen entlang und nähere mich der Vorderseite des Hauses, dort, wo ich eines Birnenbaums Äste beiseite biegen muß. Schließlich stehe ich vor einem Kuriosum: Auf dem Boden ist, überkrustet von Flechten und von Gras durchwachsen, ein Haufen Steine arrangiert worden; und wie ich es genauer betrachte, sind kopfgroße, kantige Steine aufgestapelt, denen oben faustgroße, flache Exemplare aufliegen, sodaß alles die Form einer Pyramide angenommen hat. Zwischen den dicken Kieseln, im oberen Drittel der Pyramide, steckt eine metallische Plakette; ich ziehe sie hervor und putze sie ab: Eine angewitterte Messingplatte, zwanzig mal zehn Zentimeter groß. Seit Jahren muß sie hier liegen, sogar die Ränder der Plakette kann ich mit den Fingern abbröckeln! Instinktiv spiegle ich die Fläche gegen das Licht, um die eingravierten Buchstaben lesen zu können. Aber eindeutig erkennen kann ich nur das Wort »Emerald« und eine Jahreszahl, die auf »42« endet.

Mit einem Gefühl unerwarteter Betroffenheit stecke ich die Plakette zwischen die losen Steine zurück. Der offenkundige Sturmschaden um mich herum zwingt meine Auf-

merksamkeit wieder auf die Absicht nach Fornburg zurückzukehren, um einige Werkzeuge für die Beseitigung von Totholz zu beschaffen. Und natürlich habe ich in keinem der Küchenschränke etwas Brauchbares zu Essen.

Das Ruderboot überstand die stürmische Nacht unbeschadet; ein wenig Wasser hatte sich im Kiel angesammelt. Mich wunderte es dennoch, daß es nicht davongetrieben war, obschon ich zum Anleinen einen sich anpassenden Tidenstek anwendete. Was wäre aber gewesen, wenn das Boot tatsächlich forttreibt? Wie soll ich jemanden von meiner Gefangenschaft auf der Insel unterrichten? Soll ich dann bis zur Küste schwimmen? Lieber knote ich das Boot in Zukunft noch sicherer an oder ziehe es wenigstens auf das Ufer.

Die um mich wehende Morgenluft ist herrlich. Beim Zurückrudern ans Festland schaue ich zweckgebunden auf die Weite des Meeres hinaus und die darüberziehenden Wolken. In der Tat eilen sie so rasch, daß es wirkt, als stünden sie still und das Meer unter ihnen triebe davon.

Nach einer halben Stunde erreiche ich die Küste genau an jener Stelle, die ich verlassen hatte – dem Steg am kleinen Hafen. Der alte Fischer ist nirgendwo zu sehen. Es fehlt der blaue Kahn, den ich am Abend noch vor seiner Hütte geschaut hatte; vielleicht ist er damit unterwegs.

Die Wellen gehen seicht, so binde ich mein Boot mit einem gewöhnlichen Knoten fest. Insgesamt hat dieses Vorgehen etwas von einem Auto, das ich zum Einkaufen oder »in die nächste Stadt« fahre, und es nun auf dem Parkplatz abstelle. Der Nebel verflüchtigte sich; nun kann ich jedes Haus in seiner Gesamtheit bestaunen.

Mit ebenso überraschtem wie freudigem Gesichtsaus-

druck gehe ich die ungepflasterte Straße zwischen den Häusern entlang und beschmutze mich mit aufspritzendem Schlamm. Zu beiden Seiten sind einfache und doppelstöckige Hütten gebaut, manchmal verbunden, manchmal mit einer Gasse getrennt. Falls eines der Gebäude eine zweite Etage hat, ist diese fensterlos und es führt eine seitlich anstehende Leiter hinauf zur einzigen Tür. Eine seltsame Bauweise, denke ich mir, und vermute dahinter eine einfache Lagermöglichkeit. Orens Buchladen ist von solcher Bauart.

Nirgendwo läuft jemand auf der Straße, die Häuser wirken unbewohnt. Noch ein wenig länger, und ich hätte alles als erträumt geglaubt. Plötzlich steht eine mittelalte Frau mit gelber Schürze auf ihrer Veranda direkt an der Straße und fegt einigen Sand aus ihrer Türe. Wir starren einander an, sagen aber nichts.

Ihre beiden Füße stecken in Holzpantoffeln, einer davon steht an der Veranda-Kante, mit dem anderen gleicht sie sich aus. In der Hand zeigt sie mir einen Besen vor, hält inne mit dem Putzen und setzt dann das Fegen fort, ohne den Blick von mir abzulassen. Noch ein letztes Gaffen, dann widmet sie sich wieder ihrem Tagewerk und scheint mich bereits vergessen zu haben.

Sollte mich wundern, wenn ich in einer so kleinen Siedlung nicht weiter auffalle? Oder, wie erwartet, als Fremder betrachtet werde? Sonderbarerweise verriet mir ihr Blick, daß sie mich jederzeit in ihr Haus eingelassen hätte. Und dabei kennt sie weder meinen Namen noch meine Herkunft.

Auf der linken Seite freit sich die Sicht auf ein kleines stehendes Gewässer, das nicht weit entfernt hinter den Hütten liegt; eine Menge Uferbewuchs verbirgt jedoch jede weitere

Erkenntnis.

Noch ein paar Zehner Meter weitergegangen, stehe ich vor einem der wenigen Häuser mit einem markanten Schild über der Tür, in diesem Fall dem Gasthaus »Zum Weidenspiel«. Es ist ein eindrucksvolles Gebäude, zweistöckig mit flachem und gebogenem Giebel, Fensterbänken mit kleinen violetten Blumen darin und vergitterten Fenstern. Gleich im zerfallenen Hof stapeln Fässer und Kisten, und das geöffnete Tor einer Scheune zeigt zwei Pferde. Eingefaßt wird das Ganze von einem rostigen und mit Efeu durchrankten, brusthohen Zaun.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befindet sich der Marktplatz. Klein, nur zwanzig Meter lang wie breit und mit uneben zugehauenen Gesteinen gepflastert. Da gibt es auch einen vergitterten Brunnen; von einer Winde baumelt ein Eimer im Wind.

Am Brunnen verweilend, erkenne ich den Buchladen wieder, aus dem ich am Vorabend so unerwartet entfernt worden bin. Endlich kann ich das alte Schild, an dem eine Ecke herausgebrochen ist, bei Tageslicht betrachten. Ohne Zweifel habe ich nicht geträumt. Und zweifelsohne habe ich im Grunde den gesamten Ort gesehen. Sich hier zurechtzufinden ist nicht schwer.

Im Besinnen verwerfe ich die in mir tobenden Fragen und wiege sie in die Ohnmacht. Nun klopfe ich an, klinge die Tür. Ein Schwung Wärme aus dem Kamin strömt mir entgegen und es macht den Eindruck, als habe Oren sein Haus besonders stark beheizt, damit die Feuchtigkeit seinen Büchern fernbliebe.

»Was macht ihr eigentlich, wenn dieses Haus einmal brennen sollte? Alle Bücher nur an einem einzigen Ort zu sam-



meln, ist leichtsinnig!«

»Und ständig von paranoiden Befürchtungen besessen zu sein ebenso!« antwortet er gekonnt und richtig auf meine flapsige Bemerkung, als er sich von einem der Regale umdreht, an dem er gerade einige Bücher ordnet:

»Ich grüße dich! Wie ist es dir ergangen? Konntest du schlafen?«

Sein grinsender Gesichtsausdruck zielt auf etwas Bestimmtes ab, das ich noch nicht zu erfassen fähig bin. Welche Intention quält diesen einen meiner Freunde wirklich? Weshalb hat er Interesse an meinem Schicksal? Weshalb verhält sich seine Tochter wie er, als ich sie am Vortag unerwartet am Waldrand getroffen habe? Wieso nur habe ich ununter-



brochen das Gefühl, daß ich hierhergehöre und sich alles um mich dreht? Bin ich wirklich so eitel, um nicht aus dem Schlupf meiner Kokon-artigen Arroganz hinauszusehen? Einige Sekunden starre ich in sein grinsendes Gesicht; selbst ohne eine Gesichtsregung. Wie gesagt, scheint mir allein die Ergründung seiner Absichten unheimlich – und doch vertraut.

»Um ehrlich zu sein«, beginne ich die Unterhaltung endlich, »war es eine der ruhsamsten Nächte, an die ich mich zu erinnern vermag.«

»Du kannst dich an deine Nächte erinnern? An deine Träume auch?«

»Aber ja! Das hat wohl mit meiner Verbundenheit zu Träumen zu tun. Und, bei uns, ich konnte niemals nachvollziehen, wenn Menschen davon klagten, sie können sich nicht an ihre Träume erinnern! Ich selbst kann mich an nahezu jeden Traum erinnern, vor allem wenn er von bestimmten Personen handelt! Umso mehr werde ich Träume mit wunderschönem wie auch schauerlichen Inhalt niemals vergessen. Es mag sein, daß ich unfähig bin zu sagen, vor wie vielen Nächten diese stattgefunden haben; aber ich weiß zumindest, daß sie wirklich gewesen sind. Die letzte Nacht jedenfalls werde ich im Gedächtnis behalten.«

»Schön, schön. Ich habe mir so etwas gedacht. Hast du bereits gefrühstückt?«

»Nein, im Haus waren kaum Lebensmittel. Jedenfalls brauche ich dringend Vorräte. Du weißt sicher, wo ich hier etwas kaufen kann.«

»Kaufen? Mein Freund, du wirst dich von diesem Wort rasch verabschieden, das verspreche ich dir!« – Oren ist wegen der Äußerung aufgewühlt, während ich kaum erwarten

kann, was er damit wirklich meint.

»Wir haben selbst nichts im Haus. Vielleicht willst du mit meinen Töchtern zum Markt gehen, die wollen gleich los.«

»Warum nicht. Vorher muß ich unbedingt etwas Werkzeug auftreiben.«

»Was brauchst du? Vielleicht habe ich etwas da?!«

»Na ja, eine Säge wäre praktisch, und ein Seil. Ich muß Äste zerkleinern und beiseite räumen.«

»Ach so; wegen des Sturms! Also eine Säge habe ich nicht im Haus; da mußt du zur Schmiede, die geben dir was du brauchst.«

»Zur Schmiede also. Und ... Stürme treten entlang der Küste öfter auf? Gerade klang es so, als sey das gestrige Unwetter nichts Ungewohntes gewesen?!«

»Nun, starke Böen kommen regelmäßig vor, aber unsere Hütten sind stabil und einfach gebaut, sodaß sie entweder selten Schaden nehmen oder schnell repariert sind.« – Ich nicke.

»Und was ich auch noch wissen möchte ... «

»Frage nur! Du bist immerhin der neue und weißt noch nichts!« unterbricht mich Oren entgegenkommend.

»Also, vielleicht steht es auch in dem Buch, das du mir gegeben hast; aber: Welche Orte gibt es noch in der Gegend? Wohin führt der Weg nach Westen, der aus dem Dorf hinaus? Der nach Osten endet an der Meeresküste und der nach Süden führt zu dem Waldrand, von dem ich kam.«

»Das steht in der Tat nicht in dem Buch, ich selbst bin niemals dort gewesen. Aber die nächste Siedlung heißt Nahrburg, nicht größer als unser Ort. Es heißt, daß er mehr als dreißig Tagesmärsche entfernt liegt.«

»Dreißig Tagesmärsche?« erstaune ich, »Das ist euer *nächster* Ort?«

»Um ehrlich zu sein, wir wissen nicht genau, wohin dieser Weg überhaupt führt. Es mag sein, daß er nach gut dreißig Tagen den Wanderer in den Ort Nahrburg bringt; aber ich muß dir nicht erklären, daß man auf einer so langen Wanderschaft einer Menge Wegkreuzungen begegnen kann! Es gibt nur eine Handvoll Leute, die ihn überhaupt beschritten haben. Für uns Einwohner gibt eben keinerlei Veranlassung oder Notwendigkeit, das Dorf zu verlassen.«

Schon wieder grinst er so, als nehme er das Thema nicht ernst. Ein erstaunliches Völkchen! Sind so zufrieden, daß es sie nicht interessiert, wo der einzige Weg aus ihrem Dorf endet! Oder erscheint es mir nur so unglaublich, weil ich aus einer anderen Welt komme?

»Und was macht ihr bei einem ... medizinischen Notfall?«

»Wir haben eine Ärztin, meine Frau, und eine Kräuterkundige namens Catla, die tun, was sie können ... «

»Sagtest du *Catla*?« – Wie häufig kann der Name schon sein? Aber warum sollte Catla hier wohnen, wenn ich sie noch vor ein paar Tagen im Gundermantal besucht habe?

»Ganz recht«, begegnet er nüchtern. »Jedenfalls tun sie, was sie können, aber wir sind eine Gemeinschaft, die kein Problem mit dem Tod hat. Wenn Mitglieder unserer Gemeinschaft sterben, dann ist das eben so. Es gibt nichts, was wir dagegensetzen könnten, also ist es für uns in Ordnung. Wenn jemand stirbt, wird der Leichnam traditionsgemäß in ein Boot gelegt und bei einem nebligen Morgen vom Ufer gestoßen. Keines der davontreibenden Boote haben wir je wiedergesehen.«

Meint Oren das ernst?! Ich will kaum meinen Ohren trauen, mit welcher Gelassenheit die Einheimischen dem Rest der Welt und mir begegnen. Trotz der offenkundigen Einfachheit dieser Gesellschaftsform – ist dies die Zukunft? Ist dies die Weise, auf die ein Mensch leben soll? Um dem zu entfliehen, beende ich das Gespräch:

»Wo finde ich denn nun den Schmied, Oren?«

»Gehe den Ächter, so nennen wir den Weg hinunter zum Meer, wieder um die Hälfte zurück und dann nach links, dort siehst du die Schmiede rauchen. Und wegen Vorräten kommst du gegen Mittag auf den Markt, dort findest du etwas.«

»Danke, Oren, bis später.« – Traumatisiert tänzle ich aus der Tür.

Die Sonne steht brennend über mir, als ich mich auf den Weg begeben. Noch immer beeindruckt mich die klare Luft, auch wenn sie sonst niemand als klar befindet: Schaut man vor sich her, meint man in »das Unsichtbare« mit der Hand eingreifen zu können; und konnte dies nur halb so klar sein wie die mich in diesem Ort umgebende Atmosphäre. Sogar ein einzelner Atemzug gibt mir meine vollständige Konzentration zurück und erfrischt mich mit neuen körperlichen Kräften.

Der Schritt fällt mir leicht und ich gehe flott voran. Den Weg hinunter zum Hafen kenne ich bereits, schließlich erreiche ich den beschriebenen Abzweig und biege ihn ein. Oren sprach von einem rauchenden Schornstein, und in der Tat sehe ich einen. Aber hier gibt es viel mehr: Dem Gelände mit dem rauchenden Schlot gegenübergelegen steht ein Hof, auf dem sich Ziegen und Schafe herumtreiben. Genauer sehe ich es durch den dicht bewachsenen Zaun nicht. Meinem

Blick voraus erhebt sich der konische Turm einer Windmühle, allerdings mit unbespannten Flügelgerüsten. Die wesentlichen Geräusche dringen aus der Schmiede zu meiner Rechten: Dröhnende, wiederkehrende Hammerschläge uriger Gewalt, jedenfalls in den Ohren des Ungewohnten, nämlich meinen. Aus dem Laut allein ist keine Gründlichkeit herauszuhören, viel mehr erinnern die Hiebe an grobe, aber konzentrierte Arbeit.

Eine hölzerne Pforte, an der die aus massigem Metall geschmiedeten Scharniere und darüber aufgebrachte Zierelemente auffallen, führen mich in einen schmalen, mit grauweißen Pflastersteinen besetzten Hof. Zwanzig Schritte vor mir erkenne ich ein kleines Gebäude ohne Tür, auf dem der Schlot raucht und die Hammerschläge surren. Ein ebenfalls länglich angelegtes Gebäude steht benachbart, dergestalt von Weinranken bewachsen, daß sich kaum die Fenster umreißen lassen.

Ähnlich der vorangegangenen Begegnungen mit den Einheimischen betrete ich die Schmiede nur zauderlich und werfe ein »Hallo?« in die Dunkelheit voraus. Niemand antwortet, doch die Frequenz der Hammerschläge erhöht sich.

Heiß ist es an diesem Ort, wie ich es von den wärmsten Sommern nicht kenne; da glaube ich gar, daß sich die Haare auf meinen Handrücken aufstellen! Abkühlung anstrebend, weiche ich einige Schritte zurück ins Freie.

Die feuerrote Glut der Schmiedepfanne leuchtet deutlich, ein beständiger Zug von Frischluft wird über einen Blasebalg bewerkstelligt – ihn bedient jemand, den ich in der Dunkelheit nicht weiter erkennen kann. Vor der Glut ist ein Amboß aufgebockt, den ein Zweiter mit seinem Hammer benutzt. Auch dessen Gesicht erkenne ich nicht. Alles, was ich

wahrnehme, ist ein längliches Stück gelb und silbrig glänzendes Metall, vielleicht ein Rohr, das alle paar Sekunden in die aufgeblasene Glut eingetaucht und dem Opfertisch des Ambosses dargebracht wird, um wuchtige Hammerschläge zu erfahren. Anschließend stößt der Schmied das Werkstück in die Glut zurück, läßt es erweichen und setzt ihm wieder mit seiner Kraft zu Formen zu.

»Hallo? Darf ich unterbrechen?« beginne ich ungewiß angesichts so emsig arbeitender Handwerker.

»Clyde, hast du etwas gehört? Ist da nicht eine Stimme?« ruft der eine dem anderen zu. Sie halten mit ihrer Arbeit inne.

»Ja, das war die meine!«

Weiterhin im Schummerlicht verborgen, starren mich beide Gesichter nun an; lediglich ein schwacher, hellgelber Schein spiegelt sich in ihren Augenlinsen und läßt sie wie zwei Dämonen aussehen. Als sie ihre Arbeit unterbrechen, das lange Stück Metall auf dem Amboß ablegen und erkalten lassen; als sie aus der Dunkelheit der Werkstatt her austreten und mir nun endlich im Tageslicht gegenüberstehen, da sind es keine Dämonen mehr. Sondern alte Freunde.

Seit der Begegnung mit Oren beschleicht mich diese Ahnung, in Fornburg auf weitere »alte Freunde« zu treffen, so wie es auch im Gundermantal mit Darren und Catla der Fall gewesen ist. Die Chance stand schlecht, daß ich hier in Fornburg den gleichen Personen erneut begegne, wie ich sie und ihre Berufe jenseits dieser Welt kennengelernt habe. Aber das Wiedersehen mit Oren, dessen nebensächlicher Hinweis auf die Kräuterkundige Catla und anderes zeigen mir, daß durchaus nicht die Landschaft, dafür aber ein Teil ihrer Einwohner übertragen worden sind. So ist es im Grun-

de nur eine Frage der Zeit, bis ich auf Clyde und Herold treffen mußte.

Herold zählt ohne Frage zu demjenigen engen Kreis an Personen, denen ich fraglos mein Leben anvertrauen würde. Clyde ist mir für dieses Vertrauen etwas zu chaotisch, aber doch liebenswert und ein guter Gesellschafter. Ich habe einmal gesagt, daß Loyalität stets Naivität erfordert: Zu kluge Leuten werden sich stets überlegen, ob sie ihr Leben für den Ergebenen riskieren. Irgendwann fiel mir auf, daß ich damit viele meiner Freunde ordentlich vor den Kopf stoßen mußte, sollte ich sie nach dieser Abgrenzung bewerten: In der Tat ist es nicht schmeichelhaft, wenn auch größtenteils wahrheitlich. Schließlich fügte ich mich meiner Gesinnung und erweiterte diese These in jener Weise, daß dies nicht nur auf naive Personen zutreffe, sondern auch auf solche mit einem unerschütterlichen, ehrbaren und idealistischen Charakter. Schließlich würde auch die klügste Mutter ihr Leben geben, um ihr Kind vor Schaden zu bewahren. Jedenfalls wüßte ich kaum jemanden zu nennen, mit dem ich lieber ewige Zeiten bei gutem Brot und Kerzenlicht austauschen und in der Vergangenheit schwelgen wollte.

Die beiden sind ebenso verblüfft über mein Auftreten, wie ich erstaune, sie nach mittlerweile sieben Jahren ohne Kontakt wiederzusehen. Keiner von uns muß nach dem Namen des anderen fragen; es ist, als seien diese Jahre nicht verstrichen, sondern die letzte Begegnung am Vorabend geschehen. Auf Herolds Gesicht formt sich ein Grinsen, dann umarmt er mich. Clyde reiche ich die Hand und umarme ihn ebenfalls. Ein gemeinschaftliches, fassungsloses, ungerichtetes, vielleicht etwas beschämtes Lachen folgt; noch immer hat niemand von uns ein Wort gesprochen.

Mehrmals liegen uns die ersten Buchstaben auf den Lippen . . . , und werden wieder heruntergeschluckt. Grund dafür ist, daß uns in diesem Moment bewußt wird, doch schon alles gesagt zu haben.

Beispielsweise will ich sagen: »Clyde und Herold! Was macht ihr hier? Euch habe gar nicht erwartet!« – Doch dann weiß ich die Antwort bereits.

Und sie wollen sicher sagen: »Wie schön dich zu sehen! So viele Jahre her seit unserem letzten Abenteuer!« – Und auch hierauf kennen sie die eine Antwort. Also kommen wir gleich zum Geschäftlichen:

»Ich sehe, ihr habt eine Schmiede«, fällt mir ein: »Oren verwies mich an euch, weil ich eine Säge und ein Seil brauche.«

»Aber klar!« willigt Herold ein und wendet sich zu einer Werkzeugbank, um mir kurz darauf eine scharfe Säge und ein Tau in die Hand zu drücken.

»Wo wohnst du denn? Lange bist du ja noch nicht bei uns. Hast du bereits ein Haus gefunden?« fragt mich Clyde hilfsbereit. Schön, seine kratzige Stimme nach so langer Zeit zu hören.

»Ja, danke. Ich wohne jetzt auf der kleinen Insel vor der Küste.«

»Auf Pinla? Aber da steht doch nur der Leuchtturm!«

»Nein, er meint Ibyko, die größere Insel; mit dem alten Haus!« verbessert ihn Herold.

Ibyko – so heißt meine Insel also. Ein schöner Name, finde ich.

»Danke für die Werkzeuge; wieviel schulde ich euch?« – Die beiden sehen sich wortlos an.

»Hat es dir noch niemand gesagt? Es ist immer wieder



lustig, wenn ein Neuer seine alten Gewohnheiten nicht ablegen kann. Was meinst du, Clyde?»

»Recht hast du«, grinsen mich beide an.

»Also was ist nun?»

»Nichts, schuldest du uns. Behalte das Material!« erklärt Herold.

»Ich weiß nicht ... – ich hoffe, ihr tut das nicht wegen der alten Freundschaft und so weiter. Ihr klingt beinahe wie Oren!«

»Und so wirst du auch jeden anderen in diesem Ort reden hören, egal ob es um Handwerk, Wissen oder Lebensmittel geht«, fügt Clyde bei.

»Ach, kommt schon. Wieso tut ihr das wirklich? Ich meine, ihr schuftet den ganzen Tag in der Schmiede, schwitzt und werdet dreckig und produziert ... – was produziert ihr eigentlich? Und dann gebt ihr eure Arbeit einfach weg? Für nichts?»

»Du siehst das ganz irrig. In der Tat bekommen wir etwas für unsere Arbeit.«

»Aha! Wußte ich es doch!« stelle ich befriedigt fest, aber die beiden verziehen keine Miene.

»Verdammt kommerzielle Gesellschaft! Vergiftet ist sie! Verrecke und vergehe mit all deinen Dienern und Verfechtern! Mache Platz für eine Gesellschaft der Zukunft!« ruft Clyde plötzlich lautstark aus und kehrt sich ab. Er läßt mich und Herold alleine stehen:

»Du mußt meinem Bruder verzeihen, aber er haßt es, wenn er auf Leute mit alten Vorstellungen trifft. Glücklicherweise kennen wir keinen, der das als Einwohner von Fornburg länger als eine Woche durchgehalten hätte. Siehst du, was wir dort herstellen? Es ist eine neue Kurbelachse

für den Marktbrunnen; die zu ersetzen war lange überfällig. Wir schmieden sie und die Werkzeuge für die Landwirtschaft, für die Zimmerei und die Holzfällerei seit vielen Jahren und geben sie in die Gemeinschaft ein. Ja, wir geben sie demjenigen, der sie benötigt und nehmen nicht das geringste dafür entgegen.«

»Aber vorhin sagtest du, ihr erhaltet etwas dafür?«

»Ja, wir profitieren vom Handwerk und den Arbeiten der anderen! Wir bekommen zu essen und Unterhaltung. Wenn wir krank sind, werden wir von unserer Ärztin versorgt, die ebenfalls nichts dafür verlangt. Wir erhalten Lesestoff von Oren, und Brot aus der Bäckerei. Wir haben alles, was wir benötigen; es besteht kein Bedarf an Reichtum. Nur das Leben ist wichtig!«

So langsam ergibt alles einen Sinn. Wenn jeder tut, das er am besten kann und es schließlich der Gesellschaft zur Verfügung stellt, können zwangsläufig alle davon profitieren! Wenn ich jedoch Werkzeuge von den beiden erhalte, welchen Nutzen kann dann ich der Gesellschaft beibringen?

»Welches Streben liegt wirklich in dieser Gesellschaft?« frage ich unbeirrt. Herold erwartete eine so einfache Frage nicht und zuckt mit den Schultern:

»Es ist der Sinn ... zu leben, verstehst du?! Jeder tut, was er kann und lebt dafür in einer freien und friedlichen Gesellschaft. Man gründet eine Familie und gibt sein Wissen weiter; man forscht und tüfelt nach neuen Techniken; man hauswirtschaftet und sorgt vor für lange Winter; man liest und bildet sich. Unsere Kräuterkundige sucht ständig nach neuen Gewürzen, zur Erweiterung und Verfeinerung unserer Speisen, und nach Heilkräutern, um schwere und leichte Krankheiten besser heilen zu können. Die Köchin

vom Gasthaus bereitet Speisen, weil sie es gut *kann* und weil sie Freude daran hat und es lebenserfüllend sieht. Wandern- de und Abenteurer sind angehalten, Karten aus besuchten Gebieten zu zeichnen und uns neue Nahrungspflanzen mitzu- bringen; aber niemand ist verpflichtet, das zu tun. Es ist so, wie es sein sollte: Niemand hat hier den Zwang zu arbeiten, jeder hilft, wo er kann, und bekommt dennoch sein Essen. Ein jeder ist frei, niemand dient dem anderen, weder für Geld noch aus Angst. Eine Ausnahme stellt die Gasthaltung dar, wenn sich einmal ein Fremdling in die Siedlung verirrt und wir ihn freilich beeindruckt wollen.«

»Weil es für die Gemeinschaft ist!« setzt Clyde fort, der sich beruhigt und gerade wieder herangefunden hat: »Weil wir ein Völkchen sind, das anders denkt. Weil wir uns in un- serem inneren Streben so sehr von anderen unterscheiden, wie für ein Naturvolk Gold oder Elektronik keinen Wert besitzt. Oder die spirituelle Wahrnehmung eines Asiaten eine andere ist als die eines Amerikaners! Nur oberflächlich gleichen sich die Menschen. Und nur jemand, der lediglich einen kleinen Teil der Welt gesehen hat, kann von seinen Erfahrungen fälschlicherweise auf alle anderen schließen!«

»Ich verstehe«, bekunde ich und wünsche in diesem Mo- ment, dem Schwall an beinahe unglaublicher Ideologie zu entkommen. Oder ist da wirklich etwas dran? Sind die hier alle so verrückt und handeln auf diese Weise? Und funktioniert das tatsächlich?

»Clyde. Herold – Ich danke euch für das Werkzeug und will euch nicht länger von der Arbeit abhalten. Jetzt sollte ich mir etwas zum Essen besorgen; heute hatte ich noch nichts. Wir sehen uns gewiß demnächst, irgendwie. Macht es gut und bis später!« – Dann kehre ich und verlasse den

Hof. Sie wissen, daß ich wiederkomme.

Diesen Brocken habe ich zunächst zu verdauen. Anfangs glaube ich, Oren wäre der einzige mit dieser undurchschaubaren Philosophie des allgemeingültigen Teilens. Aber nun, da auch die beiden sich zu dieser Ideologie bekannten, hege ich Zweifel an der Richtigkeit und Unumgänglichkeit meiner aus der »alten Welt« mitgebrachten Ansichten zur Wirtschaft. In der Tat finde ich, so sehr ich auch nachdenke, keinen Grund, warum das von diesen Menschen beschriebene System nicht funktionieren sollte.

Erst wenige Schritte unterwegs, entdecke ich etwas Erstaunliches: Vorne, also dort, wo der Ächter sich mit dem Weg zur Schmiede schneidet, läuft vor den Häusern plötzlich eine Person entlang, die so rasch verschwindet, wie sie gekommen war: Für nur eine Sekunde blitzt sie auf, dann ist sie wieder fort. Jedenfalls fällt mir die junge Frau auf, weil sie einen kleinen Rucksack auf dem Rücken trägt, der ganz aus braunem Leder gefertigt ist. Einen solchen kenne ich nur von einer einzigen Person. – Unterbewußtsein ist ein Begriff, der schon viel zu häufig von der Allgemeinheit bedingungslos akzeptiert wird. Ich allerdings halte ihn im Sinne des Somnologismus für überholt.

Mein Hunger erinnert mich an eine andere Pflicht. Nämlich die, mir Essensvorräte anzulegen. Einer der Nachteile des Insellebens ist eben, daß man immer etwas vorrätig haben muß. Würde ich hier im Ort wohnen, bestünde dieses Problem nicht so offenkundig.

Endlich erreiche ich den Markt, und er hat sich mit allerlei Volk gefüllt: Rund um den Brunnen sind Stände errichtet worden, die freilich keinem Verkaufsstand entsprechen, an dem Ware feilgeboten wird. Stattdessen muß man es als

Tisch sehen, auf dem Dinge und Vorräte, ich will sagen Erzeugnisse, ausliegen, von denen sich jedermann frei bedient: Das beobachte ich einige Minuten gerne.

Eine mittelalte Frau mit Umhang und einem Korb unter dem Arm tritt ohne Zögern zum ersten Tisch und nimmt sich ein Brot davon herunter. Am nächsten Tisch nimmt sie ein Glas Honig und legt es mit in den Korb. Karotten und Kohl holt sie bei der folgenden Auslage ein. Dann verschwindet sie wieder, wie ich aufmerksam beobachte, in ihrem Haus an der Straße. Die anderen scheinen es wie sie zu machen.

Nach ein paar Minuten kommt sie wieder aus ihrem Haus hervor: Diesmal trägt sie anstelle eines Korbes einen spitz nach unten zulaufenden Krug unter dem Arm. Am Brunnen kurbelt sie den Eimer in die Tiefe, holt Wasser herauf und füllt ihre Amphore randvoll, achtsam, nichts zu verschütten. Abermals eilt sie in ihre Hütte.

Auch anderes Gevolk kommt zum Markt, nämlich solches, das die Lebensmittel herbeibringt: Da gibt es einen jungen Mann mit rotblondem Bart, der gewissenhaft, voraussichtig und konzentriert einen Karren über das holprige Marktplaster schiebt. Dem Karren fehlen zu beiden Seiten Gitter, sodaß der Haufen Rüben, den er darauf aufgetürmt hat, jeden Moment in sich zusammenzustürzen und auf der Straße verteilt zu werden droht. Schließlich schafft er es an eine freie Stelle am Platz und stellt eine Kiste auf. Auf die schichtet er die Rüben seines Wagens und sofort bedienen sich die Dazugekommenen. Manche nehmen eine, manche mehrere. Und die ganze Zeit über steht der Mann hinter dem Stand und beobachtet zufrieden die »Enteignung«. Wurde der Haufen auf dem Tisch kleiner, legte er

Rüben von seinem Wagen nach.

»Die sehen gut aus«, sage ich dem Mann nach meinem Herantrauen. Und in der Tat sind dies nicht nur die größten, sondern auch farbstärksten Rüben, die ich jemals in meinem Leben gesehen habe.

»So nimm dir!«

»Aber ich habe nichts zum Tauschen!« – Mir scheint es richtig, den Mann darauf hinzuweisen, obschon mich mittlerweile einige gutgesinnte Stimmen darüber aufgeklärt haben, daß es in Fornburg nichts gibt, das sich mit Geld bezahlen ließe.

»Bist du nicht der neue?« stellt der junge Kerl entweder aufgrund meines unbekanntes Gesichtes oder meiner Frage nach Tauschen fest.

»Ganz recht. Wie heißen Sie?«

»Ich bin Marwo«, freut er sich und zieht sich die Mütze vom Kopf. Wir reichen uns die Hände: »Also, wie viele Rüben brauchst du?«

»Hast du die alle selbst angebaut?«

»Ja ja! Alle von meinem Acker, gleich hinter dem Haus. Es ist nicht der größte Acker im Ort, aber mehr schaffe ich auch nicht. Die Einwohner lieben meine Rüben; keiner kriegt sie so zum Wachsen wie ich!«

»Und du gibst sie einfach so ab?«

»Freilich! Wieso denn nicht? Sag', hat dir Oren dieses Buch gegeben? Da steht alles über uns drin!«

»Ja, das habe ich. Aber ich konnte erst ein Kapitel lesen.«

»Dann lies weiter!« lacht er, »Lies nur immer weiter!«

»Na schön, Marwo ... , das mache ich. Oren sagte mir, ich könne hier etwas zu essen bekommen. Ich beobachtete, daß sich augenscheinlich jeder bei jedem bedient, ohne

irgendeinen Gegenwert darzubieten. Da war diese Frau ...«

»Die gleich hier vorne wohnt?«

Er zeigt mit der Hand in diese Richtung und ich nicke.

»Yista verliert nie gerne Zeit. Sie rennt zum Markt, holt sich Gemüse für ihre Suppe und kocht sie am Nachmittag. Abends verweilt sie meist am Weiher, wenn die Mückenplage nicht zu streng ist, oder trifft sich mit einer Freundin. Übrigens: Was die Menschen darbieten und auch nehmen, das alles ist der *Gegenwert!*«

»Und was genau tut Yista? Welche Aufgabe erfüllt sie in eurem Dorf?«

»Sie ist Weberin. Sie webt uns Stoffe aus Flachs oder Wolle. Und die holt unser Schneider einmal pro Woche ab; der näht dann Kleidung daraus – was sonst?!«

»Und es gibt keine andere, die das kann, was sie kann? Was macht sie besonders?«

»Genau das gleiche, das jeden hier besonders macht: Man könnte auch sagen, daß jeder hier ein Meister seines Handwerks ist. Sie kann ebenso meisterhaft weben, wie ich Rüben anbauen kann. Genausowenig kann ich weben, wie sie Rüben pflanzt. – Wir ergänzen uns. Jeder ergänzt hier jeden und gleicht aus, was niemand zur gleichen Zeit tun kann. Es gibt keinen Menschen, der gleich gut in jedem Handwerk ist, so sehr er das auch von sich behauptet! Ein Tischler kann ein Leben lang Holzarten und deren Bearbeitung studieren und wird doch niemals ausgelernt haben. Mit welcher Zeit könnte er behaupten, auch auf anderen Tätigkeitsfeldern meisterhaft zu sein?«

»Und du bist stolz darauf, der beste Rübenbauer weit und breit zu sein?«

»Ja, warum denn nicht?« behauptet er selbstsicher: »Ich

freue mich, wenn die Leute meine Rüben als schmackhaft und gesund bezeichnen. Wenn sie sagen: Willst du eine gute Rübe, dann geh zu Marwo! Niemand käme auf die Idee, von mir etwas Gewebtes zu verlangen. Nicht, weil man es mir dieses Handwerk nicht zutraut oder weil man Yista nicht beleidigen will! Nein! Weil es einfach für jeden Beruf jemanden gibt, der am besten dafür geeignet ist. Und wenn dieser das tut, was er am besten kann, können sich die anderen sorgenfrei darauf konzentrieren, was sie am besten zu tun vermögen. Unsere Arbeiten zusammengeführt, ergänzen wir uns zu einer zusammengehörigen Gesellschaft. Unser Tun nennt unsere Identität.«

»Na schön, Marwo, dann hätte ich gerne eine deiner großartigen Rüben. Aber im Moment kann ich dir noch nichts dafür geben, ich bin ja neu und hoffe, das verstehen alle.«

»Aber sicher«, ruft er und die meisten der in der Nähe stehenden Menschen drehen sich zu mir um.

»Da gibt es ein Feld, dort wo ich wohne. Vielleicht könnte ich lernen, wie man darauf Getreide anbaut. Und das könnte ich dann mitbringen und mit euch teilen. Richtig?«

»Siehst du: Jetzt weißt du, wie es geht!« propagiert er hellstimmig: »Aber sprich dich vorher mit den anderen Getreidebauern ab. Wenn wir eine Sorte anbauen, über die wir nicht verfügen, könnten wir unser aller Lebensmittelangebot erweitern! Aber sag': Was brauchst du noch, außer Rüben?«

»Na ja, eigentlich habe ich fast gar nichts im Haus«, gestehe ich ein. Ich zeige deutlich mein Zögern, einfach von Stand zu Stand zu laufen und mich zu bedienen; schließlich kenne ich keinen von ihnen und kann mich nicht ohne Vorbereitung oder Grund in eine Schuld begeben! Marwo



erkennt dies und nimmt mir die Verantwortung ab:

»Laß mich dir helfen«, legt er die letzten Rüben auf den Tisch: »Hier, du fährst jetzt meinen Handwagen und ich lade auf.«

Dann gehe ich ihm nach und er lädt von jedem Tisch ein paar Lebensmittel auf: Zwei Brote, zwei lange Fische (an dessen Tisch der mit bekannte Fischer vom Steg wartet) und sogar ein kleines Käse-Rad. Inzwischen hat sich ein anderer zum Helfen eingefunden und mir derweil zwei Krüge mit Wasser gefüllt, die wir ebenfalls auf den Wagen stellen. Oben auf lege ich meine Säge und das Seil. Für alles, das man mir auf den Wagen packt, danke ich schüchtern. Und das, obwohl es in meinen Augen einer großherzigen Tat entspricht, für die Anwesenden jedoch die einfältigste Freude zu sein scheint.

»Den Wagen bringst du mir die Tage wieder vorbei, wenn du daheim ausgeladen hast, in Ordnung?«

»Ja, gerne! Aber kannst du mir bitte noch zeigen, woher ich Gewürze bekomme? Oder Kräuter? Um mein Essen zu würzen? Habt ihr hier überhaupt so etwas wie Gewürze?«

»Sicher, folge mir!« greift Marwo meine rechte Schulter und bringt mich zu einem herumstehenden älteren Mann mit grauer, bis zum Boden reichender Kutte: »Das ist The-lan«, stellt er mich ihm vor.

»Und Sie sind der ›Gewürzkundige‹ von Fornburg?« spote ich.

»Quatsch«, lacht er laut und auffällig, »Jeder Esel kann Gewürze von unbrauchbaren Pflanzen unterscheiden. Er braucht ja nur seine Nase dazu! Ich aber wandere gerne weite Strecken, laufe über die riesigen Wiesen westlich des Dorfes und kenne so manche günstige Stelle, um gleich ein

paar Säcke voll mit duftenden Wildpflanzen und Kräutern zu füllen. Deswegen liefere ich, was würzig und salzig ist!«

»Weiß der Teufel, wo er die immer herhat!« scherzt Marwo mit einem Augenzwinkern und lacht an seiner Seite. Thelan zieht unter seinem Umhang drei kleine, prall gefüllte Säckchen hervor:

»Das eine enthält Fenchel, das zweite Thymian und das dritte Basilikum. Die wirst du doch mit deiner Nase auseinanderhalten können?«

»Gewiß. Vielen Dank!«

Die wertvolle Fracht stecke ich mir ebenfalls in die Jackentasche:

»Vielleicht kann ich Sie irgendwann begleiten? Ich interessiere mich auch für Wildpflanzen!« schließe ich ab, und der Alte nickt stumm.

Bald darauf verabschiede ich mich von allen und verspreche, mich in den nächsten Tagen wieder bei ihnen einzufinden, zumal ich den Handwagen zurückbringen muß. Mit diesem eiere ich sorgsam den Ächter bis zum Hafen hinunter und finde dort das Boot vor, das ich am Morgen angeknötet hatte.

Denke ich an mein früheres Leben zurück – ich meine das noch vor dem Graublatttal – erinnere ich mich an Zeiten voller Streß und Zwang. Den deutlichen Gegensatz stellt die Welt und Gemeinschaft um Fornburg dar: Niemand scheint hier im Entferntesten an Unruhe zu leiden.

Einer ganz einfachen Regel zufolge hat nichts einen Wert, das man nicht ins Nachleben mitnehmen kann – und das sind meinem Verständnis nach allein Wissen und Erfahrung. Daraus ergibt sich die interessante Konsequenz, daß einem nie etwas Wertvolles gestohlen werden kann. Denn wie soll

das bei Wissen und Erfahrung vor sich gehen?

Daher beschleicht mich das drängelnde Gefühl, daß sich eine erdachte Philosophie zu Materie manifestiert hatte und hier in diesem Dorf ausgelebt wird. Und will ich nicht zeitlebens Teil einer besonderen Gemeinschaft von Auserwählten sein?

Ich kann das weder eindeutig bejahen noch verneinen. Alles, was mich interessiert, ist gegenwärtig anhaltend (oder nachwirkend?) egoistisch angehaucht und eindeutig ein schlimmes Überbleibsel aus meiner alten Daseinsform. Viel mehr als das habe ich jedoch Sehnsucht nach Anniek und ich sorge mich um ihr Wohlergehen. Besonders ihre Sorge um mich.



## 14 Gewogen und daheim

Schon früh fällt mir das Boot auf, das an meiner statt an der Insel Ibyko angelegt hatte; es schaukelt mit seinem grünen Bug in den Wellen; sein Bootsführer bleibt unerkannt, ebenso der Zweck eines Besuchs. Vielleicht ein Überraschungsgast? In letzter Zeit sind mir so viele alte Freunde erschienen – warum dann nicht auch auf *meiner* Insel?

Derweil verstärkte sich die unstillbare Sehnsucht nach Anniek. Deutlich zu fühlen ist nun, daß ich sie um jeden Preis zurückhaben will! Wie schön es wäre, so denke ich weiter, wenn sie es sey, die mit dem Boot angelegt habe und zum Haus gelaufen ist!

Von Ungeduld beinahe ohnmächtig werde ich im Moment der Bestätigung meines Verdachts: In dem Boot, neben dem ich am Steg angelegt habe, liegt ein kleiner brauner Leder-Rucksack. Ein Rucksack, wie ich ihn nur von einer Person auf der Welt kenne. Mißtrauisch beuge ich mich hinüber und greife nach der Tasche, nehme sie an mich und halte sie ehrfürchtig in den Händen. Die Erinnerung dringt hervor, daß ich mir zu früherer Zeit nichts mehr gewünscht habe, als diesen Rucksack wie im jetzigen Augenblick an mich zu binden und ganz nah zu sehen. Welch' unbeschreibliche Geheimnisse er wohl enthält?

Das, wofür ich von anderen, unverliebten Menschen zurückgestumpft werde, mag anachronistisch und naiv klingen: sich an einem Rucksack zu ergötzen, als sey es der wertvollste Edelstein – Hah! In Wirklichkeit haben nicht alle »edlen Steine« der Welt einen Wert zusammen, der dem des Rucksacks meiner Geliebten nahekommt! In der Tat fiele mir kaum etwas Kostbareres ein als ihr Tagebuch oder gar ihr gesamtes Fotoalbum! Wie mein eigenes Leben würde ich auf solche Dinge achten; und die Edelsteine dafür nach denen werfen, die danach trachten, mir die Dinge wieder abzunehmen!

Die Vorräte lasse ich zunächst im Boot liegen und folge dem geheimnisvollen Fremden, der meine Insel betreten und ganz offensichtlich Einzelheiten aus meiner romantischen Hingabe, geheime Triebe und Sehnsüchte aus meinem Leben kennt, auf die ich anspreche. War der Rucksack gar absichtlich plaziert worden, um mich auf eine falsche Spur zu führen? Oder ist er vielmehr Ausdruck der typischen Schusseligkeit meiner geliebten ... – an dieser Stelle will ich nicht zu viel vermuten. Das Paranoide droht die Besonnenheit zu besiegen.

\*\*\*

## *Zweites Kapitel: Um Fornburg*

*Der durch Fornburg fließende Bach heißt Ellrich und wurde nach einem Knaben benannt, der vor zwei Jahrhunderten darin ertrunken sein soll; man ehrte sein Ableben damit, indem man das Wasser nach ihm nannte. Der Bach selbst scheint aus dem sog. Östlichen Gebirge zu kommen, das, anders als sein Name es vermuten läßt, eigentlich im Westen*



*des Landes liegt. Es heißt weiter, daß es sich aus einer bis in jede Richtung zum Horizont reichenden Gebirgskette zusammensetzt, deren Grenzen noch niemand zu erforschen fähig gewesen wäre. So unerreichbar wie der Himmel sollen manche der Gipfel sein, und nur eine Handvoll Wege führen durch es hindurch. Viele andere Pfade enden abrupt und ohne Grund, oder an einer steilen Felskante.*

*Ebensoweit wie die einsamen und vereisten Berggipfel liegen die fernen Inseln im Meer, die man kaum mit bloßem Auge zu erspähen fähig ist. Lediglich an wenigen Tagen im Jahr ist die Luft so klar, daß man deren winzige Umrisse sich einzubilden erlauben darf. Sonst erscheint einem die See*

wie der tiefe Blick in die blaugraue Pupille eines wahnsinnigen und ebenso einsamen Schriftstellers und Weltverbessers, von dem man weiß, daß er eigentlich recht hat.

Die See ist ruhig und reich an Fisch, was wohl damit zusammenhängt, daß in ihr nur wenige fischen. Einige der um Fornburg liegenden Wälder sind innerhalb eines Tagesmarches zu erreichen und es hält sich erstaunlich viel Wild darin auf. Mit einigen wenigen Fallen kann man in nur Stunden Kaninchen und anderes Kleinwild bändigen; selbst Wildschweine lassen sich gelegentlich auf unseren entfernt liegenden Feldern in der Dämmerung blicken. Näher trauen sie sich aber nie heran.

Die weiten Grasländer und an Krautartigen aufgefüllten Wiesen erdrücken Fornburg wie ein zu eng geschnallter Gürtel. Sie umschließen die Siedlung vollständig. Das duftende Gras wächst das ganze Jahr hindurch und ermöglicht die Zucht von Wildblumen sowie die Ernte von Kräutern für die Arznei oder den Kochtopf. Außerdem locken die weiten Ebenen Bienen an, deren Stöcke sich gelegentlich in Gärten der Imker oder im Dachgiebel der größeren Häuser finden. Sie scheinen das harmonische Zusammenleben genauso zu schätzen, wie die Einwohner von Fornburg selbst.

Zwischen den Häusern und in Fornburgs Flanke haben die Einwohner eine Vielzahl von Äckern bestellt; der Boden ist für allerlei Pflanzen geeignet, hauptsächlich jedoch Spreitenkorn. Gleich hinter der Mühle ist der beste Platz um Kohl anzubauen, dahinter folgen nach Norden die Steckrüben.

Im Frühjahr und im Spätherbst kommt es zu einer starken Tide, die die untere Küstenebene mit salzigem Meerwasser überschwemmt. Wer seine Felder günstig anlegt, braucht für

*Dünger nicht zu sorgen. Muscheln, Krebse und allerlei andere im Wasser treibende Dinge bleiben oft zurück. Der Boden ist insgesamt von guter Qualität, wenn auch nicht so gut wie durchlüfteter Torfboden. Da es aber genug düngendes Vieh gibt, sollte der Boden bei ausgeglichener Landwirtschaft alles hervorbringen, wie es ein guter Boden ohne Zuhilfe vermag.*

*Sowohl einige wenige Rinder, als auch Hühner, Schafe und Ziegen gibt es im Ort und auf Weiden um ihn herum. Die Kinder treiben sie über die Weidegründe, wenn sie nicht gerade mit etwas anderem beschäftigt sind. Auch die Alten, denen belastende Arbeit nicht mehr möglich ist, erheitern sich an der leichten Tätigkeit, mit einem Stock und einem Hund die zahmen Haustiere zu hüten.*

*Der Grund in und um Fornburg bietet alles, das einen vernünftigen Menschen befriedigen wird. Nicht mehr und nicht weniger.*

Diese letzten Worte schallten mir im Gedächtnis umher, während ich das Lesezeichen einlegte und nach dem Fertiglesen dieses eigenartigen, wenn auch erleuchtenden Kapitels aus Orens Buch dasselbe zuschlug und leise beiseite legte. Das geschah gestern abend. Erst wenn man isoliert ist, z. B. im Gefängnis verweilt, seine Zeit auf einer abgelegenen Insel zubringen muß oder sich in einer anderen abgegrenzten Lage, ob freiwillig oder nicht, befindet, wird die wenige verfügbare Literatur zu verstehen lernen und seine innovativen und geschicklichen Fertigkeiten zu Vollendung bringen; er wird jedes der wenigen Bücher mehrfach lesen und über die Worte nachdenken, anstatt sie nur, gleich Atemluft, aufzunehmen und sogleich wieder abzustoßen.



In diesem Moment hatte ich in der Tat das Gefühl, etwas mehr zu verstehen. Mein träger und vor zufallenden Augenlidern drohender Blick starrte an die Wand gegenüber vom Bett, die gerade noch vom Laternenlicht erreicht wurde. Unhörbar mein Herzschlag, unhörbar meine Gedanken. Glück schwebte über mir und durch mich hindurch; wenn man Glück überhaupt verdinglichen kann. Vielleicht war es auch der seichte Wind, der durchs offene Fenster drang und das Laternenlicht flackern ließ.

Im Schein der Erinnerung blicke ich Stunden zurück – durch den Lichtschein, durch die Dunkelheit –, reise ich zurück zu dem Moment, der einer der wenigen Erinnerungswürdigen ist. Tatsächlich gibt es nicht viele Momente, von denen ich glaube, daß sie mir bis zum Ende meines natürlichen Lebens im Gedächtnis bleiben werden. Interessant ist, daß es stets Erinnerungen der Extreme sind, besonders schlechte oder gute, jedoch nie gemäßigte: Wie ich zum ersten Mal küßte; die Schuld, als ich meinen Bruder schwer verletzte; die einmalige Ohrfeige meines Vaters; das Impornieren vor den Mädchen im Schulsport; der erste Besuch eines Konzerts; die Angst zu sterben, als ich während einer geologischen Kartierung die Felsen hinaufkletterte – und die ruhigen Nächte, die darauf folgten; die erste Berührung mit Annieks Hand in der Straßenbahn; einige ganz besondere Wachträume; die Zufriedenheit beim Leben in meiner ersten Wohnung; die Winternächte voller Ungeduld, wenn Anniek zur Bushaltestelle kommen sollte; wie mir Anniek im Graublatttal erstmalig erscheint; und zuletzt: wie ich Anniek vor Kurzem auf der Insel Ibyko wieder in meine Arme schließen konnte.

Vom Boot aus bin ich mit dem kleinen Rucksack in der Hand geeilt, um der Erfüllung meines Verdachts nachzugehen. Da war der Weg, der Abzweig, die Bank, das Feld, dann, nach wenig Strecke, sehe ich das Häuschen. Ich halte meinen Lauf inne und gehe den restlichen Weg aufmerksam voran, ständig in alle Richtungen schauend. Immerhin gebietet mir mein Verdacht nicht, übereifrig und gefahrenfreudig voranzustürmen!

Noch zwanzig Meter bin ich vom Haus entfernt, da wende ich mich nicht länger gerade auf die Tür zu, sondern verlasse den Weg; umgehe das Haus in einem Bogen, um auf dessen Rückseite zu schauen. Unter dem Birnbaum steht sie und sammelt gerade, in ihrer Haltung von mir abgekehrt und der Arbeit zugetan, einige der heruntergefallenen Früchte in ihre weiße Schürze ein, die sie um das braun-weiße Kleid gebunden hatte.

Wieder erstarre ich, nur wenige Schritte von ihr entfernt. Das braune Haar, geschmeidig gleitet es ihren Hals herab, um sich um die Schultern zu winden, wie Efeu um eine Esche. Die schlanke Figur, die Taille, die unbeschmutzten Füßchen, die nackend im Gras treten ... – all das habe ich in dieser Form noch nie gesehen, wenschon ich Anniek genau kenne und sogar von ihrem Körper träume! Wie nur ist es möglich, sich immer wieder aufs neue in die gleiche Person zu verlieben?

Sie muß mich bemerkt haben: Behutsam erhebt sie sich und dreht sich mir zu, mit beiden Händen die zwei Zipfel ihrer Schürze haltend, daß sie nicht die getürmten Birnen freigeben. Ein Gesichtsausdruck, als habe sie eine grüne

Sonne erblickt, vor dessen Scheibe ein fliegender Maulwurf tanzt, ist die Antwort auf mein ebenso verblüfftes Gesicht. Zu jeder Sekunde – und genau das soll mir bis zum Ende meiner Tage im Gedächtnis behalten bleiben – spüre ich Schwindel und will umstürzen. Aber meine Beine halten mich aufrecht. Es ist wohl eine Art Verknüpfung aus Gedankenflucht und Standhaftigkeit, der ich weder mit Kontrolle noch Verständnis entgegen kann.

Zuweilen erfahre ich solche Momente, die andere Menschen für undenkbar an sich selbst halten: Momente, in denen man die Schärfe der Sinne einbüßt und gegen ein Bündel von Verzweiflung, Mißverständnis, Aufmerksamkeitschwäche und Ziellosigkeit eintauscht. Ich schäme mich wegen dieser Umpolung meiner Gesinnung nicht – vielmehr zeigt sie mir, auf welche Weise ich mein Dasein außerdem ausleben kann, obschon ich nicht auf einen dauerhaften Zustand hoffe. Gelegentlich kommt mir diese Form der »Entsinnung« ganz gelegen, z. B. wenn ich mich Mitternacht daransetzte, meine Schriften fortzusetzen. Ein Glas Kakao, ein Bild von Anniek und ein Stift auf Papier. Was daraus wird, liest man in diesem Augenblick.

Jedenfalls lenke ich mein Versuchen wieder auf Einregelung der normalen Umstände, mit anderen Worten, ich versuchte wieder zur Besinnung zu kommen. Mein wissenschaftlicher Verstand kehrt zurück und macht sich daran herauszufinden, in welcher Weise Annieks Erscheinung selbst zur Wirklichkeit steht. Das heißt, es durchdringen mich Überlegungen, ob ihre Echtheit anzunehmen sey oder es sich um eine meiner Wahnvorstellung handelt. – Es dauerte nur wenige Sekunden, dann befand ich sie für echt und ließ mich überzeugen, daß nichts Großartigeres hätte

geschehen können.

Kurz darauf fallen wir uns in die Arme und es ist wie eh und je: Einen einzigartigen Körper in den Händen zu halten, der mir geistig so nahesteht, wie nichts anderes, im Leben wie auch im Nachleben.

Obwohl ich nicht an den Schöpfungsakt durch ein vorsätzlich handelndes, übernatürliches Wesen glaube, sondern an die Evolution aller Lebewesen aus den Genen ihrer Vorgänger und Vorstufen, fällt es mir schwer, angesichts Annieks Wunderbarkeit nicht an konstruktiven Determinismus zu denken: Wird nicht ein Puppenschnitzer oder Erbauer eines Roboters oder einer anderen künstlichen Lebensform stets darauf bedacht sein, sein Konstrukt, das Ergebnis seines Werkens, so zu formen, daß es möglichst ästhetisch aussieht? Wenn ein Maler sich ohne Motiv daranhmacht, das Bildnis einer hübschen Frau zu zeichnen – wird er nicht dasjenige Antlitz entwerfen, das er in seinem Inneren für das schönste hält?

Nun, Anniek ist das Ergebnis dieser zauberhaften Kunst, auch wenn der »Hersteller« unbekannt bleibt, oder wenigstens als ihre Eltern eingesetzt werden müssen. Aber um die geht es hier nicht. Wie nur kann ich verstehen, daß Anniek mir als der Inbegriff meiner Sehnsüchte und Vorstellungen über die anreizendste Person überhaupt so nah sein kann? Und ich ihr so nah sein darf?

Und auf welche Weise kann ich die überwundene Ironie deuten, genau die Person so unermeßlich zu begehren, die mir am nächsten steht? Wer sonst kann von sich behaupten, mit demjenigen Partner zusammen sein zu können, der seinem Ideal entspricht? Trifft man nicht viel zu oft im Leben nur die »zweite Wahl«, weil das eigentliche Ideal, der Gip-

fel eigener Bedürfnisse, unerreichbar ist und unerreichbar bleibt?

Ich schließe fest die Augen und rieche an ihrem Haar. Die Birnen fallen zur Erde und mir auf die Füße in jenem Moment, wie auch sie die Arme um mich legt und ihre Wange an meine Brust. Meine Hände tasten sich über ihre Schultern zum Rücken hinunter und fühlen die durchdringende, von ihr ausgehende Wärme; so als habe sie überhaupt keine Kleidung auf dem Leib.

So gerne nehme ich ihren Geruch auf und lasse ihn einwirken. Allein das hätte mich für alle Tage befriedigen können. Nach dem Öffnen meiner Augen fahren die Blicke über ihren Torso, dann bis zu den Zehenspitzen. Ein solches Kleid sah ich nie zuvor an ihr. Und so einfach wie es gewoben und gefärbt ist, so sehr gefällt es mir, erregt sie meine Sinne mit ihrem bloßen Dastehen.

Wer auch immer glitzernden Schmuck für anziehend hielt, Goldbarren oder die seit der Kindheit vermittelte Vorstellung, Royalität hätte etwas Erstrebenswertes an sich; all denen sey gesagt: Was ihr vom Leben zu verstehen glaubt, ist mehr als Illusion, ist gar nichts! Was lebt daran? Was lebt an Metall? An einzigartigen Gegenständen? Was lebt an einem Status? – Nicht das geringste! Nichts von dem könnt ihr mitnehmen in die Nachwelt; könnt sie umkralen in eurem kurzen Leben und eure Zeit damit vertun, es liebzuhaben. Und was verbleibt euch letztlich? Doch nicht mehr als zum Zeitpunkt eurer Geburt.

Die Götter lachen gleichermaßen wie die Außerirdischen, die uns mit einem gewaltigen Teleskop betrachten. Sie lachen über unsere einfältige Vorstellung von Reichtum und Glück; unseren beschränkten Blick auf die Zukunft und die

Wesentlichkeit der natürlichen Gaben um uns herum. Und sie weinen auch, weil mir Menschen zu mehr fähig sind. Die Menschheit ist nichts weiter als die Bühne einer Komödie, nicht wert ernst genommen zu werden. Aber über mich ... lachen sie nicht.

»Ich habe dich so sehr vermißt! Ich habe mich verlaufen und bin dann hier gelandet! Ich liebe dich so sehr.« – Ein paar Tränen dringen aus mir hervor und verschmelzen mit Anniek, als sie auf ihr Kleid tropfen.

»Und ich ... war einfach hier. Habe geschlafen und mich gefragt, wo du bist. Hatte Sorge um dich, ob dir etwas zugestoßen sey!«

»Was kann mir geschehen, nachdem ich die Liebe durch dich erfahren habe?« – Mit beiden Händen umgreife ich ihre Wangen und hebe ihr Gesicht an; unsere Nasenspitzen berühren einander: »Die Liebe zu dir macht mich unsterblich, Anniek.«

Ich presse die Worte so erschütternd hervor, daß ich urplötzlich einen Instinkt verspüre, mein Maul zu öffnen und sie wie ein Raubtier zu verschlingen; sie in mir »aufzunehmen«; sie, die Quelle meiner Kraft und meines Lebens. Es mag keinen folgenden Augenblick in meinem Leben gegeben haben, an dem ich meine Liebe zu ihr deutlicher gespürt habe.

Kurz vor dem Schlafengehen bringt sie die Birnen und sonstigen Beschaffungen, die ich in der Stadt besorgt hatte und noch immer im Boot lagen, herein. Sie erzählt, daß sie nach dem Zubettgehen am Ufer dieser Insel aufgewacht sey. Angekleidet mit dem, das sie trägt. Ihr erster Blick reichte aufs Meer und sie fühlte sich allein, denn es zeigte ihr in jeder Richtung nur das weite Wasser. Erst Sekunden

später verinnerlichte sie, auf einer Landfläche zu sitzen und erkundete daraufhin verwundert die Insel. Das Häuschen entdeckte sie recht schnell, was ihr ein Gefühl davon gab, nicht der einzige Mensch auf der Welt zu sein. Als sie am Birnbaum vorbeiging, so beschrieb sie mir weiter, sah sie die Früchte und kam nicht daran vorbei, sie aufzusammeln. Von einem Ruderboot mit ihrem Rucksack darin oder gar einem Wandeln in Fornburg, woraufhin ich sie angesprochen hatte, weiß sie nichts. Nach einem einfachen Mahl gehen wir vor Erschöpfung früh zu Bett. Sie schläft an meiner Seite ein, an der sie im Moment noch immer ruht.

Wenn sie schläft, erscheint mir Anniek noch unheimlicher als wenn sie wacht: Ihre seltsame Aura dringt aus ihr unbegrenzt hervor, schwebt herum, als würde ihre Seele aus ihrem Mund hervorschauen und mit vorgestreckten Tentakeln fühlen, und im nächsten Atemzug schon wieder scheu in ihr verschwinden. Dann ist sie wieder, wie eine Schlafende sein sollte.

Die durch Bewegungsstarre unterstützte Leblosigkeit einer im Schlaf befindlichen Person trägt dazu bei, sie wie eine in Stein gehauene Figur anzusehen; im Fall von Anniek wie eine übergroße Götter-Statue, vor deren Anblick man sich als unwürdig befindet, mit ihr ein gleichberechtigtes Gespräch zu führen.

Gleichzeitig besänftigt mich ihr ruhiges Wesen ungemein. In diesem Moment, wie ich bei ihr liege und dem sich hebenden und senkenden Brustkorb fasziniert zuschaue, ist mir unvorstellbar, in Jähzorn zu geraten. Jegliche Gewaltigkeit und jeder Impuls, gleichwohl ich die Kraft dafür von ihr erhalten habe, sind ausgeflogen und nicht länger gegenwärtig. Mein Körper scheint zu einer hohlen, atmenden Hülle ohne

Identität zu werden; ich drohe mich aufzulösen im nahen Schlafgang. Welch' wundersamen Effekt hätte ihr Beisein wohl noch auf mich?

Durch das überaus erfreuliche Wiedersehen und die intensive Beobachtung ihres schlafenden Gesichtes bin ich mir sicher, daß mich Therak in eine Traumwelt führen wollte, die von Anniek als Motiv durchnetzt ist. Stattdessen träumte ich von einer anderen Person, nämlich Gefion, die ich nun das letzte Mal seit unserer erst einmaligen Begegnung in einem Traum sehen sollte:

In meinem Traum befinde ich mich wieder im Büntergrashof, so als sey ich nie aufgebrochen und schließlich hier in Fornburg gelandet. Ich bewege mich schlaftrunken die Treppen hinunter, gehe ins Bad und schaue auch in die Küche. Erst im Wohnraum treffe ich auf sie und erkenne sie sofort als eine andere denn Anniek an. Erstaunlicherweise gibt sie sich wenig überrascht und verhält sich so, als wären wir uns schon Jahre bekannt und enge Vertraute. Da ich in ihr keine Gefahr sehe, frage ich sie unmittelbar:

»Woher kommst du, Gefion?« – »Aus dir!« antworte sie ebenso rasch wie ich die Frage genannt habe. Und ich meinerseits erwartete genau diese Antwort – nicht, daß ich das irgendwie erklären konnte! Denn so widersinnig es klingt, entstammte sie in der Tat mir, wußte aber gar nichts von mir und hatte auch sonst keine meiner personifizierenden Eigenschaften übernommen; sie war eine eigene Lebensform.

Nun stelle ich ihr die Frage, wieso es sie überhaupt gibt; wieso ein Grund besteht, daß sie aus mir kommen müsse. Schon immer sey sie dagewesen, schon immer ein Teil von mir. Auch diese Worte erahnte ich voraus und waren nicht



neu für mich. Wie sie zuvor in einer dunklen Höhle gelebt, so gab ich ihr nun die Freiheit eines ganzen Planeten.

Gefion ist keine unansehnliche Frau. Sie trägt Züge von Anniek, obschon nicht in jener Kombination, die mich an Anniek fesseln. Ein grauer, kurz über den Knien endender Rock bedeckt ihren Unterleib, Schuhe trägt sie keine. Ihren Oberkörper bekleidet ein gelbes Hemd mit Holzknöpfen und darüber eine enganliegende Weste. – Eine Kleiderwahl, die nicht unbedingt meinem Geschmack entspricht. Das zerzauste, dunkelblonde Haar ist nur ungenügend gekämmt, insgesamt wirkt ihr Auftreten so, als sey sie, wie ich, kurz zuvor aufgestanden.

Die ganze Zeit überlege ich, an wen mich ihre Gesichtsförmigkeit erinnert; sey es drum, mir fällt niemand ein. Nicht einmal meinem Gesicht ähnelt es, wo sie doch so oft betont, daß sie aus mir *gekommen* sey. Während unseres Gesprächs, dessen Dauer mir wie eine Stunde vorkommt, frage ich sie über sich aus und erfahre dadurch u. a., daß sie, wie ich, dem Konzept des Gefionismus folge. Allerdings seien ihre Götter nicht Therak und Jhadar (so wie die meinen), sondern hießen Dorban und Ao. Dorban steht für Natur-Erscheinungen, darunter Regen und fließende Gewässer, die Abgründe des Meeres und der kalte Wind auf ihm. Ein besonderes von Dorbans Attributen ist die winterliche Kälte. Ao dagegen steht für die Stillung von Sehnsucht und die Erfüllung iniger, auch erotischer Wünsche. Ihre besonderen Attribute sind die Hingabe und Zuversicht.

Ich respektierte diese Wahl der Götterfiguren durchaus; immerhin hat jeder gläubige Gefionist die Wahl, aus dem Reigen von neun Gottheiten zwei auszuwählen; zwei, die speziell auf ihn passen.

Aber nicht nur die Wahl ihrer Götter fasziniert mich: Sich mit ihr über das Langweiligste zu unterhalten, ist bereits durchaus aufregend. Das liegt mitunter an ihrer einzigartigen Erzählweise, dem kraftvollen, dringenden Laut, mit dem sie jedes Wort formt und auf die Reise schickte.

Dafür, daß Gefion aus mir »geboren« worden war, zeigt sie sich als eigenartig vollständiger Mensch. Nicht eine unreife Disposition, die sie angreifbar werden läßt, kann ich feststellen, so sehr ich auch suche: Stichle ich in ihrem Wissen, entgegnet sie mit Erfahrung; reize ich sie mit kritischen Bemerkungen über ihre Ansichtsweise, gibt sie Verständnis entgegen und beruhigt mich wieder, sodaß es mir unmöglich wird ihr nachtragend zu sein.

Insgesamt läßt sich Gefion als das widerspenstigste und haltbarste Gesprächswesen bezeichnen, mit dem ich je in Dialog treten durfte. Ihre Antworten hatten etwas von reaktiven und selbstzweifelnden Eigenheiten, daß so etwas wie das Gewissen am nächsten kommt, das sie mir ist; vielleicht ist sie wirklich mein Gewissen und ich spreche tatsächlich die ganze Zeit mit mir selbst? Jedenfalls ist es eine Freude, sich mit ihr zu beschäftigen. Und doch macht sie mir verständlich, daß sie niemals wieder nach Erwachen aus diesem Traum mit mir sprechen können werde.

Ich hege den Verdacht, daß diese abweisende und verabschiedende Haltung auf mich zurückzuführen sey, wo doch noch immer die ungeduldige Entzückung über Anniens Wiedersehen aus meinen Augen lodert und alles verzehrt, das nicht in dieses von mir allein angenommene Konzept gehört.

Und tut es mir nicht leid, daß ich sie nicht näher kennenlernen darf? Wäre sie ein ausdauernder Gesprächspartner

gewesen, wenn ich ihr nur die Chance gegeben hätte? Wenn Anniek nicht zurückgekehrt wäre? Unmöglich für mich, darüber eine Meinung zu haben – als würde man sein eigenes Gewissen verleugnen und das kleine bißchen Wahnsinn (das im übrigen in jedem Menschen schlummert) als seinen einzigen Befehlshaber einsetzen; ihm Treue schwören und sich dafür auch von der allgemein belebten Welt der Vernunft verabschieden.



## 15 Wie man lebt

**E**s dauerte nicht lange, da war ich wieder bei den »Lebenden«, und endlich aus der Traumwelt entflohen. Und es dauerte auch nur eine Minute, dann war das Mitleid um Gefion aus meinen Gedanken gewischt. Mit freiem Oberkörper liege ich wach im Bett, draußen ist es stockfinster; es muß zwischen Mitternacht und vier Uhr sein. Nach weiteren fünf Minuten weiß ich gar nicht mehr, wer Gefion überhaupt gewesen ist.

Bis zum Morgen sitze ich diesem Glück gehässig auf und koste es zur Gänze. Ich atme es förmlich ein und verarbeite es in mir, in meinem Geist und meinem Körper. Nur selten wird einem Menschen das erhabene Schicksal der Bedeutungslosigkeit zuteil; abgetrennt von der hektischen und unökonomischen Welt der anderen; konzentriert auf seine eigenen Interessen und gelenkt von freier Motivation. Sollte es wirklich stimmen, daß ich mich hier ganz nach Belieben meinen wissenschaftlichen Tätigkeiten widmen kann? Sollte ich in der Tat die Möglichkeit erhalten, die Zeit zu haben, die Welt zu verbessern und den Umfang zusammengetragenen Wissens zu erweitern?

Hoffentlich sehe ich glücklich aus, als ich nachdenklich gegen die Zimmerwand starre und ein wenig Trauer verbreitet haben muß. Anniek schaut mich, gerade erwacht, von der Seite an, windet sich noch im Laken, läßt ihre Augen

aber nicht von mir.

»Es muß dir seltsam vorkommen – alles hier.«

»Nun ja, es ist eine ganz neue Umgebung für mich!« – Sie wirkt nicht gerade entmutigt. Jeder frage sich selbst, wie er sich benehmen würde, sollte er sich urplötzlich in einer abenteuerlich ungewohnten Umwelt vorfinden, mit keinerlei Kontakt zum zuvor Geschehenen! Obwohl es für Anniek bereits die zweite »Reise« ist, habe ich sie doch unbewußt zunächst ins Graublattal geführt und schließlich durch meine Sehnsucht – vermutlich – auch hierher. Wir beide sind nun weiter von dem entfernt, das wir ehemals als Heimat bezeichneten; dafür haben wir ein neues Zuhause.

»Und wieder einmal, Anniek, trage ich die Schuld für dein Hiersein.«

»Gefällt es dir denn hier?«

»Ja, schon, aber ... «

»Dann ist es auch für mich richtig«, drängelt sie mich ab und beendet meine Schuldgefühle schlagartig.

»Ich kenne diese Welt auch erst wenige Tage, und habe das Gefühl, daß ich sie nie zur Gänze verstehen werde. Allerdings ist es hier, ungeachtet der bloßen Umgebung, dergestalt anders, als alles, was du bisher glaubtest verstehen zu können!«

»Inwiefern?«

»Diese Gesellschaft hier, alte Bekannte und Freunde sind unter ihnen, hat eine einmalige Vorstellung von Zusammenhalt: Sie teilen ihr Können und ihre Erzeugnisse, ohne eine Gegenleistung dafür zu verlangen!«

»Sie wollen nichts dafür? Da stimmt doch etwas nicht!«

»Glaub es nur! Was wir gestern abend gegessen haben, das habe ich frei von Gegenwert bekommen. Man hat es mir

förmlich aufgedrängt!«

Ich sehe, wie Anniek mich mißtrauisch begutachtete, als sey auch ich von Sinnen. Jedoch erkennt sie dann, daß ich mir nichts davon ausgedacht haben konnte.

»Nur wie soll das zugehen?« fragt sie interessiert und ich befinde eigentlich, daß sie ihre eigenen Erfahrungen mit diesen Menschen machen solle. Alternativ hätte ich sie auch in Orens Buch, dem Buch über Fornburg, lesen lassen können.

»Ich verstehe es selbst nicht mit letzter Weisheit. Aber ich weiß, daß sie uns nicht täuschen wollen. Es scheint, als versehe es sie mit keiner Mühe, keiner Schmach, uns zu verköstigen und mit Dingen auszustatten – weil sie hinreichend Rücklagen haben; weil sie nicht dem Geld hinterherhecheln (das es im Ort und weit herum übrigens nicht zu geben scheint!); weil sie ihre Arbeit lieben und es für sie ohne Belang ist, ob jemand davon zehrt oder sie es ansammeln. – Es wäre durchaus vorstellbar, daß ein Greis große Freude daran hat, in aller Ruhe seine Gärten zu bestellen, eine Kuh zu melken oder einen Obst-Baum wachsen zu sehen; daß er es im höchsten Maße befriedigend findet. – Ich wäre nur meinem Gewissen verpflichtet, lehren sie, und wenn ich mit meiner Kunst, meiner Geschicklichkeit oder bloßer Muskelkraft irgendetwas zur Gesellschaft beitrage, dann seien sie zufrieden.«

»Und wenn nicht?«

»Dann nichts weiter. Dann ist es ihnen auch gleich. – Siehe dich nur um: dieses Haus hier! Man hat es mir ›geschenkt‹, da war ich keine halbe Stunde im Ort! Kannst du dir das vorstellen?«

»Und wo sind wir *hier*? Was hast du schon gesehen?«

»Die Kurzfassung?« – Sie nickt.

»Nun ja, wir befinden uns in einer Hütte auf einer winzigen Insel namens Ibyko. Ein paar hundert Meter entfernt ist die feste Küste, die wir mit einem Ruderboot erreichen können. Dort gibt es den scheinbar einzigen Ort weit und breit namens Fornburg, umgeben von einigen Feldern, Ställen und Gärten. Isolierter als hier könnte man gar nicht sein! Im Ort leben wohl einige Dutzend Menschen. Von denen habe ich erst wenige kennengelernt, aber auch alte Freunde wiedergetroffen. Die anderen scheinen ebenfalls freundlich zu sein. Ich schlage vor, wir fahren, oder vielmehr rudern, zum Ort und du machst dir selbst ein Bild.«

»Du meine Güte!« murmelt sie. Es muß ein ausgeprägter Schock gewesen sein, diese Geschichte zu hören; so wäre es auch für mich gewesen.

»Und was kann ich hier tun? Ich meine, im Graublattal sahen wir diese Ruine, die wir als Schule umbauen wollten. Gibt es denn hier eine Schule, in der ich arbeiten kann?«

»Das weiß ich nicht, Anniek. Vielleicht, ich kenne noch nicht alle Gebäude. Aber wir sollten das auf jeden Fall erfragen.«

»Und du? Was wirst du tun? Wirst du dich ganz der Wissenschaft widmen?«

»Ich habe mich noch nicht entschieden, vielleicht. Das ist eine einmalige Gelegenheit. Allerdings gebietet mir mein Anstand, dieser großzügigen und aus Freunden bestehenden Gesellschaft etwas zurückzugeben. Draußen vor dem Haus gibt es ein Feld, auf dem ich etwas anbauen könnte. Vielleicht versuche ich mich auch mit Handwerklichem. Oder ich könnte meine geologischen Kenntnisse einsetzen, um Rohstoffe auszumachen. Die Möglichkeiten zur Entfal-

tung sind grenzenlos, wenn es keine kapitalistische Wirtschaft um einen gibt, die zu andauernder, ungewollter Dynamik zwingt!« – Sie weiß nichts darauf zu sagen und ich will die Anregung ruhenlassen.

Stattdessen beuge ich mich vor und küsse sie ohne Zögern auf die Lippen. Das habe ich schon Tage nicht mehr getan, so kommt es mir vor. Das schweigende und sich auflösende Atmen; der zunächst schelmische, dann genießende Blick, der schließlich von ihren Lidern verborgen wird; die entspannte Körperhaltung, die sich synchron mit meiner aufdrückenden Last ins Bett einbiegt; das leise Stöhnen, als ich wieder von ihr zurückweiche – all das beweist mir ihre Liebe.

Und für mich selbst bedeutet es jedesmal die Erfüllung des größten nur erhoffbaren Wunsches, sie küssen zu dürfen. Dieses Privileg, so sehr es mich von meinem durchdringenden Glück auch entschuldigt, wiederholt sich stets aufs neue und entspricht keinesfalls dem Gipfel einer Anbetung. Dies sind Worte, die ich vor Jahren keinesfalls über die Lippen gebracht hätte; ich glaubte immer, mit der unerreichbaren Gelegenheit, Anniek küssen zu dürfen, wäre mein Leben beendet, wäre das letzte Ziel erreicht und mein Schicksal erfüllt. In der Tat habe ich zu lernen, daß ich dieses Glück unendlich wiederholen kann, und dennoch niemals das Ende erreicht haben werde. Anniek gibt mir so viel, daß ich zuweilen glaube, es unmöglich in meiner Lebenszeit widerspiegeln zu können.

Und gebe ich nicht gern mein Leben her, um sie zu erhalten? Sie, die Quelle meiner Inspiration, Kraft und Erfahrung? Für sie nicht das Leben herzugeben, entspräche der Verneinung des eigenen Herzschlags! Der unbegründbaren



Ablehnung einer Tatsache, die einen eigentlich bestimmt und zuerst zu dem macht, das man ist. Anniek nicht zu schützen, würde für mich gleichfalls das Ende bedeuten; wie könnte ich mir jemals wieder trauen, im Gedanken, ihr, dem Antrieb meines Wesens, nicht geholfen zu haben? Ohne sie ... wäre ich nur ein Mensch wie jeder andere; ein Mensch, der nichts von seiner Zukunft weiß; nicht wissen kann, wieso er lebt und was er tun soll.

Nach der Ankleide durchkrame ich unsere Vorräte und bringe tatsächlich ein reichhaltiges Mahl zustande, das immerhin den gesamten Küchentisch befüllt. Nicht immer werde ich sagen können, daß zwei Teller, zwei Becher und das zwischen ihnen Vermittelnde mich und Anniek zufriedenstellen wird. Heute ist dem aber so.

Derweil wir essen, schauen wir mit angeregten Blicken durch den Raum und auf jedes Detail, das uns zu betrachten wichtig erscheint. Es hat wohl nicht damit zu tun, daß Anniek dem Kamin zugerichtete ist, so sie ihn andauernd und die längste Zeit betrachtet. Ich stelle es mir vor, denn sprechen tun wir nicht, daß sie innerlich den Wunsch nach einem gemütlichen offenen Feuer im Haus hegt. Und ich stimme dem zu, daß es um einiges romantischer sein kann, als ein abgeschlossener Ofen.

Mir gefällt die Nische mit dem Schaukelstuhl und dem Bücherregal am besten, male ich mir lange Abende, vertieft in meine Literatur, darin aus. Währenddessen wendet sich Anniek einem anderen Objekt zu, nämlich dem Fenster mit Blick aufs Meer. Eines Tages hat sie mir, mehr oder weniger in Halbschlaf versetzt, erzählt, daß sie es liebte, mit einem Bleistift Landschaften zu zeichnen, möglichst wild und unwirtlich. Woher diese Vorliebe für chaotische Na-

tur komme, wisse sie nicht genau. Ich bewundere dieses Ziel, beweist es nämlich künstlerischen Ausdruck und hebt sich gleichzeitig von den vergleichsweise öden, anständigen Landschaften in Wald-See-Verschwisterung oder die endlosen und verbrauchten Stilleben mit getrocknetem Blumenstrauß ab. Fürwahr, sie mag vor unserem Haus nur das Meer und keinen Urwald mit umgestürzten Bäumen wiedererkennen; doch wird das bloße Sitzen an der windigen Küste mit Sicht auf die Unendlichkeit für einen Kulturellen jeder Art erhebend sein. Wie sich also feststellen läßt, haben wir beide unsere Vorstellungen vom Arbeitsleben und der anschließend entspannenden Zeit daheim bereits gefunden.

Eine Stunde später verlasse ich das Haus, um mich jener Aufgabe zu widmen, für die ich zuletzt eigentlich in die Stadt gerudert bin. Ich gehe also zurück zum Bootssteg, und bringe die Werkzeuge zum Haus. Sogleich beginne ich, heruntergestürzte Zweige ins Gebüsch zu ziehen und stärkere Äste zu zersägen. In der dichten, kniehohen Pflanzendecke stoße ich erneut auf den seltsamen Steinhaufen mit Plakette, was mich daran erinnert, jemanden deswegen in Fornburg zu fragen. Die gewonnenen Scheite bringe ich hinters Haus und staple sie auf; es gibt hierfür einen eigenen Winkel mit Überdachung.

Die Zerkleinerung des restlichen, beim Sturm abgerissenen Holzes dauert nicht lange, sodaß wir, wie besprochen, in die Stadt aufbrechen können. Am Steg ziehe ich das zweite Boot, mit dem Anniek offensichtlich angekommen ist (wennschon sie sich daran nicht mehr erinnern kann), an Land.

Und als ich das Boot betrete, stehe ich über der Welt: Ich ruderte ein Stückchen vom Ufer weg, erhebe mich auf

die Bug-Plattform des kleinen Kahns. Anniek schaut verwundert zu mir auf; ich jedoch sehe nur das Meer und die beneidenswerte Freiheit, die jeder in sich finden sollte.

Mit einem Mal schließe ich die Augen und lasse den Wellengang auf mich einwirken. Salzige Seeluft, die ein wenig nach Algen riecht, peitscht gegen mein Gesicht und benäßt meinen Bart. Dies gefiel mir schon immer, vielleicht ist das so eine Sache im Männlichsein: Möglichst dreckig und gebraucht wirken, um nach außen zu zeigen, wieviel man verbracht und ertragen hat. Rein unbefangen betrachtet eigentlich kindisch, aber selbst ich fühle mich wohl, wenn ich mit einigen Schrammen und blutigen (kleinen) Wunden vor Anniek erscheinen kann, damit sie Mitleid mit mir hat und mir dieselben versorgt.

Wie auch immer, es fängt sich Wasser in meinem Bart und läuft über den Hals ab; langsam fühle ich die Kälte in mein Hemd vordringen. Derweil bin ich darauf bedacht die Balance zu halten, um nicht in die See zu stürzen.

Was habe ich erreicht? Kann man das so nennen, wenn man noch nicht einmal dreißig Jahre alt ist? Mein Großvater war schon während meines Studiums dreimal so alt wie ich; wie ist das vorstellbar? Mit dreimal so viel Wissen und Erfahrung in mir, wie ich sie derzeit habe, müßte ja mein Geist explodieren! Oder vergißt man einfach nur eine Menge Dinge, weil die Kapazität des menschlichen Gehirns beschränkt ist?

Gehe ich in mich und denke über das Erreichte nach, stelle ich fest, daß meine Fantasie das Ende noch lange nicht gesehen hat. Als würde man auf eine Reise von Europa in die Antarktis aufbrechen und hätte nach dreißig Jahren gerade einmal den Breitengrad von Gibraltar erreicht! Und an der

Küste der Antarktis, dem Ende meines Lebens sozusagen, wäre mein Dasein nicht vorbei, sondern erst dann hätte ich Fornburg erreicht. Und von dort ginge es immer weiter über die eisigen Wüsten und Gebirge des Südkontinents bis zur gegenüberliegenden Küste. Steige ich auch dort wieder in ein Boot, kann ich meine Reise wiederum fortsetzen. Auf einer Kugel wie der Erde ist eben kein Weg beendet.

Und selbst wenn ich in diesem Moment aufwache und mich aus einem Traum erwacht in meiner Stadtwohnung wiederfinde, so habe ich doch gesiegt: Den Rückschluß auf einen Traum gezogen, bin ich der wundervollen Anniek begegnet und habe meine Freiheit ausgelebt. Ich vermag mir keine Situation vorzustellen, die das noch übertreffen kann.

»Du mußt wissen«, spreche ich bedächtig zu meiner Partnerin und drehe mich dabei zu ihr um, ohne vom Bug abzuspringen: »daß ich ...« – Ich fahre mir mit der Hand durch die Haare und wische anschließend eine Träne aus dem Auge, die die salzige Luft bewirkt hat. – »Anniek, ich kann kaum ausdrücken, wie sehr ich dich liebe! Und es tun werde, solange mein Herz schlägt.«

Wie sonst ist Anniek von meinen Worten in einen unsichtbaren Bann gezogen und hört mir aufmerksam zu, erwartet begierig jedes neu ausgesprochene Wort. Ihren Körper stützt sie auf die im Wasser liegenden Ruder und hält das Boot im Gleichgewicht, während ich weiter vortrage:

»Und dabei scheint es mir jedesmal, wenn ich meine Liebe zu dir kundtue, so als würde ich dich durch meine eingeschränkte Wortkenntnis allenfalls ›annehmbar‹ schimpfen! Und es gebe keinen Ausdruck für die Darstellung meiner innigen Liebe. – Ich schaue dir ins Gesicht und will zer-

gehen; will mein Gesicht auf deinen Körper pressen; will schreien und gleichsam den Moment beschweigen; will dir alles von mir erzählen und alles von dir wissen; kann nur extrem handeln und extrem denken; Besonnenheit wird mir fremd. Was ich kann und was ich weiß, will ich augenblicklich vergessen, allein um Zeit und Platz zu schaffen, deine Mitteilungen aufzunehmen. Und wie die meisten Dinge in der Natur sind auch meine Gedanken und auch du unverstanden kompliziert. Jedoch ist deine Komplexität etwas Besonderes, denn ich kann sie nur mit einem Wort zusammenfassen: Lieblichkeit! Lieblichkeit, die ... «

Anniek erhebt sich augenblicklich, taumelt zu mir nach vorne ins Boot und bleibt vor mir stehen. Ich sehe an ihrem Atmen, ihren unruhig hin und her wandernden Augen, der angespannten Haltung und der ausdrücklichen Schweisamkeit, daß sie sich in einiger Aufregung befindet. Da weilen wir nun beide am Bug des Bootes und das Heck hebt sich aus dem Wasser; sie ist mir so nah wie meine Nasenspitze, mein Ehrgefühl oder mein ständig fragendes Gewissen. So nah, wie ich sie nur scharf auflösend sehen kann; so nah, daß sie ihren linken Zeigefinger an ihren küssenden Lippen befeuchtet und ihn auf die meinen setzt.

Was sagt mir dies? Was zeigt es mir? Daß ich nicht weiterreden sollte, da sie den Rest kennt? Weil ich sowieso keine passenden Worte finde? Weil sie für mich das gleiche empfindet? Würde ich doch nur nicht ständig über alles nachsinnen, hätte ich viel mehr Zeit, die Augenblicke zu genießen, die mich glücklich machen!

Und da ich gerade von glücklichen Augenblicken spreche: Ist es gerechtfertigt, diesen einen Moment, wie sie ihren geküßten Finger auf meinen Lippen verstreicht, als den

schönsten meines Lebens zu nennen? Ergibt eine solche Einstufung überhaupt Sinn, erinnere ich mich an so viele Träume, die ich gleich nach dem Aufwachen als den »schönsten jemals Erträumten« verlauten ließ? Wie hinfällig sind alle diese Bewertungen angesichts der von mir erfahrenden Glückseligkeit. Wie hinfällig und überholt, geradezu gegenstandslos, wird jedes Wohlgefühl, das jemals ein Mensch zu beschreiben gewagt hat! Die große Erleuchtung? Eine weltbewegende wissenschaftliche Entdeckung? Das Wiederfinden einer Familie? Das Überstehen einer todesnahen Gefahr? Was davon ist wirklich Glück? Und was bedeutet es? Im Grunde nur den kurzen Moment, den er bedeutet. Ich dagegen werde dieses Gefühl auf ewig verspüren; allein deswegen, weil ich bin, wo ich bin. Und deswegen, weil ich mit Anniek hier sein darf. Nichts anderes sollte und wird für mich Bedeutung und Beachtung erfahren.

Immens und eindringlich ist jene Gegenwart; als hätte ich ein ganzes Leben in nur einer einzigen Minute verlebt. Und nun, da ich der gewaltigen Erfahrung teilhaftig werde, weiß ich nichts damit anzufangen und halte mich dementsprechend wortlos.

Annieks Gegenwart ist gleichbedeutend meiner demütigen Existenz; das wußte ich damals so sehr wie man es nur wissen kann. Mehr noch, sie bedeutet meine Identität, denn meine Religion, meine Gebete, Schriften und meine gesamte Motivation begründen sich auf unserer erhabenen ersten Begegnung! Ich habe diese Gedanken wiederholt geäußert und es ist mir nicht peinlich, es immer wieder zu tun.

Nach einer Weile begeben sich mich ans Ruder zurück und Anniek nimmt am Bug Platz; dort wo ich gestanden habe. Mit sanften Schlägen rudere ich durch die nur leicht wie-

gende See auf das Ufer zu. Schon aus der Weite erkennt man den langen Steg, der am Hafen von Fornburg liegt.

»Keine Angst, Anniek, ich kenne mich hier aus. Am besten, wir gehen als erstes zu Oren, der weiß immer alles und noch mehr!« Sie nickt und ich lande; nirgendwo entdecke ich den Fischer. Auch sonst treiben sich kaum Menschen auf der Straße herum: nur einen auf diese Entfernung nicht näher identifizierbaren älteren Mann und ein Kind sehen wir, und hören Schläge aus der Schmiede hinter den Häusern.

Bis zum Marktplatz ist es nicht weit und ohne Umweg betreten wir den Buchladen am Brunnen. Auf dem Weg hierher hat sich Anniek gründlich umgesehen und die ganze Zeit meine Hand nicht losgelassen. Es ist undenkbar, daß sie bereits einmal hiergewesen ist; was habe ich nur am Vortag gesehen, als ich von der Schmiede kam? Insgesamt gibt sich Anniek ruhig und angenehm erstaunt; offen und neugierig. Vielleicht fragt sie sich, welche sonderbare Träumerei ich mir nun wieder für sie ausgedacht habe.

Als Folge des kräftigen Kaminfeuers ist es stickig und warm im Buchladen. Noch im Türbogen stehend, erscheint Elena vor mir und greift mit der Hand an das Fenster neben meinem Gesicht, das sie öffnet. Anniek schreckt zurück, ich jedoch nicht: Offenbar habe ich Elena als einen Teil dieses Ladens, dieser Stadt und dieser Welt angenommen und kann länger in ihr nichts Fremdes erkennen.

»Guten Morgen! Ist dein Vater da?« Wie erwartet, bleibt sie ohne Erwiderung stehen und bäugt uns, insonderheit Anniek, in aller Ruhe.

»Wer ist das?« zeigt sie auf meine Begleitung.

»Das ist Anniek, meine Gefährtin!« (Diesen Satz wollte ich schon immer einmal sagen!)

»Hallo, Kleine!« fügt Anniek vorsichtig bei.

Abermals so eine Ahnung: Wenn ich Elena richtig einschätze, würde sie recht bissig auf den Eindruck »Kleine« reagieren. Jedoch, ich irre. Vielmehr ist es so, als habe sie Annieks Stimme gebändigt und gezähmt, geradezu gefolgsam gemacht! Mit großen und angespannten Augen blickt sie ihr zu, mustert sie von den Schuhen bis zum Scheitel und kann sie wohl nicht befriedigend zuordnen. Dann erlangt sie ihre Sprache wieder:

»Hallo! Wie heißt du?« fragt sie wiederholt, wenschon ich ihren Namen bereits genannt habe.

»Mein Name ist Anniek. Und wie lautet deiner?«

»Elena haben mich meine Eltern genannt. Und so heiße ich auch heute noch! Jawohl! – Vater ist Pilze sammeln. Wie jeden Tag um Oridal.«

»Oridal? Was ist das?« will Anniek wissen. Und ich ebenso.

Elena begibt sich hinter die Theke und sucht nach einem Buch. »Hier irgendwo muß es sein, da steht alles drin. Wartet einen Moment.«

Wir warten diesen Moment, Elena findet es jedoch nicht. »Macht nichts, dann erkläre ich es euch so«, lockt sie unsere Neugierde:

»Vater sagte einmal, es wäre nur wenige Jahre vor unserer Geburt gewesen, da habe man in Fornburg beschlossen, den Tageslauf anders als mit der Uhr einzuteilen. Mit etwas, das unabhängiger und praktischer ist. So können wir zwar sagen, wann es Mittag ist – nämlich genau dann, wenn die Sonne am höchsten steht –, aber eine genaue Uhrzeit vermögen wir nicht nennen. Wir haben ja keine Uhren!«

»Und weiter?«



»Also haben wir die Zeit zwischen Sonnenaufgang und Mittag zweigeteilt. Und die Zeit von Mittag bis Sonnenuntergang ebenfalls in zwei gleich große Abschnitte. So heißen die beiden Teile vor Mittag Tulal und Oridal, und die nach Mittag Jessu und Handaru. Dann ist Sonnenuntergang. Die Zeit von Sonnenuntergang bis Mitternacht heißt Anto. Und die von Mitternacht bis Sonnenaufgang Merka.«

Das ist ja genial einfach, denke ich innerlich: »Ist das eure Art, der restlichen Zivilisation eure Gleichgültigkeit vorzuführen?« frage ich Elena, erwarte aber keine vernünftige Antwort auf meine zynische Bemerkung. Vielleicht unterschätze ich sie noch immer und erwarte ständig zu viel, denn sie gibt die einzige richtige Antwort:

»Daß wir den Tag in sechs Zeitzonen teilen, hat nichts mit dem Rest der Welt zu tun! Es ist einfach praktisch und unkompliziert!«

Ich glaube, auch Anniek versteht sofort – und das, obwohl sie Fornburg und die Lebensweise seiner Einwohner noch gar nicht in Einzelheiten kennt –, daß man sich viel altgewohnte Hektik ersparen kann, wenn man seinen Tag in diese sechs Abschnitte teilt und damit rechnet: Erst Anto sind wir heimgekehrt! Und erst Ende Jessu erwacht! Der Sturm gestern wütete von Handaru bis Merka am Folgetag! Es würde gewiß vieles vereinfachen (keine Zeitumstellungen mehr, keine Zeitzonen, keine genauen Uhrzeiten für Treffen oder anderes – wozu auch? Gerade wenn man hier wohnt!?) und ich für meinen Teil bin mehr als bereit, mich dieser neuen und einfachen Einteilung zu unterwerfen.

»Also kommt dein Vater nach Oridal (also nach Mittag) zurück?« – Sie nickt und Anniek belächelt die Überflüssigkeit meiner Frage; Elena hatte ja alles gesagt, was wir

wissen mußten. Eindeutiger ging es nicht. So verlassen wir das Haus und treffen auf eine andere Person.

Plötzlich steht er vor uns: Ein etwa vierzig Jahre alter Mann, der einen weiten Sonnenhut trägt, sodaß sein Gesicht nicht zu erkennen ist. Auffallend dicklich seine Gestalt; der Bauch ragt weit nach vorne und weit ist auch das Kreuz. In der Tat steht er einigermaßen plump vor uns und ist wohl gerade im Begriff, den Buchladen zu betreten. Eigentlich gibt es da nichts, das ihn aufgehalten hätte, wenn Anniek ihn nicht angesprochen hätte:

»Stanislaus? Bist du es? Wir haben uns ja ewig nicht gesehen!« – Anniek schaut unter seinen Hut, aber der Angesprochene traut sich kaum aufzusehen, sondern wendet sich unaufhörlich ab.

Erst will er wohl sagen, daß sie ihn mit jemandem verwechseln müsse. Jedoch nannte Anniek seinen Namen korrekt (woher auch immer sie ihn kannte) und nun liegt es an ihm, die Schuld von sich zu weisen und sich zu befeißigen, Anniek wiederzuerkennen. Aber er erinnert sich nicht, gleichwohl er einige Sekunden in ihr Gesicht starrt.

»Es tut mir leid«, kehrt er sich verlegen und mit zittriger Stimme endgültig ab, »Aber würden Sie mich bitte durchlassen?« – Dann tritt er eilig und ohne ein Umsehen durch die Tür. Wir dagegen gehen verwundert weiter. Am Brunnen verharren wir minutenlang und beratschlagen unser weiteres Vorgehen.

»Ich war mir so sicher!« schüttelt Anniek eindringlich den Kopf und macht dabei eine nachdenkliche Miene. »Er ist Stanislaus! Ganz sicher! Der Körper, das Gesicht . . . , sogar die Stimme!«

»Und wer ist Stanislaus? Woher kennst du ihn?«

»Stanislaus kenne ich, solange ich denken kann! Er ist ein Bekannter meines Vaters und ließ sich gelegentlich auf Familienfesten blicken. Meist kam er nur eine Stunde, reichte jedem die Hand und schenkte uns Kindern etwas Süßes. Dann verschwand er wieder. Er hätte genauso gut mein Patenonkel sein können, ohne daß ich es wüßte. Seine Freundlichkeit und Gemütlichkeit beeindruckten mich seit jeher. Aber ich glaube, auch er war einsam: Hat keine Frau und keine Kinder. Dabei hatte ich immer den Eindruck, als wolle er ein Vater sein!«

»Es ist ja erstaunlich, daß Stanislaus nun als Einwohner von Fornburg erscheint, meinst du nicht auch?!«

»Ja! Und was er wohl arbeitet?«

»Wir können fragen«, gehe ich auf Marwo zu, den ich seit einigen Sekunden mit den Augen fixiert halte. Er kommt gerade mit einem Sack auf der Schulter hinter einem Haus hervorgelaufen und bemerkte uns erst, als wir vor ihm stehen.

»Marwo! Auf ein Wort!« – Erst jetzt blickt er auf, eine Sekunde wortlos auf mich, dann viele Sekunden auf Anniek. Darauf bedacht, sie nicht aus den Augen zu verlieren, stellt er den Sack blind vor die Füße.

»Das ist übrigens Anniek, meine Gefährtin. Und dies, Anniek, ist Marwo.« – Er reicht ihr zauderlich und mit einem erhellenden Grinsen die Hand, schüttelt sie behutsam und zurückhaltend, als würde er eine Heilige berühren dürfen. Ganz eindeutig ist er von ihr entzückt.

»Du wolltest mich etwas fragen?!« beginnt Marwo, nachdem er sich etwas gefangen hatte.

»Kennst du einen Stanislaus hier in der Stadt?«

»Stanislaus? Ja sicher!«

»Und was macht er, wollen wir wissen.«

»Er züchtet Gänse und Kaninchen. Und ein paar Schweine hält er, glaube ich, außerdem hinter dem Haus in einem Stall.«

Auf Annieks Gesicht legt sich Erkenntnis. Ihre Neugierde ist fürs Erste befriedigt.

»Aha. Und noch eine andere Sache wüßten wir gerne von dir, ehe wir dich zu lange aufhalten. Es geht um eine mögliche Schule. Wir haben noch mit niemandem darüber gesprochen. Du weißt, ich bin neu und Anniek erst recht; vielleicht ließe sich das Thema bei eurer nächsten Stadtrat-Sitzung ansprechen. Wir möchten auch wissen, ob es grundsätzlich ein Schulgebäude in Fornburg gibt.«

»Hm«, tut er nachdenklich: »Ich bin nicht sicher, was ihr meint. Aber wenn ihr Gewißheit wollt, fragt die Leute im Gasthaus, die wissen immer den neuesten Tratsch und kennen jeden Winkel im Dorf und Umgebung. Ich muß jetzt weiter; meine Frau hat Eintopf gekocht, und der schmeckt nur, wenn er heiß ist!« – Kichernd trabt er davon.

Nun wenden wir uns dem Gasthaus »Zum Weidenspiel« zu. Weshalb es gerade diesen Namen trägt, ist mir unerklärbar: Keine einzige Weide wächst in der Nähe. Der Bach, den man hier Ellrich nennt und an dessen Uferniederung dieser Baum durchaus gerne seine Wurzeln schlägt, fließt zwar hinter dem Haus entlang, ist an dieser Stelle jedoch künstlich mit Steinen eingefaßt worden und karg sein Uferbewuchs.

Aufgeregt kommen wir näher und stehen, kaum zum Ende des Satzes, nun vor dem Gebäude: Neben der Zweigeschossigkeit ist auch die Fassaden-Verzierung besonders; weiterhin geben die Größe der Fenster, Architektur des Dachgiebels und weitere Details Anlaß zu der Vermutung,

das Gebäude sey zu einer gänzlich anderen Zeit errichtet worden als die Umliegenden. Handelte es sich möglicherweise um das älteste Wohnhaus in Fornburg? Trägt es deshalb seinen Namen, weil es ehemals eine Weide gab, die durch Unwetter oder andere Umstände verlorenging und uns heute nicht sichtbar ist? In einem von Orens Büchern müßte das eigentlich stehen.

Wie auch an meinem ersten Tag, liegt in der Luft eine unaufdringliche Spur von Pferdemist, die unweigerlich von dem das Gasthaus benachbart liegenden Stallgebäude kommen mußte. Der andere Duft stammt von Flieder, und auch Raps blüht in der Nähe.

Ein Pferd scheut und kurz darauf läuft ein junger Mann mit einem Holzeimer in der einen und einem Stück Strick in der anderen Hand vom Scheunentor hinüber zum Gasthaus, verschwindet hinter einer uneinsichtigen Ecke und kurz darauf schlägt eine Tür zu.

Fast nichts als Stille umgibt uns. Wie erwartet, kreischen einige hungrige Möwen in Küstennähe. Außer dem bläst nur der Wind, bewegt das Schild über der Gasthaustür und läßt zwei aufgespannte Fensterläden gegen die Hauswand prallen. Im Hintergrund schnattern Gänse, streiten um den sonnigsten Platz auf dem Rasen, sind aber unsichtbar. Alles in allem erinnert das Gesehene, Gerochene und Gehörte an einen gewöhnlichen Bauernhof, wie er mir von Urlauben, aus Filmen und Büchern bekannt ist. Doch das hier ist dennoch etwas anderes und besitzt eine eigene Magie.

Dem will ich ergänzend hinzufügen, daß aufs neue das ehrliche Bedauern in mir aufbricht, kein guter Zeichner zu sein. Ließe sich all das Erfahrene nur in eine durchdringende, ungeschönte Skizze bringen, so wäre es an tausend

beschreibenden Worten überflüssig und begleite zudem die vorteilhafte Eigenschaft, für all jene Analphabeten und Fremdsprachler lesbar zu sein, die der von mir gewollt zum Anregen gedachten und philosophisch erhellenden Botschaft sonst nicht zu verstehen fähig sind. Doch würde aus einer solch gewaltigen Anhäufung von Skizzen nicht eher ein Comic denn ein schriftliches Lebenswerk entstehen?

Anniek greift mit beiden Händen um das rostige Gitter des brusthohen Zaunes, und beugt sich weit vor. Mühe hat sie darin, die Finger durch das von Efeu verkleidete Dickicht zu schieben; stets darauf bedacht, sich weder zu schneiden noch zu stechen. Mir erscheint es seltsam und ironisch, daß ein abwehrender Zaun den Gasthof und zugehörigen Stall umgrenzt, von dem aufgrund des dichten Pflanzenstandes kaum eindeutig zu entscheiden ist, ob dessen Zinken gelantzt zugespitzt oder abgerundet seien. Nach kurzem Besinnen stelle ich fest, daß ich in der Tat bislang bei keinem anderen Grundstück hier in Fornburg eine vergleichbare Einzäunung gesehen habe; mit Ausnahmen der Gehege für die Nutztiere natürlich. Die Beobachtung paßt zu der Hypothese, der Gasthof sey ein altes Gebäude und weit vor Verbreitung der Philosophie der heutigen Einwohner errichtet worden: So male ich mir im Geiste aus, es sey ehemals das Herrenhaus eines zurückgezogenen Adligen gewesen, voller paranoider Angst darauf versehen, eine klare Grenze zwischen seinem Heim und dem gemeinen Pöbel zu ziehen. Später, im Zuge der Umwandlung zum Gasthof, wurde auf das Entfernen des ohnehin maroden Zaunes verzichtet.

»Wie gut sich der Bereich zwischen Haus und Zaun als Gehege für Gänse oder Ziegen eigne«, merkt Anniek an:

Vom kleinen mit Türchen verschlossenen Durchlaß rechts neben uns bis zur Haustür sind es nur ein paar Schritte; der Zaun ist unversehrt und endet links hinter dem Schuppen am Vorsprung eines aus der Wiese ragenden hellbraunen Felsens. Wo der Zaun am anderen Ende einläuft, ist von meinem Standpunkt aus nicht sichtbar.

Ein vertrautes und gleichermaßen ungewohntes Gefühl durchdringt mich, als ich mich nah hinter Anniek stelle, den Kopf wortlos in ihren Haarschopf senke und tief einatme. Habe ich das schon unzählige Male getan oder ist es das erste Mal? Mein Gedächtnis vermag diese Information nicht preiszugeben. Ein schwerer Riegel hält die Tür verschlossen, die zur Wahrheit führen kann; und Anniek hält, mit allem was sie ist, diesen Riegel fest. Wohl unbewußt, mein Vertrauen in die Wahrnehmung durch ihr bloßes Dasein und die geschwiegene Lieblichkeit ad absurdum zu führen, hält sie still und beeinflußt mich deutlich. Und ich lasse es mir gefallen, bin ich doch dem lockenden Pheromon gefolgt und »klebengeblieben«. Bin ich ein Gefangener, ein Sklave meiner eigenen Liebe zu Anniek? Niemand anderes auf der Welt, vor diesem Leben oder danach, hätte mich so weit bringen können.

Der aromatische Eindruck ihrer Haare blockiert ironischerweise die Wahrnehmung aller anderen Düfte um mich herum, selbst den des Pferdestalls und Flieders. Was anfangs unabwendbar war, dringt nun kaum weiter vor als zu einer zweifelhaften und wahrscheinlich falschen Erinnerung, derartig gewöhnliches überhaupt gerochen zu haben. Stattdessen bin ich nun zur Gänze auf den ihren Körper entströmenden Geruch fixiert: Als würde man an einer Neige frischer und üblicherweise geruchsneutraler Rindermilch

atmen, die Lungen weit füllen und am Ende eine süßliche oder säuerliche Note erahnen. Ähnlich verhält es sich bei Anniek: Mit geschlossenen Augen fahre ich ihren Hals entlang, die Nase erst über die linke Hälfte bis zum Ohr, dann zur rechten Seite über die Haut schleifend, wie ein Bauer beim Pflügen seines Feldes den Ard über den harten Ackerboden zieht.

Während dieses Rituals kommt es mir vor, als würde ich statt ein- und auszuatmen lediglich einen einzigen, einführenden Atemzug vollbringen. Selbst aus den Haarwurzeln sauge ich die Geruchsinformation, aus jeder Hautpore, der Kleidung und dem Schweiß, der naß auf ihr in der Sonne perlt, sodaß auch meine Nasenspitze feucht wird.

Dies prägt mich für den Rest meines Lebens auf sie: Neben Beimengungen von salzigen Schwelen ist unter dem Geruchsgemisch etwas, das sowohl an den benebelnden Duft von Blättern des Pfefferstrauchs als auch an Mondlicht erinnert. Ich weiß – Letzteres mag kitschig und gerade für einen Wissenschaftler unhaltbar klingen; doch jeder möge es selbst versuchen, daß die dunkle Luft einer mondlosen Nacht anders riecht als die einer vom rückstrahlenden Licht des Erdtrabanten Durchwirkte. Das mag, und diesmal meldet sich der alles in Betracht ziehende Geist eines Wissenschaftlers zu Wort, mit den auf das Mondlicht reagierenden Pflanzen und den von ihnen zur Abgabe ermutigten, durch den Raum schwebenden Stoffen zu tun haben.

Einzelne Haare ihres straffen Zopfes kitzeln meine Augenlider und ich unterbreche dieses Erlebnis, mir selbst eine Fortsetzung zum nächstmöglichen Zeitpunkt nach Rückkehr auf Ibyko versprechend.

Einen Moment lang habe ich mein zerwühltes und glück-



lich lächelndes Gesicht noch auf ihrem Nacken abgelegt. Dann spüre ich ihre Hand, meinen Hals umgreifend und streichelnd. Das höchste Lob und die bescheidenste Segnung jener, die ihren Partner auch ohne das gesprochene Wort verstehen und begleiten können!

Zu dieser Sekunde wird mir bewußt, daß nicht einfach nur ein verliebtes Pärchen Fornburg erreicht hatte, sondern ein Weltenherrscher und seine übergeordnete Gottheit; so mächtig, daß sie alles Leben lieben und achten; so demütig, daß sie an Weisheit jedes uralte Gebilde dieser Sphäre übertreffen. So dreht sich das Zeitgeschehen um uns, wir sind nicht Teil von ihm. Gebunden an unsere Loyalität füreinander können wir die Urfeste, der Sockelstein, der Grundpfeiler, der Welten- und Erkenntniskern allen Vorübergegangenen und Zukünftigen sein; wären so unabhängig, wie es die Freiheit eines Geknechteten oder Versklavten einer beliebigen Menschheitsepoche niemals war; wären alles und doch gar nichts – da nur uns selbst zum Geständnis verpflichtet. Was sollte uns nicht zu erreichen möglich sein?

Immer, wenn ich über derartiges nachdenke, überkommt mich Schwindel; nicht, weil mich die Größe meiner Gedanken an sich überwältigt, sondern weil es mir zunehmend schwerer fällt, zwischen normalem Wahnsinn und Größenwahnsinn zu trennen. Bei meiner Treu gebe ich mich der wohlthuenden Hoffnung hin, Anniek hätte Zeit meines Lebens ein behütendes Auge auf mich. – Und würde mir zum Freitod verhelfen, wenn mir die geistige Kontrolle im hohen Alter entfleucht. Wem, wenn nicht ihr, sollte ich die Erlaubnis für einen solch endgültigen Schritt zusprechen?

Wie sie doch alle kriechen und sich ein Dasein in schöneren Welten versagen! – Die Greise meine ich; die aus meinem

alten Leben, meiner Erinnerung: So viel Energie wird darauf vertan, im geschwächten, aushauchenden Zustand den aussichtslosen Kampf gegen die Zeit anzutreten: Bewaffnet mit Medikamenten, künstlichen Gelenken und Organen, vielversprechenden Therapien, deren Durchführung mehr ein Geschäft denn wissenschaftlicher Ehrgeiz oder Solidarisismus ist. Und auch wenn man nicht an ein Nachleben glaubt – wie arbeitsam ist man im hohen gebrechlichen Alter für die Gemeinschaft? Wer viel Wissen oder Erfahrung angehäuft hat, der soll (und muß) diese an jüngere Menschen weitergeben. Doch was ist mit jenen, die ihr Lebenswerk mit Händen oder Sprache ausgeführt haben und beides durch fortschreitendes Alter eingebüßt haben? Wie viele gibt es, die ihren Tag ohne Abwechslung leben? Ihn im Bett zubringen oder beim Fernseh-Quiz? Klingt es da nicht trotz der versammelten Lebenserfahrung unvernünftig, sich gegen einen unüberwindbaren Feind aufzubauen, obwohl man längst zertreten wurde?! Und kommt ferner dieser Widerstand nicht aus der Angst hervor, nicht zu wissen, was einen nach dem Tod erwartet? Mehr noch, versichert zu sein, man käme ins Nichts und die Existenz würde enden?! Wer auch immer diese Sätze in Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten lesen wird, der sey an mich und mein verhöhrendes Lachen erinnert, das ich von hier aus, von Fornburg, abschalle!

Ich schaue nun endlich auf und prüfe die Umgebung, ob noch alle Details »vorhanden« seien. Wie bei jedem Traum bestand die Gefahr, die erträumte Welt würde sich in zusammenhanglose Fragmente auflösen, sobald das Gedächtnis schwächelt. Aber alles ist wie zuvor. Tatsächlich kommt noch ein Detail hinzu, und zwar ein sich wie von selbst bewegendes Vorhang am Fenster im Obergeschoß des Gast-

hauses. Es ist unschwer zu erraten, daß sich jemand dahinter verborgen hält, das Treiben zweier Fremdländer unten auf der Straße zu sondieren.

Ein Blick gen Himmel verrät aufziehendes Unwetter, erste ergraute Schattierungen schweben, durch straffen Ostwind mobilisiert, zu Gruppen zusammen. Da ist auch ein erster Regenfall: Streckte man die Handflächen hervor, ist kein Tropfen zu bemerken; doch die empfindliche Haut des Gesichtes nimmt die sich anbahnende Nässe wahr.

Anniek spürte es ebenso: Fest greift sie um meinen Arm und beobachtet aufgeregt das aufgebotene Schauspiel über uns. Sie macht wiederum mich nervös, sodaß ich auf das Betreten der Gaststube dränge. Geschwind sind wir durch das Zauntürchen getreten und stehen kurz darauf vor der eigentlichen Haustür.

Aufmerksam bewundere ich die vielen inspirierenden Details des Türholzes, die für manch anderen verwöhnten Betrachter keinerlei Bedeutung haben würden; mehr noch eine Abscheu vor dem Alten und Verbrauchten heraufbeschworen wird, der sich ein stets der Moderne widmender Mensch zweifelsohne ergeben muß. So ist die Oberfläche des rostbraunen Holzes über und über von Holzwurmlöchern zerfressen, an einem Querverschlag wächst sogar ein winziges Moosbett hervor! Direkt am Türtritt steht das Gras eine Handbreit hoch, sodaß es nicht verwundert hätte, die Fortsetzung der Wiese auch im Hausinneren zu sehen. Scharniere und Türklinke rostig und poliert zugleich, ein krummer Nagel rage seitlich an der Türkante hervor und hat bei jeder Benutzung der Tür eine Kerbe in der Hauswand eingetieft. Mir gefallen derartige Details, belegen sie nämlich die lange Gebrauchsdauer alltäglicher Gegenstände. Anders als die

Dinge, die ich in der modernen Großstadt kaufen konnte, sind jene nicht maschinell gefertigten Gegenstände auf Funktionalität und Haltbarkeit ausgelegt. Nicht unerwähnt bleiben darf die gewonnene Abhängigkeit des modernen Menschen von solch nicht traditionell hergestellten Erzeugnissen. Die automatisierte Produktion von Objekten aus nicht lesbaren Bauplänen mag schneller vonstatten gehen; jedoch, es wird die Fertigung mit eigenen Händen verlernt. Denen sage ich: Ersauft in der Abhängigkeit, die ihr euch geschaffen habt!

Anniek ist derweil ganz dem schräg über der Tür aufgehängten Holzschild zugewandt: Zwei Ellen lang und eine breit schaukelt das Brettchen an je zwei metallischen Ketgliedern im aufziehenden Sturm. Neben dem Namen des Gasthauses gibt es am oberen Rand und mittig angeordnet die Reste eines eingeritzten Wappens, schwer lesbar, da verwittert. Unterhalb des Schriftzuges hatte man zwei einander zugekehrte Pferde gemalt, das eine in Weiß, das andere in Grau. Sie tragen weder Sattel noch Geschirr und stehen stumm gegenüber. So als wären sich zwei wilde Gäule zufällig begegnet und würden einander auf die ihnen eigene Art grüßen.

Ich klinke den Griff herab und stoße die schwere Tür endlich auf: Sogleich stehen wir in einem Flur, in einer Geraden durch die ganze Tiefe des Hauses reichend und durch ein Fenster an dessen Ende unerwartet hell erleuchtet. Zur Rechten schraubt sich eine enge Treppe hinauf in die zweite Etage; am Ende des Flures gibt es einen vergleichbaren Ausgang. Dort biegt der Flur um und führt rechterhand in den vorderen Teil des Gebäudes. Links von uns gibt es zwei weitere Türen, wovon die Erste, die uns auch näherliegt,

ein kleines Messingschild mit der Aufschrift »Stube« trägt. Ein im Flur stehender Kleiderständer zeigt anhand einer Anzahl daran aufgehängter Mäntel, daß das Gasthaus besucht wird. Auf einer daneben befindlichen Kommode sind Herren- wie auch Damenhüte abgelegt.

Zuerst betrete ich den Raum und schaue sogleich in ein halbes Dutzend Gesichter, deren regungslose Mimen auf mich ungeschönt einwirken. Obwohl ich zunächst niemanden erkenne und sicher ausschließen kann, jemals zuvor in diesem Haus herumgelaufen zu sein, fühle ich mich nicht fremd: Auf jeden Fall nicht derart, als wenn ich als Unbekannter in einer Stadt zu Besuch bin und für einen einzigen Abend ein Restaurant betrete: Sofern ich nicht zu auffällig gekleidet sey, wurde ich stets eines kurzen Blickes gewürdigt, man kann auch sagen »gewertet« oder »eingeschätzt«, dann ließ man wieder von mir ab und wartete auf ein Handeln meinerseits. Beispielsweise, daß ich eine Bestellung aufgebe.

Unsere derzeitige Lage hat Ähnlichkeit: Auch hier bin ich neu; ein Fremder in der Stadt, unbekannt und geheimnisvoll. Auch hier erwartet man von mir das weitere Vorgehen: Einen einzigen Unterschied gibt es jedoch, wie ich wiederholt bemerke: Ich fühle mich schlichtweg nicht als Fremder.

Eher erinnert mich mein Im-Raum-Stehen an Auftritten auf Partys: So man an der Tür klingelt, sie öffnet sich und eine Gruppe halbwegs angetrunkenen Jugendlicher versucht herauszufinden, ob nur ihre Wahrnehmung schwankt oder die Erinnerung. Sobald man identifiziert worden ist, schallt das große Posaune aufs neue hoch, Gespräche werden fortgeführt und Getränke herungereicht. – Die Gnus haben nur kurz geprüft, ob ein Löwe unter ihnen ist.

Nun erkenne ich einige der Anwesenden, obwohl ich mit den Namen noch unsicher bin. Doch auch in Zukunft würde ich mit ihnen zu tun haben.

»Willkommen«, höre ich durch mein rechtes Ohr, was mich aufgrund der Vertrautheit der Stimme nicht davon abhält, weiterhin in die Gesichter meiner Gegenüber zu starren. Nun drehe ich den Kopf und erkenne zur Hälfte überrascht, zur Hälfte erwartet: Lenn! Sein schwarzer Stoppelbart, die das Grinsen begleitenden herausstehenden Ohren und Stirnfalten sowie der stets zugeknöpfte oberste Hemdknopf: All das sind Merkmale, die wohlthuende Erinnerungen an Freundschaft und gemeinsam zugebrachte Zeit in mir verheißen. So schauen wir aufeinander, dann lachen und umarmen wir uns, weil so viele Jahre zwischen jetzt und unserer letzten Begegnung gelegen haben. In meinem Eifer schlage ich ihm beinahe das Tablett mit der kleinen Kanne darauf aus der Hand. Durch unsere offene Begrüßung sehen auch die anderen Gäste keinen Grund mehr fürs Glotzen und nehmen ihre unterbrochene Tätigkeit wieder auf.

»Willkommen, willkommen!« wiederholt Lenn.

»Ich danke dir«, formuliere ich dagegen sachlich wie immer und lächle. Uns liegt wohl beiden ein »Wie geht es dir?« auf der Zunge, verbeißen es uns aber gleichzeitig. Es ist einer jener Momente, an denen man merkt, wie sinnvoll es sein kann, mit dem blöden Small Talk aufzuhören und es niemals wieder zu tun. Einer jener Momente, die man nur einmal im Leben hat.

»Es gibt viel zu erzählen, Lenn. Und wir werden die rechte Zeit dafür finden.« Er nickt stumm und zwinkert nicht ein einziges Mal. »Doch damit es keine Fremden unter uns gibt, möchte ich dir meine Frau Anniek vorstellen.«

So ziehe ich sie an der Hand herbei, an der ich sie die ganze Zeit festgehalten habe, während sie brav ihr Hervortreten abwartete. Sie beide reichen sich die Hand, und Anniek beugt sich vor und lächelt beschämt. So wie man es immer tut, wenn man jemand Unbekanntem gegenübertritt und jede weitere geschwiegene Sekunde für beide fortwährend peinlicher wird. Wenn die Blicke einander ausweichen und Mobiliar und Wände begutachten, um ein verlogenes Interesse zu heucheln und die Zeit bis zu jenem ablenkenden Ereignis zu überbrücken, bis beide eine glaubhafte Begründung haben, sich bis auf Weiteres aus dem Weg zu gehen.

Um diesem wahrlich furchtbaren Beginn einer Bekanntschaft zu vermeiden, wendet Lenn ohne Umwege etwas längst Vergessenes an, das auch ich befürworte: Er greift ihr nicht einfach in die Handfläche und schüttelt die schwächlich gespannten Finger, sondern umschließt mit seiner Hand direkt den ganzen Arm gleich hinter dem Handgelenk. Und Anniek ist durch die spiegelbildliche Symmetrie gezwungen es ihm gleichzutun.

Einen Moment halten sie inne und ich warte beobachtend. So wird durch diese Geste erfolgreich erwirkt, daß einander den schlagenden Puls der Venen wahrnehmen (was durch bloßes Händeschütteln unmöglich ist!), daß sie sich gegenseitig als lebende Wesen, als fühlende Menschen zu erkennen geben, wenschon sie vor einer Minute sich nie begegnet waren. Wie ich glaube, tritt dabei der angenehme Nebeneffekt auf, das Ritual der Begrüßung als etwas Besonderes und jedesmal Einzigartiges zu begreifen, sodaß man sich auch nach geraumer Zeit noch an den Namen des ihm Vorgestellten erinnert. (Ein ungewöhnlicher Name verstärkt diese Erfahrung freilich noch.)

Sodenn setzt Lenn seine Runde fort und ich schaue mich um: Im mittleren Teil des etwa zehn mal zehn Meter großen Zimmers steht ein schmaler, länglicher Tisch mit aufgerichteten Blumen, aber auch mit leeren Vasen. Ihm gegenüber, an der Wand entlang und an jener durch unser Eintreten benutzten Tür endend, verläuft eine Theke, hinter der auch Lenn hervorgetreten ist. Vor ihr ein paar unbesetzte Hocker. Die jeweiligen Ecken des Raumes sind mit hohen Schränken voller Bücher aufgefüllt, dazwischen verkleiden kleine und große Bildnisse von abstrakter Kunst, Menschen-, Tier- und Landschaftsmalereien die Wände. Jede Wand scheint dabei einem eigenen Thema zu folgen, und keine besteht aus nur einer Kunstrichtung: Eine farbenfrohe Wand voller lichtdurchfluteter Gelände, tanzender Mädchen und bunten Formen entgegnet einer gegenüberliegenden Verzierung aus depressiven Malereien: Unwetter, wiegende Wellen und Brandung, graue aber auch kontraststarke abstrakte Geometrien, das Porträt einer Weinenden. Mit den anderen beiden Flächen ist das ähnlich, hier werben komplexe und wirklichkeitsnahe Zeichnungen von Lebewesen auf der einen und Pflanzen-Stilleben auf der anderen Seite um die Blicke des Zuschauers.

Unmittelbar unter einem der am eindringlichsten depressiven Bildnisse von einem bei Nacht in grellem Schein brennenden Haus haben sich zwei alte Männer zum Schachspiel zusammengefunden. Konzentriert, als haben sie uns beim Betreten der Stube nicht wahrgenommen, grummeln und verschieben sie Figuren. Das kleine Tischchen ist kaum breiter als das Schachbrett selbst, als sey es speziell dafür gemacht worden. Nebenan steht ein baugleiches Tischchen, darauf eine lichtspendende Kerze und irgendwelche damp-



fenden Getränke sowie zwei ausgelöffelte Teller.

In der Tat geben nur drei aufgehängte Laternen gerade so viel Schein von sich, daß das Zimmer nicht mehr als dunkel gelten kann. Entsprechend sehe ich einige der Anwesenden erst beim Herumgehen: So zum Beispiel Elena, der ich mit der Hand zuwinke und sie mir, wenn auch mit ernstem Gesichtsausdruck, antwortet. Sie sitzt mit einem weiteren, am Boden platzgenommenen Mädchen sowie Yista, der Weberin, zusammen und alle scheinen am gleichen Gewebe-Fetzen zu sticken. Natürlich sitzt die alte Frau in einem Sessel mit rotem Bezug zurückgelehnt und neben ihr ein flacher Tisch mit abgelegtem Nähzeug.

Lenn wird gerade mit seiner Runde fertig und legt ein weiteres Scheit ins Kaminfeuer, worauf er mit dem Schürhaken darin herumstochert. Bei seiner Rückkehr geht er an uns vorbei, die wir unbehelligt im Raum weilen:

»Habt ihr Hunger?«

Wir nickten, noch immer zerrüttet durch die neuartigen Eindrücke.

»Dann setzt euch, ich komme gleich wieder.«

Er entfernt sich durch eine zweite Tür nah der Theke, aus der ich einen Eintopf-Geruch wahrzunehmen glaube.

Um nicht weiter im Weg zu stehen, setzen Anniek und ich uns an den nächsten Tisch. Eine dicke Kerze versperrt uns die Sicht; vom Kamin hole ich einen glimmenden Span, um sie zu entzünden. Beim Rückweg entdecke ich einen im Schatten versteckten Jungen, der offenbar mit Pinsel und Tellern hantiert. Er bemalt die Keramik mit großer Sorgfalt. Schon das dritte Kind, denke ich mir, das sich mit Handarbeit beschäftigt. Höchste Zeit für eine Schule!

Drei weitere Tische sind leer, ein paar Stühle hatte man

entlang der Wände aufeinandergestapelt. Eine Hälfte des Zimmers wird durch hereintretendes Sonnenlicht erhellt, während die andere Seite immerzu beschattet wird. Umso mehr erschrecke ich über eine unerwartete Regung, ausgehend von einer an der Wand stehenden, langen Polstercouch, worauf jemand schläft und sich gerade gedreht hatte. Hinter mir ertönt das Purzeln einer Holzfigur, die aggressiv und mit einem höhnischen »Ha!« begleitet vom Spielbrett gestoßen worden war. Diesmal schaue ich genauer in Richtung der Theke:

Zwei Krüge mit Wasser schimmern im nächsten Kerzenlicht; eine weitere Karaffe ist mit dunkelroter Flüssigkeit gefüllt, wobei es sich mutmaßlich um einen Wein handelt. Nur welche Weinberge beerntet man in dieser Gegend? Eine Kelterei ist mir noch nicht aufgefallen.

Hinter seinem Tresen lagert Lenn weitere Getränke: Zwei Holzfässer ruhen auf dem Boden, darauf liegen Flaschen und Gläser. In einem Regal liegen, sortiert nach Etikett und Größe, verschiedene Flaschen. Weitere Konserven stehen in Schränkchen mit angebrochenen Glastüren; außerdem sind diverse kleinere Dinge für den Gastwirtbetrieb in Schubladen verteilt.

Beeindruckt bin ich von seinem Tresen aus Kirschholz, an beiden Ecken abgestoßen und eingeschnitten, mit unzähligen Kratzern auf der Oberfläche, mit Fett, Getränken und Schweiß aufgefüllt und glattgerieben, sodaß alles matt schimmert. Lange Scharten gibt es da, Löcher und Kerben, als wären Messer hineingerammt worden. An einigen Stellen kann man sicherlich keinen Becher abstellen, ohne daß er gekippt hätte. Am Fuß des Tresens und dessen Schürze auf Knöchelhöhe einmal umbrüstend, verläuft ein metal-

lisches Rohr, glänzend und abgewetzt, für die Ablage der Füße.

Die Theke ist leer, mit Ausnahme von schattierten und kontrastreichen Skizzen, und auch sorgfältigen Zeichnungen, die jemand zurückgelassen hatte. Ein beiliegender Metallstift mitsamt Anspitzer ließen vermuten, daß der Zeichner sich nicht weit entfernt haben konnte. Was zeigen nun die Bilder? – Den Riß einer Siedlung, eine Skizze vom Marktbrunnen, nebst Hund und Menschen. Eine unbekannte Lichtung in einem unbekanntem Wald, namenlose Geschöpfe. Das Meer und seine Dynamik, eine Küste am Horizont. Das Stilleben einer Gaststube – es war diese, in der ich mich befinde! Und jede dieser Zeichnungen und das Gezeichnete selbst so unberührt in ihrem Dasein, als hätte ein Gott nach langem Abwägen der Umstände sie so geformt und gesetzt, ausgerichtet und Leben eingeblasen. Als würde eine Fotografie zur Handskizze verwandelt! Nicht mehr aus der Fantasie scheinen die Modelle zu stammen, sondern von einem unverfälscht abzubildenden Auge! Es sind beeindruckende Kunstwerke.

»Könnte ich doch nur so zeichnen!« murme ich und betrachte neidvoll die Blätter.

»Es gibt nicht viele Menschen«, sagt plötzlich eine weibliche Stimme zu mir: »die bereit sind, ihre Schwächen darzustellen. Die meisten verbergen sie und heben stattdessen ihre – manchmal unwahren – Stärken heraus.«

In der Nähe sitzt eine junge Frau mit weiß gefärbten Leinenhosen und weißer Leinenbluse, einem Halsband und etwas Schmuck im Haar. Schmal sind ihre Gesichtszüge, beinahe wie ihre Bilder. Ich weiß sofort, daß sie die Urheberin dieser Kunst ist. Meine Augen fahren immer wieder

über die zwei Broschen im Haar, und versuchen Konturen zu erkennen. Die Dunkelheit nötigt mich zum Blinzeln, wiederholten Glotzen und allem voran zur Verschwiegenheit. Die rechte ihrer Hände greift den Metallstift und ein Finger fährt über dessen Spitze, so als sollte seine Bereitschaft zum Zeichnen geprüft werden. Nun sehe auch ich genauer auf die gezeichneten Linien und in der Tat reflektieren sie leicht im Laternenlicht. Soweit ich weiß, zeichnet man schon seit Jahrhunderten mit Metallstiften, wenn es um besonders filigrane Striche und gut kontrollierbare Schattierungen geht.

Mein Blick senkt sich wieder auf das Papier, ich blättere eine Seite weiter. Dann schaue ich auf, zur Tür hinter ihr, dann will ich meinen Kopf zur Seite, zu Anniek, schwenken. Aber ich drehe ihn nur soweit, daß ich die mir unbekannte Frau gerade noch im Augenwinkel sehen kann. Aus irgendeinem Grund komme ich nicht weiter und schaue sie abermals an.

Unablässig hat sie mich seitdem mit ihren Blicken fixiert und erwartet den Fortgang des Gesprächs. Ich lege die Papiere nieder.

»Ich sehe meine Stärke in der Ehrlichkeit meiner Gefühle. Vor keinem einzigen fürchte ich mich, keines könnte Scham auf mich legen. Wenn ich Interesse an etwas äußere, dann mit Ehrlichkeit. Und wenn dies meine Unkenntnis oder Unfähigkeit zeige, dann sey es so. Dafür kann ich ohne ergrautes Gewissen einschlafen und liebend neben meiner Frau erwachen – jener da drüben.«

Diesmal schaffe ich es zu Anniek zurückzusehen, die jetzt meine Blicke erwidert. Meine Gesprächspartnerin dreht sich ihr nun zu und dann wieder auf mich. Ich bilde mir ein unscheinbares Lächeln ein; ein würdigendes Grinsen; ein

Anzeichen von Achtung bei gleichzeitiger Bewahrung der eigenen Überlegenheit. Und vielleicht ist sie mir überlegen, ich kenne sie schließlich nicht.

»Komm. Stelle mich ihr vor!« besieht sie abermals Anniek.

»Ich kenne noch nicht einmal deinen Namen!« entgegne ich dagegen entrüstet über die Geschwindigkeit, mit der sich unsere beginnende Freundschaft selbst vorantreibt.

»Lita! So heiße ich.« Außerdem reicht sie mir die Hand zur Begrüßung und ich vergesse nicht, was ich gesehen habe.

»Angenehm. Oren wird sicher meinen Namen schon herumerzählt haben«, greife ich ihr ums Handgelenk und spüre tatsächlich ihren Puls. Er schlägt ebenso hoch wie der meine. Dann setzten wir uns zu Anniek an den Tisch.

Stumm starren wir einander an: Dabei muß mein Gesicht am dümmsten ausgesehen haben, wurde ich doch einfach überrumpelt. Lita sitzt ungeniert vor uns und grinst mir und Anniek abwechselnd in die Gesichter; sie scheint ihren Spaß an uns zu haben. Auch Anniek nähert sich allmählich dieser Fröhlichkeit an und verfällt ebenfalls in ein Grinsen, angeregt durch das von Lita. Nun bin ich der einzige Trauerkloß am Tisch.

Lenn kommt hinzu und stellt mir und Anniek einen tiefen Teller Suppe vor die Nase, in der zerrissenes Brot schwimmt und sich mit Suppe vollsaugt.

»Das ist Roggenbrot-Suppe – nach einem Hausrezept! Hallo, Lita! Möchtest du auch einen Teller?«

»Nein, laß nur, ich esse nachher mit Divanno daheim.«

»Also, Lita: Das ist meine Frau Anniek.« Und beide reichen sich über meinem Suppenteller die Hände, umgreifen

auch jetzt ihre gegenseitigen Handgelenke und fühlen den fremden Puls ein oder zwei Sekunden.

»Und ich bin Lita!« – Sie strahlt übers ganze Gesicht und verbirgt keineswegs ihr Glück über diese neue Bekanntschaft. Das zeigt sie fortan mit ihrer Redebereitschaft.

»Erzählt mir von euch, ihr beiden!« Und sie faltet die Finger gegeneinander und stützt ihr Kinn darauf. Sie ist bereit für die Vorstellung.

Was nur hat sie an sich, das mich fesselt? Ihre leuchtenden Augen, die wie unter einem schwarzen Gespinnst – den Haaren über ihrer Stirn – hervorschauen? Ist es ihre Offenheit? Sie ist, wie schon gesagt, ähnlich einem Sinn, den man nie zuvor eingesetzt hatte und sich nun mit ihm vertraut machen muß. Ich komme einfach nicht dahinter.

»Tja, ich und Anniek; wir sind erst kurze Zeit hier und kennen kaum jemanden. Ich möchte mich entschuldigen, dieser neuen Begegnung mit dir so zauderlich gegenübergestanden zu haben. Sonst verhalte ich mich nicht so, halte mich gesprächiger und habe mehr Vertrauen.« Anniek stimmt zu und umfaßt mir beipflichtend die Hand.

»Und wo wohnt ihr in Fornburg?« fragt unsere neue Freundin neugierig.

»Warte kurz, Lita, erlaube mir eine Frage ... «

Ich befinde dies sowohl als den richtigen Moment als auch den rechten Gesprächspartner. Denn eine Sache wurmt meine Gedankenwelt durchaus: Scheinbar ist es für die Einwohner von Fornburg das normalste der Welt, wenn plötzlich jemand neues unter ihnen erscheint, und von Heute auf Morgen als ihr Nachbar lebt. Keine normale Gesellschaft würde sich so verhalten!

Was die Fiktion meiner Hauptschrift im Graublattal be-

trifft, weiß ich recht genau, wie ich dorthin gekommen bin. Und wieso es die Menschen dort gab, die es gab: Alles ging auf mich zurück, auch wenn ich den wirksamen Effekt nicht genau beschreiben kann. Dagegen bleibt mir meine Ankunft in der Ebene um Fornburg nach wie vor ein Rätsel. Auch hier treffe ich ehemalige Freunde an, die ich mir aber nicht »herbeigewünscht« habe. Mehr noch erstaunt mich die Detailtreue ihrer Wiedergabe; über einige kann ich sagen, sie nur noch vage in Erinnerung gehabt zu haben; vielleicht hätte ich ihr Gesicht nicht einmal mehr auf einem Foto erkannt. Und doch sind sie da. Wirklich und wie sie sein sollten. Woher nur kommt diese Information, wenn nicht aus meinem Geist?

Hinzu kommt die Gastfreundlichkeit der Umgebung: der von Fornburg und seiner Einwohner. Wann immer wir jemandem begegnen, ob bekannt (Oren, Lenn) oder unbekannt (der Fischer), sind wir wie erwartet begrüßt worden. Nun könnte man anhand der bisherigen Geschichte schlußfolgern, daß sowohl die Einwohner als auch deren Vorlieben für mein Auftreten allein meiner Intuition und Erinnerung entstammen. Daß sie auf mich nur deswegen reagieren, weil ich es selbst bin, der auf *mich* reagiert! Eine Person aus einem Geist, die mit mir selbst – wiederum meinem Geist – kommuniziert und sich deswegen natürlich so verhält, wie ich es möchte: nämlich gastfreundschaftlich und ehrlich.

Doch Lita kenne ich nicht. Und auch Elena, Orens Tochter, und den Fischer! Ein paar Charaktere sind mir aus Kinder- und Schultagen bekannt, der Rest jedoch kein bißchen. Ich habe die mir vorliegende Welt nicht erdacht, und auch nicht ihre Lebewesen! Für mich ist alles derart neu, als habe ich nichts zuvor gesehen. Und genau das trifft auch zu. (Ist man

verrückt, wenn man sich in seinen eigenen Fantasien nicht mehr zurechtfindet?)

Da ich Lita nun aufgrund ihres Verhaltens für einen Teil von mir halte, sozusagen einen verborgenen Sinn, wähle ich sie für tiefgründige Fragen aus:

»Wie ungewöhnlich ist es, daß jemand Neues in Fornburg erscheint? Ich meine, wie lange lebst du schon hier?«

»Ewig ist es her.« (Das war ausweichend!)

»Was denn jetzt? Daß es fremden Besuch in Fornburg gibt oder seitdem du hier wohnst?«

»Beides. Und nach einer ebenso langen Zeit wirst auch du auf diese Fragen antworten: Ewig ist es her.«

»Hm.« – Ich frage gar nicht erst weiter. Immer noch habe ich das innere Gefühl behalten, das sie *seit jeher* dagewesen ist. Wie ein Kind, das ich seit der Grundschule kenne und mich durch mein ganzes Leben begleitet; das mir vertraut wie mein Bruder ist. Als wäre sie wirklich einer meiner Sinne, nur in Menschengestalt! Mein Gewissen, mein Saphiransheril, vielleicht etwas Näheres oder etwas Ferneres:

»Aber wie das für mich aussieht, ist Fornburg weit abgelegen von jeder anderen Siedlung. Ich und Anniek sind seit zwei Tagen noch unter euch und trotzdem verwundert es niemanden! Jedenfalls scheint es so. Man hat mir sogar ein Haus auf einer vor der Küste liegenden Insel angeboten, quasi geschenkt! Wieso tun die Leute aus Fornburg das für mich, obwohl sie mich gar nicht kennen?«

»Weil wir so sind. Und du, Anniek: Was denkst du?«

»Je mehr ich beobachte«, kommt sie zu Wort: »desto heimischer fühle ich mich. Keine Woche wird vergehen, dann bin ich hier willkommener als unter all meinen Freunden – dort, woher ich kam.«



»Ganz recht, so fühle auch ich«, bestätige ich Anniek: »Ich weiß, wir haben noch nicht darüber gesprochen. Aber findest du es denn nicht auch merkwürdig, was mit uns geschieht?«

»Ich finde merkwürdig«, spricht sie mich an, »daß manche Menschen – und damit meine ich dich! – das Glück erst recht dann nicht akzeptieren wollen, wenn es ihnen offensichtlich angeboten wird. Sey weniger mißtrauisch und bedenke weniger des Ungewöhnlichen. Mit anderen Worten: das du für abweichend von dem hältst, das du dein ganzes Leben gekannt hast.«

Anniek redet wie eine von ihnen. Mit beruhigenden Worten, ungehalten, ehrlich. Ich vermag mich nicht zwischen Angst und Einwilligung in meine Lage zu entscheiden. Was spricht auch dagegen? Wieso will ich mich wehren? Tritt da mein wissenschaftlicher Geist hervor, der unbedingt mehr wissen will? Man denke nur an das Beispiel, eine höhere Macht lege mir einen Katalog vor, in dem jede biologische Art dieses Planeten fotografisch abgebildet ist. In dieser Hinsicht gäbe es demnach nichts mehr zu entdecken, jedes Geheimnis und Mysterium wäre *gelöst*. Jemand anderes als ich würde diesen Katalog bereitwillig annehmen und akzeptieren, ihn zum vollständigsten Album aller Zeiten erklären. Doch ich würde zweifeln: Es ist das beständige Zweifeln eines Wissenschaftlers, das mich weitertriebe und mit nichts zufriedengebe. Der Ehrgeiz wäre unendlich, niemals befriedigt. Und nur auf diese Weise kann wissenschaftlicher Fortschritt entstehen; dem Stillstand entgegenwirken. Wie auch immer: Ich brauchte weitere Informationen, ehe ich diese allzu perfekte Welt in ganzem Vertrauen und mit uneingeschränkter Hingabe annehmen mag.

Später schäme ich mich für diese Überlegung. Sie ist gerechtfertigt, ja, aber doch übertrieben: Denn spätestens seitdem ich Anniek nur zwei Tage kannte, verging keine Minute ohne den Wunsch mit ihr zusammenzusein. Irgendwo, am besten isoliert und unbekannt unter anderen. Für den Neubeginn meines Lebens. – Und nun schaue ich mich um und ... – alles ist wahr geworden! Der sehnlichste Wunsch meines Lebens! Warum nur zweifle ich?

»Was genau tust du hier, Lita?« begegne ich ihr scharf und ernst. Zum Glück sah sie mir dieses Mißtrauen nicht nach.

»Ich backe für die Einwohner. Zusammen mit meinem Mann Divanno. Wir sind Bäcker, haben diesen Beruf aus unserer Familie gelernt und hier zusammengefunden. Wir wohnen am Nordrand von Fornburg nahe einem Rübenacker. Vor unserem Haus fließt ein Teil des Baches, den wir zwecks Wasser für unsere Arbeit umgeleitet haben. Wir selbst leben in einer kleinen Hütte, nebenan steht die Bäckerküche mit Ofen und allem was dazugehört. Getreidemehl bekommen wir vom Müller, Eier und andere Zutaten von den Einwohnern. Was wir produzieren, trägt schließlich wesentlich zur Ernährung der Gemeinschaft bei.«

»Und ihr ... verlangt natürlich nichts für eure Arbeit?« frage ich sicherheitshalber nach.

»Selbstverständlich nicht! Wir sind so dankbar, hier leben zu dürfen! Wir haben Frieden, haben Zeit für Kultur, haben einander! Es gibt keine Abhängigkeiten als jene, die wir selbst anzunehmen bereit sind. Was wir zum Leben brauchen, das geben uns die anderen. Ebenso wie sie durch unsere Erzeugnisse leben! Wir teilen die Arbeit ganz einfach!«

»Ja, ja«, bestätige ich nickend: »Das habe ich mir schon gedacht. Vergib mir meine Zweifel, aber das ist alles so gewöhnungsbedürftig, da es sich ungemein von meiner Erfahrung unterscheidet!« (Selbst im Graublattal und Umgebung mußte man sich für Waren des Geldes bedienen.)

»Wie habt ihr euch kennengelernt? Du und Divanno? Ist er auch hier?«

»Nein, der ist in der Bäckerei und bereitet etwas für morgen vor. Divanno kenne ich schon viele Jahre. Er hatte ein ganz eigenartiges Schema, Mädchen aufzureißen. Wenn er sich mit ihnen, und auch mir, verabredete, kam er zum Treffen grundsätzlich und absichtlich eine Stunde zu spät, und sagte der wütenden Versetzten dann, daß dies seine Angewohnheit sey und es alle Betroffenen alleine herauszufinden haben. Hatte ein Mädchen dann im seltenen Fall die Muße, sich abermals mit ihm zu verabreden, wurde sie dieses Mal mit Pünktlichkeit belohnt. Sein Prinzip hinter diesem Vorgehen war, daß bei der zweiten Chance die Wahrscheinlichkeit für ein besseres Kennenlernen gestiegen ist. Schließlich hatte man etwas, über das man reden kann. Interessanterweise hatte er auch noch den gleichen Beruf wie ich. Da gab es erst recht etwas auszutauschen!«

Anniek kichert daraufhin, ich erinnere mich genau. Nicht viele Momente werden mir bis zu meinem Ableben in Erinnerung bleiben. Dieser Moment mit den beiden Damen am Tisch schon.

»Die Umstände unserer Begegnung«, erzählt Anniek weiter: »sind dagegen etwas kniffliger und wohl nicht so unvermittelt geschildert: Aber vielleicht können wir uns ja eines Tages treffen, um uns auszureden?«

»Anniek! Wir haben alle nur erdenkliche Zeit dafür!

Nichts auf der Welt wird uns treiben oder hindern! Was immer du dir vorstellst, können wir tun!«

Diese beruhigenden Worte beeindrucken auch mich. Zwar sind sie von Frau zu Frau gerichtet – Worte zwischen zwei neuen Freundinnen –, doch auch ich höre sie und ließ mich gedanklich mitreißen. Sollte ich wirklich in einer Gesellschaft leben dürfen, in der weder Gier nach Macht noch Geld vorherrschen? In der man lebt, um des Lebens wegen?

»Bei all der philosophischen Freundlichkeit und Freigabe, der Großzügigkeit ohne Gegenpreis, bekommt man glatt ein schlechtes Gewissen, wenn man sich nicht irgendwie nützlich macht«, gestehe ich mir mit gesenktem Kopf ein; wohl wissend, daß mich die beiden hören.

»Es dauert nicht lange, dann werdet ihr wissen, wie ihr helfen könnt. Und selbst, wenn euch nichts gelingen will: Bleibt einfach freundliche Menschen und lebt mit uns. Ob ihr von unseren gemeinsamen Vorräten zehrt oder nicht, wird keinen Einfluß auf unseren Fortbestand haben.«

»Ganz so ist es ja nicht!« betont Anniek: »Wir haben bereits eine Idee, das Dorf zu bereichern! Jedoch wissen wir nicht, wie genau das umzusetzen ist.«

»Woran denkt ihr denn?«

»Uns fiel auf«, antworte ich ihr: »daß in Fornburg einige Kinder leben und haben uns gefragt, ob es eine Schule für sie gibt.«

»Nein, tut es nicht!« Ihre Augen öffnen sich, als wäre ihr große Erkenntnis zugetragen worden; als habe man ihr gesagt, der Grund dafür, daß sie ihre Finger nicht mehr spüre sey jener, daß sie keinen Arm mehr habe.

»Bist du denn Lehrer?«

»Ich nicht, aber sie!« reiche ich die Würdigung weiter.

»Und falls bei euch Interesse an der Idee besteht, brauchen wir nur noch ein Gebäude, ein Schulhaus.«

Lita denkt nach.

»So lange ich hier bin, ist es Brauch, daß die Gebäude Verstorbener umfunktioniert werden. Beispielsweise lebte in unserer heutigen Backstube ein altes Ehepaar, das schon lange tot ist. Nachdem das Haus frei geworden war, richtete man es zur Bäckerwerkstatt ein, um es nicht verkommen zu lassen. Genauso ließe sich das mit einem Schulhaus bewerkstelligen.«

Sie nimmt unsere Absicht ernst und jedwedem Grinsen verfliegt. Ich sehe, wie wichtig ihr dies ward. Und was mich und Anniek angeht, finden wir die Bestätigung darin, daß in Fornburg alle Möglichkeiten offen seien.

Es ist irrwitzig: Vermutlich gibt es keinen Ort auf der Welt, in dem man »mal soeben« eine Schule hätte gründen können. Normalerweise bedarf dies jahrelanger Vorbereitung und Geldmittel. Hier dagegen wird ein Plan beschlossen und unter gemeinsamen Konsens aller Betreffenden umgesetzt; man braucht nur ein Gebäude und einen bereitwilligen Lehrer. Einfach und wie es sein sollte.

»Gibt es denn irgendwelche leerstehenden Häuser in Fornburg?« will Anniek wissen.

Lita schüttelt bedenklich mit dem Kopf, dann hält sie inne:

»Hm, vor ein paar Monaten ist jemand gestorben, ein alter Mann. Ogmund kann euch dazu mehr sagen, der sitzt da drüben beim Schach.«

Anniek löffelt gerade, wie auch ich, den letzten Löffel aus der Suppe.

»Welcher von ihnen ist es?«

»Der, der Weiß spielt. Ich muß jetzt los. Wir sehen uns ja noch!«

Dann springt sie auf, greift nach den Zeichnungen vom Tresen und verläßt eilig und ohne ein weiteres Wort des Abschieds das Gasthaus.

Nun wende ich mich den Schachspielern zu, während Anniek am Tisch wartet. Ohnehin ist in diesem kleinen Raum jede Unterhaltung hörbar, egal in welcher Ecke man sitzt. Vorsichtig trete ich an das Tischchen mit dem Schachbrett heran und schaue einige Sekunden zu. Zuerst ist nicht ersichtlich, welcher der beiden am Zug sey. Beide Greise machen ein nachdenkliches Gesicht und lassen sich in ihrem Blick aufs Spielbrett nicht beirren. Einer spielt mit der Hand in seinem Bart, der andere hält ganz still und hat die Hände rechts und links vom Brett abgelegt – das muß Ogmund sein, denn er spielt Weiß.

Ungern will ich die Partie unterbrechen und drehe mich zu Anniek, die mir mit einer Handbewegung zu verstehen gibt, ein Gespräch zu beginnen. Nichts Besseres als »Wer gewinnt?« fällt mir ein.

Zunächst ignorieren die Spieler meine Worte, da schlägt Ogmund mit seinem Springer einen Bauern.

»Das ist nicht wichtig«, sagt er mir ohne mich anzusehen.

»Hauptsache, die Ruhezeit wird geistig beansprucht«, ergänzt der andere.

»Bitte entschuldigen Sie meine Störung, ich habe nicht dazwischenreden wollen.«

»Und doch tun Sie es gerade. Ganz bewußt!« schmunzelt der den schwarzen König Spielende.

»Ich, ich meine ... « – Schon bin ich Schachmatt gesetzt.

Ohne Zweifel sind die Worte der beiden nicht böse gemeint; sie wollen schlichtweg nur nicht unterbrochen werden.

»Was Sie wissen wollen«, fährt Ogmund fort und schaut mit bedrücktem Gesicht zurück: »können wir auch morgen besprechen.«

»Gut, dann komme ich also morgen wieder«, worauf einer der beiden, ich kann nicht sagen wer, ein bestätigendes Grunzen von sich gibt. Wieder Anniek zugewendet, zucke ich mit den Schultern; im gleichen Dreh sehe ich mir nun auch die in der Ecke auf der Couch schlafende Person genauer an.

Unmöglich konnte ich es wissen. Und doch war ich mir sicher, daß es Lenns Frau sey. Ihr fülliger Bauch deutet auf eine Schwangerschaft hin. Leise näherte ich mich und beobachte, wie sie sich auf die Seite legt, das Gesicht mir zugedreht. Sie schläft jedoch weiterhin und läßt sich weder von meiner Annäherung noch den Regentropfen aufwecken, die am Fenster hinter ihr gegen das Glas schlagen. Dann hocke ich mich neben sie, bin ihr ganz nah und schaue sie an.

Die Haube auf dem Kopf ist etwas verrutscht, was komisch aussieht, wie auch sonst jedes unstimlige Detail, dessen man sich im schlafenden Zustand nicht erwehren kann. Auch sonst ist sie in dieser Kleidung so ungewohnt anzusehen, daß ich mich immer wieder auf ihr Gesicht konzentrieren muß um zu wissen, keine Fremde vor mir zu haben. Wie die meisten Frauen in Fornburg trägt sie ein Kleid mit vorgenähter Schürze. Das Ihre ist Rot und Gelb, mit einigen schwarzen Bändern auf Knie- und Hüfthöhe. Im Schlaf reibt sie die nackten Füße immer wieder gegen-

einander und richtet ihre Arme neu aus. Und wenn man sie eine Zeitlang beobachtete, stellte man einen eigenartigen Zusammenhang fest, nämlich daß die Haltung ihrer Arme und Hände scheinbar unbewußt eine Barriere vor ihrem Bauch darstellten.

Ihre Augen öffnen sich. Tatsächlich lächelt sie mit einem verschlafenen Blick erst mich, dann Anniek an. Noch nicht endgültig erwacht, schaut sie fort und dann wieder auf uns. Sie reißt die Augen auf, kneift sie zusammen und dann wieder von vorn, bis sie mein Dasein begreift.

»Sey nicht erschrocken«, mime ich, denn ich habe ein schlechtes Gewissen, sie aufgeweckt zu haben. Aber bedächtig schüttelt sie den Kopf. Dann setzt sie sich auf und betrachtet ihren Bauch.

»Ich spüre sie jeden Tag treten!« seufzt sie zufrieden.

»Wie kannst du wissen, daß es ein Mädchen wird?« fragt Anniek neugierig.

»Das weiß ich schon ewig. Wir sind kein Volk, das an Hokuspokus glaubt, aber in diesem Fall werde ich Recht behalten.«

»Ja ja«, wiederhole ich und klinge dabei wie ein vergeßlicher Greis, der seine Gedanken auf das Wesentliche auszurichten versucht, ohne vor seinem Gesprächspartner zerzaust zu wirken.

»Das ist wunderbar, daß du schwanger bist. Und daß ihr bald eine eigene Familie haben werdet!«

»Ja, das finde ich auch! Und ... du bist seine Freundin?«

Sie nickt: »Anniek heiße ich. – So viele neue Leute, die ich kennenlerne! Das schlaucht!« lacht sie dazu.

»Das glaube ich dir gern. Aber so ist das immer, wenn man irgendwo neu ist und in eine eingeschworene Grup-



pe eintritt. Mache dir nichts daraus; irgendwann kommt jemand, der noch neuer ist als du. Dann gehörst du zu den Alten!«

Ich glaube, die beiden sind sich von Anfang an sympathisch.

»Ich heiÙe Marcia. Lenn ist mein Mann.«

»Dann betreibt ihr das Gasthaus gemeinsam?«

»Ja, die meiste Zeit bin ich in der Küche und bereite Speisen zu. Aber auch um den Garten und die Gästezimmer kümmere ich mich. Lenn macht den ganzen anderen Kram, von dem ich nichts verstehe und der auch keinen Spaß macht.«

»Und das wäre?«

»Reparaturen am Haus, Beschaffung von Vorräten und so fort. – Siehst du, das erinnert mich daran, daß Lenn die Kegelbahn reparieren sollte.«

Ich gehe zum Fenster, um nach außerhalb zu sehen.

»Nein, nein, auf der anderen Seite, dort hinten, ist sie! Du siehst sie von hier aus nicht. Da gibt es auch Tische und Stühle im Freien, alles im Schatten einiger Bäume. Eigentlich ein ansehnliches Fleckchen, wenn wir nur mit den Reparaturen hinterherkämen. Daher entschuldigt den unordentlichen Zustand der Gaststube. Heute bin ich zu gar nichts gekommen und vorhin noch diese Müdigkeit ...!«

»Laß nur, Marcia, es gibt nichts zu entschuldigen. Ruhe du dich aus, immerhin bist du schwanger.«

»Ist gut, es hat auch mich gefreut«, stöhnt sie und legt sich nieder. Derweil halte ich Ausschau nach Lenn. Einige Zeit zuvor kam mir nämlich die Idee, ganz einfach ihn statt Oren wegen der mysteriösen Plakette am Steinhaufen vor unserem Haus auf Ibyko zu fragen. Unter anderem bin ich

ja deswegen in die Stadt gekommen.

Lenn betritt gerade den Raum und stellt einen Karton hinter dem Tresen ab. Als er sich aufrichtet, stehe ich bereits vor ihm:

»Du, Lenn – zunächst beglückwünschen wir dich, daß ihr bald ein Kind bekommen werdet!«

»Danke sehr!« strahlt er.

»Aber ich habe noch eine andere Frage. Es geht um eine eigenartige Plakette, die ich auf unserer Insel gefunden habe.«

»Eine Plakette, wie? Frage nur.«

»Du weißt von der Insel, auf der wir seit ein paar Tagen leben?«

Er denkt nach: »Ah, dann lebt *ihr* also auf Ibyko?«

»Woher weißt du das mit Ibyko?« will Anniek wissen.

»Nun ja, es ist die einzige Insel, die für zwei Menschen bewohnbar ist. Es gibt da noch die Insel Pinla, einige Hundert Meter nordwestlich von Ibyko. Da steht nur ein Leuchtturm, und die Insel selbst ist kaum größer als der Turm. Pinla hat seit Jahrzehnten auch nur einen einzigen Bewohner: einen alten Mann, der sich selten blicken läßt und aufgrund seiner Kenntnisse über die Meeresströmungen nur zu bestimmten Zeiten zum Festland rudern kann, meistens um Vorräte zu holen. Der arme Teufel hat nicht einmal eine Möglichkeit, das Licht an der Spitze seines Turms zu entfachen; es gibt ja ohnehin keine Schiffe, die eines Leuchtsignals bedürfen. Aber so hat er es sich eben ausgesucht. Jedenfalls könnt ihr beiden folglich nur auf Ibyko leben. Schön, daß die Hütte noch vor ihrem Verfall wieder bewohnt wird!«

»Wir sind, glaube ich, abgeschweift«, stelle ich nüchtern fest. »Es stimmt, wir leben seitdem auf Ibyko. Wir wohnen

in der Hütte darauf, müssen uns aber sonst noch einfinden. Jedenfalls entdeckte ich heute morgen einen verfallenen Steinhauften hinter dem Haus, auf dem eine metallische Plakette liegt. Ich möchte nun, aus reiner Neugier, nach der Bedeutung ihrer Inschrift fragen.«

»Tja ... , was steht denn darauf?« grinst er; und er behält soweit recht: Denn woher sollte er das wissen?

»Du hast recht, Moment. Darauf steht ... ein Name oder Ort ›Emerald‹ sowie der verwitterte Rest einer Zahl ›42‹. Sagt dir das irgendetwas?«

Lenn schüttelt mit dem Kopf: »Da fragst du besser unseren Chronisten. Also ich weiß davon nichts, bin aber auch noch nicht so lange hier. Vielleicht weiß der ja etwas?«

»Ist gut, ich danke dir trotzdem.« Gerade bin ich im Begriff zu gehen.

»Emerald ist wirklich ein Name«, antwortet Oren, der hinter uns getreten ist und mir einen Schrecken einjagt, sodaß ich zusammenzucke.

»Oh, Oren! Dich haben wir gesucht! Also ist Emerald ein Name? Liegt da etwa jemand begraben unter dem Steinhauften?«

Anniek verzog ihr Gesicht – ich glaube, sie will sich ebensowenig wie ich damit anfreunden, einen Begrabenen neben dem Haus zu haben. Oren sieht das und liest es ihr sofort aus dem Gesicht ab:

»Keine Angst! Da ist keiner begraben! Das ist nur eine alte Erinnerungsplakette! Emerald war sozusagen eurer Vorbesitzer und Herr der Insel. Irgendwann im 142. Zyklus der 8. oder 9. Ära war er einfach aufs Meer hinausgerudert und kam niemals wieder. Was auch immer ihn dazu getrieben haben mag, führte dies zu der Entscheidung, für ihn ein

Mahnmal festzulegen. Das ist der Haufen mit der Plakette.«

»Und woher weißt du das so genau?« Beinahe hätte ich Annieks Frage gestellt.

»Weil ich die Plakette damals mit meinem Vater graviert und aufgestellt habe!« gibt er trocken zu. Und damit ist die Frage hinreichend beantwortet, auch wenn mich das noch lange wundern sollte.

»Hört mal, ihr beiden. Wegen eurer Anfrage mit der Schule ...«, deutet Lenn an: »Ich habe mit Ogmund gesprochen und wir sind übereingekommen, daß wir morgen mit dem Rest der Gemeinschaft darüber sprechen wollen. Seid ihr damit einverstanden? Ich nehme an, es drängelt nicht?«

»Natürlich nicht!« entschuldigt sich Anniek für unser eifriges Entgegenkommen: »Morgen reicht vollkommen. Es ist sowieso besser, wenn alle anwesend sind, die etwas zu entscheiden haben, vor allem die Eltern der Kinder.«

»Dann wollen wir es so machen. Wenn ihr es einrichten könnt, dann kommt morgen, Oridal.«

»Äh, Oridal?« frage ich nach. Das hatte ich schon einmal gehört.

»Er meint, vor Mittag«, übersetzt Oren die Angabe der Tageszeit. Man glaubt gar nicht, wie schwer einem die so gesehen unpräzise Angabe eines Termins fällt, wenn man aus einer Welt mit stets exakten Uhrzeiten kommt. Sodann verabschieden wir uns. Noch bevor wir das Haus verlassen, reicht Marcia einen kleinen Topf an Anniek. Es ist die Neige einer Brotsuppe, die uns als Abendessen dienen soll.

Wie wir aus der Tür kommen, ist vor uns alles in Grau gehüllt. Eisiger Dunst geht mir um die Ohren, die Augenlider schwitzen vor Feuchtigkeit in der Luft. Es ist ganz erstaunlich, denn überzeugend dichter Nebel ist selten. In

diesem Fall ist er so undurchdringlich, daß wir wie isoliert stehen, wenn wir nur ein paar Schritte vom Gasthaus fortgehen. Als gebe es nur dieses eine Gebäude und die Welt dahinter würde enden. Ich sage es Anniek nicht, doch ihre Person assoziierte ich immer schon mit dem Nebel, weil sie mir zeitlebens ein Mysterium und unverständlich war.

Ohne einen weiteren Umweg laufen wir hinunter zum Hafen und steigen in unser Boot, das mittlerweile ordentlich im Wellenhub schwankt. Dunkle Wolken ziehen auf und lichten den Nebel, erste Regentropfen erreichen den Erdboden. Der Tag nähert sich der Dämmerung und gleichzeitig beginnt ein Unwetter. Während ich mit aller Kraft rudere, gibt mir Anniek Kurskorrekturen vor, indem sie im Bug liegt und die Insel Ibyko fixiert: »Mehr mit dem rechten Ruder!« ruft sie. Dann stoße ich es tiefer ins Meer, sodaß wir die abtreibende Strömung überwinden. Daß wir aber zur Gänze verdriften oder gar in Gefahr geraten konnten, schließe ich jederzeit aus. Das paßt einfach nicht zum bisher Geschehenen. Trotzdem kostet es mich einige Kraft, bis wir an Ibykos Steg anlanden.

Anniek eilt mit dem Topf zum Haus und will, unentschlossen vor dem Herd stehend, ein Feuer entzünden. In der Hand hält sie das ungeöffnete Bündel Feuerbesteck, das uns Lenn zugesteckte. Sie weiß damit anscheinend nicht umzugehen und sieht mich mit fragenden Augen an.

»Dann schauen wir mal, wie das geht«, schmunzle ich und nehme das Säckchen entgegen. Seinen Inhalt verteile ich auf dem Tisch, neben der ausgebrannten Laterne. Da liegen nun ein großer graubrauner Feuerstein mit abgenutzten Kanten, ein Stück Feuerstahl, ein kleiner Pyrit-Klumpen und als Zunder ein Stück trockene Birkenrinde und wolliger Samen,

vielleicht von einem Rohrkolben oder einem Distelsamen.

»Das ist hier alles ein bißchen anders«, lächle ich ihrem aufmerksam zuschauenden Geist zu: »Es ist aber im Grunde auch nicht schwerer als der Griff zum Streichholz. Zuerst muß ich den Feuerstein nachbearbeiten. Siehst du diese Kante hier?« – Sie nickt. »Die muß schärfer werden, dann fliegen die Funken besser.«

Sogleich gehe ich vor die Tür, nehme einen Knüppel vom Holzhaufen und schlage damit an der steinernen Türschwelle auf den Feuerstein ein, bis einige Splitter von der groben Kante abspringen und einen wunderbar scharfkantigen Bruch erzeugen.

Ich gehe wieder hinein und lege den Klumpen auf den Tisch zurück. Fasziniert betrachtet Anniek das Ergebnis und fährt mit dem Finger vorsichtig über den scharfen Grat:

»Wenn wir das öfter machen müssen, dann brauchen wir bald neue Feuersteine!«

»Stimmt, aber vielleicht liegen welche hier am Strand herum. Ich meine, der hier muß ja auch von irgendwoher kommen.«

»Na schön. Und wie weiter?«

»Zum Feuermachen auf diese Weise brauchst du neben dem Feuerstein noch einen Feuerstahl. Du kannst auch den Pyrit-Klumpen nehmen; in beiden Fällen bewirkt deren Zusammenschlagen die Funkenbildung.«

»Gut, und der Zunder dazwischen? Welchen nehmen wir?«

Ich krame durch die Auswahl: »Die Wolle wird das Beste sein. Wir können ja demnächst ein bißchen Stroh anhäufen, auch zerriebene Brennessel-Stengel gehen ganz gut. Und natürlich nicht zu vergessen der Zunderschwamm, ein

Baumpilz. Aber woher bekommen wir den?«

»Woher weißt du so viel darüber?«

»Ganz nach meinem Lebensmotto ›Zurück zu den Wurzeln‹ sehe ich schon immer großen Vorteil darin zu lernen, was längst vergessen wurde. Es hat auch mit einem größeren Grad an Unabhängigkeit zu tun, wie du einsehen muß: Wenn du nicht weißt, wie man ein Feuer mit Feuerstein, Feuerstahl und Zunder entfacht – wie wolltest du in dieser Welt dann deine Kenntnisse von Feuerzeug und Zündhölzern anwenden? – So, ich glaube, jetzt sind wir soweit, schau' her.«

Und ich stecke sowohl Zunderwolle als auch den Feuerstein zwischen die rechten Finger und schlage über der Feuerstelle mit dem Feuerstahl dagegen. Mehrere Male dauert es, dann glimmt die Wolle und ich puste weiter hinein. Den Zunder lege ich nieder und decke ihn mit dünnen Holzsplittern zu, die mit aufbrausendem Feuer gegen immer dickere Holzteile ausgetauscht werden, bis schließlich alles brennt. Derweil hängt Anniek den Topf ins Dreibein und sucht im Lager Holzkelle und Teller heraus, die sie liebevoll auf dem Tisch aufbaut. Sogleich ich das Dreibein über das knisternde und wärmende Feuer zu unseren Füßen schiebe, beginnt die Suppe zu kochen. – Wir speisen in einer längst vergessenen Weise, die eigentlich niemals hätte vergessen werden dürfen. Als wenn man sich trotz göttlicher Mahnung gegen etwas stellt und am Ende mit einer einzigartigen Erfahrung belohnt werden würde.

Je länger ich in Fornburg lebe, desto mehr erlange ich meine Freiheit und Unabhängigkeit zurück. Gewiß – man mußte dafür hart arbeiten, mußte dann aber auch alles, um unabhängig von anderen überleben zu können. Die eigen-

händige Entfacher eines Feuers und das Kochen des eigenen Abendmahls gehören dazu. Schon bald würde ich mehr über die Einwohner von Fornburg wissen und an deren Lebensweise teilhaben. Wenn man mit uns übereinstimmt, kann Anniek demnächst einen Teil ihres Wissens auf die hier lebenden Kinder übertragen. Und ich selbst hoffe, das Leben der Fornburger mit meinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen vereinfachen zu können.

Obschon ich an diesem Tag nur abends ein bißchen mit Holz arbeitete, legt sich ein Eindruck auf mich, es handle sich um den vollkommensten Tag meines Lebens: Alles paßte zusammen, sogar das sonst widersinnige Gefühl. Und weiter: Obwohl ich meinen nächtlichen Schlafplatz auf einer flachen Insel habe, fürchte ich weder eine Sturmflut noch das Zusammenfallen des Hauses. Innig weiß ich hierher zu gehören; endlich meinen Platz gefunden zu haben. Eine sinnvolle Berufung würde folgen, eine großartige Frau an meiner Seite, schmachmend und von endloser Loyalität sich an mich werfend. Beste Voraussetzungen für einen Traum

...





## 16 Das Manifest

**I**N der Tat erwachen wir an diesem Tag unseres Lebens erst kurz vor Mittag; die Schlafdauer war ungewöhnlich lang. Obwohl wir jeder Möglichkeit genauer Zeitmessung entbehren, läßt sich, gründend auf den Erfahrungen der vergangenen Leben, gut abschätzen, daß es etliche Stunden gewesen sein müssen. Wie auch immer, nunmehr ist es nicht mehr bedeutend.

Den vor uns liegenden Tag betrachten wir durchaus als etwas Besonderes. Denn die Gemeinschaft würde darüber entscheiden, ob sie unsere Idee einer Schule in Betracht zieht. Eigentlich gibt es keinen Grund für eine Ablehnung. Doch wie verhalten sich die Fornburger? Würden alle genauso denken wie die wenigen, denen wir bislang begegnet waren, bliebe unser Angebot keineswegs unvergolten! Jene sähen unsere beginnende Vertrautheit mit ihrer Philosophie; wir dagegen könnten unser Gewissen befrieden, so herzlich aufgenommen und mit einer Unzahl an frei abgegebenen Guttaten beschenkt worden zu sein.

Glücklicherweise schwappt mein Kopf über an Ideen, wie ich mich neben Anniek für diese Gemeinschaft würde nützlich machen können. Zweifelsohne hat jede noch so kleine Hilfe eine immense Bedeutung für die Einheimischen. Und ich habe etwas zu bieten, das den Lebensalltag durchaus erleichtern könnte.

Anniek ist früher als ich aufgestanden und tischt bereits einige Äpfel auf: »Wo hast du die denn her?! Einen Apfelbaum habe ich gar nicht gesehen!« stelle ich fest.

»Na, dort gleich hinter dem Haus im Hain. Da stehen sogar zwei! Ich mußte sie nur pflücken. Und gewaschen habe ich sie im Meer. Sie könnten daher salzig schmecken. Aber das Wasser hier ist sehr sauber!«

»Nun gut, aber trinken sollten wir es trotzdem nicht. Ich nehme an, wir müssen uns Behälter am Dorfbrunnen abfüllen und hier lagern. Zusätzlich können wir eine Zisterne aufstellen, in der sich Regenwasser sammelt. Einer der Nachteile des Insellebens ist wohl, daß man nicht ständig Frischwasser zur Verfügung hat. Aber das Festland ist ja nicht weit.«

»Also mir macht das gar nichts aus!« sagt sie stolz und benimmt sich wie ein Kind, das sich nicht den Wert eines offensichtlichen Nachteils wegreden lassen will.

Nach dem bescheidenen, salzigen Frühstück schaue ich die Sonne nahe dem Zenit – es ist Zeit aufzubrechen, um nun endlich den Wert unseres Hierseins zu verhandeln. Ein starkes inneres Bedürfnis mich zu präsentieren dringt aus mir wie Schweißgeruch hervor und infiziert auch Anniek. Wie würde die Gemeinschaft unsere Vorschläge aufnehmen? Mußten wir uns überhaupt profilieren, um anerkannt zu werden? Wäre alles eine Prüfung und jene Reaktion oder Antwort diene unserer Einschätzung?

Wir wissen es nicht, vermuten auch nichts Arglistiges; das ist unbegründet. Ich verdränge meine Zweifel, fühle mich aber immer noch wie zehn Minuten vor einer mündlichen Prüfung im Abitur. Gedankenerfüllt setzen wir das Boot ans Festland über und gehen den uns vertrauten Weg

zum Gasthaus. Wohingegen die Stadt selbst eigenartig ruhig scheint, drängen sich eben dort eine Unzahl Personen und schnatterten darauf los. Der Lärm dringt bis nach draußen und kündigt rege Uneinigkeit an. Ein wenig kommt es mir vor wie das gleichermaßen armselige wie unsinnige Gewusel eines irregeleiteten Volks ohne Führung. Aber vielleicht tue ich mir selbst Unrecht, indem ich von dieser fehlgeleiteten Prämisse aus nach vorne (und eben nicht zurück!) schaue. Vielleicht ist genau diese Form einer anarchistischen, sozusagen in den Tag hineinlebenden Gesellschaft das Heilmittel für diesen kränkelnden Planeten und seinen arroganten und vor Gier triefend-stinkenden Bewuchs.

In Erwartung, meine Freunde wiederzusehen, trete ich ein und gehe Anniek voran. Beinahe augenblicklich verstummen sämtliche der mit unbedarftem Eifer geführten Diskussionen, die so wirr ineinanderschallten, daß ich bezweifle, irgendjemand habe auch nur irgendetwas davon gehabt. Nun gut.

»Ich hoffe, wir sind nicht zu spät?« rufe ich in die Runde und glotze nacheinander in mindestens zwanzig Gesichter aller Altersstufen. Einige mehr kenne ich noch gar nicht: Mir fällt auf, daß nur wenige Kinder anwesend sind und die Frauen gegenüber der männlichen Vertretung überwiegen.

»Für Pünktlichkeit«, antwortet mir der aus der Menge hervortretende und die Hand zum Gruß reichende Ogmund: »wird man nicht mehr belohnt. – Stets muß man warten, um voranzukommen. Was für eine schuldige Ironie! Vor allem hätten wir viel mehr vom Leben, wenn nicht ständig zu warten wäre!«

»Dann habt ihr also ... gewartet?« beschämt es mich.

»So ein Unsinn! Du hast mich mißverstanden!« lacht er

und restauriert auch meine Heiterkeit.

»Dann ist es gut, daß wir zur rechten Zeit kommen«, bestätige ich.

»Habt ihr Hunger?« hallt Marcia dazwischen, die ich zwar nicht sehe, aber an ihrer Stimme erkenne. Ich sehe Anniek an und wir verstehen uns:

»Ein wenig. Wir haben leider noch nicht viele Vorräte auf Ibyko, da bleiben nur ein paar Äpfel vom Baum.«

»Dann sucht euch einen freien Tisch, es gibt Hirse-Suppe und Fisch, heute morgen gefangen.«

Der alte Fischer korrigiert sie: »Na ja, der Reuse entnommen, meint sie.«

Mit einem belastenden Gefühl, von allen angestarrt zu werden, gehe ich mit Anniek an der Hand durch die Menge. Es ist in der Tat eigenartig, als einzige dort zum Essen zu sitzen, während alle anderen um einen herumstehen. Mir wäre es lieber, sie beschäftigten sich irgendwie.

»Hallo, ihr beiden!« begrüßt uns Oren und stellt uns die Frau an seiner Seite vor: »Dies ist Mathilda, meine Frau!«

»Sey gegrüßt, Mathilda!« Ich erhebe mich und reiche ihr die Hand. »Wie mir Oren erzählte, bist du die Ärztin in Fornburg?!«

»Ja, richtig. Ich freue mich, dich endlich kennenzulernen; Oren kommt abends manchmal gar nicht zur Ruhe, so viel erzählt er von seinem Bekannten aus der Vergangenheit!« – Oren und ich werfen uns verlegene Blicke zu.

»Und natürlich heiße ich auch dich herzlich willkommen!« lächelt sie zu der Frau an meiner Seite und gibt ihre Hand aus meinem Griff weiter.

»Danke sehr! Ich heiße Anniek.«

Mathilda nickt: »Du wirst also die zukünftige Lehrerin unserer Kinder?«

»Na ja, ich weiß noch nicht«, verstellt sie sich verlegen: »Ich hoffe es. Und ihr habt, glaube ich, zwei Kinder?«

»Genau. Aber die sind gerade nicht ... «

»Hier die Suppe! Macht Platz da vorn!«

Marcia drängelt sich durch die Menge und stellt uns beiden je einen Teller köstlich duftender Getreidesuppe vor die Nase. Dazu reicht sie Fisch. Anniek vereinbart mit der freundlichen Mathilda die Fortführung des Gesprächs zu einem späteren Zeitpunkt.

Auch der Rest der Anwesenden kommt nun endlich zur Ruhe und verteilt sich im Raum, was mir die Gelegenheit gibt, meinen Blick zwischen dem Löffeln auf die Menschen zu richten.

Da sind neben den bereits erwähnten Personen auch der Schach-Gegenspieler Sigurd und Yista, die Weberin. Neben diesen gibt es nur noch zwei weitere Personen im Greisenalter, die mir unbekannt sind. Da sie immerzu beisammenstehen, wirken sie auf mich wie ein altes Ehepaar. Während ich Clyde, der ohne seinen Bruder gekommen ist, mit einem Winken begrüße, tut dies Anniek mit Stanislaus, der auf der Couch neben Marwo Platz genommen hat. Darren und Catla sind die einzigen, die ihre Kinder mitgebracht haben und allesamt sehen aus, wie ich sie das letzte Mal im Gundermantal verlassen habe; in dem dichten Gedränge schauen sie jedoch nicht zu mir, sondern haben mit ihren Kindern zu tun. Lita ist ebenfalls anwesend, steht allerdings alleine. Zuletzt gibt es da noch zwei junge Frauen, die sich unterhalten, mir aber ebenfalls unbekannt sind.

Gerade haben wir die Suppe ausgelöffelt und wähen

uns in einem Sättigungsgefühl, da bittet Ogmund, der augenscheinlich sowieso immer das erste und letzte Wort zu haben scheint, um Aufmerksamkeit:

»Hört alle her. Hört her!« ruft er in die sich unterhaltende Menge. »Wir haben heute zwei besondere Gäste unter uns, die den neuesten Zuwachs unserer Gemeinde darstellen. Es sind die beiden dort drüben ...«

Ich stehe auf und sehe unschlüssig in die Menge: »Das sind wir.«

Anniek stellt sich sogleich an meine Seite, sodaß wir beide nun den Mittelpunkt des Raumes bilden.

»Und Sie sind der ... Bürgermeister von Fornburg?« – Ein Gelächter bricht aus, das ich nicht nachvollziehen kann. Denn immerhin berechtigt mich meine bisherigen Beobachtungen zu einer solchen Aussage.

»Junger Mann ...! So etwas wie einen Bürgermeister gibt es hier nicht. Niemand steht über irgendwem anderes! Eine einzige, für alle sprechende Stimme, ist bei so wenigen Gemeindemitgliedern auch gar nicht notwendig! Nein, ich habe das Wort ergriffen, weil ich zu den Ältesten zähle und euch beide gerne einführen und vorstellen möchte. Also zeigt weder Pein noch Angst, niemand trachtet euch schaden oder zu erniedrigen!«

Er grinst auf eine unheimliche, aber ehrenwerte Weise. Nur läßt sich nichts Böses erkennen; er muß die Wahrheit sprechen.

»Dann danke ich Ihnen für die einleitenden Worte. Ich nehme an, wenn es keine Obrigkeit gibt, dann auch keine Knechte und Mägde?«

»Nein, junger Mann. Wir sind uns alle selbst Knechte und Mägde!«

»Oder wie die Insassen desselben Gefängnisses«, bringt Marcia den Vergleich: »So teilen wir alle das gleiche Land, die gleiche Luft. Arbeiten alle, um etwas zu essen zu haben und sind als Gemeinschaft sozusagen an jedem Problem gleichermaßen beteiligt.«

»Ebenso, wie wir teilhaben wollen an diesem Treffen und darüber abstimmen müssen«, ergänzt Yista.

»Das ist wahr«, bestätigt auch Ogmund mit einem Kopfnicken und sieht dabei Anniek und mich behütend an. »Und natürlich steht es außer Frage«, fährt er fort, »daß wir immer gerne junge Paare bei uns seßhaft sehen. So bleibt das Gut dieser Gemeinde frisch und . . . , wie sagt man, Yista?«

»Der alte Narr will sagen, daß er es gerne sieht, wenn unsere Gemeinschaft wächst.«

»Und was meint ihr beiden?« ruft Ogmund zu dem mir noch unbekanntem Greisen-Pärchen, das sich bislang unbetheilt verhält.

Der Mann des Pärchens tritt hervor: »Zunächst einmal freuen auch wir uns, daß es nun ein weiteres jugendliches Paar in Fornburg gibt, insbesondere wenn es solch' sinnreichen Vorschläge ausspielt. Ich heiße übrigens Bertold, das ist meine Frau Kunrada.«

»Seid unbesorgt über unsere Zurückhaltung«, meldet sich nun auch Kunrada zu Wort: »Unsere Lebensweise ist es, alles vom Hintergrund aus zu beobachten und nicht mit erster, lautester Stimme mitzureden. Das macht uns allerdings nicht zu geistig abschweifenden oder tattrig-zerstreuten Greisen«, lächelt sie Anniek zu.

»Bestimmt nicht«, lächelt sie zurück.

»Und ihr solltet besser nicht auf die beiden hören«, neckt nun wieder Ogmund in der Blüte seines Ausdrucks: »Ber-

told und Kunrada sind die ältesten Einwohner von Fornburg; Bertold könnte sogar mein Vater sein! Eigentlich ... weiß niemand so genau, wie alt die beiden wirklich sind.«

»Weil es keinen Unterschied bedeutet!« verteidigt Bertold ernstes Tons seinen Standpunkt und zieht sich in den Schatten der Zimmerecke zurück.

»Vielleicht«, unterbreche ich die Streiterei, »führt uns die Diskussion um unseren Vorschlag wieder auf einen gemeinsamen Interessenweg?! Für alle, die uns noch nicht kennen: Wir sind erst ein paar Tage hier und entzückt von der Gastfreundschaft und Großzügigkeit, die ein jeder uns entgegenbringt. Durch unsere Freude darüber, zu diesem Ort gefunden zu haben und dem Drang dahinter, der Gastfreundschaft etwas entgegenzusetzen zu wollen, kamen wir auf die Idee, diejenigen uns gegebenen Talente in Fornburgs Gemeinschaft einzubringen.« – Ich drehe mich nacheinander allen Anwesenden zu: »Und so könnte meine Frau Anniek eine Schule für die hier lebenden Kinder eröffnen, um ihnen eine Tagesbeschäftigung und grundlegende Bildung zu geben. Es wäre ein Gebäude frei, hörten wir? Aus diesem Grund wurden wir zu diesem Treffen gebeten.«

Einen Moment herrscht Stille im Raum, dann sehen die meisten auf Ogmund: »Das mit dem verfügbaren Schulgebäude habe ich vorhin bereits angesprochen. Es gibt ein Haus mitten in Fornburg, das bis vor Kurzem noch von meinem Bruder bewohnt war, bis er starb. Sein hohes Alter wählte ihn aus und er folgte. Wie ihr vielleicht wißt oder nicht wißt: Bei uns wird es schon immer so gehalten, daß leerstehende Gebäude einem öffentlichen Zweck zugeführt oder einem anderen Besitzer überstellt werden. So etwas wie Besitz-Vererbung kennen wir hier nicht. Seine Möbel



und vorrätigen Lebensmittel wurden unter uns verteilt; sein eigentlicher Nachlaß, die über die Jahre angehäuften Zeichnungen, Notizen und Tagebücher, wurden in Orens Bibliothek überführt, wo sie sicher für die Zukunft verwahrt werden. Und ich glaube nun, daß dieses Haus der ideale Platz für eine Schule ist.«

Anniek freut sich merklich über dieses Angebot: »Das wäre großartig! Aber habt ihr denn schon darüber abgestimmt, ob ihr überhaupt eine Schule für eure Kinder haben wollt?« fragt sie in die Runde und hält sich eigentlich nur an die bisher beobachtete Reglementierung.

»Welche Mutter wollte denn keine Schule für ihre Kinder?« bekundet Mathilda gelassen.

»Nun, ich . . . , ähm, es gibt Gemeinschaften, die wollen keine gemeinschaftliche Schulbildung für ihre Kinder. Jene bevorzugen den Privatunterricht daheim und dann . . . «

»Was wollen Sie unseren Kindern eigentlich beibringen? Haben Sie eine Vorstellung vom Unterricht?« ruft eine weibliche Stimme aus der Menge. All das wirkt wie ein Spießrutenlauf, ein Test vor vielen Meinungen: Freundlich gehalten aber doch darauf ausgelegt, Haltung und Wissen der Kandidatin zu prüfen. Ich selbst bleibe zunächst unbeteiligt, ahne aber schon, worauf das hinausläuft. Anniek bleibt professionell und antwortet ungeschönt:

»Zunächst würde ich den Kindern, unabhängig von ihrem vorhandenen Bildungsstand oder Alter, die Grundlagen und später auch speziellen Praktiken des Lesens, Schreibens und Kopfrechnens vermitteln. Ich meine damit Handschrift, um einige Schlagwörter zu nennen, weiterhin Kalligraphie, Drucktypen-Geschichte, der richtige Umgang mit Schreibwerkzeugen, Kniffe beim Rechnen und Gleichung-

lösen. Auch Geometrie und Physik sowie die Grundsätze der Biologie kann ich, bis zu einem gewissen Grad, lehren. Bei Oren würde ich eine umfangreiche Bibliothek vorfinden, in der ich mich gegebenenfalls weiterbilden kann. Der Unterricht muß aber nicht nur aus dem Theoretischen bestehen, sondern wird auch andere lebenswichtige Dinge umfassen. So könnte ein Tag der Woche dafür eingerichtet werden, handwerkliche Tätigkeiten zu erfahren, die jeder Mensch beherrschen sollte: Nähen, Knoten, Schustern, Stricken, Spinnen, Fischen und so fort.«

Anniek pausiert, um die bisherigen Reaktionen abzuschätzen; doch keiner bewegt sich. Sie setzt ihre Aussage daher etwas beklommen fort: »Weiterhin, so meine ich, könnten die Kinder auch wesentlich mehr in Astronomie einbezogen werden, indem man sie beispielsweise ein Analemma zeichnen läßt und sie dadurch routiniertes und präzises Arbeiten lehrt. Daraus lassen sich Aufgaben ableiten, etwa die Vorhersage des höchsten Sonnenstandes mithilfe des Analemmas. Zuletzt gäbe es sogar die Möglichkeit, durch die Nähe zum Meer etwas über Nautik zu lernen! In einer Welt dieses Freiheitsgrades, wo maßgebende und entfaltbare Vernunft statt hinderliche Verwaltung und unbegründete Richtlinien vorherrschen, sind die Möglichkeiten der Ausbildung unerschöpflich!«

Wieder schaut sie hilflos in die Menge, aber, als wäre es abgesprochen, regt sich keine Seele. Anniek geht davon aus, die Menge noch immer nicht überzeugt zu haben:

»Der Unterricht bei mir würde halbtags dauern, damit die Kinder am Nachmittage noch etwas von ihrer Familie lernen können.«

»Erlaube mir die Frage«, wirft die alte Yista ein: »ob du

uns als Bauern für ungebildet hältst und damit die Notwendigkeit des Unterrichts rechtfertigst.«

Konzentriert und besonnen wendet sie sich Yista zu und spricht mit fester und ernster Stimme: »Alles, was ich bisher von Fornburg und seinen Menschen gesehen habe, beeindruckt und überwältigt mich. In keiner Weise denke ich, die hier vorherrschende Philosophie und Gastfreundschaft ginge auf ungebildete Gemüter zurück.«

Sie drückt das in einer Form aus, wie man es nur schlecht wiedergeben kann. Ich muß annehmen, daß ein jeder in diesem Gebäude ihr fraglos glaubt.

»Nur haben wir gesehen«, fährt Anniek fort: »daß es bisher keine Schule gibt. Eine Schule birgt neben dem offensichtlichen Wissenserwerb der Kinder den großen Vorteil, daß die jungen Leute gleichen Alters beieinander sein können, um ihre sozialen Möglichkeiten zu erforschen.«

Wieder dieses Schweigen. Aber ich ahne, was los ist: Diese geheuchelten Fragen nach Annieks Motivation als Lehrerin sind von vornherein als adaptive und nicht ganz ernstgemeinte Farce gedacht. Die hier Anwesenden wollen sie unlängst als Lehrerin haben und zweifeln keineswegs an ihrer Kompetenz. Umso schärfer sehe ich Ogmund an, der mich sofort wahrnimmt:

»Schon gut, wir hatten unseren Spaß«, offenbart er: »Es wäre ungerecht gegenüber unserem neuen Zuwachs Anniek, sie noch weiter im Ungewissen zu lassen. Tatsächlich haben wir euer Entgegenkommen bereits den ganzen Vormittag debattiert und uns einstimmig entschieden: Selbstverständlich möchten wir dein Angebot mit tausend Ja-Rufen in Anspruch nehmen! Hurra!«

Die Menge atmet auf und jubelt mit Ogmund oder klatscht

in die Hände. Auch Anniek fällt plötzlich eine Last von der Seele und freut sich strahlenden Gesichts mit ihren neuen Freunden. Das drückte sie dadurch aus, daß sie mich umarmt und küßt. Dies bedeutete für sie eine ganz neue Zukunft.

»Einen Moment!« stößt sie vor: »Wie viele Kinder wird das eigentlich betreffen?«

Darren winkt sie zu sich: »Acht sind es, unsere beiden eingeschlossen.«

»Und bald sind es neun!« bringt Lenn sich lachend ein.

»Ich habe mir seit heute morgen auch schon einiges überlegt«, richtet Darren sich an Anniek: »wie wir das Schulhaus herrichten können, natürlich mit deinen Anweisungen. – Entschuldige, wir hatten uns noch nicht vorgestellt, ich bin bislang nur deinem Partner und seiner Erwähnung von dir begegnet. Ich heiße Darren und das ist meine Familie: Meine Frau Catla und unsere Zwillingstöchter Teuderun und Hedwig. Meine Aufgabe hier in Fornburg ist, man könnte sagen, Tischler und Zimmermann. Aber ich arbeite auch im Wald, kann Holz beschaffen und bearbeiten. Da gibt es einiges zu reparieren an dem erwähnten Gebäude und wir brauchen ein wenig mehr Holz für Tische, Tafel und Bänke. Vielleicht wäre das der ideale Zeitpunkt«, spricht er nachdenklich, »eine Sägemühle einzurichten, wie ich das schon seit Jahren vorschlage. Mit dem Wasser vom Bach angetrieben, könnte ein Sägeblatt schöne Bretter schneiden, bei nur einem Bruchteil des herkömmlichen Aufwands.«

Mittlerweile hat Darren die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich gezogen.

»Und hier würde ich mich gerne einbringen und meine Fähigkeiten anbieten«, schließe ich mich an und spreche

dabei zu Ogmund und allen anderen im Raum. Anniek hatte ja bisher ihren Dienst offeriert und wurde akzeptiert. Nun liegt es an mir, etwas vergleichbar Nützlichem anzubieten.

»Auch ich will mich neben meiner Frau natürlich mit Nützlichkeit beweisen und meine speziellen Kenntnisse zum Wohle der Gemeinschaft Fornburgs einbringen.«

Die Leute starren mich an, das scheinen sie wirklich gut zu können.

»Wie ihr nicht wissen könnt – die Geologie ist meine Berufung. Und obschon ich noch nicht lange unter euch weile, bin ich seit jeher ein aufmerksamer Beobachter, und ich sehe Dinge, an denen es fehlt; Dinge, die benötigt werden.«

»Wie kommst du auf die Idee, es würde uns an irgendetwas mangeln?« fragt Thelan offen in den Raum und die meisten Anwesenden stimmen ihm zu, während andere für meinen Vortrag ein offenes Ohr haben: »Wir können uns selbst kleiden und ernähren, wir leben nicht einmal in Zelten oder Höhlen!« ergänzt Marwo empört.

»Das stimmt und das sehe ich auch ein ...«, rechtfertige ich mich, darf aber nicht ausreden.

»Wir mögen zwar wie im Mittelalter handwerken und uns ebenso ernähren. Aber uns fehlt zweifelsohne der naive und abergläubische Verstand jener Zeit. Stattdessen haben wir moderne Ansichten, alles überblickende Vernunft und Wahrnehmung. Diese Kombination schafft die idealen Voraussetzungen für eine nachhaltige und gegenwartsorientierte Lebensweise!« trägt von anderer Stelle Stanislaus vor.

»Und genau deshalb sollte euch doch an neueren, wissenschaftlichen Kenntnissen gelegen sein?! Oder nicht? Ich bin mir sicher, daß diese Gemeinschaft auch fortan auf ihrem

bisherigen Stand weiterbestehen wird. Allerdings könnte ich sinnvolle und erleichternde Verbesserungen zuführen – und dies kennzeichnet ja den Fortschritt!« argumentiere ich verzweifelt. Aber es droht sich bereits das Folgende an:

»Wir wollen keinen Fortschritt!« ruft es laut und aggressiv von hinten, ich glaube es ist der Fischer. Ogmund versucht die Situation zu beruhigen und spricht mir vernünftig zu:

»Höre: Hier bei uns in Fornburg besteht der Bedarf, die Einsamkeit und das bescheidene Leben weitmöglich zu wahren!«

Noch bevor ich Einspruch erheben kann, fährt er fort: »Für uns ist wichtig, daß jeder sein Leben lebt und darauf abzielt, daß das Dorf weder übermäßig wächst noch zu große Bekanntheit erlangt! Demzufolge wird die Bedeutung von Glück völlig neu definiert: Eine verlorene Ernte beispielsweise ist kein Unglück, denn man teilt sich ja die Lebensmittel und verhungert nicht! Oder ist es Glück, wenn bei Sturm der Baum nicht aufs eigene Haus kracht? Aber selbst wenn, so ist der Schaden schnell repariert und kein großer Schmerz.«

Diese Worte regen mich zum Nachdenken an: Was wir in der Moderne, der hinter mir liegenden Welt, als Pech erachten, wurde hier bedeutungslos: ein Strafzettel wegen überhöhter Geschwindigkeit mit dem Auto? Versicherungstreitigkeiten und anderer juristischer Blödsinn? Eine unrechtlige Abmahnung wegen irgendetwas? Der erdrückende, die eigenen Schwächen erforschende Zwang, sich durchweg in Prestige verlieren und profilieren zu müssen, um etwas darzustellen; wer zu sein? – Hier unbedeutend!

Manche mögen die in Fornburg gelebte und einfache

Lebensweise (oder die Vorstellung derselben) als zu romantisch oder idealisiert, beinahe utopisch halten. Ich selbst halte sie schlichtweg für möglich und ebenso wenig abzulehnen wie die Aussage, es gebe kein außerirdisches Leben. Keinem sollte eingeredet werden, er könne eine Selbstversorgung ganz alleine für sich aufbauen: Vollständig sein eigenes Essen anbauen, Kleidung herstellen und das Haus instandsetzen! Dafür dient die kleine Gemeinschaft um ihn herum und ein Prinzip namens Arbeitsteilung. Und obwohl manche diese einfache Lebensweise als Rückfall deuten werden, käme mir niemals der Gedanke, einen Bauern wegen seiner grundlegenden Arbeiten zu erniedrigen! Ganz im Gegenteil: Wer das Land zu nutzen weiß und selbständig die meisten der Handwerke selbst verrichten kann – der wird überleben, denn er ist jemandem überlegen, der einen Computer bedienen kann. Trotzdem versteht man mich hier falsch und Ogmund geht weiter ins Detail, um mir seine, und in Vertretung die aller anderen, Ansicht verständlich vorzutragen:

»Wir müssen in der Tat zusehen, die Prozesse einfach zu halten: Greifen, bildlich gesprochen, zu viele Zahnräder ineinander, werden die Sachen rasch kompliziert und können niemals von Dauer sein! Das Gebilde wird eine Weile arbeiten, aber irgendwann zerbrechen oder zum Stillstand kommen. Auch wenn man ein Bund Haare in eine knifflige Maschine wirft, wird diese zunächst weiterlaufen, aber schließlich ihre Funktionalität einbüßen, da die Haare sich um die beweglichen Teile wickeln. Das einfache Modell sieht dagegen nur zwei Zahnräder vor, die leicht überblickt und gewartet werden können. Und dies ist die Formel für einen dauerhaften und harmonisierenden Zustand! In der

Wirtschaft dagegen ... «

»Halt ein!« rufe ich nun endgültig, die Predigt unterbrechend: »Es geht gar nicht um Geld! Oder die Einführung einer Wirtschaft!«

Er verstummt. »Dachtet ihr wirklich, ich will hier eine monetäre Ökonomie einrichten? Puh, Leute! Nichts dergleichen! Ich verachte dieses destruktive und menschenverachtende Treiben! Daß es hier nicht vorsteht, macht Fornburg erst so anziehend für mich! Nein, in meinem Vorschlag geht es *nicht* um Geld! Bitte, laßt mich jetzt ausreden!«

»Recht hat er!« bringt sich plötzlich Lita ins Gespräch ein und kritisiert Ogmunds rabiates Vorgehen: »Hättet ihr ihn nur am Anfang aussprechen lassen! Sage uns, was du vorhast!«

»Nun, äh, danke, Lita. Ich wollte ursprünglich eigentlich auf meine Beobachtung hinweisen, daß viele der Häuser Fornburgs an einigen Stellen baufällig wirken. Ich sehe, sie bestehen aus Holz, Steinen, Lehm und Stroh. Aber die Fenster sind hin und wieder angebrochen und nicht ersetzt, teilweise mit einer Lehmfüllung abgedichtet. Ich gehe deswegen davon aus, daß ihr keine Glashütte unterhaltet?«

»Ja, das ist ja ...«, flüstert jemand. Ein anderer grübelte: »Glas! Das wäre etwas!«

»Eine Glashütte haben wir nicht. Wie könnten wir etwas so Fortschrittliches haben?« leuchten Lenns Augen: »Sag, du weißt wie man Glas herstellt?«

Er kommt auf mich zu. Es scheint, als habe ich einen Schatz angesprochen, der für die Fornburger bislang unerreicht war.

»Ich sehe, liebe Freunde, daß euch das interessiert. Die Produktion von Glas ist nicht schwer, die richtigen geologi-



schen Kenntnisse vorausgesetzt, die ich habe, oder vielmehr nach einer Erkundung der Region anbieten kann. Denkt nur, wie viele Fensterscheiben sich damit ersetzen ließen!« rege ich an.

»Du machst dir keine Vorstellung!« antwortet Mathilda und tritt aus dem Schatten bis ganz dicht vor mein Gesicht: »Wir brauchten weniger das Glas für neue Fensterscheiben als vielmehr für sterile, verschließbare, wasserdichte Gefäße. Für Arznei und Verbandsmaterial!«

»Und für allerlei Zutaten, aus denen ich Medikamente herstelle!« ergänzt Catla.

»Und für unsere Reagenzien!« sprechen zwei junge Leute fast gleichzeitig, die ein Paar zu sein scheinen: »Dürfen auch wir uns nun vorstellen? Ich heiße Karimor, das ist meine Frau Admete. Wir leben am westlichen Ausgang der Siedlung.«

»Ich grüße euch! – Für Reagenzien braucht ihr Glas, sagtet ihr? Was arbeitet ihr denn?«

»Wir betreiben so etwas wie ... eine ›Erfinderwerkstatt‹, gibt Admete verlegen zu.

»Eine Erfinderwerkstatt? Das ist ungewöhnlich. Und was genau tut ihr so? Ihr hantiert mit Chemie, wie ich das verstehe?« – Sie nicken. »Das ist nicht schlecht! Dann können wir uns gewiß austauschen, was die Gewinnung von Glas angeht. Vielleicht könntet ihr mir auch helfen, eine geeignete Ofenanlage zu konstruieren?«

Wir werden in diesem Punkt schnell einstimmig. Aber eines verstehe ich noch immer nicht: »Wenn Glas bei euch so eine Mangelware ist und auch niemand etwas von der Herstellung weiß – woher kommen dann die Fensterscheiben und Trinkgläser, die ich sehe?«

»Altbestand!« ruft mir Marcia zu: »Das kommt nicht von uns; es war schon da! Und seitdem sehen wir zu, daß möglichst wenig davon Jahr für Jahr zerbricht, weil es sich nicht ersetzen läßt!«

»Na ja, kaum«, wird sie von Oren korrigiert: »Ihr müßt wissen, alle Jahre verirrt sich ein Händlerkarren nach Fornburg, mit dem wir manchmal Gläser oder Flaschen eintauschen können, die dann möglichst sinnvoll unter uns aufgeteilt werden. Allerdings geben die meisten dieser reisenden Händler an, gar nicht Fornburg gezielt erreichen zu wollen, geschweige denn von dessen Existenz gewußt zu haben! Oft folgen sie nur dem auffälligen Bach ›Rebenschild‹, der aus den Bergen fließt, zur Küste. Von daher ist jedes Zusammentreffen eher dem Zufall geschuldet.«

»Verstehe«, bestätige ich kühl diese Aufklärung.

»Was werden wir denn an Werkstoffen brauchen, um Glas herzustellen?« will Sigurd wissen, und ich spiele mein Wissen aus:

»Diese nicht-industrielle Methode der Herstellung von Glas wurde vor Hunderten Jahren betrieben und erzeugt sogenanntes Waldglas. Wichtig sind vor allem ein möglichst reiner Quarz-Sand als Ausgangsstoff sowie Pottasche als Flußmittel zum Herabsetzen des Schmelzpunktes der Glasmasse. Mögliche geeignete Sand- oder Sandstein-Vorkommen muß ich zunächst in der Region ausfindig machen. Das Glas wäre dann gegebenenfalls durch natürliche Eisenoxide im Sand stets grünlich gefärbt. Pottasche, also Kaliumkarbonat, läßt sich durch Veraschen von Pflanzen und Eindampfen des Suds gewinnen. Vorteilhaft wäre des weiteren Buchenholz zum Befeuern der Glasmasse bis zur Siedetemperatur. Vielleicht weiß Darren als Holzkundiger,

wo wir solche Bäume finden? Etwas Kalkstein wäre auch nicht verkehrt, das dient zum Härten des Glases, ist aber eine optionale Zutat. Das eigentliche Herstellungsverfahren ist umständlich und erfordert Feingefühl. Es ist aber auch kein Geheimnis. Ich hoffe, etwas Genaueres in Orens Bibliothek lesen zu können. Andernfalls lassen sich die besten Misch-Verhältnisse der Zutaten durch Probieren herausfinden. Soweit die Theorie.«

Die Menge stimmt mit einer weitreichenden Hoffnung in die Idee ein und will sich bestmöglich für den Erfolg des Unternehmens einsetzen. Admete und Karimor versprechen, einen geeigneten Ofen zu entwerfen, während Clyde und Herold sich um die Fertigung von Glasmacher-Werkzeugen nach meiner Anleitung bemühen wollen.

»Wenn es uns gelingt, gute Pottasche zu erzeugen, können wir sie auch für andere Dinge im täglichen Leben verwenden, nicht nur für die Glashütte! Zum Beispiel zum Waschen, als Dünge- oder Backtriebmittel. Das müßte euch doch interessieren, Lita? Soweit ich weiß, kann man mit zugesetzter Pottasche vor allem lockere Teige anrichten. Es wäre sogar einen Versuch wert, Soda-ähnliche Pottasche aus den wahrscheinlich salzhaltigen Pflanzen in Küstennähe zu gewinnen. Alles, was wir dafür brauchen, ist hier gegeben!«

In der Tat wird die Menge auffällig ungeduldig und will am liebsten sofort anfangen, das Gesagte in Arbeit umzusetzen. Stattdessen beruhige ich sie und berichte, daß eine umfassende Vorbereitung notwendig sey. Vor allem müßte ich mich zunächst in der Umgebung umsehen, ob wir alle Rohstoffe abbauen oder würden finden können:

»Ich gehe davon aus, daß es keine geologischen oder detaillierten topographischen Karten der Gegend gibt?« –

Oren verneinte das.

»Dann werde ich einige Tage, vielleicht Wochen benötigen, um die Gegend zu kartographieren. Ohne das wird es nicht gehen. Erst dann können wir den Ofen bauen und ihn mit Rohstoffen füttern. Was ich euch also anbiete, ist eine Idee, die wir nach und nach erst umsetzen werden – keinesfalls sofort!«

Das sehen auch alle ein, ungezügelt ist ihr Eifer dennoch. Die bloße Aussicht auf eine eigene, unabhängige Glasproduktion macht sie ganz ungehalten. Scheinbar habe ich damit genau ins Schwarze getroffen. In Gedanken male ich mir aus, wie ich die Landschaft erforsche und mögliche Rohstoffquellen in einer Karte vermerke. Schließlich kommt mir noch ein weiterer Gedanke:

»Darf ich um euer Gehör abermals bitten? – Die Glashütte ist also entschiedene Sache und setzt eine Art Rohstoff oder wenigstens geologische Karte voraus, die ich anfertigen will. Wenn ich aber schon einmal dabei bin, könnte ich noch nach weiteren Rohstoffen Ausschau halten. Gleichwohl kann ich sie nicht versprechen.«

»Was meinst du?« fragt Lenn.

»Ich meine so etwas wie Salz, Kohle, Schwefel, Salpeter oder sogar besseres Erz. Ich habe gesehen, die Schmiede wird mit Torf und Holz befeuert? Falls ich abbauwürdige Kohlevorkommen finde – was ich allerdings nicht glaube –, könnte man damit die Schmiede viel heißer und länger befeuern. Andernfalls könnte man über die Anlage einer kleinen Köhlerhütte nachdenken, um Holzkohle für diese eine Schmiede zu brennen.« Ich wende mich an Clyde: »Ich nehme an, das Ausgangsmaterial für alle Metallprodukte ist Raseneisenerz?«

»Es sind solche rostbraunen, schweren Klumpen, die wir aus dem Boden ausgraben, manchmal auch nur aufsammeln«, antwortet er, »Aber es findet sich nur wenig in der Umgebung.«

»Das *ist* Raseneisenerz! Ein minderwertiges Erz. Vielleicht kann ich etwas mit einem höheren Eisengehalt finden. Ich will jedenfalls danach suchen.«

Wieder mache ich eine Notiz auf einem Zettel, da ich nun am Tresen sitze und Lenn um etwas zum Schreiben gebeten hatte.

»Salpeter und Schwefel ist nützlich für allerlei Dinge, aber, wie gesagt, muß ich erst danach suchen. Was das Salz angeht – gewinnt ihr es aus dem Meer? Oder womit pökelt ihr?«

»Gar nicht. Wir haben kein Salz. Große Fleischstücke werden geräuchert.«

»Nun gut«, notiere ich erneut auf meinem Zettel, »Vielleicht wäre es gut, auch etwas davon zu gewinnen, nicht nur fürs Pökeln. Es aus dem Meer in großen Pfannen auszusieden, ist keine große Angelegenheit. Vielleicht ließe sich die Arbeit auch teilen, dann wären alle mit den neuen Verfahren vertraut?« – Ein allgemeines Bejahen raunt durch das Zimmer.

»Ein letztes Anliegen noch: Ich habe in Fornburg eine Mühle gesehen. Ist das eine Getreidemühle?«

»Ja, unser Vater betreibt sie«, antwortet eine junge Frau, die ich nicht kenne: »Mein Name ist Ginde, ich bestelle mit meinem Mann Tjelve das Feld zwischen Markt und Mühle. Und mein Vater wartet die Mechanik der Mühle und betreibt sie.«

»Ist er heute hier? Weiß er, ob das Mühlrad aus Holz ist?«

»Ja, das ist es«, bestätigt Herold: »Aber es ist fürs Zerreiben der Körner stets zu weich, also habe ich einen Blechverschlag darumgehämmert. Das Blech wiederum ist zu glatt – es quetscht die Körner am Rand heraus, anstatt sie zu zerreiben. Eine gute Lösung ist das nicht. Und jedes Jahr derselbe Ärger mit diesem Mühlrad. Wieso fragst du? Weißt du, wie man das verbessern kann?«

Ich grinse, während ich auf meinem Zettel kritzle: »Was haltet ihr von einem neuen Mühlrad? Alles, was wir brauchen, ist ein möglichst hart zementierter Sandstein ohne Klüfte, aus dem wir dann ein Mühlrad herausschlagen. Falls ich eine geeignete Stelle finde, dürfte es ein gewaltiger Kraftakt werden, den Rohstein heranzutransportieren. Aber *falls* wir es einzusetzen schaffen, hält das Rad hundert Jahre und mahlt euch alle Körner vorzüglich klein.«

Karimor denkt weiter, wie es ein Erfinder tut: »Wenn wir den Rohstein – ja, ja, *falls* wir geeignetes Material finden – zum Rebenschild verfrachten, würde er wie von selbst den Wasserlauf hinuntergleiten bis nach Fornburg!«

»Nun, Karimor, ich möchte bezweifeln, daß die Tiefe des Flußbetts für einen so schweren Transport genügt. Aber wir werden sehen. Wie gesagt, es hängt davon ab, was die Umgebung an Rohstoffen geben kann. Und bitte vergeßt nicht – ich habe keinesfalls vor, eure bestehende Handwerkswirtschaft umzuformen! Trotzdem glaube ich, daß man einige Vorgänge effizienter gestalten kann.«

»Arbeit ist nicht unser Problem, da wir kein Soll zu erfüllen haben«, gibt Lita zu bedenken: »Und wenn wir bis an unser Lebensende an einer Aufgabe werken, so stört es uns nicht, weil Familie und Freunde um uns sind. Da wir genug zu essen und einen Platz zum Schlafen haben. Und

weiterhin fehlt uns jedweder Ehrgeiz zur Fortentwicklung. Insofern ist es für die meisten von uns nicht von Bedeutung, wie gut oder schlecht die Eisenwerkzeuge sind oder ob das Fleisch geräuchert oder salzig schmeckt. Das Glas allerdings wäre eine erstrebenswerte Verbesserung unserer Lebensweise.«

»Nun, dann . . . « – Wollen sie nun auf meine geologischen Kenntnisse zurückgreifen oder ist es ihnen egal? Die Gemeinschaft scheint nichts von Abstimmungen zu halten.

»Am besten wäre es wohl, du würdest dich zunächst in der Umgebung umsehen und schauen, ob man überhaupt so etwas wie Sandstein, Kohle, Salpeter oder Erz findet. Dann können wir immer noch entscheiden, diese Dinge einzusetzen.«

Diese weisen Worte spricht Anniek zu meiner Seite. Und sie hat recht.



## 17 Die Prinzipien eines Wissenschaftlers

**W**ürde ich die mir selbst gefaßte Aufgabe angehen und dann auch weithin befriedigend lösen können? Diese und weitere Fragen beschäftigen mich noch eine ganze Weile, auch am Abend des Tages, als ich mit Anniek wieder auf Ibyko zurückgekehrt bin. Nun sitze ich in jenem Schaukelstuhl und habe das dicke Buch über Fornburg aufgeschlagen. Das nächste Kapitel (es trägt den Titel »Vom Wesen der Geldwirtschaft«) paßt genau zu meiner Stimmung.

Gesättigt und matt von einem ausfallend großzügigen Abendessen – Lita gab uns allerlei Backwerk mit und von Tjelve erhielten wir Eier und Käse – sinke ich nieder und lege die Füße hoch. Ich bin zufrieden mit dem verstrichenen Tag.

Die Einwohner Fornburgs haben auf meinen Vorschlag wie erwartet reagiert und zelebrieren eine große Übereinstimmung, gepaart mit Hoffnung und hitzigen, unüberlegten Plänen, was nicht alles möglich wäre. An mir jedoch liegt es jetzt, diese Ideen gegenständlich zu belegen und zu beweisen, daß meine geologischen Kenntnisse nicht unbedarft sind. Anniek steht zu ihrem Vertrauen in mich, ebenso die Fornburger. Vielleicht nur, weil sie selbst nichts weiter mit der Geologie zu tun haben; nichts Tiefgründiges davon



verstehen. Es ist leicht, einer Person zu vertrauen, die das Monopol auf einen Fachbereich besitzt. Und weiterhin kann man der beste Geologe der Welt sein – würde die Natur nicht mitspielen und die gesuchten Rohstoffe in großer Tiefe verbergen oder sie überhaupt nicht feilbieten – es wäre alles vergebens.

Nun, so schnell bin ich noch nicht mit der Aufgabe meines Plans und erinnere mich an eine Passage aus meinem Leben, die sich ganz ähnlich verhielt. Damals war ich noch Student und kartierte für meine Abschlußprüfung ein riesiges Gebiet auf einer Insel im Westen Schwedens. Einige etwas mißlich verlaufene Kartierungen schon hinter mir, nahm ich mir für die bevorstehende Kartierung fest vor, ganz meine in der Wissenschaft gebräuchliche Trennung zwischen Dokumentation und Interpretation vorzunehmen. So war ich der Meinung, solange man das Gestein am Ort seines Anstehens nur richtig anspreche und Meßwerte wahrheitsgetreu aufnimmt, würde sich der Rest – das Bild der geologischen Lagerung und die Beziehung zwischen einzelnen Gesteinseinheiten – ganz von selbst ergeben.

Ich habe diese wesentliche Beobachtung – oder zumindest halte ich sie für wesentlich – schon bei verschiedenen Gelegenheiten notieren können: So gibt es in der Wissenschaft nur zwei Gegebenheiten: Fakten und Auswertungen, entsprechend dem Prozeß ihrer Erhebung *Dokumentation* und *Interpretation*. Meiner Meinung nach zeichnet sich ein Wissenschaftler nicht durch die Interpretation der (möglicherweise vorher noch frisierten Fakten) zu spektakulären Hypothesen aus, sondern durch die saubere und detaillierte Dokumentation derselben. Ein Wissenschaftler ist also mehr ein Dokumentar; jemand, dessen Handwerk die struk-

turierte und aufmerksame Beobachtung ist, die mit ebenso großer Sorgfalt und ohne übertriebenes oder gar falsches Wort, im Rahmen des fachlichen Sachverstands, niedergeschrieben wird. Interpretationen dagegen werden stets nur Vermutungen sein.

Hunderte Revisionen beweisen, daß Interpretationen bestenfalls eine Möglichkeit der Tatsachen darstellen, jedoch leichter fallen und richtiger sind, je mehr Fakten gewissenhaft dokumentiert wurden. Und daher sollte eben dies die vorrangige Aufgabe eines (Natur-)Wissenschaftlers sein. Freilich muß auch erwähnt sein, daß manche Fragen eventuell nie frei von variabler Deutung geklärt werden können, egal wie viele Informationen über die Jahrhunderte zusammengetragen werden. Und gleichgültig, ob nach Ablauf einer befristeten Anstellung ein Ergebnis zu nennen erwartet wird.

Etwas mehr gehört allerdings zum Wissenschaftler: Ausgehend davon, daß ein solcher in erster Linie auf Fakten vertrauen und aus ihnen logisch, das meint weitgehend vernünftig ableiten sollte (denn jedwede natürlichen Vorgänge sind durch einfache Kausalität erklärbar), würde ich ihn nicht Wissenschaftler nennen, sofern er sich nicht den Geist für Dinge bewahrt, die es zunächst offensichtlich nicht geben kann; die man für gänzlich unmöglich oder sogar Spinnerie hält. Dazu zählen übernatürliche Erscheinungen wie Gespenster, Außerirdische und Zeitreisen. Und wer weiß: Vielleicht wird man in 400 Jahren sagen: »Diese Primitivlinge von Damals, kaum die Atomspaltung entdeckt, glaubten wirklich, daß Reisen mit Überlichtgeschwindigkeit nicht realisierbar seien!« – Gleiches gilt für Seelen der Verstorbenen und andere der Erfahrung, Erziehung und Bildung

nach mystische Angelegenheiten. Wir Menschen verstehen schlichtweg viel zu wenig von der Natur und den uns umgebenden Energiefeldern, um tatsächlich *alles* deuten zu können!

Abschließend möchte ich die ehrlich von mir vertretene Möglichkeit vorzeigen nicht auszuschließen, daß die Menschen, die Erde und alle sie umgebenden Himmelskörper Teil einer experimentellen Umgebung in einem »Glaskasten« sind, deren physikalische Grundparameter (wir halten sie für universell gültig) von einem Wesen unermeßlichen Verstandes reguliert werden.

So oder so, das von mir arrangierte Unternehmen bleibt ungewiß. Sinnlos ist es keinesfalls, jedoch fraglich in Hinblick auf seinen Erfolg. Zumindest bleibt uns die Gewißheit, für die Zeit unserer beiden Vorhaben mit Essen und Kleidung versorgt zu werden: Noch vor ein paar Stunden kam ich mit allen Fornburgern überein, mich und Anniek solange mit Nahrung zu unterstützen, bis unsere geplanten Vorhaben von Erfolg gekrönt seien und ich die Kapazität wiederfinde, mich um mein eigenes Feld kümmern zu können.

Tjelve gab mir sogleich den Ratschlag, eine Dreifelder-Wirtschaft zu betreiben, bei dem je zwei Teile meines Insel-Ackers mit Dinkel und Kartoffeln als Vorfrucht zu sähen seien und ich ein Feld brachliegen lasse. Später würde ich es mit Hafer und Gerste versuchen können und abermals einen Teil des Feldes brachliegen lassen, damit sich der Boden erhole. Außerdem kennt er mein Feld nur zu gut: wie er sagt, habe er es damals mit angelegt, das heißt große Steine aus dem Weg geräumt. Er gab mir noch den Hinweis, es mit Büschen und Hecken zu umpflanzen, damit es besser vor

dem kräftigen, seewärtigen Wind geschützt sey. Auch Aniek entwickelte eine den anderen entsprechende Vorfreude und erwähnte den Anbau kleiner Tomaten und Gurken nah dem Haus, so ähnlich, wie sie es am Büntergrashof zu tun pflegte.

Die Berufswahl, Wissenschaftler zu werden, resultiert vermutlich aus meiner konditionierten Fertigkeit, die Dinge und Beziehungen in einem weit großräumigeren Maßstab wahrzunehmen, als es anderen Menschen möglich ist. Und so klingt es erstaunlich, wenn man über die Großartigkeit meines Geistes nachdenkt; das mag arrogant klingen, obwohl ich lediglich von der Wahrnehmung unserer Welt berichten will: So sehe ich einen Radfahrer auf der Straße, mehrere Wissenschaftler mit blauen Plasma experimentieren, eine über Liebe singende Darstellerin. Sie alle befinden sich auf diesem kleinen Planeten im Lauf um einen mittelmäßigen Stern. Was außerhalb des Orbits geschieht, interessiert sie nicht; sie glauben ihre Leben und ihre Interessen im Mittelpunkt ihrer Wahrnehmung, ihrer Vorhaben und Besitztümer. Mehr noch, sie erkennen die Geburt als Beginn des Lebens und den Tod als dessen Ende an; weiterhin den unerschütterlichen Glauben an die eindeutige Berechtigung ihrer Regierung und Religion; und am engstirnigsten: die Gewißheit, daß der wahre Feind der Menschheit auf diesem Planeten zu suchen ist.

Andererseits bedeutet es dem Universum nichts, was die kleinen Erdlinge unterhalb der Troposphäre tun; sie geraten im Hinblick auf die Weiträumigkeit des Kosmos in schlichte Vergessenheit. Ich selbst sehe das, kann mich aber nur der gegebenen Dimension anpassen, auch wenn mein stiller Geist weiter reicht. Der Preis für diese »Weitsicht« ist die

Beschränktheit meines Intellekts in einem kleinen Schädel. Demütig füge ich mich, denn ich kann – durch eben jene Weitsicht – entscheiden, welche Probleme von Bedeutung sind, und welche unerheblich. Den einfachsten Tätigkeiten gebe ich mich hin, nur um in Vernunft, Rücksicht und Nachhaltigkeit zu leben. Was sonst hätte das Leben für einen Sinn, wo wir doch Bücher digitalisieren und genau wissen, daß sie selbst, das Speichermedium oder das Schriftverständnis keine tausend Jahre überdauern?! Wo wir ein halbes Leben zubringen, um ein Instrument zu lernen, Spezialist auf einem Fachgebiet werden und dennoch genau wissen, daß wir diese Kenntnisse keine einzige Generation weitergeben können! Einfach nichts, das wir tun oder für die Zukunft niederlegen, sammeln oder vorbereiten ... wird diese Zukunft auch erreichen! Welch' ungewöhnlich mächtiger Hochmut gehört zu der Behauptung, um die Gegebenheiten in zweihundert Jahren oder nur fünfzig zu wissen!

So scheint nur eine einzige Handlung wirkliche Geltung zu besitzen: Nachwuchs zu haben und ihm die Lehren vom Leben mit der Natur sowie den angemessenen Umgang mit anderen Menschen beizubringen, moralische Impressionen einzupflanzen und das Kind (oder die Kinder) auf Freiheit verteidigenden Ungehorsam hinzuführen.

Damit einhergehend stimmt, daß meine Gleichgültigkeit an politischer Information gegenüber Neuigkeiten aus der Wissenschaftswelt aus deren (die Politik betreffend) Unstetigkeit resultiert: In 100 Jahren will und wird niemand mehr wissen, ob Politiker X diese oder jene Reform unterstützt oder abgelehnt hat. Der Wert jenes Wissens für das rezente Geschehen ist durchaus (und nicht übertrieben!)

vergleichbar mit der Kenntnis der Namen der Mitglieder des römischen Senats vor 1950 Jahren. Die Beschreibung einer neuen Brachiopoden-Formgruppe jedoch oder die Erkenntnis, daß Pulsare auch unregelmäßig rotieren können, wird das Wissen der Menschheit nachhaltig ergänzen.

Neben die philosophische Reife, die ich durch meine Weltanschauung erlange, tritt ein angenehmer Nebeneffekt: Ich werde immunisiert vor der Anerkennung groß gesprochener und doch kleiner Dinge – dem Geld. Und in Beziehung zum Beruf des Wissenschaftlers erkenne ich: Wer Wissenschaft betreibt, um Geld zu verdienen, der ist kein Wissenschaftler. Und darauf Bezug nehmend: Vielleicht bin ich mehr Wissenschaftler als jeder andere, weil ich dem Geld nicht hinterherrenne. Vielleicht bin ich auch gar nichts. Aber wenigstens fühle ich mich gut dabei.

\*\*\*

Friedlich erwache ich neben Anniek und schaue ihr sogleich aufs Haupt. Spät ist es am vorangegangenen Abend geworden, habe noch im Buch über Fornburg gelesen. Beinahe wäre ich auch darüber eingeschlafen, ohne es zum Bett zu schaffen, in welchem Anniek bereits träumte.

Ich atme den süßlichen Geruch, der aus dem Bett zu strömen scheint, aber unklar bleibt, ob er von Leder, dem Stroh darin, den Holzmöbeln oder uns selbst kommt. Vielleicht ist es auch eine Mischung aus allem im Zimmer. Tiefer atme ich den vor meiner Nase schwebenden Geist, lasse ihn in mich eindringen. Ich tue dies so ungefragt bereitwillig, weil der Geruch auch unweigerlich etwas von Anniek in sich bergen muß, und ich in diesem Moment die einzigartige

Möglichkeit erkenne, meine Liebste nicht nur körperlich zu umarmen, sondern ihre Gegenwart auch von innen zu absorbieren. Sie soll gleichermaßen meine Haut wie auch meine Seele imprägnieren.

So edelmütig mein Motiv auch ist; und so wohl ich mich auch fühle – etwas hält mich davon ab, ihr näher als ein paar Zentimeter zu kommen: So nah liegt sie bei mir und schläft von meiner Anwesenheit unbemerkt. Lege ich vorsichtig den Arm um sie, fühle ich warme Luft; will ich mich aber an sie drücken, versagt mir eine unsichtbare Aura jede weitere Annäherung: Als würde man zwei Magnete mit dem gleichen Pol-Ende gegeneinanderdrücken; mit etwas Kraft käme man nah, würde aber mit versagender Mühe niemals in des Gegenstücks Nachbarschaft verweilen können.

Es ist unheimlich: Obgleich ich weiß, daß mir in dieser Umgebung nichts geschehen kann, wird aufs neue bewiesen, welch' machtvolle Gestalt bei mir ist. Von unsichtbaren Gewalten beseelt, sie zu kontrollieren fähig – oder auch nicht. Eine junge Göttin, jeder Blasphemie gewachsen.

*Töte mich und belebe sogleich mein Selbst wieder!  
Ich werde dir gehorsam sein,  
meinen Willen gegen dein Wort tauschen!*

Die Augen verschließen sich für einen Moment, eine Träne rinnt über die Wange herab. Ich wische sie ab. Schnell und laut schlägt mein Herz; ich erwarte jede Sekunde ihr Erwachen aufgrund des aus meiner Brust dringenden Lärms. Aber sie, die schlafende Göttin, erwacht nicht.

Zwei- oder dreimal stöhnt sie, eingewickelt in die Unbeschwertheit ihres Schlafs. Mein Wunsch, sie möge von

mir träumen, ist innig. Ich lasse sie schlafen, solange sie will. Und wenn auch Tage daraus werden: Laßt mich daran teilhaben, kein anderes Begehren drängt sich mir vor.

Sollte sie den Traum träumen, den ich niemals auszu-träumen wagte oder dessen Ende zu erreichen vermochte. Möge sie ergründen, wovon er genau handelt, ohne dabei auf vage Vermutungen hereinzufallen und mit jenen zu erwachen, die einen nur konfuser und jedesmal ein bißchen mehr wahnsinniger machen als vor dem Zubettgehen. Mögen Therak und Jhadar sie behüten vor Träumen von Angst und Gewissenlosigkeit, und vor der Ahnung, jemals und für immer in ihnen gefangen zu sein. Möge sie die Träume wahrnehmen als ein Privileg, das zwar allen Menschen zuteil wird, aber nur wenige mehr als lediglich eine vergessene Illusion daran behalten. Möge sie in den Träumen zu Erfahrung und Wissen gelangen, sie schätzen und achten lernen. Mögen ihr meine Gottheiten ebenso großzügig gewidmet sein, wie sie auch mich all die Jahre begleiteten. – Wenn ich mich in Lebensgefahr befand, der Angst zu scheitern, dem Trieb der unermüdlichen Gesellschaft ausgesetzt war; jene Götter, die mich vor geistigem Suizid bewahren werden, sollte ich einmal in Gefangenschaft geraten. Und mögen auch diese Götter mir das Glück angedeihen lassen, einen Weg zum gesamtheitlichen Selbsttod zu finden, sollte ich einmal durch unglückliche Umstände in meinem Körper gefangen und mir die Möglichkeit zum Schreiben, Lieben oder Denken genommen worden sein.

Doch genug der Wünsche. Möge die schlafende Schönheit allein wissen, daß ich sie solange lieben werde, bis das Herz den letzten Schlag getan, die Stimmbänder den letzten Krächzer von sich gegeben haben, das Gehirn die letzte Ent-



scheidung gefällt hat. Möge dieser Tag in einer Ferne liegen, die ich mir trotz aller Fantasie nicht vorzustellen vermag.

Nun gehe ich leise im Zimmer herum und sammle meine Kleidung ein. Das fällt mir gar nicht leicht, da noch Dunkelheit vorherrscht. Mein nächster Gedanke widmet sich der Erinnerung, wo die Kerzen und das Feuerbesteck verblieben sind. Ich greife nach allerlei in der Finsternis und stoße mir den Arm an der Ecke eines Möbels. Ich bewege mich nun zum Kamin, wo durch das letzte Glimmen etwas Helligkeit hervorgeht und verwerfe den Gedanken an das Feuerbesteck. In die Glut blasend, erhebt sich eine Wolke aus schwebender Asche, treibt herum und legt sich wieder nieder. Sie riecht warm und feucht zugleich, nach Vergangenen, auch nach Geselligkeit. Nach etwas, dessen man nie überdrüssig werden würde; das zu betrachten immer wieder Freude bereitet. Und was bindet mehr aneinander als ein kleines Feuer?!

Ich sehe mit geneigtem Kopf, daß Anniek durch mein Treiben nun vollends erwacht ist:

»Ich träumte von der Unendlichkeit!« gibt sie verschlafen kund: »Und vergaß ein träumender Mensch zu sein!«

»So so. Und was bist du dann? – wenn kein träumender Mensch?«

»Ein liebender Mensch«, kontert sie ernst und so schnell, wie ich kaum meine zum Scherz gestellte Frage ausgesprochen habe. Ich stelle mich auf und lasse die Asche Asche sein.

»Liebend? Das bin ich auch, Anniek.« Lächelnd zeige ich mit dem Finger auf ihre im Bett aufgerichtete Person: »So viele Bezeichnungen gibt es für schlechte Dinge. Nur eine beschreibt das Gegenteil von all dem – dein Name.«

»Doch bin ich mehr als nur ein Name!« schiebt sie sich weiter aus dem Bettzeug auf und bläht mir ihre Brust entgegen.

»Auch das weiß ich freilich«, korrigiere ich mich: »Nur was weiß ich wirklich über dich? Ich sehe so vieles an dir und habe meine Vermutungen, was in dir steckt. Und dein Name ist das einzige, das ich mit Gewißheit sagen kann. Im Grunde bist du wie ein riesiger Schildvulkan, den ich mir als Geologe aus der Ferne ansehe. Seinen Namen kenne ich bereits, nur was ist unter seiner beeindruckenden Gestalt verborgen? Werde ich zu Lebzeiten alles von ihm ergründen können? Ich bewundere dessen Eleganz, die makellos erscheinende, äußere Figur; wie er sich fehlerfrei in die Landschaft einpaßt, als wäre er genau an dieser Stelle entstanden, und gleichzeitig trotzdem etwas so Besonderes ist, daß er sich immer von seiner Umgebung abheben wird. – Das bist du. Nur du, Anniek.«

Lächelnd setze ich mich auf die Bettkante, wie ich es einstmals am Büntergrashof tat. Und ich stelle fest, daß diese geologische Offenbarung, der Vergleich mit einem kegelförmigen Berg, mit einem langen, schweigsamen und nie zuvor erfahrenen Kuß belohnt wird.

Dieses wahre Wort gesprochen, taste ich mich wieder zum Kamin zurück und bringe die Befeuerung zu Ende, indem ich dünne Späne auf der Glut verteile und in Brand stecke. Sobald die Flammen aufblitzen, halte ich den Docht einer Kerze hinein und entzünde damit noch andere im Zimmer stehende Lichter. So mühevoll diese mir von nun an jedem Morgen erwartete Tätigkeit erscheint, bringt sie gleichzeitig die anregende Erfahrung mit sich, wie es ist, ohne elektrisches Licht zu leben. Da es keinen Strom gibt,

muß man von nun an ständig darauf achten, bei Nacht eine Fackel oder Kerzen bei sich zu haben oder aufzupassen, daß das Feuer niemals ausgeht.

»Ich habe mich dazu entschieden, am heutigen Tag die Landschaft um Fornburg im geologischen Sinne auszukundschaften«, spreche ich Anniek zu, die sich gerade ein Kleid über das erregend aussehende Unterzeug streift. Sie summt mir einen bestätigenden Laut zu.

»Als ich gerade draußen war«, fahre ich fort, »sah ich, daß der Himmel gutes Wetter verspricht. Sonst hätte ich einen anderen Tag für meine Auskundschaftung gewählt.«

»Du mußt mich in keiner Weise ruhig sprechen! Sind wir nicht erwachsen und können einen Tag voneinander getrennt verbringen? Einen einzigen und wieder einzigen und abermals einzigen Tag in diesem endlosen Hiersein mit dir? Und werden Erwartung und Sehnsucht sich nicht steigern bis zu unserem abendlichen Wiedersehen?« Dieser Aussage kann ich nichts hinzufügen.

»Ganz recht. Ich würde mich aber freuen, wenn du mich in die Stadt begleitest. Du könntest den Tag nutzen, dich weiter zurechtzufinden und die anderen besser kennenzulernen?!«

Anniek kommt zu mir herüber, nimmt die Hände aus der Hüfte und legt sie stattdessen um mich:

»Hattest du gerade vor, mir Mut zuzusprechen? Den Mut, meine Schüchternheit abzulegen? Oder willst du dein Gewissen beschwichtigen, das dich immer noch quält, weil du glaubst, du hättest mich unfreiwillig in diese Situation gebracht? – Das alles denke nur; aber tue es dennoch nicht, bitt' ich dich. Ich liebe dich und bin hier bei dir. Ich bin hier und umarme dich – weil ich es will und nicht, weil

*du* es willst, in Ordnung?! Geh' nur deiner Wege und finde diese Rohstoffe für uns. Ich kümmere mich heute um unser Zuhause und sehe mir unsere zukünftige Schule genauer an.«

Ohne ein weiteres Wort oder mir die Gelegenheit zu einer beschämten und Achtung bekennenden Antwort lassend, läßt sie mich aus der Umarmung frei. Dann sind wir bereit zum Aufbrechen.

Die Luftblasen der Fische steigen im Uferbereich auf, als wir die Küste erreichen. In der Ferne bemerke ich wieder den Fischer, dessen Namen ich noch immer nicht kenne, und werfe ihm eine grüßende Hand zu. Die sieht er allerdings nicht. Möwen treiben, vom Wind in Schwebelage gehalten, durch die Welt und besehen sich den Erdboden aus einer Entfernung, wie ich heute die alte Welt sehe und verachte. Unlängst in Hemisphären aufgestiegen, die mir das freie Studium meines Willens und die Liebe zu der Frau meiner Träume ermöglichen.

Während mir jetzt schon die drückende Wärme der Sonnenstrahlung ein verschwitztes Hemd garantiert, kommt mir im Zuge dieser Unannehmlichkeit in Erinnerung, daß ich mich gar nicht um irgendwelche Verpflegung für unterwegs gekümmert habe.

Ich laufe mit Anniek ins Dorfzentrum, wo wir uns mit einem sinnlichen Kuß trennen. Zunächst begibt sie sich in Orens Buchhandlung, was ich für eine gute Idee halte. Wenn sie sich tatsächlich auf den Weg machen wollte, das Dorf kennenzulernen, wäre er gewiß der beste Führer für dieses Unterfangen.

Nun, da ich Anniek in guten Händen weiß, gehe ich wegen meines Dursts zum Brunnen und ziehe einen Eimer

herauf. Während dieser Tätigkeit beobachte ich meine Umgebung, aber bis auf das Öffnen und Schließen der Tür an Orens Buchhandlung durch Annieks Hand tut sich nichts auf den Verandas und an den Fenstern der mich umgebenden Gebäude. Daß aber alle noch schlafen sollten, glaube ich auch nicht.

Gerade habe ich den Eimer herangezogen und will zum Trinken ansetzen, als mir Darren etwas zuruft: »Warte, nimm lieber hiervon!«

Als er auf die Straße rennt, kommt er irgendwo von dort, wo auch Clyde und Herold ihr Zuhause haben. Vielleicht wohnt er in ihrer Nähe. In seiner Hand hält er einen ledernen Trinksack und reicht ihn mir, als er völlig außer Atem vor mir steht.

»Guten Morgen, Darren! Ist denn das Wasser im Brunnen giftig?« scherze ich.

»Morgen«, keucht er vor: »Nein, natürlich ist das Wasser trinkbar. Aber eben nicht so frisch wie jenes, das ich gerade im Bach geschöpft habe. Das vom Brunnen kommt eigentlich nur auf die Beete oder wird zum Wäschewaschen verwendet.«

»Na, wenn das so ist – danke!« greife ich zum Lederbeutel und trinke: »Aber du bist doch nicht extra deswegen auf mich zugestürmt, oder?«

»Ich wollte dich eigentlich fragen, ob ich dich begleiten kann? Als ich euch von der Werkstatt aus gesehen habe, bin ich euch nachgelaufen.«

»Aber ich gehe heute ins Gelände und weiß gar nicht, wohin genau mich mein Weg führt!«

»Weiß ich doch; genau deswegen will ich dich begleiten! Du kennst dich hier nicht aus – ich aber schon. Außerdem

hat uns Catla Verpflegung für die Mittagszeit hergerichtet! Ist das nichts?!«

»Nun, Darren, das überzeugt mich«, bekenne ich: »Ich könnte tatsächlich etwas Hilfe und Gesellschaft brauchen.«

»Na bestens, dann können wir ja. Zunächst wollen wir dem Wasserlauf nach Westen in Richtung seiner Quelle folgen. Von dort wird es hügeliger und die Vegetation steht nicht mehr so dicht. Dann kannst du nach deinen Gesteinen Ausschau halten. Ich will ohnehin nach meinem Holz sehen.«

»Dein Holz?« frage ich beim Gehen.

»Ja natürlich! Wir brauchen einiges Holz für die Ausbesserung der Schule! Es gibt da einen kleinen Forst, den ich kenne, bestehend aus Eichen und Buchen, nahe einem Wasserlauf. Wenn die Bäume nicht befallen sind, ließe sich das zerlegte Holz mit dem Bach ins Dorf befördern.«

»Ich verstehe. Mir scheint, als kennst du die Gegend.«

»Nun, das auch wieder nicht: Eine Ewigkeit lebe ich schon hier. Außerhalb Fornburgs Grenzen bewege ich mich doch nur durch die Wälder. Siehst du zum Beispiel die Fornburg-Ruine da hinten? Da war ich noch nie. Es hat sich nie ergeben. Es verbleibt mir ja auch noch eine Ewigkeit dafür.«

»Ist das wahr?« Ich bleibe stehen und schaue gebannt auf die in weiter Ferne weilende Burgruine: »Die kann doch höchstens ein paar Kilometer entfernt sein! Die sehe ich mir bestimmt demnächst einmal an!«

»Ja, tu das«, bemerkt er beiläufig und geht weiter, als sey sie nichts Besonderes: »Es dürfte für die anderen Fornburger gewiß interessant sein zu hören, wie sie von innen aussieht.«

»Heißt das, von euch war noch niemand dort?«

»Niemand, den ich aus Fornburg kenne, ist je dort gewesen. Es gab noch nie einen Grund dafür. Dabei ist es nicht so, daß uns die Ruine nicht fasziniert. Tatsächlich denken einige von uns pragmatisch; sie stellen sich vor, in der Ruine ein kleines Lebensmittellager für Notzeiten einzurichten, so wie in der Vergangenheit.«

»Und warum habt ihr das nicht durchgeführt? Das klingt mir vernünftig! Ein Lager, sicher vor Sturm und küstennahen Überschwemmungen!«

»Keine Ahnung«, zuckt Darren gleichgültig mit den Schultern und erschlägt mich mit seinen treuen Augen: »Es gab nie einen Anlaß. Wir nehmen das hier viel gelassener. Vorbeugung und Rüstung gegen irgendwelche Gefahren sind nicht zwingend erforderlich. Wir haben alles Notwendige bei uns im Dorf, leben von dem Angebauten; die Lager in den Kellern und Schuppen reichen uns allemal für alle Lebensmittel.«

»Aha. Und wieso habt ihr keinen Zaun um euer Dorf gezogen? Ich denke da an irgendwelche, bei Nacht eindringenden wilden Tiere.«

»Du willst wohl gleich alles gleichzeitig verändern, was?!« lacht Darren höhnisch und klopft mir mit seiner gewaltigen Pranke auf die Schulter.

»Ich, ähm ... « bin in der Tat verlegen. In meinem ungezügelten Trieb zur Veränderung, zur Verbesserung!, der um mich liegenden Umwelt habe ich übersehen, daß ich mit meinen revolutionierenden Gedanken möglicherweise anderen Menschen, manchmal sogar meinen engsten Freunden, zu nahetreten kann. Daß ich in ihrer bestehenden und harmonisierenden Gesellschaft etwas in Gang bringe, mit dem nicht alle einverstanden seien. Daß sie meine selbstlose Hin-

gabe zum Guten gar nicht schätzen werden. Erst jetzt wird mir die Schwere meines Vorhabens bewußt – nicht, was den Zaun anging, aber die zahlreichen Verbesserungsvorschläge, die ich gemacht habe: das neue Mühlrad, das Glas und das Erz. Wollen diese Menschen das alles überhaupt? Und soll man sich in eine harmonisch abgestimmte Gesellschaft einmischen, auch wenn die Veränderungen zum Guten gedacht sind?

Allerdings glaube ich, daß sich eine bereits harmonisch verhaltende Gesellschaft dennoch verbessern läßt – indem sie auf ein fortschrittlicheres Niveau gehoben wird, das immer noch harmonisch funktionieren kann. Sofern es nicht zu komplex wird.

»Sey unbesorgt und nicht bedrückt«, mahnt er mich: »Keine deiner Ideen, auch wenn sich manche von ihnen vielleicht nicht umsetzen lassen, könnte dazu führen, daß das Leben in Fornburg endet. Wir haben Vertrauen in dich, so wie ich es früher hatte. Und was den Zaun um die Dorfgrenze angeht – der Gedanke ist nicht verkehrt. Wir haben gelegentlich Vorfälle, bei denen sich ein Fuchs oder Wolf an unserem Vieh bedient.«

»Ein Wolf? Hier?«

»Ja, nicht schlecht, was? Aber vor so etwas braucht ihr beiden euch auf Ibyko ja nicht zu fürchten, nicht wahr!?« lacht er abermals auf meine Kosten: »Es ist nicht so, daß uns die Wildnis und die darin hausenden Tiere ängstigen! Aber wir wissen, daß sie auch ohne unser Vieh nicht verhungern werden und wir hätten weniger Scherereien, wenn wir sie fernhalten könnten.«

»Und warum baut ihr diesen Zaun dann nicht?«

»Das haben wir schon! Zumindest ein Stück am Nordost-



Ende von Fornburg. Dann ging mir das Holz aus und ich habe ja noch andere Beschäftigungen. Unter anderem denke ich daran, während der Reparatur der Schule gleich etwas mehr Holz zu schlagen, wenigstens, daß ich die Hälfte von Fornburg einzäunen kann und noch etwas überbleibt, um die Bank am Kebelsgrund auszubessern.«

»Kebelsgrund? Wo liegt der?«

»Das ist der kleine Teich im Süden von Fornburg. Yista hat dort ihren Lieblingsplatz für den Nachmittag gefunden und ich habe ihr schon vor Wochen zugesagt, mich der kaputten Bank anzunehmen.«

»Eine gute Gelegenheit also?«

»Ganz recht! Und was hoffst du heute zu finden?«

»Als erstes soll ich mit einem Überblick über die Gegend zufrieden sein. Dann kann ich Vorkommen von Bodenschätze besser voraussagen. Wenn wir dem Bachlauf folgen, wird er sich bestimmt an geeigneter Stelle zwischen dem Untergrundgestein eingeschnitten haben, wo ich dann die Art des Gesteins erkennen kann. Sollten wir dort in die Hügel hinaufgehen, wird es hin und wieder einige Ausbisse geben. Eine geologische Karte anzufertigen, steht auch ganz oben auf meiner Liste. Dann benötige ich Vermessungswerkzeuge. Ich spreche gar nicht von Kompaß, Sextant oder Theodolit. Andere Hilfen kann ich selbst anfertigen: Einen Jakobsstab etwa oder ein Lot. Auch das Prinzip der Triangulation ist keine Magie, sondern erfordert lediglich Geschick und Willen zur Präzision.«

»Habe mehr Vertrauen. Wir alle wissen, daß so etwas nicht von einer Person innerhalb von Tagen erledigt werden kann! Was zählt, sind Initiative und beständiger Fortschritt. Wie du weißt, sind wir all die Jahre vor eurer Ankunft auch

ohne Neuerungen klargekommen. Sie werden uns selbstverständlich Arbeit kosten, aber auch Arbeit einsparen lassen. Und selbst wenn du keine der notwendigen Rohstoffe findest und stattdessen dein Tagewerk mit dem Bestellen eines Beetes zubringst – niemanden wird das enttäuschen, niemandem mußt du etwas beweisen! Es ist gleich, welchen Beruf man ausübt – man kann immer stolz sein, wenn man nur sein Bestes gibt. Also lege beruhigt alle Zweifel ab!«

»Schön wäre es dennoch, mein geologisches Wissen sinnvoll einzubringen«, murmle ich. Seine aufmunternden Worte erinnern mich an ein Gedankenfragment:

*Allen geistigen Streß, der uns tagtäglich quält,  
tun wir uns selbst an.  
Denn er fußt auf der Annahme von Dingen,  
die wir für unveränderbar halten.*

... Es ist eines dieser Zitate aus meinem erkranktem und durch die von mir verlassene Gesellschaft gedemütigten Geist. In der Tat ist das größte Übel in der Welt der beständige Leistungsdruck und Zwang, sich um des Überlebens willen permanent beweisen zu müssen. Dieser Druck führt im allgemeinen dazu, daß Menschen mehr Zeit mit Bürokratie zubringen als mit dem Leben; Geld einen Wert zuordnen und ihm hinterhereifern; die Umwelt blind und rücksichtslos verderben und ihre wahre Identität verleugnen. Aber auch von dieser Geißel werde ich mich eines Tages befreit haben!, erkannte ich damals. Und heute ist dem so.

Mit neuer Unbeschwertheit gehe ich dem Tag entgegen, lasse mich vom Wind führen und wende meine Wegrichtung von der grellen Sonne ab. Die Natur leitet mich voran,

zeigt mir, wohin ein freier und unbelasteter Geist zu gehen habe. Und am Abend, wenn die Sonne am Ende des Horizonts steht und der Wind sich gedreht hat, ja, dann werde ich den entgegengesetzten Kurs einschlagen und sicher nach Hause finden.

»Falls ich von nun an öfter auf Wanderschaft sein sollte, muß ich mir unbedingt bequeme und solide Kleidung zulegen. Auch die Schuhe sind nicht gut, wenn ich irgendwo herumklettern muß.«

»Da kann dir Yista weiterhelfen; sie hat auch die Kleider für Thelan geschneidert und der ist gewissermaßen ständig auf Reisen.«

»Gut, das will ich demnächst tun.«

»Und einen Hut holst du dir gleich mit dazu. Falls keine mehr vorrätig sind, kann dir sicher eins der Kinder einen flechten. Die machen das gern! Also keine falsche Bescheidenheit!« ermahnt mich Darren und zeigt mir stattdessen seinen abgegriffenen Strohhut, der wohl aus der gleichen Quelle stammt.

»Wie ist das so, Darren: Kommt ihr Fornburger oft herum? Geht ihr auf Wanderschaft? So wie Thelan?«

»Oh, nein, nein! Thelan geht nicht wirklich auf Wanderschaft!«

»Aber sagtest du vorhin nicht, er würde viel herumkommen?«

»Nein! Er kennt die Gegend ganz gut, mehr auch nicht. Das ist ein Unterschied! Es gleicht der Aussage, als würde sich jemand in seinem Garten so hervorragend auskennen, daß er jede von ihm gesetzte Pflanze sogleich wiedererkennt. Im Fall von Thelan heißt das: Er kennt die Gegend um Fornburg so gut, daß er immer weiß, wo dieses oder jenes

Kraut wächst. Das kommt vor allem Catla zugute, die auf diese Kräuter und andere Zutaten angewiesen ist.«

»Also wäre er in diesen Hügeln um Fornburg ebenso fremd wie ich?«

»Wahrscheinlich schon«, bekennt Darren mit einem weiteren Achselzucken.

»Und wie ist es mit Post? Habt ihr irgendwelchen Kontakt zu anderen Dörfern oder Menschen?«

»Mit der Post ist das so: Fast alle Fornburger haben ihre nächsten lebenden Verwandten bei uns im Dorf. Nur Yista hat eine Tochter in einer kleinen Stadt, viele Tagesritte entfernt. Divanno, wenn ich mich richtig erinnere, hat noch einen Vater und Bruder in einem Dorf, ebenfalls weit weg.«

»Und angenommen, die beiden schrieben einen Brief . . . «

»Auf Papier, das wir eigentlich nicht haben!« gibt Darren zu Bedenken.

»Ja. Aber wenn sie doch einen Brief schrieben, oder anders: wenn ihnen ein Brief zugestellt werden sollte – gibt es einen Postboten? Oder eine Telegrafien-Station, von der ich noch nichts weiß?« witzle ich.

»Natürlich haben wir keinen Telegrafien!« schlägt er in die Kerbe des Witzes, »Es gibt einen Reiter, der zwei oder dreimal im Jahr, ohne Regelmäßigkeit und zu ganz unterschiedlicher Tageszeit, nach Fornburg gelangt. Meist schläft er über Nacht im Wirtshaus und reitet dann am nächsten Morgen wieder fort, nachdem er die Nachrichten Oren oder Lenn übergeben hat. Und wenn der Reiter nicht kommt, wissen wir auch, daß es nichts zu erhalten gibt. — Wieso fragst du? Sehnt du dich nach Kontakt zu anderen Siedlungen?«

»Nein, nein, das ist es nicht. Ich habe nur aus Neugierde gefragt. Vor allem eure Abgeschlossenheit finde ich bemerk-

kenswert. In dem Buch über Fornburg – du weißt sicher, wovon ich rede – stand darüber so einiges. Es soll eine riesige Entfernung bis zum nächsten bewohnten Ort sein. Fornburg sey einer der isoliertesten bekannten Orte! Ist das wahr?«

Darren nickt ernst: »Wir sind auf uns gestellt. Deswegen bauen wir unsere Nahrung direkt vor der Haustür an, haben einen eigenen Arzt, eine Kräuterkundige und bald sogar eine Schule. Und genau deshalb können wir uns auf Blödsinn wie Geldwirtschaft nicht verlassen. An einem derart abgeschiedenen Ort ergibt das keinen Sinn.«

In meinen Augen ergibt diese Darstellung durchaus Sinn und ich stimme ihm ebenfalls nickend zu.

Nach einer Weile erreichen wir jene Wasserkreuzung, an welcher der nach Fornburg führende Bach »Ellrich« sich von dem breiteren Strom »Rebenschild« abzweigt. Der Rebenschild quellt nach Darrens Aussage in westlicher Richtung und ein weiterer Arm fließt nach Nordosten und mündet dort ins Meer.

Eine beeindruckende, da gänzlich unberührt erscheinende Landschaft offenbarte sich mir: Wild und unverändert treibt es das Kraut aus der Erde empor, dem hellen unendlichen Himmel entgegen. Wo Bäume nach Jahrzehnten durch Stürme oder natürlichen Schädlingsbefall umgestürzt sind, dort blieben sie liegen und verrotteten zu einem Nährboden für Pilze und Moos. Ob je ein anderer vor mir hier entlanggegangen ist?

Die durch den wolkenfreien Himmel gewährte Hitze drückt auf mein Haupt und läßt mich umso mehr wünschen, einen Sonnenhut bei mir zu haben. Immer wieder bleibe ich stehen, trinke einen Schluck und spähe mit ver-



kniffenen Augen am hügeligen Horizont entlang. Gruppen aus Mischwald und vereinzelt stehenden Büsche wechseln auf einer riesigen unübersehbaren Fläche ab, dazwischen immer wieder Geröllfelder und karge Wiesen, die viel Raum für meine Fantasie lassen: Eine ganze Siedlung hätte man hier begründen können, gäbe es nicht bereits Fornburg.

Der Rebenschild schlängelt sich unbemerkt zwischen den Hügeln entlang und stakt nur in vereinzelt Flußwindungen hervor. Ein entferntes Plätschern ist hin und wieder

zu vernehmen und erinnert mich an meine eigene Überhitzung, die ich nur zu gerne mit eben diesem frischen Naß abkühlen will. Aber ich darf nicht meine Mission aus den Augen verlieren:

Bislang ist die Landschaft derart eben, daß keine größeren Aufschlüsse zu erwarten sind. Ich schlage daher eine Richtung näher zum Wasser ein, da ein solcher Lauf meistens einige natürliche Schürfe mit sich bringt.

Für Pilze ist es zu trocken – das sieht auch Darren, der, wie ich, immer wieder sich bückend durch die Büsche streift. Einige ungenießbare Formen vertrocknen gerade noch. Das kniehohe Kraut ist sicherlich zu etwas gut, aber was weiß ich davon schon? Vielleicht interessiert sich Catla dafür? Auffällig sind einige bis in Brusthöhe gewachsene Hagebutten, deren Früchte reif aussehen. Auch Ebereschen stehen herum und tragen rote Früchte.

»Das könnte auf kalkhaltige Böden hinweisen«, rufe ich Darren zu: »Aber das wird sich noch zeigen.«

»Was sagst du?« – Er hörte mich auf die Entfernung nicht, weil er gerade wieder einmal zwischen den Pflanzen herumkroch und die Blätter und Blüten irgendwelcher Kräuter naschte. Ich wiederhole meine Aussage.

Wir schlagen kurzerhand tatsächlich die Richtung zum Rebenschild ein, unter anderem um im Schatten zu Mittag zu essen. Das Fließchen ist stellenweise drei Mannslängen ausgebreitet. Darren steht am Ufer und starrt. Ich bin mir sicher, daß er sich überlegt, wie das Transportieren von Holzstämmen mittels Floß am besten anzugehen sey. Tief genug ist der Strom allemal.

Wir gehen weiter flußaufwärts, zwischen Steinen und dicht stehenden Wasserpflanzen entlang. Abermals bestä-

tigt sich, wie wenig mein Schuhwerk für eine soartige Wanderung geeignet ist.

Frei von jeglicher Schwebfracht wirkt das Wasser, sodaß ich mich veranlaßt sehe, sogleich den Trankbeutel einzutau-chen. Wie ich von einem echten Wildwasserbach erwarte, beult er sich in der Flußmitte auf und schwingt in seiner eigenen Frequenz, ungestört von äußeren Einflüssen, allein geleitet durch die Macht der nachdrückenden Wassermasse.

»Wie wäre es hier?« – Darren findet einen schattigen Platz unter einer Linde. Ein alter Baumstamm liegt davor und verrottet; der ideale Sitzplatz. Und beim Tratschen speisen wir, was Darrens Frau ihm eingepackt hatte: Brote, belegt mit Spitzwegerich und Mus aus Vogelmiere. Im Hintergrund der frisch umwehten Bachlandschaft ist das ein nur zu köstliches Ereignis.

Also sitzen wir beieinander und lassen uns den Wind um die Nase wehen. Manche mögen sagen, es sey ein wunder-voller Tag — allerdings bevorzuge ich, wie schon beiläufig erwähnt, die Kühle und das Schattige. Nichtsdestotrotz fühle ich mich in der Stimmung, über etwas zu sprechen:

»Was die Menschen wohl antreibt beieinander zu leben?«

»Die Liebe!« antwortet Darren spontan.

»Ja, die Liebe. Was sonst? Aber ich meinte die vielen Men-schen in den großen Städten.«

»Wir kennen hier keine großen Städte. Oder würdest du sagen, Fornburg sey so eine?«

»Gewiß nicht! Ich würde gar behaupten, Fornburg habe genau die rechte Größe, daß es nicht als aussterbendes Kaff gelte, ebensowenig die Gefahr entsteht, daß die Siedlung so groß wird, um nicht mehr seinen Nachbarn zu kennen.«

»Und kommt nicht erleichternd hinzu«, nickt Darren,



»daß du wenigstens die Hälfte von ihnen bereits kennst?«

»Das stimmt«, gestehe ich ein etwas gepeinigt ein und fühle mich, als sey ich beim Falschspielen erwischt worden. Will sagen: Man weiß genau, wovon geredet wird, aber tut unwissend.

»Aber in den Orten, die ich noch so kenne – da wohnen viele Tausend Menschen zusammen und organisieren ihren Frieden mit der dem Geld anhaftenden Gewissenhaftigkeit. Durch die Wirtschaft – anders als die in Fornburg ausgeübte selbstlose Teilung der Waren – bekommt alles einen Eindruck von Richtigkeit, von Abgeschlossenheit. Man fühlt sich nicht betrogen, wenn man einen Schinken gegen ein paar Metallmünzen eintauscht!«

»Ein System, das durchaus funktionieren kann.«

»Denkst du wirklich so?« falle ich Darren aufgeregt ins Wort, gleichwohl ich mein forsches Handeln einsehe. Schon oft habe ich Freunde und Familienmitglieder mit meiner Philosophie der geldlosen Gesellschaft vor den Kopf gestoßen. Schnell wurden meine Ideen als einfältig und geradezu unmöglich heruntergeputzt. Seitdem wollte ich rücksichtsvoller vorgehen und auch die Meinung und Erfahrung meiner Bekannten berücksichtigen, so sehr sie mir auch mißfallen mag und so sehr ich, innerlich schreiend, erkenne, daß sie falsch — und ich richtigliege.

»Ich wollte sagen: ... Ein System, das durchaus funktionieren kann, solange die Rahmenbedingungen beständig bleiben. Es funktioniert, solange eine Anzahl bestimmter Menschen mit einer unveränderlichen Anzahl bestimmter Waren mit der immer gleichbleibenden Geldmenge handelt. Waren und Zahlungsmittel wandern quasi immer von der einen zur nächsten Hand, ohne sich abzunutzen. Nun, das

liegt freilich fern der Wirklichkeit.«

Aufmerksam höre ich seine Worte und lese von seinen Lippen stets das Wort ab, das mir eine halbe Sekunde vorher in den Sinn kommt:

»Außerdem gibt es einen vehementen Unterschied zwischen jener Wirtschaft und unserer Lebensweise: Bei ihnen, den handelnden Großstadtmenschen, wie ich sie nennen will, wird eine Art illusorische Macht vergeben, allein durch den Besitz eines Gegenstandes, den andere als machtvoll ansehen – das ist das Geld. Es bringt die Macht mit sich, die man ihm zuspricht. Und diese Macht, egal wieviel man ihr beimißt, ist in Wahrheit keine Macht, sie ist Fiktion. Echte Macht wäre es, mit seinem Wissen kranke Menschen zu unterrichten oder zu heilen; mit seinem Geschick oder Talent Dinge zu erfinden, die es vorher nicht gab und den Menschen das Tagewerk erleichtert. Auch die Fähigkeit, Dinge zu reparieren, zu verstehen und nachzubilden, kann man als Macht betrachten; denn sie führen zu Unabhängigkeit, der Wurzel von Macht. Wer sich dagegen in die Abhängigkeit des Geldes begibt, wird stets von ihm und seiner Wertzuordnung abhängig sein, ohne daß derjenige ohne es leben will oder kann. Darum wird ein Wildpflanzen-Kundiger, Bauer, Jäger oder Fischer auch immer mehr wert sein, als jeder sich für begütert haltende Mensch!«

»Wenn das so ist, dann bin ich bei euch in der richtigen Gesellschaft!« grinse ich und beiße von meinem Brot ab, das ich während seiner interessanten Worte einfach nur in der Hand gehalten hatte.

Schon mehrere Male kam ich in meinem Leben in den Genuß, eine sogenannte Grundsatzdiskussion zu führen, wie wir sie damals scherzhaft nannten; eine Diskussion um

gesellschaftskritische Probleme, deren Lösung wir längst kennen, doch nicht ihre Umsetzung unter der vorherrschenden Regierung. Ich vertrat meine Vorstellungen für eine neu konzipierte Gesellschaftsordnung (doch eine Utopie), die vorrangig mit der Natur in Einklang steht und das Geld dagegen abschafft, unlängst in einem Text namens »Fernes Volk« niedergeschrieben. Doch wenn ich davon erzählte, und das selbst im Gespräch mit einem gleichgesinnten Streiter, ward diese Idee als viel zu radikal belächelt und unmöglich durchzusetzen. Wirklichkeitsfern seien meine Pläne, zu groß für einen einzelnen. Aber ein einzelner sollte dies auch nie bewerkstelligen.

Und hier sehe ich auch einen der Ansatzpunkte für ein Umgestalten der Gesellschaft. Beispiel gefällig? Eine Gruppe junger Menschen kritisiert die zunehmende Umweltverschmutzung und das Verzehren von Fleisch. Als beschlossene Lösung wird der Müll freiwillig aufgesammelt und fachgerecht entsorgt, und statt Fleisch zunehmend Gemüse vertilgt. Was in den Köpfen dieser jungen Menschen kurzzeitig für Befriedigung sorgen und ihr Gewissen beruhigen wird, als guter Mensch mit vernünftiger Lebensweise zu sein, wird nur solange anhalten, bis die nächste Welle Abfall auf den Straßen landet. Auch ihr Verzicht auf Fleisch wird nicht verhindern, daß auf der ganzen Welt weiterhin Tiere gequält und getötet werden, um als Schoßtier, Kleidungsstück, Laborexperiment oder Wurst zu enden. Der Ansatzpunkt der jungen Menschen ist, obwohl korrekt formuliert, gänzlich unsinnig.

Stattdessen sollten die Politiker, nicht die Politik!, persönlich herangezogen werden. Denn ihnen obliegt – als gewählten Volksvertretern, die mit der Führung des Landes

durch das Volk, das bedeutet im Sinne des Gemeinwohls, autorisiert worden sind, die alleinige Verantwortung! Und würden diese ihre Fehlentscheide nicht hinter Abhängigkeitsketten und der Immunität, auf bestimmte Amtszeit eingesetzt worden zu sein, verstecken . . . , sondern wären wirklich Leute des Volkes – dann könnte es auch gelingen, ein Land zum Wohle seiner Menschen und ökologisch nachhaltig zu regieren. Ich bin jetzt zunehmend aufgebracht.

Dennoch machte es Spaß, arrogant und un gelenkt gegen die ganze Welt zu wettern. Allein, es hörte und interessierte niemanden. Angesichts der zermürenden Zeiten, die ich in der alten Welt zugebracht habe, kommt es mir jetzt befriedigend aber auch überflüssig vor, alles herauszulassen. Umso mehr, als daß ich seit meinem ersten, vom Gewissen gegenüber Staatsführung und Nutzung der planetaren Ressourcen gelenkten Aufbegehren weiß, daß ich mit meinen als einfältig beschimpften Ideen und Schriften nur recht, und nichts anderes, liegen konnte. Und alle anderen, die Zweifler, es seien, die sich vor einer Veränderung ängstigen; und sey es die Veränderung zum Guten – die reine Andeutung, ja, das bloße Wort von einem gewagten Neubeginn läßt sie erschauern, unruhig schlafen und letztlich, aus einem Gefühl der Bedrohung und Enge, aus ihrem gewohnten Raume getilgt zu werden, ihre geglaubte Freiheit mit Waffengewalt vor den bösartigen Weltverbesserern (manchmal auch Terroristen genannt) verteidigen. Was aus dem gewohnten Lebenskreise herausführt, kann ja nur ein mühsames Unterfangen sein, eine Verschwendung von Geld und Zeit, und schließlich wahrscheinlich sowieso unnötig.

Ich mag jene verderbende, ansteckende Ignoranz gegenüber der Hypothese nicht akzeptieren, daß die Einbuße von

ein wenig Bequemlichkeit und Modernität am Ende allen Einwohnern zugute käme. Sind Darren und die anderen Fornburger wirklich die einzigen, die diese Meinung teilen? Leben wir deshalb hier so isoliert wie ein Dorf Aussätziger? Ist es überhaupt von Relevanz, nun da wir die Welt der Vergangenheit im Sterben liegend zurückgelassen haben und die Essenz der besten, aber noch nie zusammenwirkend gesehenen Teile einer menschlichen Vergesellschaftung mit uns nahmen? Die Antwort darauf ist ebenso wie auf die Frage, ob ich noch etwas Trockenfleisch haben möchte. Dann setzen wir den Weg fort.

Im weiteren Verlauf des frühen Nachmittags überqueren wir an einer seichten Stelle den Fluß und begehen nahe den Hügeln ein abschüssiges Tal, das beidseitig mit niedrigen Pappeln und Eschen bewachsen ist. Darren möchte sich länger dort aufhalten, um die Qualität des Holzes zu prüfen, während ich meinen Weg gerne noch weiter fortgesetzt hätte. Wir einigen uns darauf, daß wir uns einige Stunden später an genau dieser Stelle wiedersehen wollen, und so ziehe ich fort.

Die Landschaft ist atemberaubend schön: Obwohl es meist die Detailfülle ist, die überwältigend auf das glatte Flächen gewöhnte Menschaugen wirkt, ist es in diesem Fall die Zusammenfindung aus Farbe und Trübe, der ich mich hingeebe. Vorrangig rotviolette Töne gefallen, aber auch gelbe Flecken der niederliegenden Blätter, weiße und olivfarbene Blütenstände, braunes und grünes Buschwerk. All das läßt mich wie ein Glühlämpchen inmitten eines Waldbrandes erscheinen. Und es fällt mir schwer, mich auf meine eigentliche Arbeit zu besinnen.

Stets darauf bedacht, mir den bislang geschrittenen Weg

einzuprägen, folge ich irgendwann einer Spur aus am Hang hervorstehenden Felsen, die sich nach näherer Betrachtung als überkrusteter, arktischer Sandstein ausweisen. Nur mit Mühe kann ich ein Bruchstück lostreten und im Licht ansehen. Ein Hammer wäre in Fornburg ja noch aufzutreiben gewesen, aber eine Lupe? Jedenfalls folge ich dem Streichen der Bank, auf der sich einige dünne Birken aufstützen und gelange schließlich an einen großen Ausstrich. Hier ist die gleiche Bank mächtiger, nunmehr einen Meter dick. Die Zusammensetzung hat sich nicht verändert, der Feldspat-Anteil ist vergleichsweise hoch. Für einen Mühlstein ist allerdings Sandstein zu bevorzugen, der sich fast zur Gänze aus Quarz zusammensetzt.

Enttäuscht lasse ich davon ab und sehe mich zur Orientierung um. Wie schon geplant, würde der beste Sandstein wenig nützen, wenn er sich nicht transportieren ließe. Und gerade hier im Wald, umwachsen von Dutzenden mehr oder minder starken Bäumen, wäre die Anlage eines Schurfs, geschweige denn eines Steinbruchs ohnehin ein wahnwitziges Unterfangen.

Ich setze mich einen Moment auf den Grund inmitten begraster Hügel, die von Ameisen eingerichtet sein mußten. Es sitzt sich bequem; der Boden ist weich und federnd und bietet mir eine ersehnte Nähe, mir die Verbindung zu dieser geheiligten Erde zu erklären. Mir den Staub von der Hose putzend, schaue ich gen Ferne und träume. Was würden Therak und Jhadar noch für mich vorgesehen haben? Womit sey zu rechnen?

Ich stelle mir vor, wie ein aufregendes Abenteuer das Nächste jagt; wie ich nie der Freundschaften und zweideutigen Worte und Gesten meiner engsten Vertrauten müde wer-

den würde. Wie ich immer neue Regionen und Geheimnisse in Fornburg und der Umgebung erkunden könne, ohne einem Ende, das heißt der vollendeten Erkenntnis, nahezu- kommen. Und so sehr ich das als mein oberstes Ziel erkläre und vertrete – so sehr will ich mir diese Lebensaufgabe bewahren und sie buchstäblich bis zum Ausklang meines Geistes ausleben. Fornburg, seine Einwohner und insbesondere Anniek stellen diesbezüglich den erforderlichen Anreiz dar.

Doch wer bin ich in dieser auffällig und damit verdächtig schönen Welt wirklich? Welche Rolle übernehme ich hier oder sollte übernehmen? Welchen Teil im großen Getriebe stelle ich dar? Ein großes Zahnrad oder ein kleines? Bin ich das Schmieröl oder gar die Antriebsquelle selbst? Bin ich der, der die Maschine entworfen und gebaut hat? Oder greife ich selbst nur in eine Kerbe und bin das arme Schwein, das sowohl zum An- als auch zum Abschalten bloß ein Knöpfchen drückt?

Die Möglichkeiten sind vielfältig und vielfältig sind meine Gedanken. Die Eigenschaft, seit Jahren schon jedes nur denkbare und mich betreffende Ereignis zu ersinnen, nimmt mir einerseits zwar den Schrecken vor Überraschungen, aber andererseits werde ich intensiv abgelenkt und verliere oftmals den Blick für das Wesentliche, das Wirkliche. Mit meiner derzeitigen Beschäftigung ist das nicht anders.

Nun, da ich mich wieder unter Streß gesetzt sehe – immerhin will ich niemanden mit meinen Versprechungen enttäuschen: Verfehle ich da nicht die mir angeratene Lebensphilosophie der Fornburger? – Nur zu leben wie einem bekommt, und verfolgt man auch nur die eigenen Interessen?! Obwohl mir meine Erziehung nicht gestattet von

etwas zu leben, das ich nicht erarbeitet habe, muß ich doch noch viel darüber lernen, im Umkreis von einhundert Kilometern niemanden enttäuschen zu können, selbst wenn ich mich darauf konzentriere.

Unbewußt habe ich während meiner Gedankenfahrt mit einem Stein in der Hand gespielt, den ich mir jetzt erst genauer betrachte: Es ist ein winziges Stückchen scharfkantig gebrochene, glänzend schwarze Kohle! Doch woher kommt der Brocken? Am Boden und in der unmittelbaren Umgebung kann ich keine weiteren kohligen Stückchen erkennen. Als hätte man speziell dieses Beispiel für mich vor Ort platziert, damit ich nicht den Mut verliere!

Eifrig erhebe ich mich und spähe krampfhaft nach verwertbaren Lagerstätten. Tatsächlich ist so ein Vorgehen grober Unsinn, da die oberflächennahe Verwitterung für gewöhnlich alles Auffällige maskiert. Aber man kann stattdessen auf Indizien achten, etwa die Vegetation oder Steilstufen im Gelände.

Da gibt es einen spitz zulaufenden Hügel, der an der gegenüberliegenden Kante hart abzufallen scheint. Auf dessen höchstem Punkt – im Strom der darüberstreichenden Winde – wachsen einige Krüppelkiefern und Büsche mit bunten Beeren daran. Die Äste der dürren Bäume überkreuzen sich gelegentlich und rufen mich mit ihrer hervorstehenden Art nur noch mehr zu sich.

Ich folge dem Hinweis und trete aus dem Schatten. Im Vorwurf der brennenden Sonne bedenke ich, kein Wasser bei mir zu haben; statt zum Fluß zurückzulaufen, suche ich meinen Weg hinauf zum Höhenzug, ihn zu ergründen ich mich verpflichtet fühle. Es ist eine derartige Landschaftserscheinung, von der man ahnt, daß man ihr eines Tages



einen Namen geben werde, etwa »Berg der Winde«, »Hochburg der Wümschelbeeren« oder Ähnliches. Jemand, der zum ersten Mal einen solchen Ort betritt – sey es nun eine Höhle, ein Strand oder eben eine Landschaftserhebung – spürt zuweilen, mit etwas Einzigartigem konfrontiert zu sein. Ihm Jahre oder Jahrhunderte später Folgende werden sich stattdessen fragen, welche Berechtigung zum Zeitpunkt der Ernennung vorlag. Als blätterte man in einem längst verschollenen Herbarium eines unbekanntes Botanikers, der mit dem Eintrag einer Pflanze namens »Launenkraut« eine Erstbeschreibung vorgenommen hatte: Gespannt betrachtet man den eingeklebten Stengel und Blüte, bemerkt aber nichts Auffälliges daran. Der einstige Eindruck ist durch die Konservierung längst verflogen; das geheimnisvolle *Launen* verblaßt, ohne daß je einer Notiz genommen hat.

Nun bin ich daran, mir einen Weg durch das Heidekraut bis zum höchsten Punkt zu suchen. Bald stehe ich über der Umgebung und erfreue mich am dargebotenen Panorama. Nicht nur das wenige Kilometer entfernt liegende Fornburg und den benachbart liegenden Küstensaum erkenne ich wieder; auch weite und zusammenhängende Abschnitte der Bachschleifen finden zu meinem Auge. In anderer Richtung scheint ein grauer Klotz inmitten grün bestrichener Hügel zu liegen, ebenfalls auf erhabener Position. Möglicherweise handelt es sich um die Burgruine selbst, die dem Dorf Fornburg ihren Namen gab. In der der Küste entgegengesetzten Richtung offenbart sich der steile Abhang, wie ich ihn bereits vermutete. Von steigendem Puls geleitet, übergießt mich die Gewißheit, daß in der Tat niemals jemand zuvor an meiner Stelle gestanden haben konnte. Würde ich diesem Orientierungspunkt später einen Namen auf einer

Karte zuweisen?

Wie es zu nieseln beginnt, gehe ich in mich: Um mich herum wird das detaillierte und farbenfrohe Abbild der Landschaft gegen ein grelles Licht getauscht, das schließlich zu schwärzester Finsternis verkommt. (Und trotzdem ist es der Helligkeit gleichwertig!)

Der rasche Helligkeitswechsel irritiert meine Sinne, ver-  
gibt mir einen Schwindel und verführt dazu, mich wieder  
zu setzen. Auch der Nebel geht vorüber, lichtet die Luft und  
bringt jene Strukturen der Entfernung zurück, die mir als  
Meer und Heimat unlängst bekannt und vertraut geworden  
sind.

Abermals betrachte ich das Stückchen Kohle in der Hand,  
die schon ganz schwarzgemalt ward. Woher nur kommt sie?  
Ein Flöz-Ausbiß ist mir nicht aufgefallen. Bleibt so etwas  
überhaupt beständig an der Erdoberfläche? Oder verwittert  
ein Ausbiß an Kohle ebenso schnell zur Unkenntlichkeit  
wie eine Tongrube? Das sollte ich einmal nachschlagen!

War die Kohle überhaupt der Geheimnisträger? Gerade  
Kohle ließe sich leicht in einem Köhlerhaufen zu Unmen-  
gen erzeugen! Viel wichtiger schienen mir da die anderen  
Rohstoffe, auf deren Suche ich mich befinde: Viele Erze oxi-  
dieren unter dem Einfluß von Luft und Wasser, und werden  
deswegen bergmännisch gefördert. – Und das liegt sicher-  
lich außerhalb meiner Möglichkeiten! Hatte ich überhaupt  
eine echte Chance, auch nur einen Teil meiner Versprechen  
einzuhalten? Nun gut, einen Sandstein habe ich bereits ge-  
funden; an der Qualität mangelt es nicht. Und wenn ich  
weitere suche ...

»Hier bist du!« ruft mich Darren unerwartet von hinten  
an, sodaß ich aufschrecke.

»Puh! Also Anschleichen kannst du dich!« lache ich stattdessen: »Sieh' dir das an: Kohle!« – Und ich zeige ihm den Klumpen.

»Tatsächlich«, murmelt er und gibt ihn mir zurück.

»Einen Sandstein-Ausbiß habe ich auch schon ausgemacht. Er ist für Bausteine jedoch nicht geeignet. Ich brauche einfach mehr Zeit.«

»Niemand drängt dich zu irgendeinem Erfolg, auch wenn du denkst, dich beweisen zu müssen!«

»Ja, weiß ich. Aber ich muß das Ganze noch eine Stufe professioneller angehen: Dazu gehört vorrangig eine Geländekarte, auf der ich mögliche Rohstoffe eintragen kann. Nur dann wird es mir möglich werden, das zu finden, das sich suche!«

»Nur die Ruhe«, beruhigt er mich: »Dazu wird es in den nächsten Tagen kommen.« Er greift mir um die Schulter und führt mich vom Hügel weg, zurück in die Senke, wo der Bach fließt.

Auf dieser Seite des Hügels erscheint alles viel friedlicher und ausgeglichener. Das Wässerchen rinnt nun entspannt, wirft kaum noch Wogen. Als wäre es für dieses Bachbett geschaffen worden, von der unheimlichen Unendlichkeit der Zeit glattgestrichen. An einem majestätischen Birnbaum müssen meine schweifenden Augen verharren.

Darren läuft mittlerweile barfuß und hat das fließende Wasser zum Durchqueren betreten. Ich folge seiner Spur, sowie er auf der anderen Seite angelangt ist und nunmehr zwischen den herabfallenden Birnen und trockenen Zweigen umhergeht.

»Ein prächtiger Baum. Wäre der nicht eine Quelle für Holz?«

»Abgesehen davon, daß es vermutlich töricht wäre, zunächst einmal diese Quelle für Birnen zu zerstören: nicht in diesem Alter.«

Er umrundet einmal den Stamm und streicht mit der Hand über die Rinde: »Nein, nicht in diesem Alter.«

»Na gut«, grinse ich: »Das mit dem Holz wirst du wohl besser wissen. Und wie sieht es sonst aus?«

»Hinter dem Hügel«, zeigt er, »gibt es ein paar Haselnüsse, die wären für filigrane Dinge nicht schlecht: im unteren Drittel fast keine Äste. Dann gibt es da noch eine Eiche, die ganz allein zwischen Erlen steht. Aber ich bin mir nicht sicher, ob ich sie mit meinen Werkzeugen umlegen kann. Im Grunde ist es wie bei dir: Ein befriedigendes Ergebnis an einem einzigen Tag zu erzwingen, ist Blödsinn. Zuerst wird ausgekundschaftet, dann ein Plan gemacht. Was am Ende funktioniert, wird sich zeigen. Und gerade die Zeit ist es nicht, die uns drängt.«

Wie recht er mit diesen Worten doch hat!, denke ich bei mir und verspeise genüßlich Birnen, das verschwitzte Hemd lüftend. Immer wieder beuge ich mich vor, damit der Stoff in Wellen und Falten geworfen würde und nicht länger an meiner Haut klebt.

Vielleicht wird dieser Satz in die Geschichte eingehen, verleitet von Kontrast und Ironie: »Ich saß dort unter den Birnen und war Mensch.« Was nur soll ich dem hinzufügen?

Mit jedem Atemzug sauge ich mehr Freiheit in mir auf, als ich bislang erfahren durfte. Das widerspenstige Sonnenlicht durchdringt meine verschlossenen Augenlider wie Papier, lodert und geht tiefer in mein Gehirn. Selbst die Hände, die ich, am Wasser sitzend, stützend hinter mir aufgerichtet habe, spüren die längst vermißte Lebendigkeit. Da hin

und wieder ein kühlender Spritzer Wasser vom tanzenden Perlensaum des Baches verirrt auf meinem Handrücken niedergeht: Wie sehr ich meine Zeit, fern von Anniek und Fornburg, lieb gewonnen hatte und genoß!

Was für einen Gefionisten und insbesondere mich in Beziehung zu Anniek (für deren Liebeserschließung ich eine Odyssee an Abenteuern und Zweifel speisenden Rückschlägen durchleben mußte) in hohem Maße ironisch klingt, sehe ich als Trieb einer gesunden und langewährenden Vereinigung. Denn gerade die Trennung und die Freude des Wiedersehens schüren die Liebe und bewirken den ausgeprägten Anstoß der sehnsüchtigen Vorfreude: Zu wissen, daß nichts die Endgültigkeit erreicht hat (weder die beständige Anwesenheit des Partners noch das unumkehrbare Alleinsein), sondern der Zustand der Vereinigung bei Bedarf erhofft, bei Verlangen ersehnt und, am wichtigsten, bei Erwartung erfüllt werden kann; diesen Mechanismus nenne ich für die Liebe unabdingbar.

Doch es war nicht das allein, das mir zu verstehen und die Freuden des Daseins anzunehmen lernen half: Im Rückblick auf meine lächerlich beschränkte Existenz vor meinem »Eintritt« in die Umgebung Fornburgs habe ich ungeahnte Freiheiten erlangt oder vielmehr: Abhängigkeiten abgelegt. Da gab es beispielsweise einmal das Geschehnis, da ich in eine größere Wohnung umziehen sollte. Tagelang schrieb ich Listen, welche Dinge dabei zu beachten seien: Neben vertraglichen Klauseln, die es einzuhalten galt, bedurfte es Ummeldungen bei Versicherungen, der Bank, dem Arbeitgeber und sonstigen Einrichtungen; Organisation des Transports meiner Möbel und Gegenstände sowie der finanziellen Voraussicht, diese neue Wohnung in Zukunft auch

unterhalten zu können. Mit diesen Fragen verdarb ich mir Vertrauen und Geist, und es nahm auch schädlichen Einfluß auf meine sonst fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit.

Nun – habe ich mich von all den Ketten gelöst, bin durch alle Seile geschlüpft, als sey ich mit Öl eingerieben worden. Möglicherweise gestattet ein geeigneter Vergleich zu sagen, daß man mich im Moment meiner Ankunft hier in Fornburg mit einem Male aller Habseligkeiten entledigte; mir alle meine Kleider vom Leibe nahm und ein neues, schlichtes Gewand bereitlegte; mir meinen Namen und meine Titel, meine Freundschaften und Beziehungen aberkannte und die Angabe eines neuen Namens, einer neuen Identität abwartete. Und ich ergriff die Chance und begann ein neues Leben.

Darren hatte sich derweil aus der Pause im Schatten erhoben, aus einer Tasche einen Leinensack hervorgebracht und sammele nun Birnen ein.

»Für Kuchen oder zum Einkochen?« will ich wissen und gehe ihm zur Hand.

»Catla zerstampft manchmal die Früchte und legt sie auf Schwellungen auf. Aber das ist meist das Schicksal irgendwelcher Beeren. Marcia verbäckt die Früchte dagegen bevorzugt sofort, wenn ich ihr denn welche bringe. Und wenn mir dann noch unterwegs ein jeder, der mir begegnet, ins Mitbringsel greift, entstehen am Ende selten mehr als zwei Kuchen.«

»Und Tee? Kann man aus den Blättern nicht Tee machen?«

»Da fragst du besser Catla! Getrunken habe ich so einen Tee jedenfalls noch nicht.«

»Weißt du, ob es in der Gegend einen Einsiedler gibt?« frage ich Darren nach einigen Minuten Schweigen. Er über-

legt.

»Ja, da ist tatsächlich einer: Während alle anderen in Fornburg leben, zieht dieser Mann das Alleinsein vor. Woher weißt du von ihm?«

»Ich bin nicht sicher, ob du das verstehen wirst, Darren, aber ich kenne einen solchen aus einer – früheren Begegnung. Da hatte ich so eine Ahnung, daß er hier in der Nähe ansässig sey.«

»Ja ist er, wie gesagt. Er lebt einige Kilometer im Norden, am Oberlauf des Bachs.«

»Hat er ein Haus aus Steinen oder aus Holz?«

»Ich stand nie zuvor in seiner Hütte, habe nie ein Wort mit ihm gewechselt.« Darren schnürt den Sack zu. »Er schimpft mich immer davon, der alte Knochen, sobald ich in die Nähe seines Anwesens komme. Er ist harmlos.«

»Und die Hütte?«

»Die besteht aus Steinen, das kann man auf die Entfernung sehen. Warum fragst du?«

»Ich kam auf die Idee«, berichte ich ihm auf dem Rückweg, »daß es sich bei diesen Steinen entweder um Abbau aus einem bestehenden Steinbruch handelt oder es sind Findlinge. Beides wäre gut. Falls er sie aus einem kleinen Bruch abbaut, wäre das ein geeigneter Ansatzpunkt für weitere geologische Untersuchungen.«

»Falls er mit sich reden läßt! — Was sind Findlinge?«

»Mir fiel auf, daß die Weiten dieser Ebene hügelig sind und hin und wieder größere, glatt gerundete Felsen, die Findlinge, herumliegen. Ich muß das genauer untersuchen, aber vielleicht sind diese Felsen eines vor Ewigkeiten bestandenen, heute aber abgeschmolzenen Gletschers mitgeführtes Geröll. Das könnte gleichermaßen auf das Vorkom-



men von Löß schließen lassen, einen die Bodenfruchtbarkeit erhöhenden, durch Windtransport ehemals verfrachteten Schluff, der in der Weite verteilt worden sein könnte. Wenn mir dessen Kartierung gelingt, könnte man Äcker bestmöglich anlegen und letztendlich höhere Erträge erzielen! Manche Völker pressen Löß auch zu Ziegeln und errichten Gebäude damit!« Meine Schwärmerei ufert aus.

»Vielleicht solltest du zunächst nach dem suchen, das für die Produktion von Glas und Schmiedemetall wichtig ist. Das erscheint mir vorrangig. Verhungert ist bei uns noch niemand!« – Wie so oft hat Darren recht.

Auf dem Rückweg überwinden wir abermals die von Gras und wenigen Büschen bestandenen Hügel. In der Tat gibt es Stellen, wo aus dem grünen Hintergrund eine Handvoll dunkelgrün sich abhebende, kniehohe Bündel irgendeines Krauts herauschauen. Auch Holunder erkenne ich. Bäume sind hier keine; die wachsen alle entlang der Wasserläufe.



In der Ferne spähe ich die ersten Gebäude von Fornburg. Sogar die kleine Insel Ibyko, die mir zur Heimat geworden ist, zeigt sich schwer sichtbar inmitten eines blauen, namenlosen Meeres.

Ich bin zufrieden und von Birnen satt, bedächtig und in Sehnsucht auf Anniek und ihr Tagewerk, mir zu erzählen, was sie erlebt hat, und auch ihr von meinen Abenteuern und Fortschritten kundzutun. Dieser Austausch an Erlebnissen würde, so bin ich überzeugt, nicht nur meine informativen Bedürfnisse stillen, sondern mir auch die seelische Gewißheit verschaffen, an Annieks Leben wesentlich Anteil zu haben, und zu erkennen, ob auch sie sich geborgen fühlt.



## 18 Zur Ruhe gebracht

**D**ER Rückweg vergeht schneller als der Aufweg in die Berge. Gerade jetzt sehe ich mich nach einem langen, knorrigem Stab, auf dem ich meinen Körper beim Bergablaufen abstützen könnte. Durchweg bin ich aufmerksam, ob mir nicht ein solcher am Wegesrand ins Auge fiel, jedoch ich sehe keinen. Selbst ein einfacher Hut wäre mir recht gewesen.

Tatsächlich bin ich die Wanderung so weiter Strecken nicht gewohnt und die Sonne erschwert mir den Weg weniger als meine Gelenke. Seit Kindheitstagen leide ich unter mangelhafter Ausdauer. Nun, da ich mich bereits den ganzen Tag auf den Beinen bewege, vernehme ich einen stechenden Schmerz in den Schultern und dem Rücken allgemein; beides sehnt sich nach Ruhe und einer liegenden Körperhaltung. Doch bedeutet das Gute daran, daß mich der Schmerz der Erschöpfung weiterrückt, immer näher auf mein Zuhause hin, wo ich gewiß Ruhe und Erleichterung vorfinden werde.

Wir treten aus Nordwesten nach Fornburg ein und passieren am Rübenfeld Litas und Divannos Bäckerei. Nun endlich sehe ich auch einmal diesen Teil Fornburgs. Darren führt mich geradewegs in Richtung seines Hauses, wo uns Catla aus der Entfernung bemerkte und Darren sogleich

zuruft, er möge zu ihr kommen, um ein Feuer im Kamin zu entfachen.

Ich atme tief und gehe einige Schritte mit geschlossenen Augen, um die Sinneseindrücke mit Ausnahme meiner Augen besser und konzentrierter zu erfahren. Es riecht nach Stall, nach Regen, nach salziger Luft. In der Ferne höre ich das Meer branden, manchmal klingt es nach Wellen, die sanft auf einen flachen Strand aufspülen. Möwen kreischen in der Luft, vielleicht ist es auch ein Schwarm Stare. Das grelle Sonnenlicht erkämpft sich meine Aufmerksamkeit zurück und reißt mich aus dem benebelnden Traum. Angesichts eines Wiedersehens mit Anniek befinde ich die Wirklichkeit ohnehin als weitaus schöner.

Irgendwo bellt ein Hund. – »Wer hat denn hier einen Hund?« frage ich.

»Oh, das ist der alte Filzteppich von Clyde, der Schmiedehund, wie wir ihn scherzhaft nennen. Weil er weder Angst vor der heißen Schmiede noch den lauten Hammerschlägen hat.«

»Vielleicht ist nur sein Gehör schlecht«, bemerke ich daraufhin.

Catla tritt auf die Veranda des kleinen zweiteiligen Hauses und reibt mit einem Besen den Stubensand über die Holzdielen. Dann bürstet sie ihn ins Freie und streut eine weitere Hand auf.

»Noch immer bei der Arbeit, Catla?«

Sie denkt nach und gibt von sich, wie ich es erwartete: »Der Tribut für das Vorrecht leben zu dürfen ist, mit seinem Tagewerk zu beginnen, sobald die Sonne aufgeht!« Inzwischen betritt Darren die Veranda und öffnet seine Jacke.

»Hattet ihr einen schönen Tag?« Sie küssen sich.



»Ja, ich denke, er war nicht vergeudet.« Dabei wirft er mir einen verschmitzten Blick zu, solange ich vor den Veranda-Stufen ausharre. Catla bemerkt die Birnen und trägt sie ins Haus.

»Was ist das dort für ein Schuppen?« zeige ich auf die neben dem Wohnhaus befindliche Bretterbude mit dem Hühnerstall davor.

»Das ist die Werkstatt, mit Geräten, die man so braucht. Ich bin Tischler, schon vergessen?!«

Er lacht abermals mit mir und gibt mir freundlich zu verstehen, daß es für ihn schwerer sey sich in meine Lage zu versetzen, als ich bereit bin, mich hier einzufinden. Solange wir uns Freunde nennen, so pflegen wir den Umgang wie zwei Fremde. Jedoch, irgendeine Magie bindet uns aneinander, wie Kriegskameraden, oder, allgemeiner gesprochen,

Männer, die zusammen Abenteuer bestanden haben und dadurch für immer vertraut geworden sind. Die Wahrheit ist: Er kennt mich nur ungenügend und ist nun um eine Verbesserung des Zustands bemüht. Ich dagegen komme ihm entgegen, so gut ich meinen Verstand auf ihn, zwischen all den neuen Eindrücken, zu konzentrieren vermag.

»Vielleicht solltest du jetzt zu Anniek zurückkehren. Sie wird schon auf dich warten. – Und nimm Birnen mit!«

Als er sein Haus wieder verläßt, steht Catla an seiner Seite und reicht mir ein kleines Stoff-Säckchen.

»Da sind Gewürzblätter drin, für die Suppe. Die beruhigen den Magen und die Nerven. Ich habe heute mit Anniek beim Tee darüber gesprochen.«

»Anniek war hier?«

»Ja!« nickt sie beiläufig und begibt sich wieder ins Haus. Auch Darren verabschiedet sich und wünscht mir eine sichere Überfahrt nach Ibyko – wir würden uns in den nächsten Tagen wiedersehen. Und hoffentlich wieder gemeinsam in den Hügel herumklettern, entgegen ich.

Froher Gesinnung schreite ich die letzten Wege durch Fornburg bis zum Fischer. Unterwegs treffe ich niemanden, es dämmerte bereits. Unscheinbar bemerke ich das Kerzenflackern in der Nachbarn Fenster. Auch Stimmen vernehme ich, die sich im auffrischenden Wind und dem Grollen der Brandung vermischen.

Obwohl ich von »Nachbarn« spreche, kenne ich doch niemanden von ihnen, nicht einmal Anniek: Vielleicht ist das der Fluch eines Verstorbenen, wenschon ich weder Leid noch Strafe erkennen kann. Ich wähne mich alleine – und bin es in Wahrheit nicht. Dadurch könnte es meine Aufgabe bedeuten zu begreifen, daß ich eben nicht von Fremden um-



geben bin, sondern von rechtschaffenen, mich weisenden und hütenden Mitmenschen. Einer Gruppe Lebender, die ist, wie die ganze Welt sein sollte.

Ich gebe zu, daß ich auch Anniek nicht so sehr kenne, wie ich möchte, und das stimmt. Bedenkt man es genau, erlangt man die Erkenntnis, daß kein Mensch auf der Welt einem wirklich vertraut ist; weder Eltern noch Geschwister. Birgt nicht ein jeder seine Geheimnisse und verführt damit Bekannte, diese zu lüften? Kämpft man nicht ein Leben lang um die Integrität seiner Privatsphäre und muß ständig fürchten, mit der Offenlegung vertrauter Sehnsüchte und Vorlieben blamiert zu werden? Hier in Fornburg dagegen

interessiert sich niemand dafür. Man ist froh, wenn man Teil der Gemeinschaft wurde, indem man sein Wissen und Können teilte und weitergab. Und war dem nicht so – stellte sich ein Ankömmling wie ich gegen all die vorgelegten, vorzüglich präparierten Leckerbissen wie dem natürlichen Anrecht auf eigenes Land und ein Heim, die Ressourcen-teilung, die Befreiung jedweder Existenzängste ... – und wollte doch nur er selbst sein, unabhängig, frei im Geist, frei im Sein; man ließ ihn sein, was er wollte! Man trennte sich unkompliziert von dem Menschen, der seinen eigenen Weg zu gehen willig ist! Ich sehe darin seit meiner Ankunft eine Neuinterpretation der rücksichtsvollsten Maxime, die ich mir vorstellen kann: »Tue keinem das an, von dem du willst, daß es dir selbst geschehe – und wahre die Freiheit eines jeden mit dem Einsatz deiner eigenen Freiheit.«

In Wahrheit hätte ich noch vor Jahren meine linke Hand hergegeben, wenn ich nur an mehr Fotografien von meinem geheimen Schwarm, nämlich Anniek, gelangt wäre. Ich träumte regelrecht davon, wie ich mich ihrer Fotoalben und Tagebücher bemächtigte und darin etwas über mich lese. Heute weiß ich es freilich besser: Nicht nur, daß ich zu jedem beliebigen Zeitpunkt meine liebe Anniek im wirklichen Abbilde sehen kann; auch wünsche ich mir unverhehlt, daß sie bestimmte Geheimnisse für sich bewahre; Dinge, von denen ich niemals etwas erfahren darf und will. Ebenso halte ich es. Umso mehr freue ich mich auf meine Heimkehr, zu erfahren, was sie über den Tag erlebt hat.

Je näher ich dem Ufer komme, desto näher komme ich meinem Leben. Einem Leben, das mir niemand wegnehmen konnte, das niemand zu beeinflussen die Fähigkeit besaß; das ewig existieren wird, wenn es nur überliefert

werde. Dieser schlichte Gedanke befriedigt mich ungemein: Er verspricht — nein, garantiert diejenige Sicherheit, die ich in meinem alten Leben stets gesucht, nie gefunden habe. Aber ich suchte auch in einer Welt, in der dem Wort »Garantie« nicht die gleiche Aufmerksamkeit zukommt wie in Fornburg.

Je länger ich darüber nachdenke, desto kürzer werden meine Schritte, desto länger der Weg. Erwinnere ich mich dagegen an mein Heim auf Ibyko und Anniek, scheine ich mich schneller fortzubewegen. Als würden mich die Zweifel ausbremsen, am Vorankommen hindern; während mich die schönen Gedanken vorantreiben.

Ich spüre nicht länger die schmerzenden Füße oder den verspannten Rücken; viel eher verliere ich den Kontakt zum Grund, schwebe über die Straße, entledge mich eines alten Teils von mir, der mich jahrelang belastet hatte: Die Furcht, in einer aus Geldwirtschaft und Eigennutz aufgebauten Gesellschaft unterzugehen.

Irgendwann stehe ich am Wasser und stelle mit Erstaunen fest, daß ich über gar kein Boot verfüge, um nach Ibyko überzusetzen. Es ist, als wollte ich von einem fernen Ort mitten in der Nacht mit dem Auto nach Hause fahren und würde verblüfft über zwei aufgestochene Reifen stutzen; unwissend, wie es weiterginge; wie ich nach Hause finde.

Entlang der Uferlinie steht sich ein einziges Haus, eher eine geräumige Hütte. Mir ist es bei jedem einzelnen Mal bisher aufgefallen, sobald ich mich der Küste, aus Ibykos Richtung kommend, annäherte. Vor der Hütte trocknen weiße Netze auf Spießen, sind teilweise löchrig, besitzen mit Algen verkrustete Schwimmkörper. Ein paar Reusen sind, mit der Öffnung nach unten, am Fuß der Spieße angelehnt;



zusätzlich stecken etwa drei Klafter lange Ruten – Angeln – unter den Reusen im Sand und zeigen über Nacht gen Himmel. »Er nutzt offenbar sein ganzes Repertoire!« denke ich mir und meine freilich den Fischer, dessen einzige Beschäftigung das Fangen von Meerestieren ist. Mal scheint er mit dem Boot hinauszufahren, um Netze und Reusen einzuholen; mal angelt er wohl aktiv. Oder beides. Wie auch immer, ich bewunderte immer schon diejenigen Berufe, die, wie keine anderen, körperliches Geschick und Mühe abverlangen, und doch am wenigsten Beachtung finden. (Es gibt Leute, die sitzen tagein tagaus in einem Büro vor einem Computer, mit einem Telefon in der Hand. – Und nennen das: Arbeit!) In welcher Gesellschaft ist ein Fischer, ein Rübenbauer, ein Müller, ein Schmied schon ein angesehener Beruf? – Vielleicht nur hier.

Die Luft riecht nach Fisch, aber angenehm, sodaß sie Appetit auslöst. Im nächsten Moment verschwindet die duftende Brise, tauscht mit der ebenso wohltuenden salzigen Luft aus dem unendlichen Meer im Osten.

»Nimm' ihn nur, ich bin einverstanden. Bringe ihn mir einfach morgen früh zurück.«

Ich erschrecke nicht. Der Fischer sprach mich aus der Dunkelheit an und steht nun neben mir. Selten geschieht, daß mich etwas so erstaunt; dieser Moment gehört dazu. Die tatsächliche Furchtlosigkeit beweist mir abermals, daß ich in diese Welt gehöre, unter ihre Menschen. Ich bin Teil der Gesellschaft, integriert wie ein zuvor fehlendes und ersehntes, nun die Lücke passend ausfüllendes Mitglied.

»Was meinst du?« frage ich, zur Seite schielend. In seinem Mund steckt eine Pfeife, und er starrt aufs Meer wie ich. Vielleicht meint er seinen schlanken, am Steg festgebunde-

nen Kahn?

»Woher wußtest du ...?«

»Ich konnte es mir schon denken, als deine Gefährtin heute nachmittag mit eurem Kahn nach Ibyko übersetzte. Sie dachte bestimmt nicht daran, daß du dann hier stehen würdest und nicht weiterweißt. Sie muß sich noch ebenso zurechtzufinden lernen wie du. – Was mich angeht, bin ich ein Mensch, dem selten eine Überraschung oder etwas Unerwartetes widerfährt. Weil mir meine Fantasie dazu verhilft, mit allem Möglichen zu rechnen! Darum habe ich dich erwartet.«

»Wirklich? So ein Mensch bin auch ich!« rief ich begeistert aus: »Mich kann auch nur selten etwas überraschen, aus gleichem Grunde! Nun, manchmal macht es mir Angst.«

»Erzähle«, bittet er und wir setzen uns vor seine Hütte. Es geschieht, wie so oft, für meine Sinne unbemerkt, da er mich an der Schulter führend zu seinem Heim bringt und wir nun, auf der Bank nebeneinander Platz genommen, auf das vom Halbmond leicht erblaßte Meer hinaussehen.

»Meine zukünftige Geschichte ist ungewiß«, fahre ich fort, während er an der Pfeife zieht: »Vielleicht nicht ungewiß, aber wenigstens verborgen. Ich sehne mich nicht nach dem Wissen von Morgen; dieses Streben ist stets fruchtlos und lenkt mich von der wesentlichen Gegenwart ab!«

»Eine vernünftige Erkenntnis«, bemerkt der Fischer und erweckt in mir den Eindruck, daß er nicht immer in diesem Beruf tätig gewesen ist. Überhaupt imponiert mir seine Haltung mir gegenüber: Er hatte sich mir im spitzen Winkel zugewendet, schaute aber nie an mir vorbei. Ganz im Gegenteil fixierte er mich bedächtig und ließ zu keiner Sekunde den Augenkontakt fallen; hantierte, als einzige Beschäfti-

gung, mit seiner Pfeife.

»Jedenfalls kann Fantasie gelegentlich ein Ärgernis sein«, erkläre ich, »Vor allem, wenn man zu viel davon hat. Man beginnt, sich alle nur vorstellbaren Begrifflichkeiten und deren Kombination als Szenario auszumalen, insbesondere die schlimmen, zu fürchtenden Begebenheiten: Was wäre, wenn meine Frau stirbt? Mein Kind entführt würde? Die Antwort darauf suche ich in der Reflexion auf mich selbst und der Frage: Würde es mich noch überraschen, wenn mir jemand mitteilt, daß dieses oder jenes geschehen ist?«

»Ist denn dieses oder jenes schon einmal vorgekommen?«

Ich streiche mir mit dem Finger durch den heranwachsenden Bart und überlege einen Augenblick: »Mir fällt kein Beispiel ein«, gestehe ich ein und er macht mit seinen Händen die Bewegung eines »Hab' ich dir doch gesagt!« Aber das stellt mich nicht zufrieden:

»Abgesehen davon – strengt mich allein das ausladende Gedankenspiel an, und hält mich davon ab, mich auf andere, vor mir liegende Dinge zu konzentrieren. Deshalb könnte ich wohl auch nie Kriminalermittler werden. Für den Beruf eines Polizisten bin ich ein viel zu großer Zweifler: Kein Beweis wäre mir Beweis genug; nie würde ich einen Fall zum Abschluß bringen!«

»Und trotzdem gibt es einen Grund, weshalb du stattdessen Naturforscher geworden bist; weshalb du die Eindrücke aus der wirklichen Welt in deinem Kopf zu einer Fülle von Möglichkeiten verschmelzen läßt!« Seine Worte trösten.

»Ach tatsächlich?«

»Aber ja! Ich jedenfalls vermag mir zweifellos zu denken, daß alle großen Naturforscher viel Fantasie gehabt haben müssen! Denn sie ist es, die dir ermöglicht, vorhandene

Kenntnisse zu solchen zusammenzufügen, an die zuvor niemand gedacht hat!«

Er mag rechtbehalten. Auch mir ist die Idee vertraut, daß die Qualität eines Wissenschaftlers nicht in der Zahl seiner Erkenntnisse oder in der Spezialisierung eines bestimmten Fachgebietes liegt, sondern der Fülle seiner Interessen. Mag man ihm nachrufen, daß dieser Umstand sein in vielen Gebieten nur »halbherziges« Wissen bedingt; doch hat er vermutlich mehr vom Leben gesehen als jeder Kritiker. Was mich angeht, erweitere ich derzeit mein »Fachwissen« auf diese Welt.

»Vielleicht solltest du aufbrechen«, schlägt er vor und klopft seine Pfeife aus, indem er sie am Kopf haltend gegen die Kante der Bank zwischen seinen Beinen schlägt. Die Asche des Tabaks oder, was immer er auch rauchte, bröseln heraus.

»Gleich, Freund. Ich will dir noch etwas sagen: Du wirst das nicht wissen, aber ich vertreibe mir die Freizeit seit meiner Kindheit mit der Schriftstellerei.«

»Ich dachte mir so etwas«, lächelt er.

»Jedenfalls verbaute ich in einigen meiner Erzählungen eine Figur namens Saphiransheril, die ich ursprünglich als Manifestation meines Gewissens ansah. So etwas wie eine allwissende, beratende Instanz, mit der Arroganz mir zu widersprechen, und mich trotzdem lernen zu lassen.« Der Fischer schweigt, obwohl mir seine Augen Verständnis dafür zeigen, was ich ihm eigentlich sagen will.

»Na ja, und es kommt mir also vor, als wärest du wie mein Saphiransheril.« Dann ist es mir peinlich, mich ihm, den ich kaum kenne, so geöffnet zu haben. Obwohl es weniger als Geständnis denn als ein Kompliment anzusehen war.



»Ich versichere dir, junger Mann, daß ich dein ›Saphiransheril‹ nicht bin«, grinst er ohne Zurückhaltung: »Aber ich werde immer ein offenes Ohr haben!«

Das genügt mir und ich entziehe mich der quälenden, da nicht vollends verstandenen Verlegenheit durch den Abschied und spreche Dank für die Leihe seines Boots.

»Das ist ein *Kahn*, kein Boot!« wirft er mir hinterher. Konnte er etwa auf die gleiche unheimliche Weise meine Gedanken lesen wie mein Gewi...?!

Still schwanken meine Gedanken, wie der Kahn in den flachen Wogen. Und obwohl die Überfahrt nur kurze Zeit währt, kommt sie mir jedesmal ewig vor. Sie ist zu einem besonderen Moment in meinem Leben geworden; wie eine passiv erfahrene, heilende, stärkende Meditation.

Soweit meine Gedanken zurückreichen, habe ich aus der Stille und Einsamkeit unerreichte Kräfte gewonnen: Ge-steigerte Ausdauer, verringertes Kälte-Empfinden ...; auch erweiterte Kreativität zählt zu diesen »Kräften«. All diese Eigenschaften erfuhr ich bisher nur an einem Ort, ironischerweise ebenfalls auf einer kleinen, jedoch dünnbesiedelten Insel: Die schlichte, geradezu unauffällige Eleganz dieses Landes, seiner Pflanzen und sonstigen Lebewesen; die Unverständlichkeit der wechselhaften atmosphärischen Zirkulation, die Dauer der als verstrichen geglaubten Zeit – all das war mir wiederholt Anlaß zur Erkundung der Landschaft und damit einhergehend meiner Seele. Stundenlang konnte ich in den Dünen liegen und schrieb frühe Gedichte, während das besinnliche Wechselspiel zwischen erfrischendem Herbstwind und gerade noch wärmender Vorwinter-sonne zu keinem Konsens gelangen konnten. In der Tat wurde mir nicht kalt, Hunger trat zurück; ich neigte dazu, in unerschöpflichem Elan dieses Eiland zu umrunden, und ergab mich keiner nennenswerten Erschöpfung. Jedenfalls möchte ich glauben, daß nicht meine jungen Jahre, sondern der besondere Zauber der ersehnten Einsamkeit Ursache dieses Phänomens gewesen ist.

Immer wieder vergewissere ich mich der Natur meiner glücklichen Lage, indem ich das Gesicht der Quelle des Windes entgegenrichte und zu begreifen suche, was, außer dem Wind, mir noch gegen die Haut schlägt. Da ist eine

flüchtige Wärme, gelb und streichelnd der Farbe nach, obwohl die Sonnenscheibe beinahe unter der Horizontlinie liegt. Mein Atmen geht schwer, und verharre ich zu lange in dieser unbewegten Lage, würde ich aufs Meer hinaustreiben. Das Fehlen jedweder Fluginsekten (aufgrund des beständigen Küstenwindes) sterilisiert mein Empfinden: Nun gibt es nur noch mich und die Luft; das wankende Boot unter meinen Füßen bedeutet mein wechselvolles, unstetes Leben, und verhält sich ganz gleich bezüglich der Ironie, daß viele den sicheren Halt im Boot – ihrem Leben – suchen, wo sie doch vom unendlichen Meer und der Welt umgeben sind, in die sie nur einzutauchen brauchen, um mehr aus sich zu machen. Für manche sinkt das Boot und sie laufen ratlos vom Bug zum Heck; gehen mit ihm unter. Was ich dagegen mit der Ankunft in diesem Leben getan habe, war der Entschluß, aus dem Boot zu springen und gen Horizont zu fliehen. Ich vollbrachte dies, weil ich mich ein Leben lang darauf vorbereitet habe; oder in den Worten dieser blumigen Analogie: das Schwimmen erlernt habe!

Es wird Zeit die Laterne, die mir der Fischer geliehen hatte, eine Stufe heller zu drehen. Das hölzerne Ruder poltert im Bootsrumpf, als ich mir eine Hand freimache, um den Docht heraufzudrehen. Das Geräusch aufeinanderschlagenden Holzes wirkt wie ein belebender und die Erinnerung behellender Herzsclag; in mir die Ahnung zeugend, diese Welt, dieses Boot, dieses Geräusch schon seit Jahren zu kennen. Dieser Impuls erwacht abermals, wie ich am Steg auf Ibyko anlande und mein Kahn gegen den bereits Angebundenen stößt, sowie als ich das Tau um den Pfosten lege und anzurre. Das Knarren, das Quietschen, das Krachen des trocknen Holzes – heilige Töne aus meiner Erinnerung;

dem Leben, dem ich nie zuzuhören bereit gewesen bin.

Ermattet klettere ich auf den Steg und versichere mich noch einmal, daß der Knoten sitzt. Die Dämmerung hat ihren Wirkungsbereich ausgedehnt und erschwert mir den Unterschied zwischen Pfad und Gebüsch zu erkennen. Da fällt mir ein, daß es noch immer Stellen auf der kleinen Insel gibt, die ich noch nicht betreten habe. Und obwohl das jemandem selbstverständlich vorkommen sollte – schließlich lebe ich erst seit wenigen Tagen hier! – berauscht mich das Gefühl, schon immer hier gelebt zu haben: Leuchte ich voraus, überblicke ich den Fußweg zum Haus, den ich mit verschlossenen Augen hätte gehen können. Leuchte ich stattdessen mit der Laterne in die Büsche, stelle ich fest: »Jawohl, dort bin ich noch nie herumgekrochen!« Ein einzigartiges Bekennen! Wie Schwerelosigkeit für die Sinne! (Und die erdrückende, die Wirklichkeit mit Wichtung versehende Schwerkraft für den Glauben.)

Nach wenigen Minuten kommt mir unser Heim so nah, daß ich den weißlichen Rauch wie Wattebüschel aus der Esse aufsteigen sehe. Die beiden der Front zugerichteten Fenster schimmern gelblich hinter ihrem hölzernen Fensterkreuz und intensivieren meinen Wunsch nach Heimkunft. Umso mehr, da hinter dem Fenster jemand auf- und abgeht.

Der säuerliche, beißende Geruch meines Schweißes steigt unter dem Hemd hervor, dringt in meine Nase und anschließend ins Gehirn; erweckt mein Schamgefühl und verleitet mich nach kurzem Beschluß dazu, vor dem Zusammentreffen mit meiner Frau noch ein Bad zu nehmen.

Die Dämmerung verbreitet sich mit gleichem Vorsatz, wie der Mond aufsteigt, sodaß sich das Licht der Finsternis über der seichten See in Waage hält. Kühl wird mir sogleich,





als ich das Hemd ablege, dann Hose und Schuhe. Noch viel kälter ist das Meerwasser. Nur ein paar Meter von der Uferlinie entfernt ist es tief genug, um bis zum Hals darin zu verschwinden. Der Wind läßt nach, die Wogen glätten sich, das Mondlicht funkelt nicht länger im Meer – es spiegelt nur noch.

Als würde ich im Blut eines Toten baden, ward es still und kalt. Die Emotionen treten zurück; das Verständnis, das Erwägen, die nie endende Arroganz und Dummheit zu glauben, alles erklären zu können – und eigentlich gar nichts zu wissen.

Das salzige Wasser wäscht Dreck und Schweiß herunter und dringt tief in mein Inneres vor. Mit geschlossenen Au-

gen gehorche ich dem mir zgedachten Schicksal; wollte sterben und abermals auferstehen, um das Wunder Fornburgs neu zu begreifen. Auf Grundlage welcher Taten wird mir dieses Glück zuteil?! Es kann doch nicht von Bedeutung gewesen sein, daß ich verirrt den Touristen den Weg zeigte; Studenten ihre Fragen beantwortete; ich das mit Prinzipien erfüllte Leben im Wege meines gefionistischen Glaubens als erfüllend ansehe? Wenn es nur so geringes, in meinen Augen mühelos und freizügig Selbstverständliches auszuführen gilt – weshalb kann jemand wie ich dann mit so Wunderbarem belohnt werden? Weder erfasse ich meinen ungezügelten Geist noch das zweifelnde Wesen in mir, durch das ich oft schon »nährisch« geschimpft wurde. Ich bin nur ich; will nur ich sein; will alles sein, und wieder gar nichts. Verlange ich zu viel, wenn ich mich nach dem sehne, das ich längst habe?

Gleichwohl mir die Kälte der umgebenden Elemente zusetzt, fühle ich eine damit einhergehende, unumkehrbare Anpassung an den hiesigen Naturraum. Das salzige Wasser fließt über die an der Luft liegende Haut ab, während sie trocknet. Meine Pupillen folgen jedem Tropfen zurück zu seinem Ursprung. Durch die salzige Luft kribbeln Rücken, Schultern und Brust; die Augen tränen, die Wimpern verkrusten. Aber all das ist in Ordnung – ich fühle mich wie ein Schwein im nassen Schlamm. In diesen Minuten werde ich tatsächlich Teil des Habitats, immunisiert gegen die heimischen Infektoren und Gifte, das Klima, den Tagesrhythmus. Daran erinnerte ich mich noch minutenlang, während ich am Ufer neben meiner Kleidung hockte und der nächtliche Wind die verbliebene Nässe abreibt. Die Hände stütze ich nach hinten ab, der Mond erhellt meinen nackten Körper.

»Ich bin, was ich bin«, sage ich zum Meer, gleichwohl ich mein Bekennen an Anniek richte: »Ich bin kein Schwätzer, nur zur Hälfte Träumer. Was ich spreche, das meine ich. So wie mich die mir selbst auferlegten Prinzipien erdrücken, so sehr befreien sie mich; machen mich selbstbewußt und angreifbar. Mit der Wirklichkeit bin ich ebenso vertraut wie ich fern von ihr stehe. Und was dir als gegensätzliche Verse im Ohr erklingen – mein Dasein ist nun einmal zwischen zwei Welten gebannt – von dem brauchst du nur zu wissen, daß es wahr ist. Ich werde dich niemals belügen. Ich werde dich ewig lieben. Das ist mein Fluch.«

»Ich bin dir Fluch?« ertönt es hinter mir und ich murmle im Gleichzug des wendenden Gesichts: »Das könnte zur Gewohnheit werden!«

Anniek setzt sich mir gegenüber und macht ein fragendes Gesicht. »Ich meine, daß ich nicht erschreckt werden kann, wenn mich jemand von hinten anspricht. Das tat vorhin der Fischer mit mir und ich verhielt mich genauso.«

»Dhuma?! Ich hatte ihn eher für einen direkten Typ gehalten. Nicht für jemanden, der sich um des saglosen Profilieren willens anschleicht!«

»Nein, nein. Das hast du falsch verstanden!« korrigiere ich sie: »Ich merke nur häufiger, daß ich hierhergehöre. Vor allem, an deine Seite. – Was den Fluch angeht: Es verhält sich nicht so, wie es klingt! Du bist keine Last für mich. (Impliziert ein Fluch nicht eine Qual oder Belastung?) Ganz im Gegenteil! Du bist in meinen Augen der Wertbegriff von Freiheit, unnachahmlichen Mut, Lieblichkeit. Wahrscheinlich sogar Intelligenz und mehr, obwohl ich nicht an die Meßbarkeit oder Vergleichbarkeit von Intelligenz glaube.«

»Ist es nicht eher dein inneres Träumen, das dich stärkt?«

lächelt sie geschmeichelt und ich entgegen bestimmt:

»Nein. – *Du* bist die Quelle meiner Träume, meiner Fantasie. Und damit eine stützende Säule meiner Identität und Integrität! So vieles ist durch deinen Einfluß entstanden, daß ich mich kaum an alles erinnern kann! Einstmals benannte ich sogar eine alte Bratsche nach dir, kannst du dir das vorstellen?« Sie schüttelt mit dem Kopf und wir lachen.

»Ich nannte sie ›*La ravissante Anniek* – Spiele sie, wenn du liebst«. Doch erst vor Kurzem kam mir der Gedanke, daß meine anfangs so unbedarfte Beziehung zu dir nicht den Grund hatte, daß du dich nicht spielen ließest; nein, vielmehr war es so, daß du *verstimmt* und angebrochen warst, ich dich aber aufnahm und liebenlernte. Um aber auf den Fluch zurückzukommen; Ich bin ein Mensch, der nicht nur anders agiert, sondern auch anders denkt. Der sich bemüht, zumindest mit einer seiner zahlreichen Facetten an der Verbindungswand zur üblichen Gesellschaft seiner Mitmenschen anzudocken, und verborgen zu halten, das es zu verheimlichen gilt. Unter dem Deckmantel der Schriftstellerei läßt dieses eigenartige Menschenwesen eingeschränkt teilhaben an seinem inneren Universum der Überheblichkeit, das er am liebsten für sich behalten will – da er Neider und Konkurrenten fürchtet. Aber mit der Zeit hat er auch erkannt, daß ein Strudel von gehaltvoller, der Menschheit nutzender Philosophie mit seinem Weg einhergeht, den er zu teilen sich verpflichtet fühlt. Zu sinnen, kann schwer und zeitraubend sein. Und da du mich bei jeder Schrift inspirierst, bist du mein Fluch. Und ich liebe diesen Fluch – ich liebe *dich*, Anniek! Und wenn mich diese Tätigkeit eines Tages das Leben kostet – auch dann hättest du Anteil daran. — Und es ist gut!«

Ihre Liebe vervollständigt mich; gleicht all die Lücken aus, die meine Unkenntnis aufgreift. Kein einzelnes Wort fiele mir ein das zu beschreiben, das sie mir ist. Vielleicht muß dieses Wort erst noch erdacht werden, vielleicht ist seine Erklärung umfangreicher als vermutet. Immerhin gibt es Worte, für die gibt man einfach ein Synonym an und sie sind hinreichend erklärt: Zum Beispiel *Bett*, das sich leicht mit *Schlafstätte* übersetzen läßt. Ein Wort wie *Traum* erschwert das Umschreiben umso mehr; es bedarf vieler Sätze, bis es hinreichend geschildert ist. Und ebenso ist es mit dem (noch nicht vorhandenen) Wort für dasjenige, das Anniek für mich darstellt. Aber seine Erklärung, die gibt es bereits; es ist meine Hauptschrift.

»Möchtest du noch hier draußen sitzen? Ich sehe das bei der Kälte gar nicht gern. Außerdem ist das Abendessen fertig.«

»Oh!« erwidere ich erfreut, »Was gibt es denn?«

»Fisch! Sogar selbst geangelt.« Sie hilft mir meine Sachen zusammenzufinden und leuchtet mit der Laterne aus.

»Geangelt hast du? Hier auf Ibyko?«

»Ganz recht, Dhuma hat mich mit einer Angel und Ködern ausgestattet.«

»Dann gibt es jetzt wohl eine Sache mehr, die wir ihm zurückbringen müssen«, stelle ich fest.

»Eigentlich sagte er, ich dürfe die Angel behalten.«

»So? Na gut. – Komm, zurück zum Haus. Hungrig bin ich. Und wo hast du das Angeln gelernt?«

»Das konnte ich schon als Kind. Aber da waren es Seen. Das Meer ist etwas anderes: Das Wasser kommt nie zur Ruhe und ständig treibt der Köder fort. Trotzdem gelang es mir, zwei, was auch immer, Fische zu fangen.«

Als wir das Haus erreichen, riecht es nach gebratenem Fisch. Anniek hatte ein kleines Grubenfeuer errichtet, um das flache Holzbretter gesteckt worden waren. Die Fische waren jeweils halbiert worden und auf den Brettchen mit einem Haken befestigt. Anniek beugt sich nieder und wendet die Fischhälften, sodaß sie von der anderen Seite braten können.

»Eine bemerkenswerte Methode!« staune ich: »Woher weißt du das nun wieder?«

»Kann es sein, daß du mich unterschätzt?« schmunzelt sie mir zu. Abgesehen von der dogmatischen Wahrheit dieser Vermutung – ich traue mich in der Tat nicht, den Umfang ihrer Talente und Fertigkeiten abzuschätzen – interessiere ich mich allein für ihre Antwort.

Letztlich gibt sie ihre Geheimnisse nicht preis und bewahrt so etwas unserer gemeinsamen Vergangenheit: Mein ewiges Streben, neugieriges Forschen, Zeitnehmen, Darüber-Nachdenken, Träumen und Spekulieren, manchmal auch aktives Spionieren – all das, um wieder ein winziges Detail über meine Angebetete zu erfahren (welch' emotionalen Überdruck bewirkte doch stets ein neues, mir unbekanntes Bild von ihr!). Und nun, da ich jeden Tag mit ihr zusammen sein kann; sie nach allem fragen darf, das mich fesselt – da fürchte ich die Freiheit. Ich fürchte sie, weil sie Anlaß sein könnte, zu vieles von meiner geheimnisvollen Göttin auszudenken. Sie wie ein *Ding* zu mißachten, wenn ich genug über sie weiß und mir nicht mehr interessant genug ist. Ich bin jedoch froh und erstaunt zugleich, daß es trotz meiner Erfahrungen der letzten Wochen noch nicht soweit gekommen ist.

Zunächst gehe ich ins Haus und lege meine Sachen ab.

Gerade als ich wieder zur Vordertür hinausgehen und Anniek hilfsbereit zur Hand gehen will, kommt mein Gedankenbann mir mit dem Fisch entgegen und hält mich zum Platznehmen an. Bei Tisch unterhalten wir uns weiter:

»Wo warst du heute als erstes, nachdem ich mit Darren aufgebrochen bin?« Der Fisch mundet vorzüglich und ich zerlege die Mahlzeit mit freudigem Gesichtsausdruck in kleine Happen.

»Zunächst bin ich ein wenig in Fornburg herumgelaufen.«

»Dann hast du sicherlich schon mehr gesehen als ich!« scherze ich.

»Mag sein! Vor allem die zukünftige Schule wollte ich mir ansehen.«

»Und?« frage ich aufmerksam und lege die Gabel endlich beiseite: »Wie schaut sie aus?«

»Gar nicht schlecht! Sie ist zwar in dem uns beschriebenen Zustand, aber solide und geräumig. Ich habe das Haus nur von außen inspiziert. Wegen vor die Tür genagelter Bretter kam ich nicht hinein. Es sollte alles in allem ein großartiges Schulhaus abgeben, wenn Darren seine Reparaturen durchgeführt hat. – Wo wir gerade davon sprechen: Wart ihr erfolgreich unterwegs? Was gibt es noch für Lande hinter Fornburg?«

»Die Landschaft ist wunderschön, Anniek. Ich könnte mich dort tagelang aufhalten und unendlich wohlfühlen!« schwärme ich. Aber Anniek macht ein bedrücktes Gesicht: »Oftmals kann ich meine Gefühle nicht zurückhalten und später kehrt die Besinnung zurück. Was ich sagen will: Am meisten habe ich mich heute gefreut auf meine Rückkehr und auf dich. Und bald schon werden wir gemeinsam über die Hügel westlich vom Dorf wandern!«

»Ja, das sollten wir tun«, bekundet sie mit friedfertigem Lächeln: »Auch Fornburg hat viel zu bieten! Wußttest du, daß es hier zwei Ochsen mit langen geschweiften Hörnern gibt? Oder ... «

»Moment. Du sagtest ›lange, geschweifte Hörner‹? Etwa eine Armlänge lang? Mit braunem, kurzzotteligem Fell?«

»Ja, das stimmt!« beantwortet sie besorgt.

»Kann das wirklich sein, daß ...?!«

»Was ist? Was meinst du?«

»Ich meine damit, daß es sein könnte, daß ... Ich meine ... – Hier wundert mich eigentlich gar nichts mehr!«

Anniek macht ein Gesicht wie »Nun sag' es endlich!«

Und ich sage es ihr: Daß es sein könnte, daß man sich hier Auerochsen als Hausrinder hält. Daß dies der vielleicht einzige Ort ist, an dem der Auerochse noch nicht ausgestorben oder weggezüchtet worden ist. Das läßt sie sprachlos werden. Denn ebenso wie die Einwohner von Fornburg erkannte sie nicht, was sie da vor sich haben. Und betrachtet man es aus anderer Sicht, scheint es den Fornburgern eigen, von lauter Schätzen, oder vielmehr: einzigartigen und erstrebenswerten Orten, Berufen und moralischen Vorstellungen umgeben zu sein – und sie dabei für so gegeben zu halten wie die rechte Hand. Ein Volk, das weder um Aufklärung bittet, noch derselben bedarf.

Zuletzt bekunde ich Anniek mein Interesse an den Tieren, das natürlich aus meinem tiefsinnigen Verständnis an der Paläontologie hervorgeht. Wie oft schon bekommt ein Lehrling der Fossilienkunde die Gelegenheit, sich der Richtigkeit seiner Vermutungen zu vergewissern? Zu prüfen, ob das jederzeit Angenommene stimmt?!

Daneben haben mich Rinder schon immer begeistern kön-



nen: Denn im Unterschied zu vielen anderen gehaltenen Nutz- und Schoßtieren erfüllen sie einen vollkommenen Zweck dem Menschen: Sind Arbeitskraft und nach dem Tod Nahrung, Kleidung, Werkzeug und Baumaterial. Sogar ihre Exkremente lassen sich als Dünger verwerten. Einer solchen Art würde auch ich Huldigung darbringen, so anachronistisch der Kult um Tieranbetung auch erscheinen mag. Wie ich oft sage: Wissenschaft und Spiritualität – v. a., wenn sie keinem schadet – müssen sich durchaus nicht ausschließen!

Wer sich jedoch im Fundamentalismus seines Glaubens verirrt, bewegt sich bezüglich Perspektive und Sinn seines Daseins auf Messers Schneide: So könnte ein Naturwissenschaftler niemals an *Gott* glauben; schon nach einem Semester Studium kämen seinem Verstand die beispielsweise biblischen Lehren als viel zu naiv vor: Er kann stattdessen an das glauben, das mit Sicherheit außerhalb der erfassbaren Wirklichkeit liegt – z. B. die Ereignisse in einem Traum oder das Nachleben. Aber er solle bitte nicht versuchen, die natürlichen Abläufe auf diesem Planeten mit übernatürlicher Gotteswirkung zu erklären! Denn das gelangt zu ebenso wenig Konsens wie die spontane Umwandlung einer Blaufichte zum Hinterhuf eines Auerochsen.

Anniek befindet diesen ungezügelten Gedanken als bemerkenswert, auch wenn sie ihn, als Nicht-Paläontologin, nur unvollständig nachvollziehen kann.

»Wo bist du denn noch gewesen?« treibe ich die Unterhaltung voran.

»Nach der Besichtigung des Schulgebäudes ging ich auf den Marktplatz zurück und trank aus dem Brunnen. Theilan, der Gewürzkrämer, überraschte mich und begann ein Gespräch über Nichts: das Wetter und seine Interessen.«

»Small Talk?« spote ich.

»Ja, aber er blieb jederzeit freundlich und ehrenhaft. Ohne falsche Absichten. Weißt du, ob er eine Frau hat?«

»Nein, das weiß ich nicht.«

»Jedenfalls erzählte ich ihm auch etwas von uns.«

»Tatsächlich? Was denn?« Meine Befürchtung, Anniek könne sich leichtgläubig jedem Fremden anvertrauen, bestätigte sich nicht:

»Ich sagte ihm, daß ich unser Haus gemütlicher einzurichten beabsichtige, und fragte ihn nach Rat. Thelan erwähnte, daß neben einer wohlgefälligen Einrichtung auch ein zusammengetragenes Lebensmittellager dazugehöre, um jederzeit und nach dem spontanen Geschmack kochen zu können, wie er sich ausdrückte. Und ich stimmte zu.« Nickend tue ich meinen Teil.

»Und dann erreichte ihn der Gedanke, mich Anteil an dem haben zu lassen, dessen er am meisten kundig ist – dem Wissen über Kräuter und würzende Pflanzen.«

»Sag' nur, du konntest ihn so sehr bezirzen, daß er dir von seinen geheimen Sammel-Standorten erzählt hat?!«

»Genau das hat er!« bestätigt Anniek ernst, da sie den Witz nicht verstand.

»... Also war ich ein paar hundert Schritte vor den Toren Fornburgs und ging durch die dichte Heide. Thelan hatte mir beschrieben, daß ich dem Flößchen Ellrich nach Westen folgen muß, bis ich eine ausgeprägte S-Kurve erreiche. In den Beugen wachsen jeweils Weiden, die mit ihren Zweigen die Wasserspitze berühren, und um diese herum solle Liebstöckel und Beifuß wachsen. Und er hatte recht! Sogar Pilze fand ich unterwegs – dort hängen sie ja!«

Anniek zeigt auf die über dem Kamin gespannten Schnüre, worauf Scheiben aus braunem und weißem Pilz aufgereiht worden waren.

»Ich wollte ganz einfach«, fährt sie fort, »daß wir unabhängiger werden, was unser Lebensmittellager angeht. So kam ich ins Dorf zurück und stellte mich den Einwohnern vor – da bringt man jeweils eine Zeit zu, wenn man immer wieder zu Tee eingeladen oder im Austausch für ein Schwätzen andersartig gefesselt wird!« lacht sie heraus und ich umschließe die Hand, die sie auf dem Eßtisch abgelegt hatte: »Und unter diesen war keiner«, faßt sie mit ausklingender Stimme zusammen, »den ich nicht gerne wiedersehen wollte.«

»Jeder von ihnen hat dir etwas mitgegeben, wenn ich das richtig sehe?«

Mein Blick wandert auf das Lagerregal bei der Küche, das mit Bechern, Säcken und Dosen aufgefüllt war, wie ich es morgens noch nicht gesehen hatte. Anniek steht auf und zeigt mir alles:

»Man hat uns reich beschenkt, das reicht uns beinahe über den Winter! Wir haben nun Sellerie, Kartoffeln und Karotten, einen Räucherschinken, Walnüsse und eine Dose Schmalz. Das Mehl hier kann ich zum Backen gebrauchen. Und ... – wie heißt er noch? Ich vergesse immer seinen Namen – gab mir sogar eine Handvoll Tütchen mit Gemüsesamen! So können wir selbst hinter dem Haus anbauen!«

Sie klingt zuversichtlich und orientiert sich wohl an den umfangreichen Gärten, die zweifelsohne jeder Fornburger unterhält. So sicher bin ich mir nicht, ob der im rauen Wind gelegene, ungeschützte Inselboden-Garten ein Erfolg sein würde – aber innerlich entspricht sie dem, das auch in

mir vorgeht: Unabhängig zu sein, obwohl man bereits auf einer Insel am einsamsten Ort der Welt lebt.

»Und was ist dort drin?« zeige ich auf das kleine, auf dem Kamin-Sims liegende Ledersäckchen. »Das ist etwas Besonderes; ich kannte es auch nicht«, holt sie es schwärmend herbei. Sie zieht an dem Knoten in der Lederschnur, auf die Holzperlen aufgereiht worden waren, und darbietet den Inhalt – ein bräunliches Pulver. »Das sind zermahlene Wurzeln von Gänsefingerkraut!«

»Aha«, werte ich ungläubig und zerreiße eine Probe zwischen den Fingern: »Und was macht man damit?«

»Man kann es mit Getreidemehl vermischen. Damit werden die Backwaren süßer«, grinst sie unverhohlen.

»Laß mich raten: ein Geschenk von Lita und Divanno?« Sie nickt, noch immer das leuchtende Grinsen aufgesetzt.

»Da fällt mir ein, ich habe noch einen Beutel für dich – von Catla. Sie sagte, du wüßtest damit anzufangen.«

»Ja!« erinnert sie sich und nimmt den Beutel an sich: »Ich war heute nachmittag zum Tee bei ihr.« Ich habe so eine Ahnung, was darin sey.

»Und diese Birnen stelle ich hier ins neue Lager«, fahre sie fort und lege das Obst zu den anderen Konserven ins Regal. Auch ein großes Stück Zunderschwamm nehme ich heraus und lege es neben die zermahlene Wurzeln auf den Kaminsims. Dann schüre ich das Feuer.

»Was ist das?« hält sie das Mitbringsel in der Hand.

»Zunderschwamm! Ich dachte mir, das könnten wir auf jeden Fall im Haushalt brauchen. Und was die Natur uns bietet, das lasse ein in dein Haus! Oder wie hieß das?! Normalerweise sollte man den Zunderschwamm vor Gebrauch ›salpetisieren‹, aber Salpeter müßte ich erst noch finden.

Früher hat man den Schwamm in Stücke geschnitten, gekocht und beim Trocknen mit einem Holzschleifstein weichgeklopft, bevor man darauf urinierte – wegen des Stickstoffs. Aber ich glaube, darauf können wir hier verzichten.« Sie sieht mich staunend an. »Tja, alles für bessere Brenneigenschaften!« bestätige ich.

»Und trotzdem stört es uns alle nicht, daß uns hin und wieder ein paar Zutaten fehlen, nicht wahr?!«

Anniek hat es verstanden: Es ging nicht um Zeit oder Arbeitsleistung, Erfüllung von vermeintlich unumgänglichen Verträgen, Zugeständnissen, unhaltbaren Versprechen. All diese selbst auferlegten »Pflichten« machten nicht bessere, modernere Menschen aus uns; ganz im Gegenteil: Schon vor langer Zeit nahmen wir uns selbst den Freiraum, über Geist und Welt zu philosophieren; zu studieren und uns zu erfreuen an dem, was die natürliche Umwelt uns bietet. Wer auch immer dagegenzuargumentieren versucht: Sowohl Antrieb als auch erstes Wort sind falsch und verschwendet. Ich habe recht.

Wie sehr ich mir wünsche, daß die Menschen mehr wie ich seien: Würden sie der Natur und den sie umgebenden Menschen selbiges Verständnis entgegenbringen, das auch ich aufzuwenden bereit bin, würde diese Welt von gänzlich anderen Werten dominiert sein: Prinzipielle, offensichtliche Machterzeugnisse, aus denen Erfolg, Wohlstand und sogar Bedeutsamkeit abgeleitet werden wollen, könnten zurücktreten. Dahingegen erscheinen die verborgenen, aber in meinen Augen moralisch wesentlichen Attribute wie Hilfsbereitschaft, Aufopferungswille und Gerechtigkeitssinn heller; treten in die Aufmerksamkeit der entwöhnten, fehlgeleiteten Menschheit ein und finden auch unter dieser ihre

Anhänger. Umso mehr bestärkt es mich, Vorbild zu sein. Abgeleitet aus meinem derzeit verfügbaren Glück und meiner – vielleicht auch nur im Zirkelschluß erkannten – Vergangenheit wünschte ich, mein atypischer kultureller und kreativer Intellekt sey auf meine Alkohol- und Nikotin-Abstinenz zurückzuführen. Das muß selbstverständlich nicht zwingend richtig sein – viele große Schriftsteller und andere Künstler vollbringen ihre erstaunlichsten Werke erst im Zustand des Rausches! Doch erzeuge ich bei klarem, ungetrübtem Bewußtsein meine innigen und philosophisch rätselhaften Schriften.

Ich gehe mit einem unverkennbaren Stolz in die Welt und zeige unverblümt, was ich von ihr, das heißt ihrer Behandlung durch den von der Vernunft abgekehrten Menschen halte. Ingeheim erhoffe ich mir davon Aufmerksamkeit. – Doch nicht um meiner Eitelkeit willen! Nein, meine Absichten sind selbstlos und ehrenhaft; ich will Auflehnung und Zuneigung zur Agonie demonstrieren; will verdeutlichen, daß allein mit Mut jedwede fixe Idee in die Tat umgesetzt werden kann; daß Angst lediglich die Botschaft trägt, daß sich nicht unterzuordnen, sondern aufzubegehren ist. Solange ich mit dieser Initiative auch nur eine kleine Gruppe vernunftbereiter Leute beeinflusse, ist mir dies jede Bloßstellung und Entwürdigung wert.

Insgesamt glaube ich, die Probleme der heutigen Gesellschaft zu bekämpfen, komme dem Versuch gleich, einen Patienten mit Blutvergiftung durch Beine-Hochlegen, Hemd-Öffnen und lautes Ansprechen zu kurieren. Stattdessen ist ein vollständiger Neubeginn erforderlich, eine Neugeburt.

Anders als der letzte Absatz nahelegen könnte, bin ich weder Prophet noch »Retter der Menschheit«. Und obwohl

mein Interesse an gesellschaftlichen Verbesserungen nicht Prestige-trächtiger Absicht entspricht, habe ich diese Welt noch nicht aufgegeben. Derzeit mag ich mich an einem Ort aufhalten, an dem mir die Entwicklung des Rests der Menschheit meine Aufmerksamkeit nur marginal erfaßt. Jedoch halte ich durch meine Aussagen und Erinnerungen weiterhin den Kontakt »zur alten Welt« aufrecht.

Ich muß eingehend betonen, daß ich mich nicht aus Gründen des Eigennutzes oder der persönlichen Profilierung wegen am Verbessern der Welt hervorspiele. (In Wahrheit versickert jeder Gedanke an Profilierung in dieser Umgebung und dieser Gesellschaft im unweigerlichen Nichts!) Jedoch wäre es schön, deutlich zu wirken und trotzdem anonym im Hintergrund zu verweilen. Die Lösung sehe ich in der Reformation der schulischen Ausbildung von Kindern und Jugendlichen. Dabei vermittelt ein namenloser Lehrer moralische Konsistenten und philosophisch anzustrebende Werte unter dem Deckmantel der bereits seit Jahrzehnten bewährten generellen Akzeptanz.

Das vom Wesen bestimmte Problem, das ich in meiner seltenen Funktion als Lehrer sehe, ist, daß sich die Menschen der Befähigung entsagen einzuschätzen, wie unwesentlich ihre täglichen Probleme tatsächlich sind. Daher fordere ich im Sinne der für jeden Menschen philosophischen Erkenntnis, wie unbedeutend wir uns im Maßstab des Universums darstellen, ein essentielles Grundwissen in Astronomie und Geologie. Allein dadurch wird man zur erhabenen Übersicht befähigt, sowie zu Demut und einem eleganten Lebensstil. Dieser von mir angestrebte Zustand einer wenigstens initialen wissenschaftlichen Bildung darf aber nicht als Zwang verstanden werden, vielmehr als Ent-

scheidung zur Erweiterung seiner geistigen Möglichkeiten. Ebenso muß Vorsicht gewaltet werden, denn der Weg eines Wissenschaftlers kommt ab von seiner ursprünglichen Form – nämlich sein Leben in Ausrichtung, aber allgemein befriedigendem Erkenntnisgewinn zu erforschen – und wandelt sich heute zu einer kaum mehr als Gefahr für das Selbstbild wahrnehmbaren Prozedur einer »Karriere durch Ansehen«.

Mir sey erlaubt, das kurz auszuführen: So ahnde ich die Vorgehensweise und derzeit bevorzugte Praxis der weithin als Wissenschaft bezeichneten Religion der Angeberei und Selbst-Huldigung; der Vorstufe zur sozusagen bewertenden Quantifizierung von Intelligenz. Ich wollte während meiner akademischen Laufbahn beispielsweise nie die »Weltformel« finden, die alles und jedes Phänomen erklären kann. Ein bestimmtes Taxon als Leitfossil auszurufen oder mit einem Isotopen-Verhältnis den weltweiten Salzgehalt im Meer zu korrelieren, halte ich weder für möglich noch erstrebenswert. Viel wichtiger ist es, so meine ich, daß jedwede für die Wissenschaft gefällige Entdeckung ausreichend gut dokumentiert wird, und deren Bedeutung nur richtungsweisend zu interpretieren. Diesen Leitgedanken habe ich oft vorge tragen, und auch jetzt soll er zur Unterstreichung meiner unbeirraren Ansichten dienen.

Anniek und ich schwatzten noch wenigstens eine Stunde, bis uns die Müdigkeit unterbrach. Dann folgte jene von mir als selig gesehene Zeit, die zwischen dem Abendmahl und der Bettruhe liegt; jene in die theoretische Melancholie abschweifende Phase, die letztlich nur von Erinnerung und grundloser Zufriedenheit durchbrochen wird. Alle Lichter im Haus – mit Ausnahme einer Kerze – zu löschen, ist ge-



rade dieser gleichgültigen, zurückgezogenen Atmosphäre gerecht.

Nun hat sich diese einzige Sehnsucht meines Lebens auf ihre Betthälfte bequem und ruht bereits mit halb verschlossenen Augen. Währenddessen habe ich im Schaukelstuhl in der Raumnische Platz genommen und das große Buch über Fornburg liegt in meinem Schoß. Wäre ich aufmerksam genug, ein weiteres Kapitel zu lesen?

In Liebe denke ich an Anniek, ewiger Mittelpunkt und Quelle meiner Anbetung und geistigen Stärke. Ich schaue auf sie herab – gerade habe ich mich neben sie aufs Bett gesetzt und drücke mit dem Rücken das Kissen zurecht – und stelle fest, niemals Worte finden zu werden, die Zuneigung zu ihr zu umschreiben; es sey denn, ich erfinde sie. Selbst dann ist es das gleiche wie zuvor: Niemand wird dieses »Gefühl« für sie nachvollziehen können, solange er nicht ich ist.

Mit der Hand fahre ich der Schlafenden durch die blonden Haare und streichle ihre Kopfhaut. Noch während sie schnurrt, bewege ich mein Gesicht auf ihren Haarschopf zu und jedes ihrer Haare kitzelt mich hundertfach um Mund, Nase und Augen. Ich lächle. Dies zu erwähnen ist nicht trivial, sondern substantiell. Denn erst wer die unscheinbaren Empfindungen zu würdigen weiß, tut gleiches mit sich selbst.

Das neue Kapitel, das ich mit einem gekonnten Fingergriff im Kompendium über Fornburg aufschlage, beginnt mit den erbaulichen Worten

*»Gib' so viel du willst, nimm' so viel du brauchst.«*

Als Reaktion auf das Gelesene lege ich das Buch wieder in

den Schoß und starre nachdenklich in die Dunkelheit des Zimmers. Mein Blick erfaßt erst das eine, schließlich das andere Objekt im Raum, weder zu wissen, was es war, noch warum ich es nicht festhalte. Symbolisch gesprochen, ist mein Blick wie ich selbst, wenn man davon absieht, daß ohnehin beides vom gleichen Individuum stammt: So bin auch ich unstedet in meinen Gedanken, ständig mit der Vorbereitung und dem Abschluß irgendwelcher Vorhaben beschäftigt. Auch weiß ich nicht wirklich, wer ich sey: Einen Namen zu nennen und dabei auszurufen: »Das bin ich!« so wie viele andere vorgehen würden, erscheint mir nicht angemessen. Denn was ist schon ein bedeutungsleerer Name?

Mag sein, daß diese Haltung Ursache dafür ist, daß ich so oft meinen Künstlernamen wechselte – um mich neu in meiner Einzigartigkeit zu identifizieren. Aber es bedeutet auch, daß die mich einhüllende Oberfläche wandelbar ist. Der Geist in dieser Hülle, mein Geist, füllt ihn aus wie Luft einen Ballon. So kann die Hülle (der Ballon) gedrückt und verletzt werden, mein Geist wird sich daran anpassen. Und wenn die Hülle zu sehr verletzt wird, und ich sterbe, werden meine Angehörigen und Freunde nur die Hülle sterben sehen. Unwissend, daß mein Geist freigesetzt ist und ins Nachleben entschwindet.

So regt mich bereits der erste Satz des Kapitels zum Philosophieren an und läßt mich fragen, weshalb nicht ich auf eine so kluge Wortfolge gestoßen bin. In der Tat vereint sie die Weisheiten aus tausend Generationen und zweifelsohne ließe sich ein Buch nur mit ihrer Interpretation ausfüllen.

Was den Aphorismus selbst angeht, glaube ich ihn zumindest auf halbem Wege instinktiv vorzugeben. Das Verhalten der Einwohner Fornburgs reflektiert unmittelbar auf diese

Maxime. Und auch ich möchte mich Teil dieses gesamtheitlichen Wesens nennen, das mir so sehr entspricht, als sey es meiner kreativen Befassung entsprungen.

Und wie lange habe ich auf den Moment gewartet, da man meine Abnormalität akzeptiert und nicht länger die gemeinhin sichtbare Gesellschaft als Maßstab verwendet! Wie sehnsüchtig wartete ich auf tolerante Worte: Hätte ich beispielsweise mein Kind nach einem Stern benannt oder den Gebrauch des Geldes in jeder Hinsicht abgelehnt! Wie gerne hätte ich jedem einzelnen ins Gesicht geschrien: »Du kannst mich mal!« der glaubt es bestünde eine Art Gesetz, was richtig und falsch sey, was normal und was *anormal*.

Wer bestimmt schon, wem welches Land gehört oder was er tun darf?! – Sey es durch die reine Botschaft oder das unsichtbare Gesetz selbst. Ist nicht jeder Mensch frei auf der Welt, sodaß jedem alles gehört? Sind wir mittlerweile nicht hinreichend evolviert, um uns friedlich um die Nutzung von Lebensraum und Ressourcen zu befleißigen?

Die Wirklichkeit verkehrt sich in die Richtigkeit des Un-erwarteten: So könnte man behaupten, daß der Tod nicht länger zu fürchten sey, wenn man von der Erhabenheit des ihm folgenden Ortes wisse. Und ebenso sehe auch ich meine Optionen; meine offen ausgelegten Karten, die ich auszuspielen habe: Während alle anderen über die ihnen zugesteckten oder vermißten Trümpfe jammern oder sich ergötzen oder gar neiden, weiß ich derweil, daß all das zusammen nur ein dummes Spiel ist. Wie die letzte Karte ausgespielt – und hat man sich auch den höchsten Trumpf bis zuletzt bewahrt – so endet das Spiel, und ändert doch nichts an meinem Dasein.

Viele Begebenheiten meiner Vergangenheit könnte man

als Austrag von Spielkarten ansehen, vieles wird von mir nicht anders wahrgenommen und erfährt deshalb Verachtung oder Gleichgültigkeit. Was wäre beispielsweise, wenn mich jemand zu peinigen versucht, indem er ein Kindheitsfoto von mir vor Annieks Augen führt? Wie *erwachsen* bin ich damit umzugehen? Und wie verhält sich Anniek? Müßte ich im gleichgefälligen Ton dem Peiniger nicht mitteilen: »Ich würde Anniek nicht lieben, wenn ich nicht davon ausginge, daß sie klug genug ist, derartigen Unsinn zu ignorieren!«? Und so zeigt sich, daß man sowohl die Menschen als auch die für real und veränderlich gehaltene Welt beeinflussen und sogar beherrschen kann, wenn man nur die Fantasie besitzt, sie sich von Grund auf neu zu erdenken.

Sollten nicht ferner, so überlege ich weiter, die nicht eindeutig geformten Begrifflichkeiten wie *Besitz* und *moralisches Ideal* substituiert und neu erlernt werden? Möchte man nicht die Zeile der Menschheit auf unverbrauchte, und doch nur in Vergangenheit geratene Werte neu ausrichten? (So wie der Mensch sich oft darin gefällt, in ein neues Kleid zu hüllen; sich dabei *anders* oder *weiterentwickelt* zu nennen, und im Inneren doch dasselbe unkontrollierte Vieh zu bleiben?) Ums Verbleiben weigere ich mich zu schämen für den wunderbaren Gedanken, die Menschheit entwickle sich auf wissenschaftlichem und kulturellem Niveau, allein und im Stolz die Aufgabe vor Augen sehend, die Nutzung seines Lebensraumes soweit zurechtzubiegen, daß jeder Mensch ausreichend mit Grundbedürfnissen versorgt werde, und dennoch Ressourcen verbleiben, um die Tiefen des Planeten und die Weiten des Kosmos zu erforschen? Ganz ohne den Fehlgedanken der Profilierung oder am Instinkt festgehaltenen Selbstschutzes? Sind nicht mit dem Binden eines

Partners und der Gründung einer Familie genug Aufgaben gestellt, sich sein ganzes Leben damit zu befassen? Und auch wenn uns Menschen durch von außerhalb wirkenden Einfluß die Vernichtung droht – was ist einzuwenden gegen ein Festhalten am pazifistischen Leitweg und der kulturellen und wissenschaftlich-technologischen Reife, und dem wehrlosen Untergang in diesem Sinne?

Nachdenklich lenke ich meine Augen auf die Buchseiten zurück; ich erfasse mit meiner ermüdeten Aufmerksamkeit ohnehin nur noch einzelne Wörter oder gar Sätze, die mir im Fluß des Textes wie hervorgehoben erscheinen. Da steht beispielsweise: »Der Bereitschaft zur Gelehrigkeit ist beim Wissenschaftler eine höhere Bedeutung beizumessen als seinem Wissen oder Ansehen«, und innerlich stimme ich durchaus zu. Sollte man dieses elitäre wissenschaftliche Prinzip nicht auf jede Art der Entscheidung übertragen? Ich meine damit die Entscheidung in das Offensichtliche und das Verborgene, das keinem gefällt, keiner haben will, aber trotzdem richtig ist?

Stattdessen habe ich mir mein eigenes Schicksal offengelegt, um es vor mir wie eine Picknick-Decke auszubreiten und in Ruhe zu analysieren. Die Ecken, die ich nicht beherrsche oder je beherrschen kann, schlage ich ein; den Rest ziehe ich näher an mich heran und verstehe ihn umso mehr. Dabei werde ich aber niemals vergessen, daß jede vernünftige wissenschaftliche Interpretation mit einem »könnte auf ... hinweisen« beginnen sollte. Werden nach Jahrzehnten der Daten-Sammlung die Schlüsse berechtigter und die Fehlermöglichkeiten geringer, wird die Interpretation mit den Worten »... sollte bedeuten« lauten. Alles, was darüber hinaus geht, ist anmaßend und widerspricht dem Naturge-

setz, daß der Mensch niemals alles wissen noch verstehen wird. Schließlich liegt der Wert von großer Weisheit nicht in der Fähigkeit das Wissende abzurufen, sondern in der dadurch gegebenen Fähigkeit abzuschätzen, welche Annahmen wahrscheinlich sind – oder wahr.

Das sollte mir genügen. Wie es der Entscheidung eines jeden freien Menschen entspricht, konnte ich auch in diesem Moment von der Musik weghören, den Film ausschalten, das Buch zuschlagen. Letzteres tue ich, aber so leise, daß es Anniek nicht aufweckt. Die Müdigkeit gewinnt und mit ihr das Träumen.

Ich brauche einen Plan.



## 19 Was der Wind antreibt

**H**ungrig und mit forschenden Augen sitze ich am folgenden Morgen zu Tisch. Aber es ist nicht Essen, nach dem ich suche dem Hunger abzuhelfen, sondern Ratschluß. Wie so oft im Leben ist es keine Antwort, die einem zuge-  
tragen wird, sondern der bereits gegenwärtige Behelf, im Inneren seines Geistes – umgangssprachlich würde man es »das Grübeln« nennen –, der einem letztlich die Lösung aller Fragen anbietet.

»Fehlt dir etwas?« will Anniek im Schatten der über den Kopf gehobenen Hand wissen. Ihr Gesicht formt eben jene runzelige Stirn, die mir jeden Morgen grüßend entspricht und aus der ich die Stärke gewinne, einen beliebigen Tag zu meistern. Denn ich würde mich darauf verlassen können, daß das ungeschliffene Antlitz bei meiner allabendlichen Wiederkehr in jene liebenswerte Miene gewandelt worden sey, an die ich Stunden zuvor gedacht und die ich seit Jahrzehnten vermisste.

»Es ist wohl nichts mit mir«, gebe ich bedrückt zu: »In meinem beständigen Bestreben, besser zu sein als die Summe meiner Teile, lege ich alles darauf, diesen Menschen mit meinem Wissen helfen zu wollen.«

»Ich dachte, daß sey bereits vor Tagen geklärt worden?!«

»Du meinst die Rohstoffe? Ja, das schon, nur brauche ich dazu mehr Informationen, eine Karte und all das. Außer-

dem weiß ich noch nicht so richtig, wie und wo ich anfangen soll, vom Transport eventueller Rohstoffe nach Fornburg ganz zu schweigen!«

»Vielleicht bist du das Ganze etwas chaotisch angegangen? Gräme dich nur nicht, denn es sieht dir ähnlich!« lauten ihre beruhigenden Worte. Und mit »Ja, das könnte sein« gestehe ich ihre Weisheit ein.

»Auch heute werde ich mich zur Erkundung westlich von Fornburg aufhalten und erst abends zurückkehren. Anniek, ich hoffe, dir mit meiner Abwesenheit nicht irrigerweise zu zeigen, wie entbehrlich mir deine Gegenwart ist! Nur ist es so, daß ich mich dieser Aufgabe verpflichtet fühlte und ...«

»Vertraue nur darauf«, unterbricht sie mich sogleich, »daß ich mir deiner Liebe jederzeit und jederorts bewußt bin. Und daß mein Stolz dich begleitet, ebenso wie er mich anführt. Gehe dieser Aufgabe nach, und wenn es Wochen dauert. Solange du des Nachts neben mir liegen und von mir träumen wirst, besteht für mich kein Zweifel darin, daß dieser Zustand ewig anhalten wird!« Schon erstaunlich früh am Tag blicke ich in das betörend schöne Gesicht, das ich erst am Abend gewohnt bin.

»Danke. Für dein Verständnis. – Und was wirst du heute tun wollen?« Sie lächelt verlegen:

»Vielleicht noch etwas die Einwohner und Fornburgs verborgene Ecken kennenlernen? Und eine Liste anlegen, was im oder am zukünftigen Schulhaus zu ersetzen oder zu besorgen ist. – Ja, das ist das Richtige für eine wie mich!« stimmt sie ein: »Nur laß uns heute abend zur gleichen Zeit übersetzen, daß wir Dumas Geduld nicht überbeanspruchen.«



»Sonnenuntergang am Pier?« frage ich; sie nickt mir zu. »Kein Wunder, daß ich dich wie die Nacht liebe«, füge ich an: »Auch sie kann mich jedesmal mit neuen aufregenden Wundern überraschen, wenn ich nur lange genug die Augen öffne. Und wie die Nacht erinnerst du mich beim ehrfürchtigen Blick nach oben, daß mich nach nichts mehr verlangt, als niederzufallen und um deine Liebe zu beten.«

Nach dem Frühstück greife ich mir wieder meinen Rock und den Sack, der mir schon am Vortag als Transportbehälter gedient hatte. Darin verstaue ich Früchte und lege eine Flasche mit Korken dazu, um sie später am Bach zu befüllen. Mit einem Kuß verabschiede ich mich und laufe zum Kahn des Fischers, den ich unverzüglich besteige und losrudere. Am Ufer des Festlandes angekommen, rufe ich nach Dhuma, der aber offenbar gerade zum Fischen unterwegs ist. Also knote ich seinen Kahn mit einem Spierenstek am Pier fest und stelle die ausgeliehene Laterne unter die Bank neben seiner Hütte. Wanderlustig breche ich zum Fornburger Marktplatz auf, den ich zwangsläufig überqueren muß, wenn ich vorhabe, vom Ufer in die Gegend außerhalb Fornburgs zu gelangen.

Darren erwarte ich nicht zu begegnen, da ich keine Verabredung getroffen hatte. Letztlich wäre seine Begleitung – so sehr ich sie auch genieße – ab jetzt auch nicht mehr so dringend gewesen. Als Geologe bin ich schon oft alleine im Gelände gewesen und habe mich immer zurechtgefunden. Feuchtigkeit und Wetter sind meine Gesellen; die Kälte, der Schmerz, der Schmutz. Schon damals fand ich jeden Abend trotz Erschöpfung zur Unterkunft zurück, obwohl ich erst seit wenigen Tagen behaupten kann, dort etwas Erfreuenswertes vorfinden zu können. Jedenfalls ist mir ja

ohnehin die Idee im Kopf, zunächst das Gelände kennenzulernen, die Welt zu sehen, deren Erzeugnisse uns erhalten und behelfen wissen. Darren dagegen braucht mein Beisein nicht; er kennt die Eigenheiten der Gegend wie jene seiner Werkstatt. Und er geht – wann und wie er wollte – dem Walde zu Besuch, um die geeigneten Hölzer für seine Arbeit auszuwählen.

Gerade mache ich die letzten Schritte auf den Marktbrunnen zu, da schlägt es die Tür zu Orens Buchladen auf. Er und ein Junge kommen heraus und steigen die Treppe hinab. Ich wende mich beiden erfreut zu und schaue in Orens freundschaftlich-begrüßendes Gesicht. Dabei denke ich mir, daß ich genauso dreinschauen würde, wenn ich nach Tagen des geruhsamen Schlafs endlich einen lästigen Rückenschmerz vertrieben hätte.

Den Knaben an seiner Seite kenne ich bislang noch nicht. Kurz bevor ich Oren mit Handgruß begegne, stürmt der Bengel vor Oren und steht ganz plötzlich zwischen uns. Irgendetwas beeinflußt mich, diesen zuerst anzusprechen:

»Oh ha! Wer ist das, der so eilig läuft, daß er beinahe auf das Marktpflaster fällt?«

»Ich, mein Herr!« ruft er lauthals aus und richtet sich wie ein stramm stehender Soldat auf. Konnte ich ahnen, daß mich seine naiven Worte immer wieder an dieses bemerkenswerte Kind erinnern sollten?

»Guten Morgen!« spricht mich Oren an und steckt sogleich die Hände zurück in die Weste. Sein Grinsen fällt auf den Jungen neben sich und er legt seine Hand wieder auf dessen Haupt. Behutsam zieht er ihn zu sich, während der Knabe seine Hände hinter dem Rücken verschränkt.

»Das ist mein Sohn, Ilô-François. Unsere Tochter Elena

kennst du ja bereits. Da wollte ich dir nun ein weiteres Familienmitglied vorstellen«, fährt er fort.

In die Knie gehend, wende ich mich dem Knaben zu: »Ilô-François?«

Seine Augen richten sich auf meine: »Das ist ein ehrfürchtiger Name!«

»Was heißt *ehrfürchtig*, mein Herr?« fragt sein niedliches Wesen.

»Nun ja, weißt du, also ehrwürdig ist ... « – Plötzlich werde ich durch ein leichtes Kopfschütteln Orens aufmerksam, als wollte er mir sagen, daß es in seinem jungen Alter keinen Zweck habe, ihm das Wort zu definieren.

»Wie nennen dich denn deine Freunde?« formuliere ich stattdessen.

»Ilô, mein Herr, so heiße ich«, sagt er artig, und es liegt etwas so Liebenswertes in seiner Stimme, daß in mir die Sehnsucht aufkommt, einen eigenen Sohn zu haben.

»Dann will auch ich mich dir vorstellen, Ilô: Ich bin ein alter Freund deines Vaters.«

»Ja, ich weiß, Vater hat mir eine Fotografie gezeigt, worauf er und Sie abgebildet sind!«

»Wirklich? Ein Foto von uns beiden?« Mein Blick pilgert zurück zu Oren, der sich sogleich gegen meine fordernden Blicke verteidigt:

»Na ja, eines der Klassenfotos, ... du weißt schon.«

»Das will ich unbedingt auch einmal sehen!« stelle ich lachend fest, errege aber keines von beiden ernstesten Gemütern. Wo Ilô lediglich seine Artigkeit zeigt, scheint Oren irgendetwas zu bedrücken:

»Mir fiel gestern abend ein«, bricht er vor, gerade als ich etwas sagen will: »was du neulich bei der Versammlung

angemerkt hattest. Vielmehr, woran es dir fehlt.«

»Ja? Nur raus damit, Oren!«

»Du wirst für uns auf Rohstoff-Suche gehen – deshalb bist du wohl auch heute aus. Da erinnerte ich mich an deine Worte, daß dir keine vernünftige Karte zur Verfügung steht.«

»Hast du doch eine Karte für mich zwischen deinen Büchern gefunden? Nur her damit – zur Planung meiner Wege hilft alles!«

»Nun ...«, schiebt er mit einer Hand den Knaben vor: »Er ist die Karte!«

Diese Antwort verblüfft mich in der Tat; unterbindet jedwede Idee von Aufbegehren oder Neugierde und füttert für einen Moment mein Gefühl der Achtung. Und was nur sollte ich daraufhin bemerken? So etwas wie: »Danke euch beiden, aber ich komme schon klar!« da ich ernsthaft an der Nützlichkeit des Kindes diesbezüglich zweifle?! Im ersten Moment glaube ich dann doch zu verstehen, was Oren mir eigentlich mitteilen will: Er meinte gewiß, daß sein Junge, der etwa zehnjährige Ilô, einfach nur die Gegend gut kennt und mir gegebenenfalls sagen kann, wie dieser Bach oder jener Berg heißt. Aber wie ich so oft während meiner wissenschaftlichen Studien predigte, kommt es nicht auf die faßbaren Details (den Namen des Berges), sondern das grundlegende Verständnis an; etwa: Welche Gesteine beißen am Fuß des Berges aus? Wie weit ist es von dort bis zum nächsten Wasserlauf? Wie viele Höhenmeter liegen dazwischen?

Oren bemerkt, zu meiner Schande, den zweifelnden Blick, ist aber darauf vorbereitet: Ohne große Erklärungen faßt er sein Anliegen zusammen:

»Bitten möchte ich dich, daß Ilô dich heute begleiten darf. Ich weiß, daß er dir eine Hilfe sein kann.«

Ilô macht als Eingeweihter einen Schritt in meine Richtung; sie sind wohl nicht mehr davon abzubringen.

Ich selbst stehe dieser Aufgabe anfangs ungewollt gegenüber. Aber nicht aus jenem Grund, daß ich »ein Kind am Bein« hätte, um das ich mich wie ein Kindermädchen zu kümmern habe und in dieser Zeit gar nicht meiner eigentlichen Aufgabe nachkommen kann: Etwa, daß ich die richtigen Standorte für Rohstoffe übersehe, weil ich ständig auf Ilôs Verbleib achten muß. Aber das stimmt ja nicht, schließlich würde mich Ilô unmöglich jeden Tag begleiten, und zweitens spielt die Zeit in diesem Leben ohnehin keine Rolle. Nur ist mir merkwürdig, mit welcher Entschlossenheit und vor allem welcher Naivität mir Oren seinen Sohn anvertraut, obwohl ich zu keiner Sekunde an der Qualität seiner Vaterschaft zweifle. Vielleicht zeigt er gerade damit seine Weisheit, indem er ihn mit Fremden verkehren läßt, auf daß er möglichst Verschiedenes aus unvoreingenommenen Quelle lerne! Dennoch hätte ich meinen (fiktiven) Sohn keinem Menschen unbeobachtet übergeben, den ich erst seit Tagen kenne, auch wenn es ein »alter Freund« ist, und schon gar nicht, wenn ein so gefahrvoller Weg ansteht.

»Ich werde mit meinem Leben auf ihn aufpassen«, sichere ich dem Vater mit ernster Miene zu und ehre auf diese Weise das in mich angedachte Vertrauen. Dann kehre ich um und Ilô folgt an meiner Seite. Wir verlassen Fornburg in nordwestlicher Richtung, der Himmel strahlt Blau und wolkenlos. Und ich Narr glaube, daß des Kindes Hilfe nur eines Kindes Erzeugnis sey. – Wie ich mich irrte!

Oren winkt einen Moment seinem Sohn nach, dann geht

er ins Haus zurück. Der neben mir hergehende Ilô dagegen ist sich augenscheinlich nicht der seltsamen Situation zwischen uns zwei Fremden bewußt. (Selbst, wenn mich mein alter Freund Oren begleitet hätte, bedurfte es einige Stunden, um von einem verkrampften Gedankenaustausch zu einer ungezwungenen Unterhaltung anzugelangen.) Völlig frei von Hintergedanken und maximal zutraulich geht Ilô mit mir und verhält sich damit anders als jedes sonstige Kind. Obwohl ich in dieser Gruppe der Erwachsene bin, führt er mich selbst zur Kindheit zurück: Ich zeige keine Überheblichkeit, sondern bin ihm ein gleichalter Spielkamerad.

»Also mal sehen«, beginne ich den ungezwungenen Dialog: »Gestern war ich mit Darren im Norden Fornburgs unterwegs, heute will ich den Nordwesten erkunden. Du weißt bestimmt, was ich hier mache, oder vielmehr zu tun gedenke?! Hat jemand mit dir darüber gesprochen?«

»Vater sagt, daß Sie Steine für ein neues Mühlrad finden wollen, und Dinge, um Glas zu machen, mein Herr!«

»Das stimmt. Aber es ist nicht einfach, diese Dinge in der Natur zu erkennen. Manche suchen viele Jahre nach bestimmten Steinen und wissen nicht, daß sie nie fündig werden können. Deshalb gibt es die Wissenschaft. Dabei überlegt man vorher, wohin man gehen soll, um die besten Chancen zu haben. Verstehst du das?«

»Ja, mein Herr.«

»Nun, daß du mich heute begleiten wirst, ist auch für mich eine Überraschung.«

Er schweigt und versucht mit mir Schritt zu halten, obwohl ich mich des langsamen Ganges bereits befleißige. Unter seinem Strohhut drückt sich blondes Haar hervor

und der flache Lederranzen poltert auf seinem Rücken.

»Heda! So einen Hut brauche ich auch noch!« zeige ich auf seinen Kopf.

»Da, mein Herr!« reagiert er sogleich und reicht mir seinen hin. Ich lehne mit einer Hand ab: »Nein, Ilô, der wird mir nicht passen! Ich brauche einen eigenen. – Aber dieser Ast da kommt mir gelegen!«

Ohne den Knaben aus den Augen zu lassen, trete ich einige Meter seitlich vom Weg ins Dickicht und breche von einem auf dem Boden liegenden Baum-Arm das längste und geradeste Stück ab. Das reicht aus, um den bisher lose getragenen Sack anzuknoten und sich das ganze Gespann über die Schulter zu werfen. Dann gehen wir weiter.

Ohne ein Wort des Aufbegehrens oder Jammerns wandern wir wenigstens eine volle Stunde in die nordwestlich von Fornburg gelegenen Hügel. Ilô hat derweil seinen Schritt dem meinen angepaßt und seine Ausdauer beeindruckt mich; sie zeigt mir, daß er in der Wildnis nicht fremd sey. Gleichwohl wir kein Wort wechseln – über was hätte ich mit einem Zehnjährigen auch zu Reden gehabt? – genießen wir umso mehr die von der Natur ausgehende Ruhe: die wiegenden Bäume und flüsternden Blätter; den rauschenden Bach, an dem ich meine Flasche fülle; den knirschenden Felsen unter meinen Stiefelsohlen nach Betreten der höher gelegenen, felsigen Gebiete am Ende kleiner Täler westlich der Kuppen, auf denen ich am Vortag stand. Einmal halte ich inne und überlege im Zurückblicken, ob sich irgendetwas wiedererkennen ließe.

Ilô beobachtet mich genau; schnell wird mir bewußt, daß er weniger durch Ausfragen denn Beobachten lernt.

»Kennst du dich in dieser Gegend aus?« frage ich ihn bei-

läufig, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt noch immer weder an seine Nützlichkeit glaube noch ausführlich von seinem Talent weiß.

»All das kann ich wissen lernen! Auch wenn ich nie zuvor an dieser Stelle stand, mein Herr.«

»Du kannst es *wissen lernen*? Wie meinst du das?«

»Für mich ist jede Oberfläche nackte Geometrie; jeder Winkel eine mathematische Vollkommenheit; jede Strecke eine Proportion aus ganzen Zahlen; jede Schätzung das exakte Vielfache oder Geteilte einer natürlichen Form.«

Seine schattigen Augen sprechen diese rätselhaften Worte mit bedrückender Gleichförmigkeit und wahrem Ernst, als entsprächen sie dem Lautwert eines emotionslosen Roboters. Und dann erscheint mir plötzlich alles wie von selbst erklärt:

»Was sprichst du da von Geometrien und Proportionen? Weißt du denn überhaupt, was das ist?«

»Hoch über uns steht der Mond und niemand weiß, was er ist«, antwortet er unverzüglich: »Und trotzdem leitet er so manchen unablässig durchs Leben!«

»Das ist eine recht kluge Antwort, junger Mann!« (Sie bestätigt meine Vermutung.) »Hast du sie von deinem Vater?«

»Nein, mein Herr, so etwas fliegt mir zu!«

Das erinnert mich an mich selbst: Schon damals war meine schriftstellerische Kreativität Konsequenz unbekannter Herkunft; Ideen »flogen mir aus dem Nichts zu.«

»Warum hat dich dein Vater mitgeschickt?« frage ich Ilô schließlich und werfe ihm einen Apfel zu. Inzwischen ins Gras niedergelassen, fängt er ihn auf.

»Vater sagte mir, daß Sie mich das fragen werden.«

»Oh ja? Und was sagte er noch?«



»Er sagte, daß ich Ihnen in diesem Fall das hier zeigen soll.«

Ilô nimmt den leichten Ranzen von den Schultern und zieht daraus ein gefaltetes Blatt Papier hervor, das offenbar der einzige Inhalt der Tasche ist. Er reicht es mir ganz selbstverständlich herüber und ich entfalte es. — Eine Karte von Fornburg.

Da gibt es den Brunnen, den Platz und die Häuser darum. Mehrere Wege führen von dort ab und enden an der äußeren Begrenzung der Felder in allen Himmelsrichtungen. Der Bach verläuft durch das Dorf und jeder einzelne Übertritt ist eingezeichnet worden. Kurzum, diese Karte in meinen Händen ist so detailliert ausgeführt, daß sie in weiterem Sinne der Wirklichkeit entsprach! Die feinen, schwarzen Linien umranden und schraffieren jedes Gebäude, jeden Schuppen, jeden Zaun und sogar die Planken des Stegs vor der Unterbringung des Fischers! Fässer, Gehege und Ställe, Bäume, Mauerdurchgänge und Sitzbänke finde ich ebenso wieder wie auch eine abwechslungsreiche Küstenlinie und das hügelige Gelände vor dem südlichen Tor. Es ist eine besondere, bemerkenswerte Karte; nur wenig unterscheidet sie von einer Fotografie aus großer Höhe. Auch wirken die Linien, Winkel und Längenverhältnisse nicht geschätzt, sondern stimmen mit meinen wenn auch nur flüchtigen Erinnerungsbildern überein. Es ist nicht die Arbeit, die ich von einem Kind erwartete.

»Allein Zeit und Geduld reichen aus, eine beliebige Anzahl an Details zu verwirklichen!« antwortet der Junge ganz von sich, als er sieht, wie ich über seine Karte staune.

»Diese Karte ist großartig!« lobe ich ihn, wenn auch im Wissen, daß man vor Kindern niemals übertreiben darf

– denn sonst lernen sie nicht den Unterschied zwischen Übertreibung und sachlicher Bewertung. Aber eigentlich habe ich nicht übertrieben – seine Karte ist großartig.

»Kannst du mir beschreiben, wie du sie gemacht hast?«

»Ich kann sehr gut Entfernungen schätzen, mein Herr: Sehen Sie diesen Baum dort? Es liegen zwischen 28 und 31 Schritte zwischen uns. Wenn ich schreite, dann zähle ich die Anzahl eines vor mich hergesprochenen Wortes. Die Zeit es auszusprechen gibt mir die Dauer des Weges vor. Der Rest ist Multiplikation und ein bißchen Umrechnen.«

»Und die Winkel?« will ich weiter wissen.

»Perspektiven und Winkel schätze ich mit gespreizten Fingern, die ich später auf einen Winkelmesser lege. Damit hatte ich noch nie große Abweichungen. Auch Schatten, ihre Längen und Verzerrungen sowie die gerade Linie am Horizont helfen mir, die Welt in geometrische Formen zu zerlegen.«

Langsam verstehe ich, weshalb Oren ihn mich begleiten ließ.

»Das ist Tinte, nicht wahr?« streiche ich mit dem Finger über die tiefschwarzen Linien. Diese Frage stelle ich nicht ohne Eigeninteresse, schließlich muß auch ich mich nach Werkzeug umsehen, um meiner Schriftstellerei frönen zu können.

»Ja, mein Herr. Vater und ich stellen sie selbst her. Wir mischen sie aus Asche und Rinde oder Blättern der schwarzen Erle, die wir einem in Wasser ertränkten Stück Eisen zugeben. Das lassen wir dann tagelang in einem Fäßchen stehen und schöpfen sie aus dem Sud ab. Manchmal mischen wir auch die Früchte der Rainweide dazu, wenn wir welche finden.«

Ich höre aufmerksam zu. Es kommt dieses Gefühl auf, selbst wieder ein Schüler zu sein, und in dieser Gestalt alles nur Wißbare erlernen zu wollen, und sollte es mich meine Würde kosten.

»Und diese Schraffuren hier«, fährt er fort und zeigt mit dem Finger auf ein Dach eines Fornburger Hauses: »habe ich mit einem verkohlten Stück vom Pfaffenhütchen gemacht. Das ging wirklich prima, Catla hat es mir gezeigt!«

»Catla hat dich das gelehrt?«

»Ja! Sie und meine Mutter sind gute Freunde; Catla kommt oft vorbei und sie tauschen sich aus. Aber das ist mir meist langweilig und ich gehe dann auf mein Zimmer.«

»Und deine Schwester Elena? Ist die nicht da, um mit dir zu spielen?«

»Ach nein, die hat ganz andere Sachen im Kopf.«

»Hm. Ich verstehe. – Von Catla weiß ich, daß sie der Kräuter- und Heilpflanzen kundig ist. Und deine Mutter ist Ärztin, nicht wahr? Dann müßten sich die beiden gut ergänzen?! Als seien sie die zwei Hände eines einzigen Wesens. [Ich machte ihm die passende Geste vor.] Einzelnen ganz in Ordnung, aber zusammen erst wirklich fähig!«

Ilô lächelt. Ich weiß nicht, ob er mich verstanden hatte, aber ich lasse jetzt von der Fragerei ab, um es nicht wie unangemessene Neugierde wirken zu lassen.

»Na schön – sollen wir weiter?«

»Ja, mein Herr.«

»Du brauchst mich übrigens nicht immer ›mein Herr‹ zu nennen, dadurch komme ich mir so alt vor!«

»Sie sind ja auch alt!« sagt er es direkt und ich bewundere seine zweifelsfreie Logik.

Bald erreichen wir jene Stelle, die ich schon eine ganze Weile im Auge habe: Mir ist ein Höhenzug aufgefallen, der als Härtling der Landschaft vorsteht und hier als Grat herausragt. Beidseitig ist er von Büschen und niedrigen Bäumen spärlich bewachsen und ich suche nun nach einer geeigneten Stelle, dem Ganzen zur geologischen Untersuchung näherzukommen. Während wir dem Höhenzug folgen, stoßen wir auf eine steile Abbruchkante. Wie ich weiß, werden derartige Gelände-Härtlinge gerne von verwitterungsbeständigen Sandsteinen nachgezeichnet.

»Unterhalb des Überhangs scheint es einen Bruchwald zu geben, siehst du ihn?!«

Ich zeige Ilô die Stelle, die ich meine. Daraus entwässert ein namenloses Rinnsal, fließt über eine weite Wiese hinab und versickert irgendwo zwischen einer Baumgruppe. Es ist, als speise das Bächlein allein die vier oder fünf dicken Buchen, und sonst nichts.

Schon auf Entfernung wirkt es wie Sandstein, und meine Ahnung enttäuscht mich nicht: Aus dem Hang quellt der Fels in dicken Klötzen heraus und ist teilweise bis zum Fuß heruntergerollt. Was liegengeblieben ist, wurde rasch von Farnen und Unkraut besiedelt und umwuchert. Unzählige Höhlungen zwischen diesen Blöcken bilden Nischen für kleine Nagetiere, Spinnen und sonstiges Getier. Die Sonne scheint steil darauf und erleuchtet alles mit einem blassen Schimmern, der eigentlich nur Illusion bedeutete.

»Das ist tatsächlich Sandstein!« spreche ich mit erquickter und ebenso erleichterter Stimme zu Ilô, als ich im Geröllfeld herumtrete und mir einen Überblick verschaffe. Ilô selbst wartet am Fuß des Hanges und beobachtet unschlüssig mich und die Gegend.



»Ein derartiges Vorkommen läßt darauf schließen, daß das Quellgestein ganz in der Nähe ansteht, oder wenigstens nur unter einer flachen Erdschicht verborgen liegt!«

Ich muß sehr euphorisch geklungen haben, denn dieser Fund bedeutete den erhofften Erfolg, oder vielmehr die Verhinderung einer Enttäuschung, die ich den Einwohnern Fornburgs hätte überbringen müssen.

»Allerdings kann ich noch nicht abschätzen«, berühre ich nacheinander die gelblich-grauen Sandsteine, »welche Qualität diese Steine haben. Da es sich hier um eine fremde Gegend handelt, muß ich die Rohstoffe objektiv besehen; nach Härte, Farbe und Gefüge einordnen und bewerten. Wüßte ich dagegen, wo wir uns geographisch auf der Welt befinden, könnte ich vielleicht sagen, welcher Formation der hier liegende Sandstein entstammt und wie hart er voraussichtlich zementiert worden ist, oder ob es sich lohnen würde, in der Nähe nach einer benachbarten Gruppe mit

besserem Gesteinsmaterial Ausschau zu halten.«

Ilô sagt noch immer nichts. »Wenn Sie wüßten, wo das Hier auf der Welt ist«, spricht er dann doch bedächtig, »Würde es uns dann überhaupt geben?«

Diese Frage läßt mich erstarren und nachdenklich werden. Und nach einer Weile bilde ich mir ein, daß der Junge diese Frage gar nicht gestellt haben konnte, da sie allein mit meinen Erinnerungen und meiner Erfahrung sowohl hätte gestellt als auch beantwortet werden können. Aber wer auch immer diese Frage beantwortet haben wollte: Sie berechtigte darüber nachzudenken, was wahr und was fiktiv ist. Hätte ich auf irgendeine Weise ermitteln können, daß sich der Küstenabschnitt um Fornburg beispielsweise in einer weiten Bucht auf dem Kanadischen Schild erstreckt, wäre diese Welt ganz anders zu sehen gewesen: Vertrauter und damit einhergehend unwesentlicher; gar abwertender. Sie wäre nicht länger etwas Besonderes, nur ein selten besuchter Ort mit eigenartigen Einwohnern irgendwo in einem entlegenen Winkel der Welt. Das würde noch immer nicht erklären, wie mir die zauberhafte Anniek begegnen konnte, aber es verletze immerhin meinen Geist, den Quellpunkt dieser Welt und all ihre Geschehnisse.

Ich schlage Ilô vor, noch ein wenig diesen Bruch zu erkunden, jetzt da wir ihn entdeckt haben. Rechtfertigungen dieser Art gebe ich immer von mir, wenn ich einmal das Gefühl habe, jemand anderes wäre nur meinerwegen in einer für diesen eventuell abkömmlichen Situation. Weiter vom Grat entfernt, flachen die Hügel ab, und die Sandstein-Blöcke werden seltener unter der Grasnarbe. Aber eine deutlich hervortretende Bank gibt es noch immer, und der folgen wir. Den Hügel umrundend, scheint sie sogar immer mächtiger

zu werden. Schließlich mündet der zugängliche Weg in einer Art Sackgasse; einem Kessel, von mehr oder weniger steilen Hängen umgeben und mit Kiefern bewachsen. Es muß der ideale Ort für die Anlage eines Steinbruchs sein: Die Zugänge erweisen sich als ausreichend breit; die steilen Wände würden dazu beitragen, den hier auskeilenden Sandstein in beliebiger Form und Masse herauszubringen.

Noch einmal betrete ich die nächste Wand und prüfe die Eigenschaften des Gesteins. Mit meinem Wanderstock schabe ich die grün bewachsenen Flächen beiseite und stemme die Kante eines bereits losen Stückes heraus. Mit der anderen Hand fange ich es auf und betrachte es.

Im seichten Licht und den darauf tanzenden Schatten wirkt jeder Vorgang und jede Beobachtung viel subtiler und »unrealistischer«, wie die zusammenhanglosen Bilder eines wachen Traumes: Die Fülle an erträumten Details reicht gerade aus, dem Geist überzeugend vorzugaukeln, das Gesehene sey echt, also unbezweifelbar. Erst viel später – nach dem Erwachen oder nach vielen Jahren des Erkenntnisgewinns – wird man sich der Täuschung bewußt und agiert entsprechend überrascht darauf: »Bin ich wirklich so leicht zu täuschen? Ich werde wohl alt!« Bald gewinnt man stattdessen das Einsehen, daß man wegen der erlebten Täuschung nicht gram sein darf.

Ebenso stehe nun ich in dem Sandsteinvorkommen und die harte Sonne brennt im Nacken. Mit zusammengekniffenen Augen lasse ich meine Fachkenntnis spielen: Das Gefüge ist homogen, das Handstück auf den ersten Blick kompakt. Als ich den Stein gegen einen anderen schlage, springt kaum ein Splitter ab. Dann drehe ich das Stück und mir offenbaren sich mehrere, übereinanderliegende Bruchkanten

hellgrauer bis weißlicher Farbe. Mein Gesicht lächelt.

»Was bedeutet das?« will Ilô wissen, der mich unentwegt beobachtet hatte.

»Siehst du diese Kanten hier?« reiche ich ihm die Probe hinunter: »Das ist quarzitischer Sandstein. Kieselsäurereiche Lösungen müssen nachträglich in den Porenraum eingedrungen sein und haben den Sandstein in genau das verwandelt, das wir als Material für die Mühlsteine brauchen!«

Einen Moment halte ich inne. »Es erstaunt mich, daß wir mit so viel Glück gesegnet sind«, füge ich hinzu.

In der Tat habe ich mich nie zuvor bewußt auf die Suche nach Sandstein gemacht. Und obwohl diese Art Sediment recht häufig in der Natur vorkommt, hätten wir genauso gut überwiegend schwach verfestigten Sandstein vorfinden können, oder einen von solch geringer Mächtigkeit, oder auch gar keinen im Umkreis von einhundert Kilometern. Es ist wohl nur Glück. Aber seltsam erscheint es mir dennoch – eben im selben Skeptizismus wie erträumt.

Anschließend erkläre ich Ilô, daß wir nun nach einer Stelle zu suchen haben, an der die Klüfte weiter voneinander entfernt liegen, sodaß man einen Mühlstein am Stück, ohne unterbrechenden Versatz, herausarbeiten könne. Und auch setzte ich den Burschen über die Notwendigkeit in Kenntnis, daß wir diesen Ort unbedingt auf einer Karte festhalten müssen, um den Abbau und die Transportwege planen zu können. Daß dies kein Problem darstelle, sichert mir Ilô sofort zu. Er ist wie ein GPS-Gerät, das die derzeitige Position sogleich speichere, sobald man ihm übers Haar streicht.

Plötzlich ändert sich die unbeschwerte Situation in einen gefährlichen Moment. Im Losgehen höre ich, wie sich hinter



mir aus der senkrecht stehenden Felswand ein paar Brocken lösen, mit lautem und beängstigendem Poltern einen Klaffer über mir losbrechen und unbesehen auf mich niedergehen. Ironischerweise kann ich erkennen, daß sie sich von einem Punkt lockern, der in Verlängerung der zu der von mir erzeugten Bruchstelle liegt.

Ich stoße Ilô instinktiv mit einem »Zurück!« beiseite, bevor ich mich am Boden wiederfinde. Ich huste Staub und bin über und über mit Dreck bedeckt. Obwohl nur etwa faustgroß, muß mich einer der Brocken im Gesicht getroffen haben, denn es schmerzt und mir ist schwindelig. Ilô eilt herbei und erkundigt sich nach meinem Befinden, als er den Schutt von meiner Kleidung fegt. Scherzhaft frage ich, ob ich noch lebe und taste mir im Gesicht herum. Was ich anfangs für Schweiß halte, ist Blut, und ich kann das linke Auge kaum öffnen; die Konturen verschwimmen.

»Es scheint mich nur hier getroffen zu haben«, zeige ich mühselig in mein Gesicht, als er mir aufhilft.

»Ja, mein Herr. So scheint es!«

Ganz deutlich ist mir auf einmal seine Eigenheit: Wie er mich bewußt und wiederholt »mein Herr« nennt, unabhängig der ernstesten Lage. Aber das ist eben sein Ausdruck für Achtung und ich respektierte wiederum seinen bemerkenswerten Willen. Dann besinne ich mich:

»Ilô! Geht es dir gut? Laß dich ansehen!« Voller Sorge ziehe ich ihn heran, drehe ihn wie eine Puppe, einen Gegenstand, und prüfe das kleine Ding, für dessen Schutz ich geschworen hatte, auf seine Unversehrtheit. Erleichtert stelle ich sein Wohlbefinden fest. Aber Ilô ist beunruhigt:

»Sie bluten, mein Herr, wir müssen ins Dorf zurück!«

Er nimmt mich bei der Hand, zieht daran und ich wi-

derspreche nicht. Weg von dieser Wand, das ist auch mein zweiter Gedanke. Und gewiß denkt Ilô im Schreck darüber nach, was er mit mir machen solle, sobald ich das Bewußtsein verliere.

So schlimm fühlt sich meine Verletzung eigentlich gar nicht an: Ich blute zwar, bewahre jedoch meine Sinne. Selbst der Schmerz beschränkt sich auf die getroffene Stelle im Gesicht und einen Teil meines Schädels; um genau zu sein: den Teil hinten links im Inneren. Und natürlich weiß ich genau, zu wem mich Ilô bringen würde, wenn es um derartige Verletzungen geht – seine Mutter ist ja schließlich die Dorfärztin.

Vom Sandstein-Ausbiß bis zur großen Ulme in der Nähe von Mathildas Praxis beobachte ich die Umgebung, anstatt auf den Weg zu achten. Den kennt Ilô gut genug und keine Sekunde des etwa einstündigen Rückwegs hält er an oder läßt meine Hand los. Seine Schweigsamkeit ist offenkundig Ausdruck seines Hoffens, ich würde unterwegs nicht liegenbleiben oder gar sterben.

Die Natur erscheint mir farbenfroh und eindringlicher als sonst: Geräusche sind lauter, Gerüche betonter, aber dann auch wieder fade und merkmalsarm. Als habe man stundenlang auf einer Nelke gekaut und brauchte nun ebensolange, um seine gewohnte Geschmacksorientierung zurückzugewinnen.

Das getroffene Auge läßt sich kaum aufschlagen, geschweige denn offenhalten. Immer wieder tropft Blut auf den Boden und wird durch meinen stolpernden Vortrieb sofort in die Erde gedrückt. Die Umrisse der Bäume und Sträucher wirken gedehnt und überstreckt; sogar die sonst horizontale Linie des Meeresspiegels kommt mir gewellt, dann

wieder aufgedomt vor. Alles um mich verändert sich; und obwohl wir die ersten Kilometer sorglos zurücklegen (ich verlache sogar die Art und Stärke meiner Verletzung), entsteht auf den letzten Metern vor dem Eingang des Dorfes ein unwohlig-drückendes Gefühl im Bauch, Beschlagenheit und Völle, die mit dem stärker werdenden Kopfschmerz abwechselt. Nun wird auch mir bange.

Es ist die alte Frage des Forschers, der weit draußen in der Wildnis von einer besonders giftigen Schlange gebissen wird: Eilt er zurück zu seinem Jeep, wo das Antiserum bereitliegt? Aber wenn er rennt, bringt das seinen Kreislauf in Schwung und das Gift verteilt sich nur noch schneller im Körper. Oder geht er langsam und mit kontrolliertem Puls, braucht dann aber gegebenenfalls so lange, daß es zu spät für ihn ist. Unsere Hast war sicherlich nicht gut für die blutende Wunde, aber unter diesen Voraussetzungen das Richtige.

Wir eilen durch das Dorf und Ilô zieht mich zielstrebig auf dieses eine Gebäude zu, in dem sowohl seine Mutter als auch Catla eine Art Gemeinschaftspraxis eingerichtet haben. Das erzählte mir Ilô unterwegs in Bruchstücken. Das flache, aber breite Backsteingebäude hat nur an einer Stelle so etwas wie eine zweite Etage. Es ist mehr ein Aufsatz als ein Stockwerk und umfaßt nicht mehr als ein Zimmer. Wie ich später erfahre, trocknet Catla in diesem Raum eine Vielzahl empfindlicher Pflanzen, die nicht in der prallen Sonne hängen oder unwissende Kinder zum Einnehmen verführen sollen. Wie vor vielen Gebäuden in Fornburg gibt es auch hier eine kleine Veranda, von Topfpflanzen umsäumt und von einer Stiege durchbrochen, die zur Eingangstür führt.

Schon Meter vor dem Gebäude ruft Ilô nach seiner Mutter.

Er läßt nun meine Hand los, rennt vor die Veranda und ruft aufs neue. Aber es scheint niemand dort zu sein. Ilô kommt zurück, zieht mich bei der Hand und setzt mich vor den Stufen ab. Dann rennt er abermals los, diesmal direkt ins Dorf hinein, und verschwindet aus meinem Blickfeld. Ich will ihm noch zurufen, daß ihm beim Laufen der Strohhut abgefallen ist, aber er hört mich nicht mehr. Vielleicht habe ich ihm auch gar nichts zugerufen. Zu diesem Zeitpunkt bekam ich grundsätzlich nicht mehr viel mit. Obwohl ich mich erst lustig wähnte, das noch nicht gekannte Haus während des Wartens anzuschauen, nehme ich gar nicht wahr, wie mir immer mehr die Sinne schwinden und ich mich langsam zurücklehne. Liegen ist nun alles, das ich wünschte. Die Geräusche werden dumpf, die Wahrnehmung vibriert.

Es vergehen sicher einige Minuten, doch sie erscheinen mir wie Tage. Routinierte Handlungen, wie sie einem ins System integrierten Erdenbürger oft widerfahren, sammeln sich für gewöhnlich zu einer einzigen Erinnerung zusammen, auch wenn in Wirklichkeit sehr viel größere Zeiträume verstrichen sind. Man wird unfähig zu entscheiden, ob dieses oder jenes Ereignis letzte Woche oder gestern geschehen ist. Bedauerlicherweise desorganisiert man sich durch die wiederholte Übung dahingehend, daß auch alle anderen wichtigen Momente im Flusse der Gleichartigkeit verlorengehen.

Ebendas geschah auch mir: Obwohl in einer bemerkenswerten Situation befindlich, verwäscht das Besondere zum Gewöhnlichen; wird ignoriert und im Werte als nebensächlich eingestuft. War dies nur Konsequenz meiner Kopfverletzung oder generelles Schicksal jedes lernenden und lebenden Menschen?

Zuletzt nehme ich wahr, wie Mathilda auf mich zukommt, ohne Worte mein Gesicht in beide Hände faßt und ebenso ernst wie professionell die Wunde begutachtet.

»Mir ist etwas schwindelig«, lächle ich. Aber Mathilda reagiert darauf nicht. Eine weitere Frau, die ich zunächst zu identifizieren mich außerstande sehe, stützt mich am Rücken, um mir aufzuhelfen. Auch Ilô ist zurückgekommen und versucht sich eifrig mit einem großen Schlüssel an der Tür. Von beiden Frauen gestützt, torkeln wir hinein.

Gleich hinter der Tür lehnt ein Reisig-Besen, der umfällt, als ich aus Versehen mit dem Fuß dagegenstoße. Ilô schließt die Tür und öffnet die Fensterläden, das Licht einzuladen, den Raum zu erhellen. Noch immer dauert meine Benommenheit an und ich werde unverzüglich von einer nicht zugeordneten Stimme angewiesen, auf einer Liege Platz zu nehmen. Die Hände, rechts und links von mir aufgestützt, fühlen die harte, ebene Holzoberfläche. Am Rand ziehe ich mit dem Finger eine Rille nach, wie es sie auf einem chirurgischen Tisch gibt, um das Blut ablaufen lassen zu können. Der Tastsinn scheint in diesem Moment das einzige brauchbare Werkzeug zur Wahrnehmung zu sein; alle anderen Sinne täuschen mich.

Unerwartet wird es hell; irgendetwas blendet mein Gesicht. Mathilda bedient zwei von der Zimmerdecke hängende Stricke, die mit einem runden Spiegel verbunden sind. Dieser lenkt das Tageslicht um und richtet einen Spot auf einen Teil der mitten im Raum befindlichen Liegefläche — auf mich.

»Gut, legen wir ihn hin, ich muß nähen. Ilô – hole mir den Zwirn aus dem Schrank. Ginde – Wasser und Tücher!«  
Mathilda zeigt weiterhin die beeindruckende, unbeirrba-

re Professionalität, die ich von ihrem Wesen nicht anders erwartete. Obwohl ich sie weder gut kenne, noch sie mir als Ärztin empfohlen worden ist, habe ich uneingeschränktes Vertrauen in sie und lasse sie, trotz Schmerz, Verwirrung und Angst, ohne Fragenstellen arbeiten.

Ginde, Tjelves Frau, bringt eine Schale Wasser und rückt sich die Brille zurecht, als sie meine Schnittwunde mit einem tupfenden Lappen zu säubern beginnt. Ihr fürsorgliches Gesicht, einem Grad der Selbstlosigkeit folgend, erinnert an das meiner Mutter, während ich in dem verkniffen angestregten Gesichtsausdruck eher meinen Bruder wiedererkenne. Vielleicht beweist diese Beobachtung, wie sehr die Fornburger zu meiner Familie geworden sind.

Als sie den Lappen über mein Gesicht zieht, brennt es fürchterlich und ich sehe, wie sich das restliche Wasser in der Schale rot färbt. Derweil zieht Mathilda den Zwirn durch das Ohr einer einschüchternd groß aussehenden Nadel und legt sie zielsicher an. Um von meiner bestehenden Furcht abzulenken, beginne ich zu sprechen:

»Vielleicht ist das ein unpassender Moment, aber es drängt mich es auszusprechen.« Die Frauen halten eine Sekunde inne. »Es tut mir sehr leid, deinen Sohn in Gefahr gebracht zu haben, obwohl ich auf seine Sicherheit schwor«, gestehe ich der Ärztin. Ihre großen Augen liegen ruhig auf mir wie eine Decke; wissen von nichts, können nichts verstehen. Sie neigt den Kopf und dreht den Blick zur Seite, um einen letzten Knoten in den Zwirn zu machen. »Ich werde ihn nie wieder ... «

»So, wie es Ilô mir erzählt hat«, unterbricht sie ungeschönt und schaut dabei ihren Jungen an: »hast du alles daran getan, ihn zuerst vor Schaden zu bewahren, ehe du

an dich gedacht hast.«

Ihre Stimme klingt wie die einer Herrschenden, die es seit langem gewohnt ist, jemanden zurechtzuweisen und sich nichts sagen zu lassen; aber auch Dank und Buße einzugestehen, wenn es erforderlich ist. »Ich danke daher *dir*«, schließt sie.

Noch bevor ich darauf zu antworten Gelegenheit habe, weist sie mich an, jetzt still zu sein und ruhig zu liegen, damit sie mit dem Nähen beginnen kann.

»Eines sey unmißverständlich«, gibt sie zu bedenken, während sie mit zügigen Stichen durch das ohnehin schmerzende Fleisch fährt: »Es wird dir eine auffällige Narbe erhalten bleiben; ich kann ja schließlich nicht hexen!« Und so akzeptiere ich Dank und Schicksal gleichermaßen.

Bevor Mathilda zum Ende kommt und ich vor Schmerz den Verstand zu verlieren glaube, erscheint eine weitere Frau in der Praxis – es ist Catla. Auch sie muß gehört haben, was mir widerfahren ist, und kam entsprechend vorbereitet: Sie geht an einen der nächsten Tische, stellt leere Gläser beiseite und setzt die mitgebrachte Schale ab. Dann zieht sie aus der Tasche ihres Kleides einen gefalteten Umschlag und entnimmt daraus etwas, das wie zerstoßene Pflanzenteile aussieht; sie gibt sie in die Schale. Anschließend wendet sie sich wieder dem Mobiliar zu und durchkramt die Schubladen.

»Das Öl ist dort hinten bei den Stößeln.«

»Wo es hingehört!« flüstert Mathilda mir im Lächeln zu: »Immerzu benutzt sie es und stellt es fort, daß sie es selbst nicht wiederfinden kann!«

Catla hört die Worte, sucht an der richtigen Stelle und findet es schließlich. Von dem braunen, dickflüssigen, fast

an Ahornsirup erinnernden Öl (wovon auch immer) gibt sie einen guten Schluck in die Schale und zerreibt nun alles mit einem glänzenden Löffel. Nachdem sie die Tinktur eine Weile zerdrückt hat, nimmt sie den Löffel heraus und riecht daran. Ihr konzentrierter Blick verrät mir, daß sie damit einen bestimmten Zustand in Erfahrung bringen will, und gewiß ist das gemischte Mittelchen für mich gedacht! In diesem Moment rührt es mich, mit welcher Akribie um mich gesorgt wird. Und auch wenn dem nicht so sey, erfüllt es mich mit Befriedung, zwei so tüchtige und selbstlose Medizinerinnen in meiner Nähe zu wissen. Nur Therak weiß, daß mir die schwierigste Auseinandersetzung noch bevorsteht – nämlich die mit der von Sorge außer Ruhe gebrachten Anniek.

Catla wartet wortlos und brav neben der Liege, bis Mathilda den letzten Rest Zwirn abgeschnitten hat. Dabei wagt Catla mit keinem Worte anzusprechen, was mir nun genau passiert ist. Und das liegt nicht an mangelndem Mut oder fehlender Neugierde! Wie auch Mathilda weiß sie genau, daß in diesem kritischen Moment allein die Wundversorgung Vorrang hat, und daß für die heroische Geschichte, die zu dieser Verletzung geführt hat, tausende und endlich weitere Abende Zeit seien, sie zu erzählen.

Mathilda tritt einen Schritt beiseite und richtet für Catlas nun anschließende Arbeit die Spiegel neu aus. Als ich mir unbewußt an Wunde und Naht fassen will, hält Mathilda meinen Arm zurück, als habe sie die Bewegung geahnt. An einer entzündeten Kerze erwärmt sich Catla die Hände und reibt sie über- und ineinander, sodaß sich der Ruß in einer leichten Schicht auf ihrer Haut abscheidet. Daß dies nicht zur Desinfektion dienen kann, weiß ich. Vielleicht so



eine Art Methode, damit die aufgetragene Heilpaste besser hält, oder sie leichter von ihren Händen abzuspülen ist?, denke ich. Aber solange es mir helfe, will ich alles über mich ergehen lassen.

In eine grün-violett gefärbte Paste eingetauchte Finger nähern sich meinem Gesicht und brennen heftig, als sie die Wunde berühren. Aber ich halte still und lasse sie machen.

»Natürlich brennt das jetzt!« erklärt Catla mit mahnender Stimme: »Aber das ist ja auch ein ordentlicher Schnitt!«

»Das Jochbein ist außerdem geprellt«, ergänzt Mathilda trocken und ihr Sohn hält die Kerze an mein Gesicht.

»Jedenfalls sollte das hier bis wenigstens morgen abend auf deinem Gesicht bleiben, dann wasche es mit klarem Wasser ab. Dann wird es nicht mehr brennen, sondern kühlen. Die harte Kruste, die sich bis dahin gebildet haben wird, kann sich anfühlen wie ein Beil, das dir frontal im Kopf steckt. Aber reiße die Kruste nicht bloß ab; weiche sie mit Wasser ein und spüle, bis sie von selbst nachgibt!«

Zustimmend nicke ich, sofern mir das möglich ist, denn es fühlt sich bereits jetzt so an, als hätte ein Krieger seine Waffe in meinem Gesicht zurückgelassen. Und so interessant die Behandlung auch ist, so schmerzhaft ist sie, und erschöpfend. Aus dem ruhigen Verhalten aller Anwesenden schließe ich, daß meine derzeit vorherrschende, einäugige Blindheit nur eine vorübergehende Sache sey, und ich allein den tiefen Schnitt ertragen müsse. Was würde nur Anniek dazu sagen? Würde sie mich aus Liebe beschimpfen und rhetorisch fragen, wie ich nur so eine Dummheit begehen konnte?

Lange sollte es nicht auf sich warten lassen, bis diese Frage beantwortet würde: Noch während sich Catla die Hände

in einer Schüssel wäscht, tritt Anniek in angespannter Haltung durch die Tür, schaut sich um und läuft sogleich auf mich zu, um mir um den Hals zu fallen. Meine Wunde hat sie bei dem trüben Licht wahrscheinlich nicht bemerkt; es gereicht ihrer Sorge offenbar, mich in einem medizinischen Behandlungszimmer vorzufinden, während sich im Hintergrunde des Geschehens der Arzt das Blut abwäscht.

Anniek ist ganz an mir gefangen; immer wieder herzt sie mich mit Berührungen, als wolle sie sich von meiner tatsächlichen Anwesenheit überzeugen; davon, daß ich nicht tot sey. Aber im Moment fehlt mir die Kraft ihr zu versichern, daß dieser Zwischenfall, so ärgerlich seine Auswirkungen auch seien, keinesfalls derartige Gefahr vermittelte, um mich dem Lebensende (was auch immer mich nach Fornburg erwartet!) nahezubringen.

Die Anwesenden kommen zur Ruhe und sehen nun allein auf mich und Anniek. Der schwarze Rauch des abglimmenden Talglichtes, das irgendjemand während der letzten Minuten in Ermangelung umgespiegelten Tageslichts entzündet hatte, erfüllt das Zimmer mit einer quälenden Dichtigkeit, die mich zum Gehen treibt. So fällt mir schwer zu entscheiden, ob die beginnenden Tränen in Annieks Augenwinkeln eben dieser verrauchten Luft oder ihren aufgebrauchten Gefühlen entspringen.

Sie hilft mir beim Aufrichten und handelt mit allem so schweigsam, daß sie unverkennbar zeigt, was auch ich begehre: Mich zurückzuziehen und die ganze Angelegenheit möglichst ohne Folgen zu vergessen.

Ich glaube mich zu erinnern, jedem der Anwesenden eine Art Dank zugesprochen zu haben, aber sicher bin ich mir da nicht. Von Anniek gestützt, trete ich torkelnd ins Freie. Und

wieder fällt mir zu beobachten schwer, was die Wirklichkeit aufstößt: Kommt die Dunkelheit von der Dämmerung — oder meiner Benommenheit?

Schwindel durchdringt mich, und dies ist so eigenartig, daß ich mich in der Tat später noch einige Male daran erinnerte: Hatte ich mein Lebtage fast nie unter Schwindel oder Kopfschmerz zu leiden (oder war ich nur weniger empfänglich für diese natürlich auftretenden Anzeichen des unwohlens Lebens?), fühle ich nun ausdrücklich den Kontrollverlust über meinen Körper. Als wäre ich betäubt worden, weiß ich, was mein Schwanken auslöst, kann jedoch nichts dagegen tun. So bin ich gemahnt an meine Überzeugung, daß ich wahrscheinlich nie hypnotisiert werden könne: Ganz unwahrscheinlich ist mir der Gedanke, ein Fremder werde vor mich treten, mir in die Augen schauen und dabei ein paar Worte sprechen, und ich würde ihm in folgedessen Gutwillen und unbedingten Gehorsam schulden! Widersprüche das nicht allem, das ich bin? Negierte das nicht mein Streben nach der ideellen Ursache? Und meinen Versuchen während des Träumens? Und auch meiner Erkenntnis über die Wahrheit und dem erfahrungswerten Ziel des Menschseins? – Freie Gedanken, und freies Geleit?!

Nun, von dieser unermeßlichen, fast in die subtile Affektion verglittenen Selbsterkenntnis ist momentan nicht viel übrig; ich bin abhängig von gutem Willen dieser Menschen, und auch von Annieks Hilfe, wenn ich heute abend noch mein Bett erreichen will.

Aber damit nicht genug – beschämt und beirrt schaue ich auf die Menschen zurück, denen ich mit meinem Wissen etwas Großes, Sinnvolles, ja Nützliches geben wollte. Ich schaue auch auf Anniek und bin gedemütigt in meinem

geschwächten Zustand: Der Mann, der auszog Gutes zu vollbringen – kehrt heim am ersten Tag seines Abenteuers, so stark verletzt, daß es ihn fast getötet hätte. Das mußte dieser Mann erst einmal verdauen. Wäre mir das als Kind geschehen – Mutter hätte mich nie wieder unbeaufsichtigt aus dem Haus gelassen!

Die Knie zittern und lassen in mir den unerbittlichen Wunsch gedeihen, mich zum Ruhen zu Bett zu begeben. Es ist wie ein Jucken, das ich zum Kratzen nicht erreichen kann. Der Kopfschmerz, der gewiß in den nächsten Stunden oder gar Tagen verschwinden werde, zeigt mir jedoch auch, wie verletzt ich tatsächlich bin. Mathilda und Catla hatten alles getan, das ihren Fähigkeiten entsprach. (Auch, wenn es der Ausdruck abverlangt, meine ich damit nicht die gerade ausreichende Fertigkeit, sondern die selbstlose und schnelle Hilfe im Rahmen der Zeit!) Nun liegt es an mir, den Rest zu ertragen.

Gestützt auf meinen Wanderstab kommen wir Schritt um Schritt voran, immer in Richtung unseres am Ufer liegenden Bootes. Die anderen begleiten uns ein Stück, konnten aber, anstatt mitleidig zu gucken, nicht viel tun. Vielleicht ist es Anniek, die sie nicht heranläßt. Denn ich glaube mich zu erinnern, daß ein Mann von der Seite kam, um mich zu stützen. Aber Anniek greift mir nur fester unter die Arme und zeigte damit, daß sie jede Hilfe ablehne. In ihrer Sorge um mein Wohlergehen will sie alleine für mich verantwortlich sein, und ich wage sogar die arrogante Behauptung auszusprechen, daß sie darin eine Gelegenheit wahrnimmt, mir für etwas zu danken.

In einigen Häusern hatte man bereits Laternen entzündet, sodaß ein paar Fenster im schwach rötlichen Licht glühen.

Man hört Stimmen und eine davon singt sogar! Übelkeit steigt in mir hoch – nicht des Gesanges wegen! – und veranlaßt mich zum Stillstand: Ich schaue um mich, blicke über die niedrigen Zäune in die Gärten und dann in den dämmernden Himmel. Zweifelsohne verlangt es mich zu ergründen, wo und warum ich bin.

Anniek hatte unlängst ihren Kopf gesenkt und schaut mir von unten ins Gesicht. Ihre besorgte Miene beeinflußt mich diesmal in keinerlei Weise; ohnehin nehme ich kaum etwas Brauchbares wahr.

Da steht dieses Mädchen, ganz nah bei dem Haus, das mir nie zuvor aufgefallen ist. Die Zeit hält an und ich bekomme tausendfach Gelegenheit sie zu betrachten. Der junge Schäferhund an ihrer Seite springt und hechelt, als sie sich immer aufs neue beugt, ihn zu streicheln und vertraut hinter den Ohren zu kratzen. Vielleicht spielt mir in meinem Zustand die Wahrnehmung einen Streich, aber es sieht so aus, als wüchse dem Hund ein menschliches Gesicht heraus, das sie anlächelt! Ein unheimlicher Anblick! Da ward mir bewußt, daß ich langsam den Verstand verliere.

Das Mädchen ist 17 oder 18 Jahre alt, schätze ich. Nie zuvor hatte ich sie zwischen Fornburgs Gebäuden wandeln sehen; auch der Versammlung vor Tagen war sie ferngeblieben. Aber dieser liebevoll gestreichelte Hund weist sie als Teil der Gemeinschaft aus. Sie gehörte hierher wie ein Knoten in ein Seil.

Schritte später kommen wir so nah an sie heran, daß sie uns bemerkt. Anniek schaute in ihre Richtung, sagt aber kein Wort und kümmert sich nicht um sie. Vielleicht ist sie ihr bereits am Nachmittag begegnet und sie hatten einander vorgestellt? Wann immer ich den Kopf zu heben versuche,

der Unbekannten entgegenzublicken, schmerzt es mir im Nacken und ein Stechen fährt mir durch die Stirn und am Hinterkopf entlang, daß ich fast auf den Boden zusammensacke. Nur mit großer Anstrengung vermag mich Anniek auf den Beinen zu halten. Ich sehe ein, daß mich mein einziger Weg vorrangig ins Bett führen mußte, die Verletzungen auszuruhen, die Gedanken meines erregten und beschämten Wesens neu zu disziplinieren. Am deutlichsten bleibt mir ihre einzigartige Frisur in Erinnerung, fast so wie dieser Tag meines Lebens: Von der einen Hälfte ihres Scheitels war ein Zopf geflochten worden, der den Kopf auf der einen Seite umläuft und mit einem weiteren Strang zum Scheitelpunkt verbunden ist. Dieser laterale Strang endet außerdem in einem Pferdeschwanz. Ich denke: Wenn dieses isolierte, einfache Leben zu solch erhebender Kunst führt – dann will ich den Rest meines Daseins hier verweilen, in der Hoffnung badend, sie möge auf meine Schriftstellerei abfärben.

Meine Konzentration wurde auf zu viele Dinge gleichzeitig verteilt, sodaß meine täglich aufs neue erprobte Selbstfindung litt. Ich greife fester in Annieks Arm und zeige ihr damit, daß ich jetzt schleunigst Ruhe brauche, keiner weiteren Ablenkung mehr zugeneigt bin und nur noch heimkehren möchte.

»Mit Anniek heimkehren.« – Lange Zeit waren das für mich zwei verschiedene Dinge, obwohl ich mir immer deren Zusammenhalt wünschte. Damals blieb mir nicht mehr übrig, als die Zeit mit ihr fiktiv zu erdenken; oder Geschichten zu verfassen, in denen ein sich liebendes Paar in einer tragischen Umrandung, an unserer statt, stellvertretend zusammenfindet. Oder ich betete vor dem Zubettgehen für entsprechende Träume. Wennschon ich ewig auf sentiment-

tale Weise an diese Zeit gebunden bin, wäre es falsch zu behaupten, ich könnte sie vermissen oder gar gegen Heute eintauschen wollen! – Warum nur sollte ich etwas derart Törichtes wollen? Es ist ja Sinn und Ziel meines Daseins immer wieder aufs neue erfüllt, sobald ich ihr nur ins Gesicht sehe!

Und nun, da mir durch meine Verletzung nicht einmal mehr das verbleibt, stütze ich mich auf ihr selbstverständliches Entgegenkommen, das gewissenlose Vertrauen; in Ebene mit meiner Welt; im Verständnis mit mir. Das Boot erreicht, ist kein Fornburger mehr in Sichtweite.

Ich setze mich sogleich in den Bug und beobachte das darunter strömende Wasser, als wir losfahren. Zu meiner Schande gedenke ich keine meiner Sekunden der Unterstützung Annieks am Ruder. Andererseits scheint sie keine Mühe damit zu haben und bringt das Boot voran, als habe die See den Widerstand von Luft angenommen.

Zurück schaue ich nicht; weder zum Festland noch zu Anniek. Wahrheitlich glaube ich mich der mächtigen Erinnerung zu entsinnen, die Augen geschlossen und mit meinem Geist, fern jeder Irritation, gelauscht zu haben. Jeder Atemzug, der rhythmisch und noch gefaßt von meiner Geliebten ausgestoßen wird, vermischt sich mit dem Wind um uns, und führt damit zu unsichtbaren Küssen, Gerüchen, Berührungen. Sollte ich dieser Minuten nach einem lebenslangen Wunsch gefragt werden, hieße er, eben diesen unausweichlichen Schatten ihrer stillen Anwesenheit niemals wieder zu missen; und wenn es bedeutete, auf ewig zwischen Festland und Insel – zwischen zwei Welten gefangen – zu treiben. Wie mir doch ihr Wesen Katalysator für alles Denken und Lieben ist! So notwendig und unabkömmlich, dem Wasser

und dem atembaren Raume gleich!

Auch gilt mir bemerkenswert, in welcher Form wir uns der heimatlichen Insel Ibyko nähern: Verknüpft sind die freie Fahrt auf einem Wasserkörper mit der Freiheit des persönlichen Gedankens: In jeder Richtung unendliche (oder nur schwer einsehbare) Weite, zur Aufnahme jeder noch so abstrakten Entscheidung willig. Berichtige ich meinen Kurs und rudere mehr zur Linken, oder immer geradeaus, bis ich an irgendeiner Küste anlande? Liegt darin nicht auch die philosophisch begründete Intention der Selbstfindung, die sich im Zuge jeder Robinsonade oder wenigstens mit körperlicher Isolation einhergehender Entfesselung schlicht ergeben muß?! Oder stoppt man jede Bewegung und verharrt in seelischer Ruhe, während man das Schicksal unbezogen und ungehemmt auf sich einwirken läßt? Nun erst verstehe ich diejenigen Völker besser, die sich trotz aller Ungewißheit auf die See hinauswagten, dem Ziele ergeben, eine neue Heimat zu finden. – Nicht zu suchen, sondern mit Vertrauen unbekannter Quelle zu finden!

Ich winde mich auf der feuchten Bank (denn es hatte geregnet) im Kahn und halte den Kopf mit beiden Händen im Schoß. Dann lege ich eine Hand auf den Rand des Bootes und fühle das benäßte Holz; die andere Hand taucht ins Fahrtwasser ein und trotz seiner Kälte halte ich es für mein eigenes Blut. Anniek schweigt und ist wohl noch enttäuscht und gram, weil ich sie so in Sorge versetzt hatte. Doch ich lächle, denn es bedeutet, daß sie mich sehr liebt!

Immer wieder, doch gelassener Ausführung, sticht sie die Ruder in die See und zieht mit erstaunlicher Kraft den Kahn durch den herbstlichen Sund (so nennen wir die Meerenge zwischen Ibyko und der Küste). Ihre Kraft bedeutet innere



Energie und diese innere Erregung; vielleicht ist es weise, Anniek heute abend nicht mehr zu diesem Thema anzusprechen. Aber ich war schon immer ein wagemutiger Narr:

»Die gemeinsame Überfahrt ist das, was uns dauerhaft aneinanderbindet!« säusle ich in den Wind, ohne meine Gefährtin anzusehen. Anniek keucht und pausiert: Liebevoll und erbotst zugleich antwortet sie.

»Ich möchte nur ungern glauben, daß dies allein das wesentliche Merkmal unserer Beziehung ist!«

»Es ist selbstverständlich nicht die einzige Gemeinsamkeit«, fasse ich sie beim Knie und lächle frech und benebelt: »Doch jene, die sich täglich zum Zwecke unseres Heimkommens wiederholt!«

Als gut eine halbe Stunde verstrichen ist, spüre ich die Verlangsamung der Fahrt und schließlich das Anschlagen des Rumpfes am Steg. Noch immer fühle ich mich schwindelig und nehme die Umgebung wie ein Ölgemälde wahr. Selbst Anniek, die mir das Deutlichste im Leben ist, wandelt neben mir wie ein schemenhaftes Gespenst.

Als ich wieder zu Bewußtsein komme, liege ich in unserem Bett, in der Hütte auf Ibyko. Unter müdem Blick sehe ich Töpfe und Krüge in der Küche schimmern, Anniek rührt eine Suppe über dem Feuer. Ich beobachte, wie sie die Glut mit einem Scheit füttert, dann melde ich mich:

»... Habe gut geschlafen, fühle mich kräftig. Dachte, der Schlag hätte mich stärker erwischt. – Dachte, ich werde ohnmächtig! Das wäre peinlich gewesen!«

Anniek lächelt darüber nicht, sondern kehrt sich mir unverzüglich zu. Sie berührt meine Stirn, schaut mir mit ihren hellen Augen in die meinen und setzt sich endlich erleichtert an die Bettkante.

»Mir geht es wirklich prima!« Aber sie sieht mich verdutzt an, als verstehe sie mich nicht. Wie sie erkennt, daß ich derjenige bin, der nicht begreift, so klärt sie mich auf:

Ihrer Schilderung zufolge stützte sie mich am vorgestri- gen Abend vom Steg zum Haus. Am Abend habe ich wohl noch Brombeeren aus einem Eimerchen konsumiert, die sie von Catla gereicht bekommen hatte. Wie ich ihr mit- geteilt haben soll, saß ich an Ibykos Ufer und aß voller Freude den ganzen Eimer leer. Offenbar hatte ich den sau- ren Geschmack noch die ganze Nacht im Mund, wie ich ihr schwärmend vortrug. Am folgenden Morgen war ich blind.

Selbstverständlich kam meine vorübergehende Blindheit nicht von den Früchten, sondern erschloß sich als eine Spät- folge der Kopfverletzung. Anniek mußte außer sich vor Verzweiflung gewesen sein, als ich am gestrigen Morgen er- wachte und sie fragte, ob sie mir die Augenlider zugeklebt habe. Daraufhin bat ich für diesen eigenartigen Humor um Entschuldigung. Ich selbst soll das humoristisch ertragen haben, jedoch mit jener Form unglaublichen Schalks, der auch Betrunkenen zu eigen ist. Kurz darauf verlor ich wiederholt das Bewußtsein, sodaß mir sogar Mathilda einen »Hausbesuch« abstattete, und zu Bettruhe und Umschlägen riet. Erst heute morgen erwachte ich und sprach wieder normal.

Ich staune nicht schlecht, als ich mich aus dem Bett erhe- be: Plötzlich rutschte ein metallischer Anhänger an einer dünnen Halskette von meiner Brust. Aufmerkend halte ich inne und betrachte den etwa einen Fingerbreit durchmes- sende Gegenstand. Er ist ganz aus aschgrauem Metall, ebenmäßig und beinahe abgegriffen, in den Winkeln mit etwas Patina. Seine Form ist von abstrakter Gestalt, ohne An-

fang oder Ende, mit Seele und doch geistlos. Durch die Öse am oberen Ende führt die Kette aus vielen kleinen, ebenfalls metallischen Kettengliedern. Mit dem Finger reibe ich über die Oberfläche und lasse ihn durch entsprechende Drehung im Sonnenlicht glänzen. Beinahe steigt mir eine Träne ins Auge. – Hatte mir Anniek diesen Schmuck zur Gesundung umgehängt? (Für mich bestand kein Zweifel, daß er von ihr sey, und nicht etwa von Mathilda zur »Unterstützung« einer Arznei.)

»Woher hast du die Kette?« frage ich fürchtig und richte meine Worte im Grunde an ihr Geschenk. Erst seufzt sie, dann bekennt sie sich zu einer Geschichte:

»In einer Nacht ... vor tausend Nächten ... träumte ich von dieser *Form*. Es gab keinen Zusammenhang mit erträumten Geschehnissen, Orten oder Personen – dieses Ding war einfach in meinem Kopf. Noch Stunden nach meinem Erwachen, wenn ich nur kurz die Augen schloß, war dieser Umriß da.«

»Und was bedeutete er?«

»Damals wußte ich es nicht. – Doch laß mich weitererzählen. – Sodenn faßte ich den Entschluß, mich auch weiterhin an diese Form zu erinnern, und bildete sie mit Ton nach. Die Gestaltung der Umrisse war mir dabei ebenso deutlich, wie du gerade mit dem Finger über den Anhänger fährst. Einige Zeit darauf stellte ich einen Abdruck her und ließ die Hohlform mit Metall ausgießen. Aber als ich das Ding nun endlich in der Hand hielt, massiv und greifbar, da war es mir noch immer unverständlich.«

»Bringt der Anhänger ... Glück?, oder bietet Schutz?«

»Nein, nein. – Und ich weiß, daß du nicht ungerecht sein willst und trotzdem einen Ton des Mißfallens bei diesen

beiden Wörtern verlauten läßt. – Aber das ist es nicht; das Amulett hat mich noch nie vor Schaden bewahrt, und auch dem Glück will ich es nicht zuordnen. Jedenfalls kein Glück, wie man es sonst kennt.«

»Du meinst: Geld auf der Straße finden und so?«

Nur kurz lachen wir, sind wir uns doch dessen bewußt, daß »das wahre Glück« niemals gefunden (weder auf der Straße noch sonstwo), sondern nur erarbeitet und erdacht werden kann. Trotzdem scheint es, nach Annieks Meinung, etwas damit zu tun zu haben:

»Ich will sagen, daß mich *diese* Form hierherführte. Nach Ibyko. – Ich sah sie . . . , kurz bevor ich hier erwachte.«

Das stimmt mich nachdenklich. Egal, wie sie diese Worte meint.

»Dann bedeutet, wenn du mir nun das Amulett zurückgibst, das dich gewissermaßen hergebracht hat, daß der Wunsch nach Rückkehr jetzt doch überhandnimmt?«

Dies betrauert mein Herz und ich warte gespannt auf ihre Antwort.

»Ganz und gar nicht!« erschrickt sie und berührt den Anhänger mit dem Finger, dann mit der flachen Hand. Sie will mir sagen, denn wortlos erhebt sie sich, daß sie mir das Stück weitergab, um nie wieder diese Form im Geist zu sehen. Sie fürchtete, in diesem Moment würde sie ein weiteres Mal fortgeführt; fort aus Fornburg und fort von mir! Insgesamt war diese Geste also ein Liebesbekenntnis und ich fühlte mich augenblicklich gekräftigt.

Anniek geht nach draußen, schöpft mit der Waschschüssel Regenwasser aus der Zisterne vorm Haus und bringt sie mir. Jeder Tropfen des eiskalten Wassers belebt mich weiter, und bald schon bin ich ganz der Alte. Erst später bemerke

ich, daß auch von meiner vorübergehenden Blindheit nichts mehr nachzuweisen ist. Aber eine auffällige Verfärbung und Narbe dort, wo mich der Fels getroffen hatte, bleibt. Annieks sanfter Finger streicht über die Narbe und ich weiche vor Schmerz zurück.

»Die zeigt unserem Kind vielleicht, daß nicht jeder vernarbte Mensch auch ein schlechter Mensch ist!«

Beiläufig geht sie weiter und läßt mich umso erstaunter stehen. Bedeutete das etwa ...?



## 20 Brot und Fingerkraut

Von einer Fleischbrühe gestärkt, breche ich an diesem begonnenen Tage nach Fornburg auf. Vorrangig drängt es mich zu einem Besuch bei Catla und Mathilda, um ihnen für ihren Beistand zu danken. Mit beiden spreche ich eine Weile und wie erwartet kommt ihnen mein Dank angenehm, wenn auch überflüssig vor. Mathilda sieht die Angelegenheit sogar etwas ernster: Als ich ihr Gegenhilfe bei irgendeiner Sache anbiete, entgegnet sie mir: »Das, was Leiden lindert, dafür kassiere ich nicht!« meint tatsächlich aber ihre Abneigung gegen die übliche Praxis der Ärzte, nur gegen Bezahlung tätig zu werden. Ob das der Grund für ihre Aufgabe in Fornburg ist? Es muß ein unermeßlich schönes Gefühl bedeuten zu sagen: Ich löse mich von Heute auf Morgen von jedweder Existenzangst, und tue nur noch nach meinem Verlangen im Leben.

Catla gibt mir ein Brot für Zuhause mit und ich nehme mir während des Zurückruderns vor, am morgigen Tag Fornburgs Bäckerei einen Besuch abzustatten. Nach meiner Rückkehr bringe ich den Rest des Tages damit zu, Schnittlauch in einem kleinen Topf zu schneiden und die trockenen Halme auszusortieren, während draußen ein Sturm wütet. Diese Tätigkeit entspannt mich sehr und findet weitere Erholung. Am nächsten Tag begleitet Anniek mich ins Dorf.

Von meinem Vorhaben, die Bäckerei zu besuchen, hält

Anniek viel: Wie wir mittlerweile wissen, unterhält das Dorf ein solches Gewerbe, das von genau zwei Leuten betrieben wird: Lita und Divanno. Weil wir jedoch vorher bei Oren vorbeischauen, schwatzen wir ein wenig über die beiden.

Divanno ist wohl vor einer halben Ewigkeit hier angekommen und kurz darauf seine Freundin Lita. Die beiden haben, ebenso wie wir, beobachtet und festgestellt, woran es in Fornburg fehlt, um diese Nische auszufüllen. Und sie sagen, daß sich jeder Haushalt einzeln damit abquälte, Brot zu backen, um das wenige verfügbare Getreidemehl, das schon damals regelmäßig mit zerstoßenen Rotbuchen-Samen und Roßkastanien gestreckt wurde, zu verbrauchen. Divanno und Lita, voller Begeisterung, hatten den Kopf voller Ideen und schlugen als erstes eine zentralisierte Backstube mit einem großen Ofen vor. Es dauerte trotzdem gut zwei Monate, bis Haus und Ofen gemauert, und die entsprechenden Eisenteile von der Schmiede bereitgestellt waren. Denn der Rohstoff für die Schmelze war auch zu jener Zeit rar und wurde lediglich sporadisch durch fahrende Händler gedeckt. All jene, die zuvor ihre eigenen Brote gebacken hatten, konnten die Fertigstellung der Bäckerei kaum erwarten und freuten sich auf die vielen Backideen, von denen Lita schwärmte. Oren zufolge hatten die beiden das Backhandwerk nicht gelernt, aber mußten sich auf anderem Wege damit bereits beschäftigt haben.

»Und weshalb?« fragte ich ihn.

»Divanno hatte detaillierte Pläne des Großofens im Kopf; wußte genau, in welcher Himmelsrichtung die Fenster des Backhauses angelegt sein müssen, damit der Teig keinen Zug bekommt. Sie kannten tausend Rezepte, und was wir zunächst für Aufschneiderei hielten, das bewahrheitete sich,

als die ersten Brote und Kuchen die Ofenlade verließen.«

»Dann waren sie ein Glücksgriff für euch Fornburger, nicht wahr?« scherze ich.

»Kann man sagen!« stimmt er zu: »Die beiden haben uns so viel Arbeit abgenommen, daß wir Fornburger uns nun anhaltender mit unserem eigentlichen Handwerk beschäftigen konnten – die Arbeitsteilung funktioniert beispielhaft!«

Wieder werde ich durch reine Rhetorik und ihre Bedeutung überwältigt und inspiriert: Es ist diese Einfachheit des Lebens. – Wir Fornburger backen unser eigenes Brot, das wir aus selbst angebautem Korn gewinnen. Wir erwarten nicht voranzukommen, wollen es auch nicht. Wir existieren einfach!

»Und doch ist das Getreidemahlen das Nadelöhr«, ergänzt Oren betäubt. Er will damit sagen, daß die gedroschenen Getreidekörner (und dasjenige, das zum Strecken des Mehls verwendet wird) noch immer von Hand in einem Stein- oder Hartholzmörser zerkleinert werden muß.

»Ich mache bereits Fortschritte!« beteuere ich, sowie ich die Anspielung verstanden zu haben glaube. Dann verabschieden wir uns.

Nachdenklich wandle ich an Annieks Seite durch das Dorf. Wann nur würde ich diesem Volk die ersehnten Mühlsteine liefern können?

In Gedanken finde ich durch Annieks imaginäre Antwort einen Ausgleich; sie spricht:

»Du schuldest diesen Leuten nichts; auch ohne dein Wirken wird das Leben hier weitergehen! Unter anderer Betrachtung muß man bedenken, daß du dich erst seit wenigen Tagen um einen passenden Sandstein bemühst!« Und da hat sie sehr wohl recht!



Seit dem Vormittag ist die Sonne durchgebrochen und es herrscht Windstille. Vom nächtlichen Regen blieben einige Pfützen zurück und wir weichen ihnen auf den schlammigen Dorfwegen geschickt aus. In der Ferne grüßen wir Stanislaus, der aber sogleich in einem Gebäude verschwindet.

Unser Weg führte nach Nordwesten, immer entlang an niedrigen Zäunen, die nicht Besitztum ausdrücken, sondern die Haustiere zusammenhalten sollen. Die Bäckerei liegt fast am Ortsausgang, ist aber noch immer nicht zu sehen. Dazwischen liegen mehrere Gebäude und Gärten, die uns den Blick versperren. Oren hatte uns den Weg so genau beschrieben, daß sich zu verlaufen unmöglich ist. Zuletzt überqueren wir einige kurze Stege, die auf einen von drei Gebäuden eingefassten Hof führen. Der Bach ist vor dem Hof aufgegabelt und umgeleitet worden, wovon der eine Strang unter den besagten Stegen entlangführt; der andere, für uns nicht sichtbar, südlich vom Hof und Fornburg bis zum Meeresufer querend. Dort angekommen, rufen wir nach Divanno und Lita.

Anniek beobachtet, daß aus einem der Gebäude Rauch aufsteigt sowie ein wohlriechender Duft nach Gebackenem. Wir werden bemerkt und Divannos Kopf erscheint an der Luke vom Oberboden einer Scheune. Sein Erstaunen wandelt sich in ein verschmitztes Grinsen: »Hallo, ihr!« Kurz darauf klettert er eine Leiter hinab und steht uns bald gegenüber. Mit Freude und Neugierde schüttelt er uns die Hände, lacht, fragt nach unserem Befinden und bietet eine Führung an. Er erinnert mich an einen Einsiedler, für den wir der erste Besuch seit Jahren sind. Tatsächlich entsprach dieses Verhalten seiner Art.

Divanno führt uns über den Hof, bestehend aus einem kleinen Wohnhaus, einer Scheune und der eigentlichen Backstube mit ihrem großen Ofen. Die Scheune diene gleichzeitig als Lagerhaus für das Korn, wie Divanno erklärt. Er war gerade dabeigewesen, die Kornsäcke nach Fäulnisbefall durchzusehen, denn es gebe sogar noch Bestände von der vorjährigen Ernte. Divanno erklärt weiter, daß das Mahlen derart langsam vonstatten ginge, daß das gelagerte Korn noch für eine Ewigkeit und zwei weitere Dörfer reiche. Und mit dem Mahlen des Korns seien sie wohl einen Großteil des Arbeitstages beschäftigt, jammert er und zeigt seine schielenden Hände vor.

Mit großem Interesse haben sie meine Bestrebungen nach der Installation eines Mühlrades verfolgt, obwohl es anfangs als grundsätzliche Hilfe gedacht war und ich nicht wußte, daß ein Mühlrad eine derartig dringend benötigte Technik darstelle.

»Zum Thema Mühlräder fällt mir immer eine Metapher ein«, erkläre ich während des Rundgangs: »... Daß meine Zukunftsangst wie das springende Getreidekorn im Mühlrad der Zivilisation war: Stich' hervor und du wirst zermahlen; gib' auf und du wirst zermahlen!« – Divanno staunt, so habe er Mühlräder in seiner Liebe zur Backkunst noch nie gesehen. Das ändert jedoch nichts daran, daß eines fehle.

Wir erreichen einen Raum, in dem auf zwei Tischen je ein großer ausgehöhlter Stein angebracht ist; darin liegt je ein steinerner und hölzerner Stößel. Der Hohlstein dient freilich als Mahlpfanne, um das ursprüngliche, getrocknete Korn zum Zerkleinern aufzunehmen. Von einer Maschine ist weit und breit nichts zu sehen.

»Alles noch Handarbeit«, bedauert Divanno und sieht

abermals auf seine geschundenen Hände. Für ihn scheint es eine unausweichliche Qual zu sein, die er tagtäglich bestehen müsse, um seiner Berufung nachgehen zu können.

»Alle paar Tage bekommen wir Hilfe beim Mahlen«, fährt er fort, und meint damit die abgesprochenen Stunden mit den Fornburgern, die beim Stößeln und Zerreiben der Körner abwechseln.

»Auf diese Weise gewinnen wir Woche für Woche gerade genug Mehl, um es in zwei Wochen zu verbrauchen. Es ist eine furchtbar mühselige Arbeit. Ein Mahlwerk wäre uns die Erlösung!« spricht nun Lita, die dazugekommen war und uns ebenso herzlich begrüßte. Und ich will ihnen ja helfen! Meine Bemühungen mögen von nun an mit doppeltem Ehrgeiz beseelt sein!

Natürlich wäre die Einrichtung eines steinernen, durch Wind oder Wasser angetriebenen Mahlwerks als Fortschritt gegenüber dem händischen Zerreiben anzusehen. Prinzipiell bin ich ja gegen die übereilte Einführung neuer Techniken, da sie, üblicherweise, auf Kosten der Umwelt und der gesellschaftlichen Moral, und zugunsten der Profit-Maximierung gehen. Keiner ist sich dieser Tatsache besser bewußt als ich! Und doch sehe ich Sandstein-Mühlräder als einen neutralen Fortschritt, da wir damit weder die Natur unangemessen schädigen, noch die Vorteile eines einzigen mehren werden.

Mehr Mehl bedeutet in jeder Hinsicht eine Verbesserung für alle Fornburger! Letztendlich hieß Fortschritt für mich nicht die Etablierung neuer Techniken, sondern die Perfektionierung des Altbewährten. Nur durch diese künstliche Verlangsamung kann die Natur mit uns mithalten, und wir mit ihr harmonisieren. Vereinfachung und Verlangsamung

sind die Leitgedanken, die uns als Menschheit überleben lassen werden!

In der Backstube riecht es jederorts so gut, daß wir eine Ewigkeit brauchen, um alle Räume zu durchqueren. Anniek ist gebannt und atmet in jeder Ecke. Wie gerne und so voller Liebe schaue ich ihren kindlichen Augen zu, wie sie selig und neugierig über jedes Detail wandern, und sich anschließend der Blick auf mich heftet, um mir ihr Vergnügen wortlos mitzuteilen! Was wünsche ich ihr doch in jeder Sekunde alles Wohl der Welt; ... alles Wohl, das ich mir vorzustellen imstande bin, und daß es ihr beikomme, ob sie nun alleine sey oder an meiner Seite.

Dann geleitet sie ihr suchendes Herz an ein Regal, auf dem mit Stofftüchern abgedeckte Brote aufgebahrt sind. Lita nimmt eines herunter, zerteilt es und reicht jedem ein Stück. Es schmeckt kernig, luftig, wohlschmeckend – mit einem Wort: hervorragend und sättigend.

»Ich liebe frisch gebackenes Brot!« bemerkt Anniek und ißt bereits ein zweites Stück.

»Das ist nicht frisch! Das ist drei Wochen alt!«

Anniek und ich hören augenblicklich auf zu essen; das ist uns gewiß neu. Divanno sieht auf ein am Regalboden festgeheftetes Schild und bestätigt: »Jawohl, das haben wir vor drei Wochen gebacken.«

»Wie macht ihr das nur? Ich meine, daß es nicht schimmelt oder hart wird!«

Und sie sagten es mir. Offenbar verwenden sie ein altes Rezept, das sie von Leuten aus den Bergen lernten. Dort war es aus Gründen des Aufwands üblich, nur alle zwei Monate zu backen, und das haben die beiden nach Fornburg übertragen.

»Aber es muß doch einen Grund geben, warum das Brot selbst nach Wochen so schmeckt wie am ersten Tag!«

»Oder schimmelt!« ergänze ich: »Ich habe zwar schon früher Brot gegessen, das nicht geschimmelt hat, aber es war nur wenige Tage alt! Und selbst das machte mir mehr Angst als die mit Atomkrieg drohenden Supermächte!«

»Nun ja«, erklärt die magische Bäckerin, »In diesen Teig haben wir zerriebenes Gänsefingerkraut untermischt. Aber das macht wahrscheinlich nur den halben Unterschied aus.«

»Gänsefingerkraut?« fragt Anniek – denn das kennt sie schon.

»Ja! Die Wurzeln kann man Backwaren und Süßspeisen beimengen. Die zierliche Pflanze mit gelber Blüte wächst sozusagen überall auf den Ebenen um Fornburg.«

»Und was ist nun euer Geheimnis?«

»Vielleicht nur eine traditionelle, vergessene Rezeptur? Etwas, das man aus den Augen verlor, obwohl man die modernsten Erkenntnisse ... für die Besten hält?« – Litas Sarkasmus verstehe ich uneingeschränkt.

Gut, die Meisterbäcker von Fornburg hatten also ihr Geheimnis, so wie ich die meinen mit mir herumtrug, und ich keinerlei Veranlassung sehe sie preiszugeben. Warum sollte ich auch die goldene Eier legende Gans schlachten, wenn sie so gutes Brot backt? Wichtig ist allein, daß ich mich von Freunden umgeben sehe, und Aufgaben. Daß ich weiß, aufgrund meiner Berufung, meiner zukünftigen Fähigkeiten und insonderheit wegen meines Willens hierherzugehören. Und die anderen wissen es für sich.

Nach drei weiteren Stunden, die übrigens ausgesprochen schnell und angenehm herumgingen, kehren wir ins Innere Fornburgs zurück; und dort finde ich, wonach mir der Sinn

steht.

Mit einem gepfiffenen Lied auf den Lippen marschiere ich neben Anniek zum Marktplatz, wo sie mich darauf aufmerksam macht, Catla einen Besuch abstatton zu wollen. Offenbar ist ihr eingefallen, daß Darrens Frau ihr angeboten habe, ungenutzte Kleidung zu erhalten, sodaß Anniek wiederum mehr Auswahl im Schrank vorfinde und nicht so oft zu waschen brauche. Ich begrüße dieses Einvernehmen und gehe mit ihr.

Darren ist gerade nicht daheim, also öffnet uns Catla die Tür. Wann immer ich sie im Zuge der Begrüßung lächeln sehe, kann ich mich überzeugen, daß ihre Freude aufrichtig sey und lauter. Nie bekam ich das Gefühl, fehl am Platz oder ungelegen gekommen zu sein, und das bestärkt mich freilich in meinem Selbstvertrauen. Auch Anniek scheint von diesen entgegengebrachten Nettigkeiten zu profitieren und faßt Mut. Sie bittet uns ins Haus, doch ich bleibe davor stehen.

»Sage mir, Catla, gibt es in Fornburg einen Barbier? Oder jemanden, der das Rasiermesser an meiner statt zu führen weiß? Jedenfalls, bis ich mir selbst eine Klinge eintauschen kann.« Ich streiche mir durch den mittlerweile struppigen Bart.

»Dann siehe doch einmal zu Sigurd, der macht so etwas«, antwortet sie mir nach kurzem Bedenken.

»Und . . . , wo finde ich ihn?«

Catla lächelt: »Gehe vom Brunnen nach Südosten, dann folge dem Ächter, bis du auf der rechten Seite ein Haus mit Veranda und roten Fensterläden siehst.«

Daraufhin kehren sie sich um und gehen ins Haus. Mit den letzten Worten vernehme ich gerade noch, wie Anniek

von den bemerkenswerten Backwaren zu schwärmen beginnt. Und so schmunzle auch ich zufrieden.

Bald schon stehe ich vor Sigurds Haus und blicke auf die geräumige Veranda. Im Haus höre ich Stimmen, eine greise und eine kindliche. Als ich mich der Tür nähere, verstummen sie. Ich klopfe und werde hereingebeten.

»Hallo Sigurd, ich bin es. Wir haben uns vor ein paar Tagen im Versammlungshaus gesehen. Erinnern Sie sich an mich?«

»Selbstverständlich! Sie und Anniek sind unser erster Neuzugang seit Jahren und daher *das* Dorfgespräch. Und nachdem Sie so viel Mut gezeigt haben, sich für den kleinen Ilô einen Felsen einzufangen, sowieso ein respektabler Mensch, den nicht zu kennen mir zur Schande gereichen würde!«

»Oh, nun ja«, fange ich mich in Verlegenheit, »es waren irgendwie komplizierte Umstände und ...; bis auf meinen Namen und meine Absichten kennen Sie mich ja doch nicht so gut.«

»Jemandes Absichten zu kennen, ist mehr als man sich erhoffen darf! Was interessiert mich eines Fremden Vergangenheit, wenn sein zukünftiges Treiben im Nebel liegt?«

Wir schweigen einen Moment und schauen uns in die Augen, während ich unschlüssig im Türrahmen stehe und mich frage, ob ich den Dialog noch bis zu einer Rasur zu lenken schaffen würde.

Zwei der Wände des verwinkelten Hauses sind aus großen Feldsteinen zusammengesetzt, die irgendein gelber Mörtel zusammenhält. Ein Kamin ist genau in der sich schneidenden Ecke beider Wände gemauert und durchstößt das Dach. Ganz hinten im Raum stehen Bett und Regale voller Bücher,

daneben ein Stuhl, von dem man zum hinter dem Haus liegenden Garten schauen kann. Vorn, in der Stube, teilen sich eine Werkbank und zwei Kommoden den Platz um einen Herd. Es liegt ein krautiger Duft in der Luft, als habe Sigurd irgendwelche Pflanzenstengel verbrannt.

Am Tisch, doch die ganze Zeit schweigend, sitzt das Kind:

»Ich grüße dich. Habe ich dich nicht schon irgendwo gesehen?« begrüße ich den Jungen: »Ist nicht Tjelve dein Vater?«

»Ja, das stimmt.« – Er wagt sich nicht zu rühren und wartet ab.

»Sag', wie du heißt, wenn dich jemand fragt!« fordert Sigurd das Kind auf.

»Aswin, mein Herr«, antwortet es und beinahe will ich ihm auch meinen Vornamen anbieten, aber das klingt in meinen Gedanken noch seltsamer als gegenüber dem Alten. Wie verhält man sich hier diesbezüglich? Begegneten alle Kinder den Alten mit würdigem Abstand und überzogener Höflichkeit? Oder gesellt man sich allgemein auf Ebene der Rufnamen? Ich will achtgeben, wie Aswin den Alten anruft.

»Was führt dich denn nun zu uns?« will Sigurd wissen.

»Die Frage nach einer Rasur und einem Haarschnitt, wenn es nicht zu vermessen ist.«

»Ganz und gar nicht! Was soll vermessen daran sein, jemanden nach der Ausübung seines Berufs zu fragen?«

»Und bald ist es der meine!« geht der etwa Zehnjährige dazwischen und legt die Bestecke und Instrumente, mit denen er gerade hantiert, ab.

Sigurd erklärt es, damit ich meinen erstaunten Gesichtsausdruck wieder in angespannte Verlegenheit wandeln kann:



»Er ist mein Lehrling und lernt ein Jahr lang alles, was ich weiß und kann.«

»Und danach?«

»Danach wird Aswin in die Obhut eines anderen . . . Alten übergeben, um von ihm zu lernen. So machen wir das hier in Fornburg schon seit Generationen mit unserem Nachwuchs.«

Er wollte wohl sagen, daß die Kinder halbtags eine Schule besuchen und einige Stunden pro Woche bei einem ausgedienten Handwerker zubringen, um die Essenz seiner Lebensweisheit aufzunehmen. Aswin wirkt gelehrig und beflissen, und obschon ich ihn das erste Mal als Hirtenkind auf der Weide bemerkt habe, zweifle ich keine Sekunde daran, daß er seine Berufung schon erkenne, wenn ihm nur ausreichend viele Berufe, wenn auch nur oberflächlich, nahegelegt werden.

Sigurd wuchtet einen höhenverstellbaren Stuhl aus der Ecke und stellt ihn ins Sonnenlicht nach dem Fenster. Aswin sucht derweil einen Besen, um die abgeschnittenen Haare zusammenzufegen. Der Alte legt sich eine Schürze um, betrachtet mein Kinn von allen Seiten, fährt mir mit einem Kamm durchs Haar. Sodann bittet er mich Platz zu nehmen. Im Augenwinkel erkenne ich Aswin, der ein Rasiermesser über einem Lederstreifen abzieht.

»Wird dein Lehrling die Rasur vornehmen?«

»Wenn es dir nichts ausmacht – ja. Die Haare werde ich dir stutzen, an die reicht er noch nicht heran.«

Dann macht er dem Knaben Platz und die kindlichen Hände streichen mir mit einem Pinsel Seife aus einer Schüssel ins Gesicht.

»Hab' Vertrauen zu ihm«, beruhigt mich Sigurd, »Er hat

sehr ruhige Hände und weiß mit der Klinge umzugehen.«

Doch mir dies zu sagen ist unnötig, denn ich habe keine Angst. Sollte ich ihm Nachleben zu sterben fürchten? Kann mich, an so einem Ort, ein Kind durch Ungeschick versehen?

Während der Junge zu Werke geht und mir das Gesicht einseift, will ich mehr über Sigurd erfahren:

»Du scheinst einer der Ältesten in Fornburg zu sein – hast du Frau und Kinder?«

Plötzlich hält er inne und ich erkenne, eine alte Wunde aufgerissen zu haben.

»Eine Frau hatte ich, das ist viele Jahre her. Sie starb, bevor sie uns Kinder schenken konnte. Und sie starb einen sinnlosen Tod.«

Ich höre ihm frei von Bemerkungen oder Antwort zu. Welche Äußerung sollte mir bei so einer Geschichte auch auf den Lippen liegen? Welche Frage wäre angemessen genug, sie unbedingt in diesem Moment zu formulieren — anstatt am letzten aller Tage? Doch Sigurd antwortet selbst auf die Frage, die ich nie gestellt hatte.

»Sie war unachtsam und verzehrte einen Schleierling«, gibt er in frischer Erinnerung von sich, als habe er nie ein Detail vergessen. »Viele Tage quälte sie sich im Krampfe, und selbst Catla vermochte dem nicht entgegenzuwirken. Schließlich starb sie und hinterließ nicht mehr als eine ausgezehnte Seele, voller Güte den Tod erwarten.«

Als ich auf Aswin sehe, regt sich kein Gesichtsmuskel, als habe er die Geschichte bereits gekannt. Die Seife vor dem Mund und die flinke Klinge am Hals, ergebe ich mich der Antwort unwürdig und kann mir nur Sigurds Gesicht und Gefühl im Geiste vorstellen (da er mir die Haare schneidet,

steht er hinter mir, also abseits meines Blickes).

Zweifelsohne erlitt seine Frau einen wenig beneidenswerten Tod: Je nach Art eines Schleierlings enthält der Pilz eine hohe Konzentration des Nierengiftes Orellanin, das den Tod um Wochen verzögern kann.

»Heute mag es mir ironisch vorkommen«, bedenkt er, »daß eben ein Pilz ihr Ende bedeutete, wo sie die Pilze doch so liebte; gewiß nicht verehrte wie Catla, aber doch liebte. Ich erinnere mich, eines Sommers entdeckte sie eine Kolonie Schopftintlinge hinter dem Haus – und zwar an genau jener Stelle, wo sie unsere Wäsche aufzuhängen gewohnt war!«

Er pausiert, hält die Schere in die Luft und lacht froher Gedanken in den Spiegel. Und es ist tatsächlich komisch: Wie man weiß, reiht sich auch der Name dieser Pilze in die lange Tradition der aus Unkenntnis, die tiefere Bedeutung in den unterschiedlichen Lebewesen zu erkennen, benannten Naturobjekte ein; und wäre auch nur ein Wäschestück durch den Wind auf die Pilze gefallen – die Arbeit mochte umsonst gewesen sein!

»Aber meine Frau zertrat die Kolonie nicht«, sagt er weiter, »Sie meinte, wenn die Natur ihre Zöglinge schon an so einem ironischen Ort wachsen ließe, wollte sie die hier lebenden Menschen auf etwas hindeuten. Etwa: Die Pilze wuchsen zuerst hier, hänge deine Wäsche woanders auf! Vielleicht bedeutet es auch gar nichts und die Stengel gedeihen nur aus dem Grunde dort, weil ein Tier seinen Kot hinterlassen hatte.«

Wir drei lachen und ich bin froh, daß sie währenddessen bedacht haben, ihre Instrumente von mir wegzuhalten – die Schere vom Kopf und das Rasiermesser vom Hals.

»Jedenfalls hat sie sie immer geduldet; sie wachsen noch

heute hinter dem Haus und ragen jeden Sommer aufs neue ihre Köpfe aus dem Gras, um zu sehen, ob sie ein aufgehängtes Laken in den Schatten stellt.«

Wenig später beenden die beiden ihre Arbeit. Besonders die saubere und verletzungsfreie Rasur beeindruckt mich und ich bedanke mich für den Schnitt und die Geschichte, auch wenn sie traurig war. Bei unserem Abschied verspricht Sigurd, daß wir uns demnächst im Versammlungshaus sehen werden, und Aswin lasse ich Grüße an seine Eltern ausrichten. Dann mache ich mich auf, Anniek abzuholen.

Ein zuvor eingelegter, geringfügiger Umweg führt mich durch die Ortschaft selbst; auch wenn ich noch längst nicht jeden Einwohner kenne, will ich mir doch endlich einmal einen Überblick über Fornburg geben.

Zunächst kehre ich zum Brunnen zurück, dann den Weg nach Süden, über welchen ich das Dorf erstmalig betreten hatte. Kurz bevor ich eine Baumgruppe von drei auffälligen Eschen passiere, bemerke ich rechts von mir mehrere Gatter, in dem Schafe und Ziegen gehalten werden. Gut möglich, daß sie zu Tjelves Hof gehören; das läßt sich von meiner Position aus nicht bestimmen. Einige der Ziegen weilen im Schatten, andere wühlen in der Krippe nach etwas Eßbaren. Dieses Treiben sehe ich mir nur zu gerne an. Und so stütze ich mich auf dem entlang des Weges verlaufenden Zaun mit dem Oberkörper ab, und lasse über Minuten meine Gedanken schweifen, während ich das gelegentliche Meckern und Blöken erheiternd wahrnehme.

Erst nach einiger Zeit fällt mir auf, wie ruhig es hier tatsächlich ist; noch viel ruhiger als in unserem kleinen Haus auf Ibyko, denn dort herrscht fast ununterbrochen ein mehr oder weniger starkes Lüftchen vor. An diesem Zaun

jedoch, vom Wind durch die Häuser und Eschen gedeckt, ist es wie in einem Niederwald: Kaum Bewegungen in der Luft oder an den Pflanzen; so still, daß man summende Insekten bemerkt, die sich erst jetzt, in der Windstille, zum Ausflug trauen. Würde es wohl an jeder beliebigen Ecke Fornburgs so friedfertig sein, da ich diesen Platz entdeckte, kaum, daß ich ein paar Schritte gegangen bin?

Es ist nicht schwer zu erkennen, wie besonders diese Welt um mich herum ist, obwohl sie sich durch viele Entbehrungen auszeichnet: kein Internet, kein Flughafen, kein Supermarkt. Wie können sich die Fornburger nur eines glücklichen Lebens wähen?, hätte ich mich gewiß als Kind gefragt. Doch über die Jahre lernte ich die wahre Trübsal auszuweisen; und die wahren Entbehrungen zu identifizieren: Entbehrungen, die wir in der modernen Welt – der mit den Supermärkten – angesammelt haben, ohne uns davon gestört zu fühlen oder eine Zeit anderer Ideale zu ersinnen! Entbehrungen wie der Verzicht auf ein frei bestimmbares Leben, oder sich nach seiner Nützlichkeit zu integrieren und nicht seinem Ansehen oder Leumund. —

Wenn es mein Wunsch treibt, hätte ich in diesem Augenblick fortgehen können! Jawohl, dort geradewegs über diesen Hügel! Ich wäre niemandem Rechenschaft schuldig und könnte solange wandern, bis ich mich andernorts als »Friedrich« niederlasse. Ja, diese Freiheiten birgt diese Welt! Und ich will sie nicht länger missen.

Wie ich nun Fornburg weiter umrunde, gelange ich zum Kebelsgrund im Südosten, ein von reichlich Schilf eingefassten Weiher. Gleich dahinter befinden sich die Hütte des Fischers und der steile Abbruch zum Meer.

Ich folge der Küste und dringe zunächst nicht weiter



ins Innere Fornburgs vor. Ans Ufer tretend und wartend, bis die brandende Welle meine Schuhe erreicht, hebe ich einen flachen, mittelgroßen Stein auf und lasse alle meine sorgenden Gedanken – die wenigen, die mir verblieben sind – durch bloßes Anstarren in den Brocken einfließen. Sodann werfe ich ihn mit aller Kraft fort ins Meer und gehe weiter.

Wie ich aus der mit Sanddorn bewachsenen Dünung wieder heraufgetreten bin, schaue ich um mich: Unbemerkt erklimm ich eine seichte Anhöhe und ganz Fornburg steht mir nun gut im Blick. Im Zentrum die Häuser und Werkstätten; darum herum die bestellten Felder und Gatter. Fast jeden Weg kann ich einsehen und fahre wie ein Architekt immer wieder die Winkel und Gassen ab, bis mir alles genau vertraut ist. Auch glaube ich von dort oben den maßgeblichen Unterschied zwischen Insel und Festland zu erkennen: Auf einer Insel (wie Ibyko) ist aller Raum beschränkt, ei-

ne gleichartige Siedlung auf dem Festland dagegen nach allen Seiten offen. So ergibt sich für denjenigen, der mit der vorherrschenden Lebensweise nicht übereinstimmt, die Gelegenheit, in eine beliebige Richtung fortzugehen. In Fornburg jedoch scheinen diese beiden Wesensmerkmale vereint: Es gibt ein freies Umland, aber keiner der Einwohner veräußert das Bestreben zur Ausbreitung oder der Erforschung desselben. Als wären Zeit und Fortschritt einfach stehengeblieben! Und die einzige Konsequenz aus dieser sonderbaren Lebensweise ist, daß sich jeder sauwohl fühlt und nach nichts verlangt!

Noch ein letztes Mal atme ich die frische, kalte Luft, dann fixiere ich Catlas Haus und bewege mich von dem Hügel abschüssig darauf zu. Im weichen Dünensand sinken meine Schuhe ein, sodaß ich mich, am steinigen Dorfweg angelangt, vor die Eingangsstufen eines der Häuser setze und meine Schuhe ausleere. Beinahe unbemerkt öffnet sich hinter mir die Haustür und ein Kind steht plötzlich neben mir, ein etwa sechsjähriger Knabe, der mich mit einem verblüfften Gesichtsausdruck ansieht.

»Keine Sorge, ich bin gleich weg. Ich muß mir nur die Schuhe ausleeren, siehst du?!« – Er sagt nichts.

»Na ja . . . , ich hoffe, das ist kein Problem, daß ich hier sitze. Aber hier war es gerade so schön schattig, und es ist warm heute, nicht wahr? Wie heißt du?«

Aber noch bevor ich das letzte Wort zu Ende gesprochen habe, ist er wieder im Haus verschwunden. Ob ich ihn erschreckt oder gelangweilt habe, kann ich nicht sagen. Sicher bin ich nur, daß er mir nie zuvor aufgefallen ist, und auch das Haus bislang keiner Familie zuordnen kann.

Mich nicht weiter damit befassend, ziehe ich weiter, im-

mer die Straße hinunter, und schaue in die schön angelegten Gärten: Vor oder hinter beinahe jedem Haus scheint einer angelegt worden zu sein; mal mehr mit Obstbäumen versehen, mal mehr im Schatten liegend, mal einer nur aus Banden von Sonnenblumen, sodaß mir der Zweck der Anlage zunächst verschleiert bleibt. Sie alle können aber nur eben jenen Zweck erfüllen, den ein Garten üblicherweise erfüllt; und das ist nicht etwa Hege und Ernte von Nutzpflanzen; sondern die Möglichkeit des Besitzers, ihn, den Garten, zu durchschreiten und dabei als ein, sein, wildes Land zu sehen; etwas Unbeherrschtes, Unverdorbenes.

An diesem einen Garten halte ich an, in die Sonne blinzeln. Mein Auge verfolgt ein Insekt, das genau in der Mitte des Gartens einen Strauch Beifuß umschwirrt, dann abbiegt zum Flieder und endlich auf einem buschigen Blatt vor einer gelben Blüte sich niedersetzt. Der Besitzer des Gartens hatte die Anpflanzungen mit niedrigen Holzdielen in eine Art Beet eingefast, gut zwei Klafter lang und durch dazwischenliegende Wege erreichbar. Ich zähle ein Dutzend verschiedene Pflanzen, und auch wenn ich die meisten nicht benennen kann, glaube ich einen Großteil von ihnen bereits in einer Küche gesehen und auf Eßbares gestreut zu haben. Geruch nehme ich dagegen keinen wahr.

Der ganze Garten ist eingerahmt von einem niedrigen Holzplatten-Zaun, nicht etwa, um Besitz zu markieren, sondern um die Gänse vom Nachbargrundstück fernzuhalten. Sechs von ihnen schnattern eifrig um die Wette, balgen mit den Schnäbeln und wippen die Köpfe auf und nieder, sodaß es so aussieht, als würden sie in der Abendsonne tanzen. Beinahe im Gleichschritt patrouillieren sie in ihrem Gehege umher, während eine Gruppe Enten ganz in der Nähe unbe-



weglich auf der Wiese ruht. Natürlich gibt es ein lautstarkes Getöse und Gezeter, als ich mich dem kleinen Garten und damit auch dem Gänse-Gehege nähere; schließlich bin ich fremd und muß mich erst allen Einwohnern, den Menschen ebenso wie den Gänsen, vorstellen! Also tue ich gut daran und gehe weiter meines Weges.

Sodann schreite ich um die Häuser, halte mich im Schatten und lasse mich in der Sonne anstrahlen, solange, bis ich Darren und Catlas Haus erreiche. Wieder klopfe ich an und warte an der Veranda auf Antwort. Als sich nichts regt, schaue ich durch die Frontfenster, kann aber niemanden erkennen. Kurz darauf vernehme ich eine Stimme, die hinter dem Haus zu entstammen scheint.

»Seid ihr hier hinten?« rufe ich voran, um mein Kommen anzukündigen und eine durch Verlegenheit gezeichnete Situation zu vermeiden. Denn, obwohl Darren und Catla langjährige Freunde sind, gilt es doch, ihnen gegenüber einen gewissen respektablen Abstand zu wahren. So und nicht anders würde ich es auch auf mich bezogen wissen wollen, das heißt genauso ungern würde ich einen überraschenden, im ungünstigen Fall sogar ungelegenen Besuch empfangen wollen. – Kaum etwas scheint mir so beschwerend zu tragen, als sich zum unpassenden Moment als einer auszugeben, der man nicht ist. Lebt man dagegen schon eine längere Zeit als Gruppe zusammen, mäßigen sich die Gepflogenheiten; man wird offen und redselig, benimmt sich anstandslos und üblich, eben so, wie man wirklich ist. Das gilt für ein Liebespaar, die später Eheleute werden, ebenso wie eine Gruppe von Männern, die sich zunächst nicht kennen, aber jahrelang zusammenarbeiten müssen.

Ich folge den weiblichen Stimmen, die eher einem allge-

meinen Gelächter ähneln als einer Unterhaltung. Da sind natürlich Anniek und Catla, sowie ihre Töchter Hedwig und Teuderun. Außerdem ruht Yista auf einer Bank. Neben ihr ist ein Imkerkorb aufgestellt und unzählige Bienen fliegen ein und aus, ohne daß sich die Alte daran stört.

»Nanu!« rufe ich erstaunt aus und begeben mich in die Gruppe neben Anniek: »Mit so vielen Damen habe ich nicht gerechnet!« Anniek drückt mir einen sanften Kuß auf die Wange und ich fühle mich augenblicklich übermenschlich.

»Worüber redet ihr?« will ich neugierig wissen. Die Frauen blicken einander an und kichern.

»Nichts Besonderes!« erwidert Catla in ihrem frechen Charme und wirft wiederholt eine Handvoll Beeren (die wie Wacholder aussehen) in einen Topf mit Sauerkraut, offenbar um es zu würzen. Dann wendet sie sich wieder ihren Kürbissen zu, die sie in einem Beet hinter dem Haus angezchtet und die augenscheinlich für die winterliche Jahreszeit gedacht sind. Ich freue mich zu erkennen, daß ich bislang noch niemanden in Fornburg gesehen habe, der dabei ist, etwas Unsinniges anzupflanzen, etwa Schnittblumen; rein dekorativer Schnickschnack ohne greifbare Bedeutung. Ja, Catla züchtet Kürbisse, aber nicht der Formen wegen, sondern zur Verstärkung von Wuchs und Geschmack. Und sicherlich würde hier auch jedermann einen Strauß Wildblumen irgendwelchen vergänglichen Tulpen oder Asten vorziehen.

Dann lenke ich meinen Blick auf Hedwig, die hinter ihrer Schwester auf einer weiteren Bank neben einem kleinen Teich sitzt und Teuderun das Haar flechtet. Ich muß zweimal hinsehen, um die Schwestern voneinander unterscheiden zu können; aber irgendetwas erscheint mir an der

einen auffälliger als bei der anderen, sodaß ich ihre Namen, mit denen sie sich damals vorgestellt, in jenem Moment in meinen Ohren klingen, da ich sie betrachte und mich auf die Betreffende konzentriere. Teuderuns langes Haar ist bereits zur Hälfte in zwei Zöpfe umgeformt und diese Tätigkeit erzeugt einen bemerkenswert anmutigen Anblick. Das Flechten von Zöpfen (in Kopfhaar) sollte zu den ehrbarsten Traditionen der Menschheit gehören!

»Kommen Sie zu mir, junger Mann«, krächzt Yista mit schwacher Stimme.

»Was kann ich tun? Brauchen Sie etwas?«

Ich stehe stocksteif wie ein artiger Bube vor ihr und erwarte etwa, daß sie mich um ein Glas Wasser bittet oder ihr beim Aufstehen zu helfen. Aber sie half *mir*!

Ohne weitere Worte überreicht sie ein verschnürtes Paket aus braunem Papier, das neben ihr gelegen hatte.

»Ihre Frau sagte mir, daß Sie sie abholen würden, also brachte ich den Anzug gleich mit.«

»Welchen Anzug?« erstaune ich und beginne mit dem Auspacken. Sorgfältig wickle ich die aufgetrennte Schnur über das Handgelenk und lege sie dann beiseite. Ich entnehme einen Mantel, zusammengenäht aus Lederstücken und gefilterter Schafwolle, und breite ihn vor mir aus: Der grüne und braune Filz folgt einem auffälligen Muster, läuft spiralförmig an den Armen hinauf und am Rücken wieder zusammen. Die Lederstücke sind dagegen an allen stärker beanspruchten Stellen angebracht: an der Unterpfalz, in den Achselhöhlen und den Ellenbogen.

»Das ist ein Mantel ... für einen wie Sie! Für einen Geologen!« grinst Yista und ich bemerke ihre Finger mit den typischen Wunden einer Schneiderin: Stichpunkte von Na-

deln und rote Striemen, wo sich das Zwirn beim Festziehen der Knoten und Kreuzungen in die Haut einschneidet. Mir platzt nur ein beeindrucktes »Wow« aus dem Mund und ich rufe Anniek herbei, sich dieses bemerkenswerte Kleidungsstück anzusehen.

Persönlich befinde ich mein Leben lang, daß ich nur robuste und funktionale Kleidung tragen wolle. Daher auch meine Abneigung gegenüber nutzlosen Krawatten und Fliegen, dünnen Stoffen und geklebten Schuhen; all diese Kleidung des neuzeitlichen Menschen, die fern des Ortes, an dem sie schließlich getragen wird, unter fleißigen Händen, jedoch von schlechter Qualität hergestellt, nur damit sie rasch verschleißt und profitabel ersetzt werden muß. Dann, so denke ich, trage ich doch lieber immer dasselbe Kleidungsstück, dafür aber über viele Jahre. Und meine Erfahrung als Geologe hat gezeigt, daß gerade auf Exkursionen, oder, allgemeiner gesprochen, während Unternehmungen in freier Natur, die Kleidung noch schneller als normal abgenutzt wird. Ein schützender Mantel, gefertigt aus den widerstandsfähigsten Materialien, warm und zweckdienlich, entspricht daher genau meiner Vorliebe. Und so bedanke ich mich überschwenglich bei ihr. Aber, wie die meisten Fornburger, will sie keinen Dank hören, sondern erbrachte das Geschenk ohne eigennütigen Hintergedanken; mehr noch, um einem anderen eine Freude zu machen.

Ich frage Yista, die als einzige Schneiderin Fornburgs arbeitet, wie sie es zustande bringe, für alle Einwohner die Kleidung zu schneiden und zu flicken. Und das in ihrem Alter und ganz ohne Hilfe; denn so erscheint mir ihr Tagewerk zusammengefaßt.

Sie erklärt, daß sie in der Tat die einzige Person dieser

Berufung in Fornburg sey, und Aufträge für Reparaturen oder spezielle Kleidungsstücke annehme. Jedoch werde sie ja nicht von Heute auf Morgen vor die Aufgabe gestellt, für fünfzig Personen Hosen, Hemden und Jacken anzurichten! Sie erzählt, daß es ganz am Anfang, als es Fornburg noch nicht gab, nur sie und Sigurd waren, die an diesem Küstenabschnitt lebten. Alle paar Jahre kam eine weitere Person hinzu und die Arbeit wurde leichter, da dem einen nun nicht mehr zwanzig Pflichten zufielen, sondern nur noch ein Dutzend. Nur durch diese schrittweise Entlastung konnte letztlich ein spezialisierter Handwerker wie sie alle Einwohner versorgen.

Als Nächstes sollte mir Yista die Besonderheiten des neuen Kleidungsstückes zeigen: Auf Höhe der Hüfte gibt es eine steife Schlaufe aus dickerem Leder, in die ich einen Hammer einhängen kann – wenn ich denn irgendwann einmal einen haben sollte. Anschließend lenkt sie meine Aufmerksamkeit auf zwei hakenartige Gebilde, die am Rücken, auf Höhe der Schulterblätter, unter dem Leder hervorschauen. Yista stellte sich vor, daß sich darin ein leicht abnehmbarer Rucksack einhängen ließe. In diesem Moment bezweifle ich, daß das tatsächlich funktioniert. Und so nehme ich das Geschenk dankbar an und versichere ihr, den Mantel ausgiebig im Gelände zu erproben und ihr dann davon zu berichten.

Catla topft derweil Pflanzen um und läßt verlauten, daß sie sich dieses Mal außerstande sehe, ihren Winterkohl aufzuziehen. Anniek fragt nach dem Grund, und auch ich interessiere mich für diese vorgebliche Belanglosigkeit, ausgerechnet von einer Pflanzenkundigen wie ihr. Die Lösung spricht sich einfach und ich lerne gleich noch ein neues Wort. Richtigerweise ist nicht das Wort selbst neu, sondern

nur dessen mehrfache Bedeutung:

»Hier sind überall Neffen, siehst du?! Das sind diese kleinen, weißen Fliegen. Die verhindern, daß mein Kohl austreibt. In einem Winter sind sie allgegenwärtig, im nächsten fehlen sie, als habe sie die Natur niemals hervorgebracht!«

»Ist denn sicher, daß diese Neffen daran schuld sind?« fragt Anniek weiter, doch Catla gibt sich überzeugt in ihrer Annahme und nickt besserwissend mit dem Kopf:

»Ich beobachte das nunmehr seit über zehn Jahren. – Sind die Neffen da und schwirren um die Kohlbeete, treiben die Pflanzen nicht. Sonst tun sie es ja! Ich glaube, da ist meine Vermutung nicht länger nur Vermutung!«

Und während sie debattieren, schaue ich wiederholt zufrieden in die Runde, lehne mich auf meinem Mantel zurück, den ich mir der Bequemlichkeit halber ins Kreuz gedrückt habe, und lasse meine Gedanken schweifen: Da sind also nun diese Frauen, alle unterschiedlichen Alters und Namen. – Hätte ich mich dereinst in Yista verlieben können, als sie noch jugendlich war? Mehr noch als die Äußerlichkeit des Menschen werte ich nach seinem Namen, das betrifft die Männer wie die Frauen, und es entscheidet auch darüber, ob ich eine Person ernst nehme. Personen mit einem kraftvollen, eindringlichen und seltenen Namen ziehen dabei – was mich betrifft! – meine Aufmerksamkeit mehr auf sich, als jene, die sich ihren Namen mit beliebig vielen anderen aus der Gesellschaft teilen.

Was Anniek angeht, so sehe ich ihren Namen zwischen dem Seltenen und Trivialen, und doch werde ich ihn für immer mit ihrem betörenden Antlitz und der Ehrfurcht vor ihrem Wesen verbinden; wenn ich von einer Frau mit demselben Vornamen hörte (denn tatsächlich habe ich Zeit

meines Lebens niemals die direkte Bekanntschaft mit einer anderen Anniek gemacht!), atme ich auf, und den Namen Anniek habe ich oft schon in meinen Träumen gesprochen und gehört. Es sey angemerkt, daß ich mich in Anniek verliebte, *bevor* ich von ihrem Namen erfuhr. Hätte ich mich nicht verliebt, wenn es andersherum gewesen wäre?

Ich bin froh, daß es anders gekommen ist und ich ihren Namen nach wie vor gerne vor mich herspreche und sie gleichwohl rufe. Je öfter ich dies tue, desto sicherer bin ich mir meiner Gegenwart und desto ferner rückt die Furcht, daß ich dieses Leben nur geträumt haben könnte.

Bald darauf brechen wir auf und verlassen Fornburg mit einigen Kleiderbündeln und zwei Körben getrockneten Gemüses und anderen Kleinigkeiten für unseren Haushalt. Wir setzen nach Ibyko über und braten über dem offenen Feuer einen Fisch, den ich noch am selben Abend fing; dazu speisen wir Kartoffeln und getrocknete Tomaten. Satt und zufrieden schlafen wir, die Leiber eng zusammengerückt, im Geräuschespiel von Wind und Wellen ein.

Von hier würde mich nichts mehr fortbringen.



## 21 Zwei Steine

**M**it ungewohnt frischer Kraft und voller Elan zur Tat erhebe ich mich noch vor Sonnenaufgang und muß die verschlafene Anniek regelrecht zwingen mir beizustehen. Sogleich ihr aber der Duft des von der Glut erhitzten Brotes und dampfenden Tees in die Nase steigt, ist alle Müdigkeit vergessen. Angeregt besprechen wir, was der neue Tag bringen soll.

Ich bin fest entschlossen, mein Glück ein weiteres Mal im Gelände zu versuchen, und Anniek widerspricht nicht. Ich gebe die Erwartung zu, daß sie mir in Sorge um den Hals fällt, um mich zu mehr Vorsicht zu ermahnen oder mir den Ausgang gänzlich auszureden. Aber das käme ja einem Berufsverbot gleich; als würde sie einem Fischer sein Boot versagen und zum Angeln vom Ufer aus verdammen – sollte ich mir denn die Steinbrüche in der Welt nur aus der Entfernung besehen? Vielleicht weiß sie auch, daß mir nie ernsthaft etwas passieren kann.

Sie erzählt, daß sie sich mit Darren verabredet habe, als er am Vortag kurz bei sich zu Hause gewesen sey. Nun, da sie sich vor Tagen einen Überblick im Schulgebäude gegeben hatten, will sie nunmehr die wichtigere Frage angehen,



welches Mobiliar tatsächlich zu ersetzen, was sonst an Reparaturen anfele und wieviel Baumaterial hierfür zu beschaffen sey. Und so legen wir uns fest, besteigen den Kahn und setzen über.

Ist uns dieser Tagesablauf ein Leiden? Wollen wir uns damit zufriedengeben, einander tagsüber aus dem Weg zu gehen, auch wenn es derzeit notwendig ist? Was mich betrifft, bedeutet dies keinen Trennungsschmerz, sondern umso mehr Freude, wenn wir am Abend wieder zusammenfinden. Privates und Geschäftliches soll man ja sowieso getrennt halten.

Als bald finde ich mich in Orens Haus wieder, stehe an seinem Tisch neben dem großen Buchregal und warte auf das Erscheinen des Hausherrn. Mein Blick fällt auf eines der Bücher: Mit goldenen Buchstaben ist dort auf einen grünen Einband gedruckt: »Thulbrock-Typographie«. Das beeindruckt mich und ich nehme mir vor, Oren ein anderes Mal um Ausleihe zu erfragen.

Oren tritt bald heran; er bemerkte mich längst, und wir begrüßen uns mit einem kräftigten Handschlag. Sodenn plaudern wir über den Tag und das Bevorstehende. Vorrangig will ich ihn nochmals um die Mithilfe seines Sohnes bitten, auch wenn ich ihn zuletzt in Gefahr gebracht habe. Jedoch, es verhält sich anders, als ich es mir vorstellte. Immerhin handelt es sich immer um ein heikles Thema, sein Kind in die Obhut eines anderen zu übergeben. Doch Oren scheint ein besonderes Vertrauen zu seinem Sohn zu haben, und gibt sich mit einem Lächeln, bar meiner Zusicherungen, einverstanden. In diesem Moment vernehme ich im hinteren Teil des Hauses das Geräusch eines die Treppe hinauflaufenden Kindes. Das muß Ilô sein.

»Ich habe bemerkt«, spricht sein Vater mir zu, »mit welcher Wertschätzung dein Blick über diese Bücher wandert.«

»Ja«, nicke ich zustimmend und bin verlegen, daß er meine geheime Zuneigung so leicht erkannt hatte:

»Eigentlich faszinieren mich alle alten Bücher, und ich glaube, daß man aus allen etwas lernen kann, so alt sie auch sind. Prinzipiell hast du den Job, den ich immer machen wollte!«

»Du meinst die Arbeit mit Büchern?« erstarrt sein Gesicht, »Diesen Traum hatte ich auch einmal.«

Er klingt besorgt, als würde er in unerfüllten Erinnerungen schwelgen. Dann stützt er sich mit dem Ellenbogen auf seinen Ladentisch und erzählt davon, daß er als junger Mann das Handwerk der Buchbinderei erlernen wollte, um das Wesen der Bücher kennenzulernen und seiner materiellen Liebe nachzukommen; so fasziniert, daß es ihn gar danach verlangte zu wissen, welcher Leim am besten für die Buchrücken verwendet werde, und wie man Papier richtig auswählt. Mit diesen Erwartungen ging er für zwei Jahre in die Lehre, war aber eigentlich kein Handwerker, sondern ein »Stapel-Roboter« zwischen den Maschinen: Einen Großteil seiner Zeit verbrachte er Papierbögen von der Maschine, die schneidet, zu jener, die Buchrücken vollautomatisch klebt. Und ihm wurde bewußt, daß er in jenem Moment überflüssig werde, da auch für seine derzeitige Tätigkeit ein maschineller Schwenkarm erfunden wird. Doch soweit ließ er es nicht kommen und brachte sich alle erforderlichen Kenntnisse, einschließlich die Restauration von Büchern, selbst bei. Und heute lebt er hier, hat seinen eigenen Bestand und die eigene Interpretation dieses Handwerks erfahren, wäre nun glücklich und unabhängig.

Und was wolle er nun über meine Zuneigung zu alten Büchern aussagen?, frage ich. Und er antwortet: »So gering die Chancen auch sind, so verschwommen der Traum – gib' niemals auf! Nur so wird man erreichen, das anderen verwehrt bleibt.« Da denke ich sogleich an meine geologische Aufgabe.

Unbemerkt hat sich Ilô neben mich gestellt und gibt sich nun zu erkennen. Der junge Mann streckt mir seine Hand entgegen und schüttelt sie selbstbewußt. Indem er mir nochmals Dank für seine Rettung vermittelt, benimmt er sich wie ein Mann und ich bin bereit ihn als solchen anzuerkennen:

»Ist dein Herz aufrichtig und ehrlich?« frage ich ihn.

»Ja.«

»Dann sey mir willkommen, wann immer du es wünschst.«

Nun, da das geklärt ist, geht Ilô einen Schritt weiter: Ich brauche ihm nichts von meinem Vorhaben zu erzählen; meine bloße Anwesenheit läßt ihn schlußfolgern, daß ich gekommen bin, die unterbrochene Unternehmung wiederaufzunehmen. Aus seiner Umhängetasche kramt er eine Mappe und schlägt sie auf; daraus zieht er gefaltete Blätter und verbreitet sie auf dem Ladentisch. Es sind topographische Karten der Umgebung.

Ich schaue genauer hin und erkenne den von uns gelaufenen Weg wieder, bis hin zu den Hügeln, wo wir den Sandstein-Ausbiß ausgemacht und nur knapp mit dem Leben davongekommen waren. Seine Skizze enthält nicht nur den Ort Fornburg, sondern auch die hinzuführenden Fließgewässer, die markanten landschaftlichen Erhebungen und die ihm bekannten Pfade, die zu jedem Punkt an der Küste führen.

»Wie genau ist diese Karte, Ilô?« frage ich mit Begeisterung.

»Du kannst dich darauf verlassen«, antwortet sein Vater schmunzelnd für ihn. Er ist wohl mächtig stolz auf seine kartographischen Kenntnisse und ich bin geneigt, dem Ganzen uneingeschränkt Glauben zu schenken. Mit so einer Karte läßt sich etwas anfangen! Man könnte die kürzesten Wege planen, um die im Bruch geschlagenen Mühlräder nach Fornburg zu bewegen.

»Ich sehe noch viele weiße Flecken«, bemerke ich beiläufig.

»... Orte, an denen ich auch noch nicht war. Diese Karten entsprechen einer Wiedergabe meiner Erfahrungen der letzten Jahre.«

Wie erwachsen der Kleine spricht!

»Ich habe hier unseren letzten gemeinsamen Weg eingezeichnet und hier die Stelle, wo sich eventuell ein Steinbruch einrichten ließe. Wenn wir nur weiter die Gegend erkunden, dann ist es mir selbst ein willkommenes Anliegen, diese Karte mit weiteren Details zu ergänzen!«

Was er sagt, erinnert mich an die gute alte Zeit, an die man sich gerne entsinnt, wenschon man sie nie erlebt hat. Es ist eine Zeit, der man mit gewissen Erwartungen entgegensteht, und der Meinung ist, sie sey viel besser als heute gewesen. Denn heute . . . , ja heute sey alles schlimm und früher war es gewiß besser und einfacher! Also verfallende ich in das Charakterbild eines freien Forschers, für den die Welt noch voller entdeckungswürdiger Orte ist; eine Zeit, in der man die Umrisse der Kontinente noch nicht genau kennt und es jederzeit zur Entdeckung einer unbekanntenen Insel oder Kultur kommen kann. Eine Zeit, die so verschieden von

unserer heutigen, einwandfrei durchschauten Wirklichkeit ist. Eine traurige Welt, in der es nichts mehr zu entdecken gibt; in der man sich brüstet, die detailliertesten Karten zu besitzen, Satellitenfotos von jedem Fleckchen auf der Welt, in Verbindung steht mit jedem Volk und jedem Menschen. Was sollte mich an so einer Welt reizen, sie zu bereisen? Und selbst wenn es eine solch entdeckte Natur noch gebe, so raubt uns das moderne Tagesgeschäft unberechtigt die Möglichkeit sie zu sehen.

Beinahe fühle ich mich wie JOHN DALTON, der im 18. Jahrhundert ausgeht, um seine meteorologischen Studien vorzunehmen, und sich währenddessen sicher ist, daß sich niemand anderes auf der Welt zur selbigen Zeit damit befaßt. Andere namhafte Forscher wie von Humboldt wage ich dagegen nicht zu ehren, denn sie waren erbreich und hatten daher Gelegenheit und die finanziellen Mittel, um ihre die Welt umspannenden Forschungsreisen zu bestehen, während alle anderen Menschen tagtäglich für ihr Brot arbeiten mußten.

Und nun gibt es eben auch mich und meinen treuen Amaniensis Ilô, mit dem ich forschen und erkunden kann, wesentlich der Neuheit und Zweckdienlichkeit unserer Arbeit. Seine loyale Haltung ermahnt mich an den Vergleich, daß ich diesen jungen Mann aus der Not geführt habe und er mein Schüler und Anhänger würde; aber selbst als er sieht, daß es klügere und interessantere Menschen als mich gibt, bleibt er mir treu, denn ich war es, der ihm in der Not beistand, als es kein anderer tat.

Da er bereits Jacke und Stiefel trägt, brechen wir sogleich auf; Ilô steckt die Karten und Stifte in seine Tasche, dazu ein halbes Brot und Früchte, die er von seiner inzwischen

dazugetretenen Mutter gereicht bekommt. Es bedarf keiner verabschiedenden Worte, denn man weiß um meine Aufrichtigkeit, die Gesundheit des Jungen auch dann noch zu schützen, wenn ich bereits halb verstorben sey; ihr Vertrauen bleibt uneingeschränkt.

Richtig wohl fühle ich mich allerdings erst, als wir uns einige Kilometer von Fornburg entfernt haben; hier bin ich wieder frei und in der Natur, bin Geologe und wissend.

»Die Unkenntnis muß immer größer sein als das Wissen«, rede ich mir ein, »Sonst entsteht kein Gefälle, das wir als Motivation wahrnehmen, wissenschaftlich zu arbeiten!«

Als bald sind wir auf dem Weg zum Steinbruch, den wir aufgrund des Unglücks nicht bis zum Ende erforschen konnten. Ilô bemerkt meine Absicht und gratuliert mir nochmals zum Fund dieser geologischen Anomalie, von der er sich (und alle anderen Fornburger) so viel versprechen.

»Das war nur Glück!« berichtige ich ihn: »Unterscheide stets zwischen Glück und Geschick! Gratuliere daher niemals einem, der Glück hatte; aber einem Geschickten umso mehr!«

Er nickt und gibt sich verständnisvoll. Dann liegen unsere Blicke wieder auf dem Pfad und der Landschaft, stets darauf bedacht, keine Besonderheit zu verpassen.

Bald überqueren wir eine Hügelkette und schreiten einen steilen Hang hinauf. Viele Menschen sind in ihrem Leben ja allein darin bestrebt, den vor ihnen liegenden Berg mit aller Kraft zu überwinden; dabei wissen nur die Kletterer und Geologen, daß der Abstieg von so einem Berg meistens viel schwieriger und gefährlicher sein kann!

Plötzlich wird meine heitere Philosophie unterbrochen durch etwas, das aus dem Boden ragt. An einem kleinen

Absatz tritt eine wenige Dezimeter hohe Felskante aus Kalkstein hervor. Aber in ihr eingebettet, teilweise als Relief herausgewittert, erkenne ich ein Fossil, und zwar den recht gut erhaltenen, wenn auch unvollständigen Gehäuse-Umlauf eines Ceratiten. Dabei handelt es sich um eine Gruppe der ausgestorbenen Ammoniten.

Mir als Geologen fällt es freilich leicht, die versteinerten Überreste eines Kopffüßer-Gehäuses zu erkennen, und schon einige Male in meinem Leben reagierte ich mit einem Schmunzeln, wenn ein Laie in einem gleichartigen Fossil ein Schneckenhaus zu sehen glaubte. Aber genauso gut ließe sich festhalten, daß ich bis heute meine Schwierigkeiten habe, die größten Flüsse meines (einstigen) Heimatlandes zuverlässig zu benennen. – Die Geschichte wird werten, welche Unkenntnis schwerer wiegt.

Ich rufe Ilô zu, er solle herankommen und sich den Fund ansehen. Er folgt meinem Wunsch, und spricht dann ohne Umschweife:

»Das bedeutet, daß es hier vor langer Zeit einmal ein Meer gab!«

Und er hatte recht damit, wenschon ein reifer Wissenschaftler erkennt, daß keine Aussage und kein offensichtlicher Zusammenhang pauschalisiert werden kann, sondern die verlässliche Aussage stets von vielen Faktoren abhängt. Insbesondere ein Detail machte mich stutzig:

»Man erkennt sogar die Lobenlinie«, murme ich und zeige mit dem Finger auf den aus dem Gestein heraus sichtbaren Abschnitt. Aber mein junger Begleiter weiß damit nichts anzufangen. Je länger ich auf sie starre, desto seltsamere Schlüsse ziehen mein Fachwissen und meine Erfahrung. Denn es handelt sich offenbar um einen Cerati-

ten; und zwar einen solchen, wie ich ihn aus der endemischen Muschelkalk-Meer-Fauna der Germanischen Trias kenne! Nur paßt der Rest der aufgeschlossenen Schichtenfolge nicht zum Standardprofil der Germanischen Trias, und auch bin ich mir sicher – mit *diesem* Meer im Rücken – nicht länger in Mitteleuropa zu sein! Was also läßt sich daraus schlußfolgern? Daß ich nicht mehr auf der Erde bin? Oder bedeutet es nur, daß die mir bekannten Ceratiten doch nicht endemisch sind?

Eine der essentiellen Wahrheiten der Geologie lautet: Daß etwas nicht da ist, bedeutet nicht, daß es nie existent war! Wir Geologen erhalten nur aus den vorhandenen Nachweisen unsere Erkenntnisse, und so können wir nur mit dem arbeiten, was wir haben!

So sehr mich diese Frage beschäftigt, so wenig Kapazität habe ich momentan, dem nachzuforschen. Theoretisch hätte man eine großflächige Grabung anlegen müssen, um sich der Nachweise zu versichern; und es hätte einer ordentlichen Präparation des Ceratiten bedurft. Aber ich lasse die Sache ruhen und erhebe mich vom Fundort.

»Wie sah es hier in der Vergangenheit aus?« will Ilô wissen und ich bemerke, wie ihn die Spurensuche zu fesseln beginnt.

»Das ist alles nicht so einfach«, beschwichtige ich seinen Wissensdurst.

»Weißt du es denn nicht?« stellt er mich zur Rede.

»Frage einen Geologen, wie die Vergangenheit aussah, und er wird fragen: Wann? — Sag' es ihm und er wird fragen: Wo? — Sag' es ihm und er wird fragen: Nach welcher Schule? – Nichts ist von größerer Illusion als die Suche nach *einer* geologischen Wahrheit!«



Und damit läßt er es für gut sein, wenschon ich ihn lieber aufgeklärt hätte. Ich halte mich für gelehrt, und will nur selbst gelehrig sein!

Wir gehen zwar weiter, aber dieses wissenschaftliche Paradoxon geht mir nicht aus dem Kopf: Angenommen, Ilô will sich im Zuge seiner wissenschaftlichen Ausbildung eingehender damit befassen, so ist er nur ein weiterer junger Forscher, der ignoriert wird: Denn das, woran junge Wissenschaftler gerne forschen, wird das sein, wofür sie niemand bezahlen will. Und das wird immer und ausschließlich der einzige Grund sein, warum der wissenschaftliche Fortschritt stagniert. Nun, in dieser Wirklichkeit und dieser Umgebung darf auch Ilô nicht auf Entlohnung hoffen; auf Anerkennung seiner Entdeckungen ebensowenig, solange sie nicht der Gemeinschaft nützen. Da er allerdings kein Geld braucht, um seinen Unterhalt zu bestreiten, ist das in Ordnung; es ist jedenfalls mehr als ich hatte.

Im folgenden kommen wir ohne weitere Ablenkung voran und erreichen gegen Mittag diejenige Stelle, an der in einer kleinen Mulde die vergleichsweise mächtigen Sandstein-Bänke ausbeißen, und bald stehen wir dort, wo ich mich verletzt hatte.

»Kannst du uns einen Grundriß der Absenkung und der hervorstehenden Felsen anfertigen?«

Mein »Amanuensis« bejaht ohne Zögern, zieht neben Stift und Papier auch einen Bindfaden aus der Tasche; erst als ich ihn beobachte, begreife ich, was er damit beabsichtigt: Er schätzt die lange Achse der Mulde ab und knotet den Faden an einem Ende der Achse an einen Zweig. Dann läuft er ans andere Ende der Achse und wickelt dabei den Faden fortlaufend ab. Wie er in einer geraden Linie daliegt,

geht er die Strecke ab und zählt seine Schritte. Nun legt er in Abständen von zehn Schritten rechtwinklig zum Faden liegende Stöcke auf und zählt an diesen Knotenpunkten die Anzahl der Schritte von einem Ende der Absenkung bis zum anderen. Er erfaßt also in regelmäßigen Abständen die *Breite*, während der ausgerollte Bindfaden der *Länge* entspricht.

Während er das tut, laufe ich die Wände aus Sandstein ab und bewerte sie in Hinblick auf ihre Eignung. Nach gut zwei Stunden kommen wir wieder zusammen und kombinieren unsere Erkenntnisse. Anhand der abgezählten Schritte hat Ilô einen überzeugend aussehenden Umriß der Mulde zu Papier gebracht und ich beschreibe ihm, an welchen Stellen er eine Textur für Sandstein aufzutragen habe; davon unterscheiden wir eine solche, die für fest zementierten Sandstein steht (der sich also zum Herausarbeiten eines Mühlsteins eignet), und eine solche, die durch Störungen zerblockten Sandstein kennzeichnet. Außerdem trägt er mit Zahlen die von mir in Längen der Elle und des Klafters gemessenen Bankmächtigkeiten auf.

»Mit dieser Karte haben wir gutes Werk getan!« lobe ich ihn, »Denn dann läßt sich später noch feststellen, wo sich die Arbeit lohnt, falls wir nochmals einen Mühlstein brechen müssen!«

An der Nordost-Flanke scheint uns die am besten geeignete Stelle zu liegen: Dort ist der Sandstein knochenhart und wenigstens einen Klafter mächtig.

Am späten Nachmittag machen wir uns zufrieden auf den Heimweg und erreichen in der Dämmerung Fornburg. Während Ilô voller Stolz seine Kartentasche wie einen Schatz hütet, freue ich mich auf mein Bett und Anniek, und ihre

Geschichte, wie sie den Tag genutzt habe.

Als ich sie bei Darren und Catlas Haus abhole und wir nach Ibyko übergesetzt hatten, ist es bereits so spät geworden, daß wir das austauschende Gespräch auf den nächsten Tag verschieben. Ermattet und zufrieden schlafen wir ein und ebenso erweckt uns ein heulender Sturm früh am Morgen. Besorgt erschrecken wir vor den aufbrausenden Wellen, die an einer Seite bis ganz nah an unser Haus reichen und uns insgesamt die Überfahrt zum Festland unmöglich wird. Daher kämpfe ich mich durch Regen und Wind bis zum Steg, ziehe den Kahn ans Ufer und vertäue ihn gut. Wir würden diesen Tag wohl in der Gemütlichkeit unseres Heimes zubringen.

Anniek erzählt mir beim Frühstück, daß sie Darren, der den nächtlichen Sturm vorausgesagt, abermals auf die Gefahren der abgeschiedenen Insel Ibyko aufmerksam gemacht hatte: Da sie so flach sey, würden bei einer Sturmflut hin und wieder Teile überschwemmt werden. Mit den vorherigen Bewohnern habe man daher die Vereinbarung getroffen, daß sie bei Gefahr eine hohe Fahne zu hissen haben; sodann würden sie von einer Fornburger Fähre abgeholt werden. Außerdem sollten sie sich alle drei Tage an Land zeigen, ehe man der Insel aus eigenem Anlaß einen kontrollierenden Besuch abstatten wolle. Darren habe ihr auch gesagt, daß ich und Anniek über die Wintermonate nach Fornburg ziehen, und zwar in eine Wohnung im Obergeschoß der neu hergerichteten Schule. Denn die Winter seien hier so streng, daß der Sund zwischen Ibyko und dem Festland fast immer zufriere, und dann sey eine Passage gänzlich unmöglich, mit dem Boot sowieso, aber auch zu Fuß sey eine Überquerung wegen der geringen Eisdicke

unnötig riskant.

Das alles läßt mich bedenken, daß ich eigentlich gar nicht der Typ bin, der bevorzugt auf einer Insel leben wollte, eben wegen der mir bekannten Gefahren. Und die einer Insel maßgebliche Abgeschlossenheit finde ich auch andernorts vor.

In der Tat sehe ich mich lieber in den Bergen (wie es im Graublattal der Fall war) als an der Küste, schon gar nicht auf einer vorgelagerten Insel wie Ibyko. Warum also bin ich dann hier? Nun, in meinem Inneren findet ein ständiger Dialog zwischen der Suche nach Abgeschlossenheit und dem Bedenken gegenüber der Isolation statt. Ich werte und wiege, maßregle und zweifle, bis ich mit dem zufrieden bin, das mir bevorsteht oder gegeben wird. In diesem Falle bot man uns Ibyko an und wir akzeptierten ohne Gerede. Denn Ibyko ist abgelegen und anmutig, landschaftlich schön und ein erhabenes Juwel im Meer. Aber eben auch gefahrvoll und das wußte ich von Anfang an. Prinzipiell würde ich jede Widrigkeit (selbst den Schlaf auf einem kalten, harten Bett aus Stein) ertragen, solange nur Anniek bei mir ist.

Während ich durch das Fenster auf die eisige, windgepeitschte See blicke, erinnere ich mich gerne zurück an jenen gemütlichen Balkon, den wir am Büntergrashof zurückgelassen haben; unsere Zeit, die wir dort in der Sonne saßen und ins Tal schweiften; unser eigenes Haus im Rücken, die heimelige Stube und den Ofen. Hier auf Ibyko haben wir weder einen Balkon noch so einen Ofen, aber auch ein Heim, das nur uns gehört, solange wir leben. Nach wie vor ziehe ich also die Abgeschlossenheit und Sicherheit der Bergwelt vor, und vielleicht würden wir eines Tages dahin zurückkehren.

Noch etwas anderes kommt mir unerwartet ins Gewissen; etwas, das ich schon viel früher bedachte, und ich dennoch zu keinem befriedigenden Konsens fand: Ist mir Anniek, trotz aller Freiheiten, wie zu einer Sklavin geworden?! Ist sie mir ursprünglich eine Geisel, da ich sie in diese Welt zwang? Und hat sie angesichts der Schönheit unserer Gegenwart und der Freiheit ihre Fesseln, ihren Ursprung vergessen? Erfährt sie eine unbewußte Gehirnwäsche? Lernt sie mir unterwürfig und untergeben zu sein? Spricht sie deswegen kein Wort mehr von ihrer Familie oder der Sehnsucht nach daheim? Nimmt sie deswegen auch die Gefahren Ibykos auf sich? – Alle diese Fragen kann nur Anniek allein beantworten. Und das besorgt mich umso mehr, da ich sie nicht zu fragen wage.

Nur will ich sie so nicht sehen! Anniek verdient ein Leben nach ihren Vorstellungen, und wenn es trotz aller Glückseligkeit nur auf meinen Wünschen und Einbildungen eines Idylls basiert, dann ist das bereits falsch! Mir verlangt es nach ihrem Beisein und ihrer Liebe, doch nicht zum Preis meiner eigenen Befriedigung! Wie läßt sich dieses Dilemma lösen, wo sie mich doch unentwegt voller Güte und Lieblichkeit anschaut? Wie erwartet, muß die Antwort darauf warten – bis zum letzten Tag.

»Wir haben uns heute alle Zimmer des zukünftigen Schulhauses angesehen«, erzählt sie und fixiert einen durch den Wind herumgestoßenen Fensterladen: »Wir gingen aufmerksam durch alle Flure, und Darren prüfte mit einem Hammer die Bausubstanz, indem er damit gegen jede Oberfläche klopfte!« – Sie lacht. »Die Räume sind hell und weit; im Untergeschoß gibt es insgesamt fünf Zimmer und wenn man zwei kleine Trennwände einreißt, ergibt sich ohne Um-

wege ein großer Klassenraum. Es gibt sogar eine Küche, allerdings muß der Ofen neu ausgemauert werden. Und im Obergeschoß gibt es mehrere kleine Räume, und einige davon sind auf einer umlaufenden Terrasse sogar von außen miteinander verbunden! Darren ließ sie mich allerdings nicht betreten, bis er die Tragfähigkeit geprüft habe.«

»Das klingt gut! Dann wird Darren sicher bald mit der Erneuerung beginnen wollen?«

»Ja, noch in dieser Woche!« schwärmt sie begeistert und erzählt von einigen Personen, die sich bereit erklärt haben, beim Entrümpeln und Fegen zu helfen. Einige wollen das Haus streichen, andere den Garten und die »grüne Zone« um das Gebäude pflegen. Wieder anderen bieten an, Stoffe zu Vorhängen umzunähen. Es scheint, als habe jeder Fornburger seinen eigenen Weg gesucht, um das Haus wiederherzurichten; allen voran Darren, der die Aufsicht über alles behält und für die Bausubstanz und die Inneneinrichtung verantwortlich zeichnet: Fensterbänke, Treppen, Dach und Mobiliar. Schon bald würden die ersten Veränderungen sichtbar sein.

Am Rest des Tages stellt Anniek eine Liste mit allen ihr bekannten Kindern in Fornburg auf und notiert das geschätzte Alter neben die Namen. Niemand fragt in diesem Dorf nach einem exakten Geburtsdatum! Man erinnere nur an die Gliederung der Tageszeit!

Dann gruppiert sie die Kinder in Klassen und schreibt für jede einen groben Lehrplan nieder – welche Fächer gelehrt und welche Literatur und Schreibmittel zu besorgen seien.

Derweil säubere ich das Haus, sichere es gegen den Sturm und ruhe mich bei leichter Lektüre aus. Ein Tag der Entspannung, wie er hin und wieder notwendig ist. Und es

freut mich, wie der vorangegangene beendet wurde: Schon seit langem wünschte ich mir das Gefühl zurück, stundenlang durch eine mir unbekannte Gegend zu wandeln, mir eigene Pfade zu schaffen und namenlose Berge zu benennen. Ich konnte mich wieder auf mein Erinnerungs- und Orientierungsvermögen verlassen; getestet werden, ob mir meine Sinne auf dem Heimweg helfen. Das alles erfüllte sich und ein erleuchtendes Gefühl der Freiheit und Selbstsicherheit kehrte ein. Mehr habe ich mir nie gewünscht!

Dabei bin ich als Wissenschaftler immerfort ein Zweifler an meinen eigenen Fähigkeiten, wie der Mensch ein Lebewesen voller Widersprüche ist: Er heiratet und glaubt an Gott; akzeptiert Exoplaneten und Evolution; hält Kriege für Mittel des Friedens; liebt Kühe und den Bauernhof, aber isst Fleisch; toleriert die staatliche Überwachung und parolisiert die Freiheit; urteilt über Verschmutzung und Globalisierung, indem er es mit seinem Computer im Internet veröffentlicht. Das einzig Heuchlerische dabei ist, daß seine aktuelle Lehrmeinung den veränderten gesellschaftlichen Umständen angepaßt wird und doch *unumstößlich* nennt, etwa wenn der Papst unter dem Druck des wissenschaftlichen Fortschritts einige heute unhaltbare Doktrinen einzieht. Und wo stehe ich dabei?

Gegen Abend verzehren wir Bohnen, Brot und das letzte frische Obst, ehe wir uns zu Bett begeben und angesichts des stürmischen Wetters zwei Stunden zum Einschlafen brauchen.

Am folgenden Tag möchte ich eine Versammlung einberufen, um die Fornburger über die Fortschritte im »Projekt Mühlstein« zu unterrichten und das weitere Vorgehen zu besprechen. Schon früh setzen wir, obwohl der Wellengang

noch hoch ist, zum Festland über und kehren im Gasthaus ein. Von dort aus laufe ich zu den Häusern und frag, wer an einem Treffen Interesse habe; Anniek bleibt derweil bei Marcia, die mit ihr im Vertrauen sprechen und sie als neue Einwohnerin ohnehin besser kennenlernen möchte. Nach gut einer Stunde haben sich die Hälfte der Einwohner versammelt.

Die Anhörung kommt in Fahrt und man lauscht meinen Ausführungen über die Auffindung und die Auskartierung der möglichen Abbaustelle. Ilô legt dazu Karten vor und zeigt mit dem Finger auf die von mir vorgetragene Merkmale. Ich habe auch ein Bruchstück des Sandsteins vorgelegt und erläutere, worauf zu achten sey.

»Ist denn das mit dem Sandstein sicher?« fragt Stanislaus und hält das Handstück mit ungläubigem Blick in der Hand vor sich.

»Ich habe gelernt«, erkläre ich, »daß wissenschaftliche Wahrheiten nur so lange Bestand haben, bis sie durch neue Datenerhebungen widerlegt werden. Kann man daher je von Fakten sprechen?« – Man schaut mich stumm an.

»Was ich sagen will, ist: Das dort ist *selbstverständlich* ein Sandstein! Und er ist so hart zementiert, daß er sich auf jeden Fall als Mühlstein eignen wird, dessen bin ich mir gewiß. Es wird funktionieren.«

Mit einem beruhigenden Lächeln tut sich Stanislaus damit zufrieden und gibt den Stein weiter.

Dann bringt sich Lita in die Diskussion ein: »Ich habe einmal gelesen, daß das beste Material für Mühlsteine ... ein Vulkangestein sein soll?«

»Das stimmt«, nicke ich beipflichtend, »Ein Vulkanit ist in der Tat der ideale Naturstein für diese Aufgabe. Aber Dinge



entstehen nur auf zweierlei Weise: aus der Notwendigkeit heraus oder aus der Unzufriedenheit über Vorhandenes. Das bedeutet, daß es in der Fornburger Umgebung kein Vulkangestein oder einen anderen Magmatit zu geben scheint, jedenfalls sind mir keine Festgesteinsausbisse oder Hartkuppen aufgefallen. Zur Erklärung . . . «, wende ich mich an die Anwesenden, »Ein Vulkanit wird aus dem Grund bevorzugt, weil dieser Gesteinstyp üblicherweise viel härter als Sandstein ist. Letzterer würde sich dann, wenn er nicht hinreichend hart und damit der Abrieb von Sandkörnern groß ist, beim Mahlgang mit dem Mehl vermischen, sodaß man die Spreu anschließend noch sieben muß. Aber das ist hier kaum der Fall, und deswegen besteht auch kein Anlaß zur Sorge: Der Sandstein ist ungewöhnlich hart zementiert und wird sich bestens für unsere Zwecke eignen! In der Tat bin ich sehr froh, daß es diesen Sandstein-Ausbiß in der Nähe gibt; es hätte auch ein mangelhafter Sandstein in Dutzenden Kilometern Entfernung sein können!«

»Und wie schaffen wir den Mühlstein herbei?« ruft Oren dazwischen.

»Zunächst einmal: Es müssen sogar zwei Mühlsteine sein, die beim Mahlen aufeinanderliegen. Wenn wir sie nach einigen Tagen, ich rechne je nach Anzahl der Arbeitskräfte mit 4–6 Tagen, aus dem Festgesteinsverband grob herausgeschlagen haben werden, verfrachten wir sie über Holzschlitten zum Rebenschild, dann geht's über den Wasserweg bis nach Fornburg.«

»Das klingt einleuchtend«, bestätigt ein anderer.

»Die Vorerkundung ist im Grunde abgeschlossen; ich habe bereits eine Stelle ausgewählt, von wo wir den härtesten Sandstein gewinnen können. Was wir jetzt brauchen, sind

viele freiwillige Hände und Werkzeuge.«

»Was für Werkzeuge?« fragt Clyde selbstbewußt und entspricht seiner Funktion als Schmied.

»Vorrangig Hämmer und Meißel, und zwar lange und dicke, die man mit einem Vorschlaghammer sicher treiben kann. Später mittelgroße Meißel und Schlegel zum Zurecht-hauen des Mühlsteins selbst. Am Ende sind feine Meißel notwendig, um Furchen in die Oberfläche zu ziehen, also um den Mahlstein zu schärfen. Außerdem werden zeitgleich Holzarbeiten ausgeführt: zum Bau eines Holzschlittens, eines Floßes und gegebenenfalls für Ausbesserungsarbeiten am Getriebe der Mühle.«

»Das übernehme dann ich!« bemerkt Darren und erklärt, welche Reparaturen am lange nicht mehr genutzten Mühlgetriebe vorgenommen werden müssen. Anwesend ist auch der Vater von Ginde, der Müller, der die Mühle sonst betrieb und wartete, und detaillierte Vorstellungen von den anfallenden Ausbesserungen hat. Darren ist zuversichtlich, die Arbeiten bis zur Ankunft der Mühlsteine abschließen zu können, wofür er die Konstruktion der Schlitten und Flöße allerdings anderen überlassen müsse.

Nach und nach will jedermann in seinem Wunsch an Beteiligung eine Aufgabe zugewiesen bekommen, vom Kind bis zum Ältesten, und die gibt es bei diesem gemeinnützigen Unterfangen auch. Sogar eine Art Steinmetz findet sich: Marwo, der Rübenbauer, offenbart, früher einmal Grabsteine zugehauen zu haben, wenschon es nie Sandsteine gewesen seien. Er wird dennoch zum »obersten Steinmetz« ernannt. Ich selbst behalte die Aufsicht über alles und verwalte die Abläufe. Zum Ende unserer Versammlung ist ganz Fornburg aufgebracht und jedermann ersehnt den Beginn

der abgesprochenen Arbeiten.

Auch Anniek hat die seltene Zusammenkunft sinnvoll genutzt, und jene Liste aller Kinder unter 18 Lebensjahren verfeinert, indem sie herumgefragt, und Namen, Alter und deren eventuellen Vorkenntnisse notierte. So kam sie mit jedem Elternteil ins Gespräch und knüpfte neue Freundschaften, was auch mir viel bedeutet. Später zeigt sie mir die Liste; es sind acht Kinder zwischen 6 und 18 Jahren; außerdem ein Säugling und das ungeborene Kind von Lenn und Marcia, die aber freilich noch nicht belehrt werden müssen. So teilt sie zwei Klassen ein, mit vier Kindern zwischen 6 und 8 Jahren, und eine weitere Klasse mit vier Kindern zwischen 10 und 18 Jahren. (Obwohl man bei einer Gruppe von vier Schülern nicht von einer »Klasse« sprechen kann; umso mehr ist es Anniek aber möglich, ihre Aufmerksamkeit auf diese Vier zu wenden.) Nun kann sie einen Lehrplan mit Einzelheiten ausarbeiten.

Daneben gestattete sie jedem erwachsenen Fornburger, dem Unterricht zur eigenen Fortbildung beizuwohnen. Und das traf auf allgemeines Entgegenkommen. Selbst die ältesten »Kinder«, Elena, die Tochter von Oren und Mathilda, und Sasamouch, die Nichte von Kunderbenz (einem Belter), beide 17 und 18 Jahre alt, sträubten sich in keiner Weise vor dem plötzlichen Unterricht, sondern begrüßten ihn sogar. Gelegentlich scheint es auf der Welt auch Heranwachsende zu geben, die eine führende Hand willkommen heißen. Und was Anniek angeht – als ich sie frage, ob sie sich der Angelegenheit gewachsen sehe, zeigt sich froh und guten Mutes, daß es nicht, wie befürchtet, mehr als zehn Kinder zu unterrichten gebe.

Am folgenden Morgen kommt die Gruppe auf den Markt-

platz zusammen, die sich der Herausarbeitung des ersten Mühlsteins verschrieben hatte: darunter ich und Ilô sowie sein Vater, fünf kräftige Männer und zwei Frauen, nebst Werkzeugen wie Meißeln, Schlegeln, Stangen, Messern und Äxten zum Roden. Die Taschen prall gefüllt mit Speise und Trank ziehen wir los und durchqueren unter brennender Sonne die Ebene, bis sich bald der Sandstein-Ausbiß in der Ferne abzeichnet.

Sogleich gebe ich, vor Ort angekommen, eine kurze Einweisung in die anstehenden Gesteine und verweise auf die Stelle, die ich zum Herausarbeiten des Mühlsteins für geeignet befunden habe. Die beiden Frauen richten etwas abseits von der Arbeitsstelle, im Schatten eines Baumes, einen Lagerplatz ein und entfachen ein Feuer. Sie stellen auch einen Kessel auf, befüllen ihn mit Wasser vom Bach und schneiden Dörrfleisch und Gemüse hinein.

Zwei der Männer greifen sich Säge und Beil; sie verschwinden im Wald und sollen Material für den Bau eines Schlittens zusammenstellen. Die anderen folgen mir zur Steinbruch-Wand, wo wir damit beginnen, Buschwerk und kleine Bäume umzulegen. Einer von ihnen soll gemeinsam mit Ilô den kürzesten Weg durch die Sohle der Mulde und bis zum Bach abstecken, denn jeder zusätzliche Meter Transportweg würde viel Aufwendung bedeuten. Zum Glück ist der Boden eben und wird bis zum Bachlauf sogar abschüssig. Die beiden räumen auf dieser Linie außerdem vorsorglich alle mittelgroßen Felsbrocken aus dem Weg und planieren ihn so eben wie möglich. Dann beginnt die eigentliche Arbeit.

Mit Brechstangen suchen wir am freigeputzten Felsen nach vorgezeichneten Spalten und hebeln so lange am Ge-

birge herum, bis sich tatsächlich eine Scheibe abzulösen beginnt, die etwa vier Fuß Stärke mißt. Nach gut einer Stunde des Schlagens und Werkens (und der beinahe vollständigen Entkräftung) gelingt es uns, diese Platte aus dem Gesteinsverband zu befreien und zum Kippen zu bewegen. Mit einem gewaltigen Tönen schlägt sie um und kommt, zur Beruhigung meiner Befürchtungen, zum Liegen, ohne nochmals durchzubrechen. Nach dieser Arbeit gehen wir in die Mittagspause. Derweil ist der Weg zum Bach abgesteckt, sodaß eine frische Arbeitskraft eingewechselt werden kann. Die Männer aus dem Wald sind mit einem Stoß biegsamer Äste und Stämme zurückgekehrt und würden sich bald an die Konstruktion des Schlittens machen.

Während alle beim Essen sind, hockt Herold einige Meter beiseite und schärft mit einem Wetzstein gebrauchte Werkzeuge nach. Sein Bruder Clyde blieb in Fornburg zurück, um Werkzeuge für das spätere Kerben des Mühlsteins und Beschläge für das Mühlgetriebe zu schmieden.

Am Ausgang des Tages haben alle Anwesenden mit Hebeln und Rampen den Roh-Mühlstein soweit orientiert, daß er gleich einer Tischplatte auf einem Podest zur Ruhe kommt. Gerade noch reicht die Zeit, um eine kreisrunde Schablone zu fixieren, die zuvor mit Kohle und einem Stück Bindfaden auf ein flaches Brett aufgezeichnet worden war.

»Nun sollten wir vom Rohling so viel wie möglich abschlagen, bis sich die etwaige Rundung des Mühlsteins abzeichnet«, schwöre ich die Leute ein: »Die Feinarbeit machen wir später im Dorf. Aber im Moment ist der Brocken zu schwer, um ihn überhaupt nur zwei Meter voranzubringen! Und was wir hier an der Baustelle abmeißeln, müssen wir nicht transportieren!«

Insgesamt bringen wir einen sehr guten Rohling hervor, fehlerfrei und von großer Härte, was uns allerdings auch das grobe und feine Meißeln erschweren wird. Sodenn schließen wir die Arbeiten zufrieden ab und kehren heim. In Fornburg löst sich die Gruppe auf, und jeder geht seiner Wege.

Anniek treffe ich, wie abgesprochen, bei Catla, und viel haben wir uns zu erzählen. Sie zeigt sich glücklich, daß alles gut verlaufen ist und daß ich mir mit diesem Vorhaben nicht zu viel vornahm. Später erfahre ich, daß sie den Tag über dort geholfen hatte, wo es an denjenigen Männern und Frauen fehlte, die mich in den Bruch begleitet haben: So fütterte sie die Haustiere, fegte die Stube, machte sich in den Gärten nützlich und betreute Kinder. Am besten gefiel es ihr allerdings, die Haushalte und Menschen kennenzulernen, und ohne Zweifel hatte sie aufgrund ihrer angeborenen Anmut nicht die geringsten Schwierigkeiten, willkommen zu sein.

Anniek erzählt mir auch von Oren, der offenbar seine gesamte Bibliothek nach allen verfügbaren Abbildungen von Mühlen und Plänen von Mühlgetrieben durchsuchte. Diese legte er Darren vor, der daraufhin Konstruktionen skizzierte und seine Fantasie spielen ließ, wie diese oder jene Achse ausgerichtet sein müsse, um dieses oder jenes Zahnrad im Mühlgetriebe ineinandergreifen zu lassen. Natürlich ist auch er kein Mühlenbauer, jedoch traut er sich die wesentlichen Schritte zu. Nur an Harthölzern für die Getriebeteile fehlt es ihm noch, etwa Ulmenholz oder das der Hainbuche.

Am folgenden Tag treffe sich abermals eine Gruppe aus acht Personen, die ich zum Arbeitsplatz führe. Drei von ihnen sind neu dabei und haben mit den Erschöpften vom

Vortag getauscht, darunter Divanno. Dieser interessiert sich außerordentlich für die Herstellung eines Hilfsmittels, das ihm seinen Beruf so sehr erleichtern soll. Heute kommt außerdem der einzige Ochse in Fornburg mit uns, der den ersten, grob zugehauenen Mühlstein und das zu flößende Holz zum Rebenschild ziehen muß.

Die anstehende Arbeit ist den Neuen rasch erklärt und bis zum Mittag geben wir uns mit der groben Form des am Vortag herausgeschlagenen Mühlsteins zufrieden. Inzwischen ist der Schlitten mit breiten Holzkufen aufgebaut; schweißtreibend wird der annähernd zylinderförmige Brocken auf den Schlitten umgeschlagen und fixiert. Dann spannen zwei Mann den Ochsen davor, indem sie das Joch mit einer Schnur aus gezwirnten Lindenbast an die Hörner knoten, und treiben ihn mit Zweigen an. Sowie der Zug die Baustelle verläßt (und dank des bereitwilligen Tieres das Ufer des Rebenschilds nach gut drei Stunden erreicht), mache ich mich an die Arbeit, den bearbeiteten Abbruch nach einer weiteren geeigneten Stelle abzusuchen, um den zweiten Mühlstein zu gewinnen. Die vor Ort verbliebenen Arbeitskräfte helfen beim Säubern der Baustelle: Schutt aus dem Weg zu räumen, gefährliche Kanten abzuschlagen, behinderndes Gestrüpp zu entwurzeln.

Am Rebenschild trifft der Ochsenzug auf Darren. Gerade stellt er das schmale, aus dünnen, entasteten Stämmen von Birke und Lärche zusammengestellte Floß fertig. Nun kann der kostbare Mühlstein zum Ziel gebracht werden. Wie er erklärt, wird ihm das Holz, aus dem momentan das Floß besteht, nach seiner Ankunft in Fornburg als Bauholz für die Schule dienen: das leichte Birkenholz für stabile, geringgewichtige Bauten wie Mobiliar; das schwere Lärchenholz für

Schindeln, womit das beschädigte Dach teilweise neu eingedeckt werden soll. Das Holz wird bewußt geflößt, weil dabei Zucker und andere Inhaltsstoffe ausgewaschen werden, die sonst die Haltbarkeit des Holzes herabsetzen.

Als der Mühlstein endlich aufgebunden ist und das Floß ins Wasser geschoben wird, steigt ein Freiwilliger auf und stößt den Schwimmkörper mit einer langen Stange vorwärts. Seine Aufgabe ist es, das Floß in der Mitte des Bachs zu halten, denn der Rebenschild ist stellenweise nur knietief und bietet ausreichend Gelegenheit, die freie Fahrt zu behindern. Zwei Männer, unter ihnen Darren, begleiten den Transport am Ufer, um im Notfall beizustehen und das Floß vom Ufer fernzustoßen.

Unterdes trägt er in einem tiefen Rückenkorb mitteldicke Zweige der Kornelkirsche, die an vielen Stellen im Umland wächst (als mir Darren erst einmal eine zeigt, sehe ich plötzlich, wie häufig dieser Baum wirklich ist!) – er will daraus, und aus den ebenfalls gesammelten Ästchen des Pfaffenhütchens, stabile Holznägel schnitzen, um die neuen Möbel im Schulgebäude auch zusammenzuhalten. Wie ich erst viel später erfahre, ist Eisenzeug in Fornburg stets Mangelware, sodaß man gerne auf Darrens Holznägel zurückgreift. So oder so bewundere ich Darrens weitreichende Kenntnisse über die Hölzer und deren praktischen Nutzen; das ist meiner Meinung nach Wissen, das in jedem Fall zur nächsten Generation weitergegeben werden muß!

Im Steinbruch helfe ich bis zum Abend bei der Herausarbeitung eines zweiten Mühlsteins, was sich als aufwendiger herausstellt als im ersten Fall: Es gibt keine konkrete Bruchkante, die sich zum Ansetzen eines Stemmeisens anbietet. So meißeln wir neue Vertiefungen und erst in der Dämme-



rung, im Schein der Laternen, zeichnet sich eine Sandsteinplatte zum Ausbrechen ab. Als wir nach unterbrochener Arbeit nach Fornburg zurückkehren, ist das Floß noch immer nicht eingetroffen, sondern liegt einige Kilometer vor Fornburg. Es hatte sich in engen Bach-Windungen verkeilt und mußte erst freigetrieben werden; dadurch verzögerte sich alles. Fornburger eilten in der Dunkelheit dem Transport mit Fackeln entgegen und halfen. Trotzdem dauerte die Flößung noch bis in die Nacht und erst am folgenden Morgen wurde es an Land gezogen und abgebaut.

Unter Zusammentreten neugieriger Fornburger hievt man den Mühlstein an eine ebene Stelle, gleich hinter Clyde und Herolds Schmiede, auf halbem Weg zur Mühle. Das Floß wird dagegen aufgelöst und seine Hölzer zum Trocknen aufgestapelt. Nun gibt es für alle noch mehr zu tun und ganz Fornburg scheint beschäftigt, alle sonstigen Arbeiten ruhenlassend: Nun werden der Mühlstein fertiggestellt; das Mühlgetriebe für Darrens Ersatzteile vorbereitet; in der Schmiede brennt das Feuer, um alle Beschläge umzuformen; im Wald sucht und schlägt man Holz für einen zweiten Schlitten und ein zweites Floß. Und alle Beteiligten sind zweifelsfrei gewillt ihr Bestes für den erfolgreichen Abschluß der Unternehmung zu geben. Man sieht offenbar, daß eine gewagte Idee in der Tat konkrete Züge anzunehmen weiß und zu dieser Zeit die Faulheit und Ausreden eine ganz unangebrachte Weise sind, um allein sich selbst zu schaden. Und je länger ich den voranschreitenden Arbeiten zusehe, umso mehr wächst mein eigenes Selbstvertrauen.

Darren und ein Helfer bringen den ganzen Tag im Mühl-turm zu, um das Getriebe vorzubereiten. Ursprünglich ist das Gebäude als Wasser-betriebene Mühle konzipiert, wes-

halb sie nah am Bachlauf liegt, um das Wasserrad anzutreiben. Aber das muß Jahrzehnte her sein; heute würde der Bach das Rad unterschächtig kaum noch in Bewegung versetzen. Stattdessen wird der obere Teil des Turms entrümpelt und das alte, bereits vorhandene Antriebsrad für die Windflügel kommt zum Vorschein. Die Mauersubstanz ist offenbar noch in Ordnung, aber von dem Skelett der vier Flügel sind einige hölzerne Elemente so sehr beschädigt, daß sie unausweichlich ausgetauscht werden müssen. Hier an der Küste macht eine Wind-betriebene Mühle ohnehin mehr Sinn, auch wenn die Reparaturen umfangreicher und gefährlicher sind als die bloße Ingangsetzung des Wasserrads.

Schon vorab will man alles bedacht haben und legt die neuen Windräder so an, daß die Tragflächen ihrer Flügel jederzeit, insbesondere wenn ein Sturm hier an der Küste aufzieht, eingeholt werden können. Hierfür sucht Yista viele Quadratmeter stabiler Stoffbahnen aus ihrem Lager zusammen und näht sie um. So wird es möglich, sie wie ein Segel aufzuspannen. Das erleichtert außerdem die ganze Konstruktion im Vergleich mit den hölzernen Schindeln, die die Flügel zuvor bedeckten.

Trotzdem ist allen klar, daß sowohl das Umnähen der Flügelstoffe als auch die Reparatur der Flügelstangen und des Getriebes noch einige Tage länger dauern wird als die Fertigstellung der Mühlsteine. Jedoch, wir sind auf dem Weg und niemand denkt daran, eher aufzugeben, als bis das erste Mehl zwischen den sich drehenden Mühlsteinen herausrieselt. Die Kornkammern quellen über und warten nur darauf, zu Mehl verarbeitet zu werden. In aller Augen bemerke ich die Vorfreude auf ein Übermaß an Backwaren.

Ich selbst bringe den Vormittag im Steinbruch zu, und die zweite Hälfte des Tages in Fornburg, wo ich die weitere Zurichtung des Mühlsteins überwache. Seine äußere Form ist ja nur grob zugeschlagen und außerdem fehlt die regelmäßige, radialstrahlige Furchung, an der sich die Getreidekörner zermahlen und über deren Bahnen Mehl und Kleie abgeleitet werden sollen.

Für eine Zeit besuche ich die Mühle, ein eigenartiges, zwittriggestaltetes Gebilde aus Fachwerkhaus, vorgelagertem (doch trockenstehendem) Mühlrad und in späterer Zeit aufgesetzten Turm, dem eine Bockwindmühle zum Vorbild gereicht haben schien. Das Haupthaus ist nicht größer oder besonderer als jedes andere in Fornburg: Ein Fachwerkhaus aus Ober- und Untergeschoß, das Dach mit Stroh bedeckt. Die Fenster zeigen ausschließlich nach zwei Seiten, zum Hof und zum Bach, über das stillstehende Mühlrad hinweg – ein Konstrukt von gut zwei Klafter Höhe, heute jedoch morsch und beschädigt, daß es sich nicht zum Drehen bewegen ließe, selbst wenn es den Wasserstand des Baches erreicht. Seine Fächer sind teilweise mit Moos überwuchert, in einem hat sich gar so viel Mutterboden angesammelt, daß eine junge Birke daraus emportreibt! Die Hausfassade ist kalkweiß, doch schön vom Gesamtbilde. Auch innerhalb Fornburgs liegt das Gebäude verdeckt und abgelegen, idyllisch von Wasser umringt; ein schmaler Steg führt zu Hof und Haus.

Schließlich hatte irgendwer in Weitsicht einen schlanken Turm mit Flügeln errichtet: Die Flügel ragen in vier Richtungen weit auseinander, sind mit Ketten und eisernem Beschlag an der Achse, an der Spitze des Turms gelegen, verankert, und wollen sich bei jedem Windstoß zu drehen



beginnen, wenn sie denn bespannt gewesen wären. Stattdessen knarren sie einen halben Meter in die eine, dann in die andere Richtung.

Aus dem Inneren der Mühle vernehme ich tüchtiges Hämmern und Kreischen, und als ich den Betriebsraum betrete, hebeln Darren und sein Freund mit aller Kraft an einem festklemmenden Holzrad. Ich biete meine Hilfe an, aber Darren braucht den Abstand zum Arbeiten. Dann, mit einem Ruck, springt das feststeckende Teil heraus, schlägt um sich und landet mit einem gewaltigen Sprung schließlich in der hinteren Ecke des Raums, nachdem es gegen eine der Wände geschlagen und dort eine Delle hinterlassen hatte. Der Müller, Gindes Vater, geht darauf zu und besieht sich die Stelle. Dann bürstet er darüber, so als sey

kein wesentlicher Schaden entstanden und sucht schließlich das herumgeschleuderte Holzteil in der Ecke. Er zeigt es sogleich Darren, der noch damit beschäftigt ist aufzuklären, warum sich das Rad überhaupt verklemmt hatte. Dann stößt er ein paarmal mit einem Eisen dagegen und sein Helfer dreht im Untergeschoß von Hand den Achs-Turm um eine Position weiter, solange, bis alles funktioniert. Darren weist den Müller darauf hin, daß im Getriebe noch einiges mit Fett zu schmieren sey, sonst wäre nichts zu machen.

Ich gehe im Mühlturn umher und besehe mir alles genau; eine Mühle habe auch ich noch nie von innen gesehen. Unverständlicher Weise ist im Untergeschoß tatsächlich eine Wohnung eingerichtet, obschon ich immer glaubte, daß der beim Mühlbetrieb unvermeidliche Lärm ein angenehmes Zuhause unmöglich werden läßt. Offenbar ist Gindes Vater zu einer Zeit eingezogen, als die Mühle außer Betrieb war; vielleicht würde er durch den bevorstehenden Lärm sich eine andere Bleibe suchen müssen?

Das frage ich ihn, als er mich anspricht. Er stellt sich auch sogleich mit Namen vor: Pachwart heiße er und er erklärt, daß er sich, ganz im Gegenteil meiner Befürchtungen, auf den kommenden Betrieb freue; es sey ihm viel zu lange still im Haus gewesen, sagt er. Er begrüße die Möglichkeit, endlich wieder eine bedeutsame Aufgabe in der Gemeinschaft übernehmen zu dürfen, die er so schätzt. In Trauer, beinahe Neid, habe er viele Jahre auf die jüngeren Mitmenschen geschaut, die schwere und angesehene Aufgaben übernahmen, die er aufgrund seines Alters nicht mehr auszuführen imstande sey. Ob er denn nicht auch mit den Mehlsäcken und der Wartung des Mühlgetriebes schwer zu schaffen habe?, frage ich ihn. Aber er bleibt dabei: Wenn er schon in einer

Mühle wohnt, dann sey es die Erfüllung seines Lebensziels, für sie zu arbeiten. Und er ist sich sicher, daß er das bis zu seinem Ende täte.

Inzwischen haben sich zwei Männer gefunden, die an einer windgeschützten Stelle den bereits antransportierten Mühlstein zurechthauen. Herold überwacht das Ganze von seiner Schmiede aus und wetzt dazu die Meißel. Der sich ehemals als Steinmetz von Grabsteinen erklärt hatte, erweist sich als besonders wertvoll für diese Aufgabe: Mit maßvoller Präzision und kraftvollen Schlägen formt er den rauhen Stein innerhalb eines halben Tages auf eine nahezu kreisrunde, nunmehr zylinderartige Form, sodaß er jetzt weiterverarbeitet werden kann.

Jetzt muß ein Loch mit einem definierten Durchmesser für die Achse hineingestoßen werden. Mit Bindfaden wird die Mitte eingezeichnet und über dieser mit einem Handbohrer eine Vertiefung angelegt. Mithilfe eines Apparats, mit dem sich ein metallischer Bohrer vor- und zurückdrehen läßt, kann nun das Achs-Loch weiter in die Tiefe verbracht werden, bis der Bohrer schließlich, nach viel Schweiß und kühlendem Wasser, am Boden durchtritt. Die innere Wandung des Bohrlochs wird schließlich bis zur vollständigen Glättung nachbearbeitet.

Nun folgt der letzte Schritt: die Einkritzung der Furchen. Hierfür zeichnet Oren nach einer Vorlage aus einem Buch mit einem Stück Kohle und einem Lineal Striche auf der Oberfläche des Steins vor. Er korrigiert sie noch einige Male, mißt mit einem Bindfaden nach und sorgt für sich wiederholende Symmetrie. Das Muster zeigt je fünf parallele Bahnen, die von der Achse nach außen zeigen und sich, innerhalb ihrer Bündel, gegenseitig beschneiden. Außerdem

legt er die Position von vier Vertiefungen fest, an denen später die Beschläge angebracht werden. Diese übertragen die Windkraft über das Getriebe auf das Rad.

Rasch findet sich ein Freiwilliger, der die Linien mit einem spitzen Meißel nachschlägt, sodaß sich die Furchen Stunde um Stunde vertiefen, während ein zweiter ihm beisteht und die grob vorgeschlagenen Nute mit einem flachen Meißel ausfräst und rundet. Derweil findet sich immer wieder Herold ein, um die Vertiefung für die Beschläge einzumessen, damit die von ihm geschmiedete Welle auch paßt.

Sobald ich sehe, daß die Arbeit auch ohne mich vorangeht, will ich nicht länger im Weg stehen und begeben mich auf den Weg zum Steinbruch, den ich dank fehlendem Gepäcks schneller als erwartet erreiche.

Unterwegs durchquere ich einen Hain aus losen Baumgruppen und Buschwerk, zwischen dem viel Totholz liegt. Abermals macht es mir Mühe, den bereits vorgetretenen Weg aufzufinden oder ihn zwischen all dem herumliegenden Holz und Laub zu erkennen. Zwei eng beieinanderstehende Bäume in der Nähe geben mir den treffenden Anhaltspunkt zur Orientierung, und ich weiß, daß hinter ihrer Passage noch ein namenloser Wasserlauf zu übersteigen sey, ehe ich endlich die Mulde erreiche, von der aus man in den Steinbruch eindringen kann.

Sobald ich den idyllischen Hain hinter mir gelassen habe, quere ich eine Ebene, die am ehesten als Heide zu beschreiben ist: Weit und warm drängen sich die Gewächse, locken mit Blüten in unzähligen Formen und Farben. Wie beeindruckt mich doch diese unversehrte Landschaft, durch die das stets nahe Rinnsal wie eine unvermeidbare Lebensader fließt! Hier und da stehen kniehohe Felsen aus der Erde



hervor, wohl Kalkstein, auf deren erwärmten Oberfläche sich Eidechsen sonnen und bei meinem Herantreten in der erstbesten Spalte Zuflucht suchen. Umkrustet sind die Felsen von gelbgrünen und braunen Flechten, sogar einige (ungenießbare) Pilze sind zwischen ihnen aufgetrieben.

So kommt es, daß ich mich in dieser Ebene ganz alleine wähne: Etwa auf halben Wege zwischen Fornburg und dem Steinbruch stehe ich gerade, schaue gespannt in den endlosen Himmel und nehme voller angenehmer Gedanken den unter mein Hemd blasenden Wind wahr. – Mag ich nicht ewig hier bleiben? Hier, wo die alte Weide sich zum Bächlein beugt; wo allerorts das Heidekraut gedeiht, dessen Zweige man zu Besen binden kann; wo die Feldhasen





aus der Versenkung lugen und glauben nicht gesehen zu werden; wo Himmel und Erde gleichermaßen in den Bann der Bewunderung ziehen, gleichwohl es gewittert oder die Sonne die Wiesen taut?

Und dann fällt mir auf, daß es keinen Grund gebe, über ein Fortsetzen meines Weges zu trauern, denn an jedem anderen Ort ist es genauso hinreißend! Hier tritt man nicht nach einigen Hundert Metern auf den Parkplatz zu seinem Fahrzeug zurück, um nach Hause, in die Stadt, zu fahren; um dort seinen Freunden von diesem unberührten Fleckchen Natur vorzuschwärmen! Nein, es ist, als gebe es überhaupt keine Menschen; als habe man nie die Natur zum Selbstzwecke zu verändern begonnen! Gewiß bedeutet dieses »Landleben« viele Entbehungen; wenig Komfort, harte



Arbeit, kostbare Freizeit, eingeschränkte Hygiene. Aber sobald ich nach Fornburg zurückkehre oder zu meinen Freunden an die Baustelle – sogleich würde ich wissen, daß es trotzdem das wäre, das ich die »erduldssame Richtigkeit einer vernunftbetonten Lebensweise« nenne.

Am Ausgang der Heide laufe ich geradewegs auf einen über das Rinnsal führenden Steg zu; er fließt zwar nicht so breit, daß er nicht mit einem geschickten Sprung zu überwinden sey, aber warum die Stiefel zu durchnässen riskieren? Als ich diese Stelle das letzte Mal passierte, war ich gerade im Gespräch mit Ilô gewesen, also abgelenkt; nun will ich mir die Zeit nehmen, den Steg, oder vielmehr: die kleine Brück', genauer zu betrachten.

Ilô fragte im Dorf herum und die Lage der Brücke auf der Karte gezeigt – niemand wußte, wer sie errichtet hatte, oder wann. Die dorthin zu- und abführenden Wege sind längst

unkenntlich, und auf der südlichen Seite wächst sogar schon ein junger Forst hoch, als habe jemand den Wahnsinn gezeigt, eine Brücke ganz ohne Zweck mitten in den Wald zu stellen! Ist die Brücke so alt, daß sie dereinst zur Fornburg selbst, das heißt der heutigen Burgruine, nur einige Kilometer von hier, führte? Hatte sie der ehemalige Burgherr vor Jahrhunderten anlegen lassen? An den unverkennbar mit Moos bewachsenen Resten, also dem einen erhaltenen Brückenkopf und dem einseitig noch nicht eingestürzten Brückengemäuer, finde sich jedenfalls kein Emblem, weder von einer Metallplakette noch eingemeißelte Buchstaben oder Zeichen.

Wie ich mir die Brücke so ansehe, stellt sich eine weitere interessante Frage: Woher stammt ihr Baumaterial? Denn auch die Brücke ist aus zurechtgehauenen Sandstein-Quadern zusammengesetzt! Sicher erscheint mir nur, daß sie aus einem anderen Bruch gewonnen worden sein müssen, denn die Qualität und Beschaffenheit stimmt nicht mit der der Mühlsteine überein. Die einzige erstrebenswerte Erkenntnis als Wissenschaftler ist wohl jene zu begreifen, daß man niemals alles wissen oder erfahren werden kann.

Das Bemerkenswerte daran ist nun, daß sich kein Fornburger um die vielen Geheimnisse schert, als müsse man ihr (der Brücke) Dasein mit ebenso großer Gleichgültigkeit ertragen, wie man sich nicht über rote und weiße Blüten, große und kleine Fische wundert! Es gibt diese Mysterien überall (und gewiß nicht von geringer Zahl), aber man ignoriert sie im Sinne eines Lebens, in dem man weder der Eile noch Selbstprofilierung nachzukommen verpflichtet ist. Einmal habe ich gesagt: »Nur wer die Vergangenheit kennt, darf über sie Urteilen und die Zukunft lenken.« (Normaler-

weise seien dies Historiker und andere Gelehrte, während ich als Geologe noch etwas weiter zurückschaue.) Doch an diesem Ort gibt es keine Vergangenheit und keine Zukunft; man lebt schlichtweg vor sich hin und befließigt sich um Nutzen.

Ungern verlasse ich die Brücke, denn sie bietet Motiv zu weitreichender Lyrik und anderen Gelegenheiten der künstlerischen Betätigung; ja sogar dem Malen, sollte ich mich ihm jemals wieder widmen.

Am anderen Ufer folge ich dem Wasserlauf bergabwärts. An einer Kehre ist das Bachbett besonders flach. Etwas glitzert im Wasser. Als ich mir das näher besehe, sind im nur knöchelhoch stehenden Wasser unzählige, im Sonnenlicht schimmernde Glimmerplättchen abgelagert worden, und mit ihnen noch etwas anderes: Winzige Fragmente von Azurit und auch etwas grünlichbrauner Malachit haben sich in einer handgroßen Vertiefung angesammelt und wirken wie ein Nest aus verführerischen Edelsteinen. Davon abgesehen weiß ich, daß man früher Kupfer suchte, indem man beobachtet, an welchen Stellen im Bett von Bergbächen diese beiden Kupfer-Minerale vorkommen; von dort folgt man dem Wasser bis zu jener Stelle, da es eine Geröllhalde anschneidet. Und irgendwo dort beißt der Kupfererzgang aus dem Berg aus. Im Moment jedoch bin ich nicht auf Kupfer aus, wir haben ohnehin keine Möglichkeit zur Erzverhüttung. Aber ich ließ später diese Stelle von Ilô in seine Karte eintragen.

Nur gut 100 m weiter wartet bereits die nächste wissenschaftliche Entdeckung auf mich: An einer weiteren Bachkehre lenkt ein heller Fleck meine Aufmerksamkeit auf sich; der Bach biegt hier nach Westen ein, ist auf einer Breite von

zwei Klafter angewachsen, sodaß sich in dessen Mitte flache, kiesige Sandbänke gebildet haben. Unweit seines Ufers wachsen haushohe Tannen und andere Koniferen in die Höhe, verdunkeln die Gegend und werfen so breite Schatten, daß sich der weitere Lauf des Baches nur noch schwer nachvollziehen läßt. Und dort, wo die Wurzeln das Bachufer aufgelockert haben, da scheint ein gelblicher Sand auszutreten, füllig und rein, kaum verfestigt, als sey er Teil eines Sanders, von den letzten Gletschern in dieser Region zurückgelassen. Nach einer ersten Durchsicht zeige ich mich zuversichtlich, daß sich dieser feine Sand gut als Stubensand oder sogar als Ausgangsmaterial für die Waldglas-Herstellung eignen könne.

Kaum will ich erwarten, den anderen davon zu erzählen, als ich beim Steinbruch eintreffe. Und wie erwartet findet man an dieser Neuigkeit großes Interesse; ein Umstand, der zugegebener Weise auch meiner Eitelkeit zuspielt. Ingeheim bin ich jedoch froh über dieses Gefühl des Gebrauchtwerdens und es erscheint mir wie die einzig sinnvolle Bestrebung eines in der Gruppe lebenden Menschen.

Im Steinbruch sind die Arbeiten weit fortgeschritten: In konzentrierter Emanzipation hatte man den rohen Mühlstein aus dem Gesteinsverband gelöst und ebenso, wie der einst den ersten, wie einen Tisch aufgebahrt, um ihm, zur Gewichtsreduktion, weiteres Material von den Seiten abzuschlagen. Alle Anwesenden kannten ihre Aufgabe. Gleichzeitig wurden ein zweiter Holzschlitten und ein zweites Floß konstruiert.

Während ich Ilô die neu entdeckten Gelegenheiten in die Karte einzeichnen lasse, brechen die Frauen gegen Abend die Feuerstelle ab und suchen ihre Dinge zusammen. Die

Werkzeuge werden sorgfältig eingesammelt (in Ermangelung von Rohmaterial ist jedes Eisenteil von großem Wert), und andere verbringen unter großer Anstrengung (und motivierenden Zurufen) den zweiten Stein auf den Schlitten. Sodenn wird wieder der Ochse angespannt und der Brocken begibt sich auf denselbigen Weg wie sein erstgeborener Bruder.

Als die Gruppe an diesem Abend Fornburg erreicht, werden wir erneut von hellen Stimmen und Lichtern begrüßt. Insbesondere Anniek fällt mir sogleich um den Hals und erzählt von ihrem Tag. Nahe dem Kebelsgrund hatte man, auf einer freien Fläche, Tische und Bänke hergerichtet. Die für das Dorf so wichtigen Fortschritte sollten mit einem Fest gewürdigt werden. Zwei Hühner waren geschlachtet worden und grillten nun, neben zahlreichen Fischen, über dem offenen Feuer. Lita und Divanno tischten allerlei sonderbar geformtes Backwerk auf und in der Glut stand ein hoher Topf mit Suppe. So viel Gutes läßt sich jeder gern gefallen! Dabei bin ich es, der sich glücklich zeigt, daß niemand die Freizügigkeit besessen hatte, meine bisherigen Hilfen in einer Rede zu lobpreisen.

Noch in der Nacht werden ich und Anniek, die seit unserer Ankunft nicht so satt gewesen sind, von Stanislaus angesprochen: Ungeniert setzt er sich uns gegenüber und kommt gleich zur Sache:

»Bevor ich euch ein Geschenk übergebe ...«

»Ein Geschenk?« unterbricht Anniek.

»Ja! — Aber bevor wir dazu kommen, möchte ich mich für die unhöfliche Begrüßung von vor einigen Tagen entschuldigen. Ich bin sonst nicht so eigenartig, trage aber einen leidigen Charakterzug, der meinen Stolz schnell in Beleidigung

gung umformt. Damit trete ich den Neulingen manchmal ungeschickt auf ihre Füße. Häufig bin ich in Gedanken und dann sehe ich gute Gesichter wie die von Fremden: voller Mißtrauen. Ich heiße euch beide jedenfalls ganz herzlich bei uns willkommen!«

Nun schüttelt er jedem von uns die Hände und grinst breit dazu.

»Willst du uns deswegen beschenken? Ist es ein Begrüßungsgeschenk?« prescht Anniek wiederum hervor, aber Stanislaus wackelt verneinend den Kopf und trinkt befriedigend aus seinem Becher.

»Anniek wird wissen«, fährt er fort, »daß ich und ihr Vater vor vielen Jahren engbefreundet waren und es gewiß auch heute noch sind, wenn wir uns denn sehen sollten!«

Hier merke ich auf: Wie würde Stanislaus seine Geschichte unterlegen? Wie würde er beschreiben, wo ihr Vater verblieben ist, und weshalb er nicht hier sein kann? Wäre das auch für Anniek begreiflich? Habe ich noch Einfluß auf die Abläufe in dieser Wirklichkeit und würde meine unbewußte Kreativität einen Weg finden, es so darzustellen, daß es allen verständlich werde?

»Dein Vater und ich haben nicht nur den Beruf miteinander geteilt«, spricht Stanislaus weiter, »sondern auch einen Teil des privaten Lebens: Zum Beispiel war ich an dem Tage im Krankenhaus, als du, Anniek, geboren wurdest. Ich war damals so etwas wie ›der gute Onkel‹ und hatte Anteil am Beginn deiner Existenz, und einige Jahre später auch an der deiner Schwester. Ich war dabei, als ihr eingeschult wurdet, und als ihr euren Schulabschluß in den Händen hieltet. Ich half euch bei der Namenswahl eurer Puppen, reparierte eure Spielsachen; ich war es, der euch das Schlittschuhlaufen

beibrachte! Erinnerst du dich nicht daran?«

Ich schiele zu Anniek, die aussieht, als habe man ihr erzählt, daß sie auf einem anderen Planeten aufgewachsen sey, dort Prinzessin eines Königreiches war und fortgehen mußte, als sie das Sprechen erlernt hatte. Sie scheint Stanislaus kein Wort zu glauben. Aber was ist nun wahr? Ist er ein Lügner oder erinnert sie sich nur nicht? Für mich klingt er glaubhaft, aber das kann nur Anniek beurteilen.

»Ja, Stanislaus«, sagt sie, »Ich erinnere mich daran.«

Ich glaube ihr kein Wort. Stanislaus selbst zeigt sich mit der Antwort zufrieden, aber mir geht sie noch eine Weile durch den Kopf: Hatte sie ihm die Geschichte nur deshalb bestätigt, um in Ruhe gelassen zu werden? War dies ein Test und sie antwortete mit einem Code? Genau genommen hatte sie nichts Konkretes beantwortet.

War dies nunmehr eine Welt, in der man Ungereimtheiten in Hinblick auf Realismus, Plausibilität und Hintergrundgeschichte zugunsten eines besseren Lebens toleriert? Genausogut hätte eines Tages jemand vor mich treten und behaupten können, er sey »Peter«, mein Bruder. Und ich hätte ihn in dem Glauben gelassen, das zu akzeptieren, solange auch er mir nichts antut. Ohnehin bin ich seit langem der Meinung, daß jedermann den Namen wählen dürfe, den er sich gerne sagen und identifizieren hört (so wie ich mir ja auch über die Jahre einige Pseudonyme gegeben habe!), und sich als das ausgibt, als das er sich zu sehen wünscht. – Solange damit niemandem geschadet wird!

Anniek und Stanislaus unterhalten sich noch bis in die Nacht hinein, während ich mich unter die anderen mischte und dort das Gespräch suchte. Dabei erfuhr ich übrigens, daß die Furchung des ersten Mühlrades fertiggestellt wurde



und es bereit zum Einbau sey, während sich beim Transport des zweiten Rohsteins über den Rebenschild unerwartete Behinderungen gezeigt haben: So war das Floß offenbar so oft im flachen Wasser aufgesessen, daß sich der Transport (oder vielmehr die Ankunft in Fornburg) um einige Stunden verzögern werde. Während wir hier also feiern, mühen sich einige fleißige Helfer noch immer in der Dunkelheit ab; man erwartet ihr Eintreffen erst am Morgen.

Noch vor Mitternacht ziehen ich und Anniek uns nach Ibyko zurück. Zuvor waschen wir uns im klaren Wasser des Baches gründlich den Schweiß und den Schmutz von der Haut. Auf Ibyko fehlt es uns ja an (entsalztem) Waschwasser. Wie so oft erhalten wir einige Reste vom Festessen mit auf den Heimweg, dazu zwei Krüge Trinkwasser, Obst und Brot. Mit müden Augen schaue ich in die Erinnerung des verstrichenen Tages und bin zufrieden mit dem Vollbrachten: Gerne wäre ich ein »echter Handwerker«, träume ich, und will nach Jahren der täglich harten, unermüdlichen Arbeit erfreut bemerken, daß meine Fähigkeiten bewachsen seien, und nicht mein Ansehen oder das in mir vermutete Können!

»Worüber habt ihr euch denn so lange unterhalten?« keuche ich beim Rudern, während Anniek die Fracht mit den Füßen zu sichern sucht.

»Nun ja . . . , als du weggegangen warst, in der Annahme, ich wolle mich mit ihm über Vaters Vergangenheit unterhalten, zog er zunächst den Rohling einer Pfeife heraus und begann daran zu schnitzen. Wie er nun ganz entspannt erklärte, handelte es sich um den Astgriff der Baum-Heide, einem nur schwer brennbaren Holz, das an dieser Küste nirgendwo wächst. Als ich nachfragte, woher es denn dann komme, erbrachte er, zu meinem Erstaunen, eine ausge-

dehnte Geschichte über einen gewieften Händler aus dem Westlichen Hochland, einen getöteten Hund, Betrug und allerlei Aufregungen, wie sich dieser- und jenerorts die Odyssee zugetragen habe, ehe er den Pfeifen-Rohling nun endlich in den Händen hielt. Dabei schmunzelte ich, denn mir waren solche Geschichtenerzähler nur zu bekannt, deren Geschwätz sich im Grunde auch in wenigen, dafür konkreten Sätzen unterbringen ließ. Irgendwann kam er darauf zu sprechen, wie er seine Liebe zu den Gänsen fand«, fährt sie fort, »Doch das überspringe ich jetzt einmal.«

Sie schaut sich um und tatsächlich haben wir uns dem Landungssteg auf Ibyko bis auf wenige Meter angenähert. Offenbar schloß Stanislaus seinen erzählerischen Eifer mit dem Angebot, uns einige seiner gezüchteten Gänse zu schenken.

»Und was hast du geantwortet?« frage ich, während wir das Boot in der lauwarmen, Halbmond-erhellten Nacht entladen.

»Daß ich sein Geschenk abzulehnen habe, bis ich mit dir darüber sprechen konnte. Und das fiel mir gar nicht so leicht, denn er zählte die Vorteile der Gänsehaltung auf und lobpreiste sie als so unentbehrlich wie einen Haarkamm!«

Anniek erzählt, mangels Erfahrung teilweise mit skeptischem Unterton, noch eine Weile davon: Sie würden wie die Enten im Salatgarten die Schnecken vertilgen. (Nur hatten wir keinen Salatgarten und auf so einer kleinen Insel wie Ibyko schon gar keine Schnecken!) Dann seien Gänse auch als »Wachhund« zu gebrauchen, sagt sie: in der Gruppe stets aufmerksam und beim Nahen eines Fremden sofort losschnatternd. Aber vor welchem Eindringling sollten uns die Gänse schon warnen müssen? Zuletzt wären



sie eher störend als nutzbringend, zumal es auf der Insel kaum windgeschützte Stellen für sie gibt. Doch selbst, wenn wir in Fornburg eine Bleibe mitsamt Garten unser Eigen nennen, wäre der Nutzen »wachender Gänse« bestenfalls fragwürdig.

Stattdessen kehren wir in unser abgelegenes Heim zurück, auf einer kalten, windigen, nassen Insel gelegen, durch eine Meerenge abgeschnitten, ebenso wie von Hilfe und Beistand. Hier auf dieser trostlosen, wunderschönen Insel Ibyko würde nur unsere gegenseitige Liebe ausreichend Licht spenden, um die Fornburger wissen zu lassen, daß es uns noch gebe.

Schneller als erhofft, bricht der folgende Tag heran und wir brauchen eine gefühlte Ewigkeit, um dem Bett zu entfliehen. Als sey ich wieder Student und habe eine bevorstehende Vorlesung vor Augen, zu der ich zwar gerne zu gehen bereit sey, es mir mein Körper und die in ihm fest-sitzende Verschlafenheit jedoch nicht leichtmachen. Unter Ermattung durch die nicht gewohnten Unternehmungen der vergangenen Tage schlepe ich mich zur Feuerstelle

und will die Glut entfachen. Diese haben wir, noch glühend, am Vortag in einen kleinen Tontopf gelegt und abgedeckt. Nun hole ich sie mit einem Knochenpfriem heraus und lege sie in einer Muschelschale zwischen der alten Holzasche ab. Dann lege ich einen Fetzen Stoff und etwas Wolle darauf, den Rest besorgt die Luft meines Atems.

Als endlich das Wasser kocht, brühe ich eine Kanne mit Tee auf. Anniek hat sich bereits angekleidet und den Tisch mit allerlei Köstlichkeiten gedeckt; eben solchen, die man heute gar nicht mehr als solche wahrnimmt: Brot, salzige Butter, Äpfel und Honig, gepökelte Wurst, Kekse und Nüsse. Gesättigt sehen wir uns bereit, ins Dorf aufzubrechen.

Dort hatte sich die Arbeit ohne mein Zutun inzwischen verselbständigt: Der zweite Mühlstein war in der Morgendämmerung eingetroffen und an Land verladen worden. Die Gruppe, die ihn unter Mühen die ganze Nacht hindurch herangeschafft hatte, wurde abgelöst und in ihre Betten verwiesen. Die restlichen Fornburger tun alles daran, daß das Projekt voranschreitet und nicht durch irgendeine Belanglosigkeit ruhen müsse. – Eine fehlende Genehmigung etwa.

In der Tat geschieht jede hier beschriebene Maßnahme ganz ohne Bürokratie. Oder Geld. Es gibt keinen Bauunternehmer oder Steinbruchbetreiber, mit denen verhandelt werden mußte; die Dinge, die man braucht, entnimmt man einfach der Natur. Nicht rücksichtslos und nicht auf Vorrat, sondern schlicht aus Anlaß des Bedarfs. Es fragt auch niemand nach einer Baugenehmigung für die Reparatur der Mühlenflügel oder des Getriebes: Wie es die Vernunft gebietet, befaßt man sich mit einer Notwendigkeit nach bestem Wissen und Gewissen. Da es keinen Profit zu verdienen gibt,

bezweifelte niemand Darrens lautere Absichten; desjenigen, der für die gestellte Aufgabe den größten und wertvollsten Sachverstand aufbringt; um ihn das tun zu lassen, was er eben am besten kann! Ebenso, wie man für eine Krise einen zeitweiligen Anführer wählt: eine mutige aber auch besonnene Person; weise, und in Rhetorik und Diplomatie geübt. (Anders als es bei den üblichen Politikern der Fall ist, die gewählt werden, obwohl man sie und ihre Absichten nicht persönlich kennt; und die über die Schicksale von Menschen entscheiden, die ihnen allein aufgrund ihrer Menge gleichgültig sein müssen!)

Und es erfreut mich von Herzen, alle Dorfbewohner so fröhlich und hingebungsvoll bei einer gemeinsamen Beschäftigung zu sehen. Ich glaube, die meisten berufstätigen Menschen würden sich viel lieber ihrer Arbeit oder Berufung hingeben, wenn sie den unmittelbaren Nutzen ihrer Tätigkeiten vor sich zu sehen imstande wären! Viele Angestellte der alten Welt liefern ja zum Beispiel einem Produkt bloß zu, ohne selbst etwas davon zu haben – außer ihrer monetären Entlohnung – oder das Endergebnis überhaupt zu kennen! Aber die Fornburger wissen, wozu ihr Schweiß gut sey: schon bald würden sie ihr Werk bestaunen und unmittelbar davon einen Nutzen haben können. Schon bald.

Alle Vorgänge laufen nun gleichzeitig ab, so etwas wie Faulenzerei gibt es nicht: Die einen bemühen sich um die Weiterverarbeitung des zweiten Mühlsteins und erhalten dabei Anweisungen von jenen mit Erfahrung. Eine zweite Gruppe schleppt den ersten, fertiggestellten Stein zur Mühle; ein dritter Personenkreis errichtet einen Kran direkt an der Außenwand des Mühlengebäudes, sodaß der über Winden und Flaschenzüge angehobene Stein durch eine hoch

oben gelegene Öffnung ins Innere verbracht und mit dem Getriebe verbunden werden kann. So wie man ausreichend dicke Taue zusammensuchte (oder verstärkend miteinander verflocht, wie ich beobachtete), montierten Clyde und Herold, unsere Schmiede, konzentriert und emsig die eisernen Beschläge an den Versenkungen im Mühlstein, sodaß er würde angetrieben werden können.

Überall hämmert es und ist laut; die Kinder jagen durch diesen Wald der Geräusche, im Frohsinn, daß die elterliche Aufsicht durch allerlei Tätigkeit abgelenkt ist. Es wird gesägt und gerufen, gekocht und geflucht, gewaschen und gelacht. Jeder einzelne hat seine Verantwortung, seine »Nische der Nützlichkeit«, gefunden und sieht sich in der Pflicht, die ihm gegebenen Aufgaben in dieser heiklen Endphase des Projektes zu erfüllen. Alles schreitet so rasch voran, daß man meinte, es würde schon am Abend des Tages das erste Mehl in die Säcke rieseln können. Tatsächlich mangelt es weniger an Arbeitskraft und Motivation denn an Material: Meistens fehlt es an stabilem Bauholz für die Errichtung des Krans, und Darren entschuldigt sich viel häufiger als er muß, daß er nichts Passendes vorrätig habe. Doch hier und da finden sich auf Dachböden und in Schuppen noch einige Latten und Bretter zusammen, um das etwa fünf Meter hohe Gerüst fertigzustellen. Sogar einiger robuster Zaunpfosten bedient man sich, um den Holzmangel auszugleichen.

Ähnlich ist es beim Schmiede-Eisen: Nägel und Beschläge müssen ja aus irgendetwas gefertigt sein, und so sammelte man schon am Vortag allerlei metallischen Plunder, um ihn wieder einzuschmelzen: Die Fornburger trugen einen Haufen aus kaputten Werkzeugen, Kerzenleuchtern, ausgedienten Schrankscharnieren und Teilen von verrosteten

Wagenachsen zusammen, den die Schmiedemeister durchsahen und in die Schmelze gaben. Trotzdem war es im Grunde nur eine minderwertige Luppe und Clyde sah voraus, daß einige Teile des Mühlgetriebes in ein paar Jahren wohl ersetzt werden müssen. Sofern es gelinge, bis dahin einen großen Barren Roheisen aufzutreiben.

Freilich darf nicht vergessen werden, daß es im Moment noch etwas an der »Infrastruktur« des erzeugten Mehls fehlt: Säcke zum Auffangen, Lagerraum, Reinigungsgeräte etc. Sowie ich das anspreche, werde ich von Oren aufgeklärt, daß man diese Fragen längst angegangen sey: Wie Stoffe für die Windmühlenflügel geschnitten waren, so nähte man aus den Stoffresten Beutel und Säckchen. Und der Getreidespeicher, ein wegen Bodenfeuchtigkeit und Ungeziefer auf Pfosten stehender Verschlag im Dorfzentrum, werde gerade aufgeräumt und ausgebaut, um das zukünftig anfallende Mehl aufzunehmen. Sogar an den Sumpf-Porst habe man gedacht.

»Sumpf-Porst?« fragte ich unwissend. Und man erklärt: Seine Zweige werden zwischen die Getreidesäcke und andere Vorräte gelegt, um Ungeziefer fernzuhalten. Und ich staune, auf welche Hausmittel man sich über die Jahrhunderte zu verlassen gelernt hatte.

Es dauert schließlich noch zwei weitere Tage, bis die Arbeiten abgeschlossen werden können. Unter (gar nicht so ungefährlichen) Mühen wurden die beiden Mühlsteine über einen umfangreichen Flaschenzug und etliche Hebel in die Höhe und endlich an die richtige Position ins Getriebe, direkt aufeinanderliegend, verbracht. Tatsächlich verstehe ich nur wenig von der dahinterliegenden Mechanik: den passenden Bauteilen im Holzgetriebe, den Seilzügen oder der

Belastbarkeit der Metallbeschläge, vom eigentlichen Wirken des Müllers ganz zu schweigen. Was ich beitragen konnte, war etwa das Halten von Lastenseilen, das Verlegen von Stützblöcken und darauf zu achten, daß sich meine Freunde außerhalb jeder Gefahr befanden. Es war eine anstrengende, aber auch ehrliche Arbeit. Viele Liter Schweiß waren mir den Nacken herabgeflossen; ich hatte Schwielen an den Händen und zerschlissene, schmutzige Kleidung am Leib. Aber nichts von all dem wäre von Dauer; das Mühlgetriebe und sein Nutzen dafür schon.

Als sich dann endlich alles zu drehen scheint, das heißt das Kammrad in den Bunkler greift und sich die Flügel eine ganze Runde drehen, ohne daß einer der hölzernen Zapfen abbricht, da jubeln die Fornburger: Fast alle haben sich im Schatten der untergehenden Sonne vor der Mühle zusammengefunden und schauen erwarteten Blickes den von Hand angestoßenen Flügeln zu, ob sie und das Getriebe, insbesondere Welle und Spindel, die Drehungen überstehen werden. Mehrmals ruft Darren aus der Mühle, dann muß alles stoppen. Wenn er dann minutenlang mit einem großen Hammer auf irgendwelche Getriebeteile einschlug, wurde ein Zeichen gegeben und die Männer außerhalb griffen wieder in die schweren Tauen, um die Rotation der Flügel durch Zug in Gang zu bringen.

Viele der Fornburger erwarten mit einem Grinsen ein ganz bestimmtes Geräusch, und viele der Jüngeren, mich eingeschlossen, kennen es gar nicht: das Knarren des Gebälks und insbesondere das kreischende Reiben der aufeinander drehenden Mühlsteine. Wenigstens anfangs, bis sich die schärfsten Grate abgerieben haben. Wichtig ist jetzt erst einmal, daß sich die hölzernen Bestandteile nicht mehr



verhaken.

Dann öffnet Pachwart eines der seitlichen Fenster am Mühlenkorpus und streckt eine Faust voraus. Wie er sie öffnet, rieselt ein weißes Pulver aus seiner Hand in den Wind und verteilt sich am Fuße der Mühle. Die Menge jubelt. Es ist ein, zugegebener Weise, albernes Ritual, aber die Fornburger veräußern damit eine Verbesserung ihres Lebensstils: Eine für die meisten zutreffende Zeit- und Krafeinsparung gegenüber dem von Hand bewegten Mahlstein. Und es macht mich stolz, Anteil daran genommen zu haben.

Gibt man mit der Einführung dieser neuartigen Mahlmethode eine »alte Tradition« auf? Nun, eine Technik ständig weiterzuentwickeln (und damit meist zu verbessern) ist womöglich das einzig Berechenbare am Menschen. Denn er wird sich gewissentlich keiner Tätigkeit ergeben, die sein mühseliges Dasein noch erschwert! Und soweit ich die Fornburger kenne und einzuschätzen traue, sehe ich in ihren Augen den überwältigenden Wunsch nach rasch und reichlich erzeugtem Getreidemehl erfüllt. Lita und Divanno ahnen wohl schon, daß sie in Zukunft sehr viel mehr Brot würden backen müssen.

»Und man würde nicht nur Mehl mit ihr herstellen können ...!« tuschelt es in den Reihen. Ich riet, daß man sich in Gedanken ausmalt, die Mühle mit wenig Umbau für andere Zwecke einzuspannen: Zum Papier stampfen, zum Holz sägen ... Und wie auch die Stimmen sich der dunstigen Hoffnung ergeben, so befriedige ich mein Gewissen, endlich etwas Nützliches getan zu haben. Wenn man sein Leben nach Prioritäten ordnet, fasse ich zusammen, handelt man, moralisch gesehen, immer rechtens. Denn jede Fehlentscheidung erschiene einem gerechtfertigt.

Wie ich so in Gedanken dastehe, greift jemand nach meiner Schulter. Es ist Lenn, der mir zum Erfolg der Unternehmung gratuliert. Dann löst ihn Mathilda ab und umarmt mich. Als sich schließlich ein Dritter heranwagt, suche ich verlegenen Gesichtsausdrucks nach Anniek; doch sie grinst mich nur an. Eilig drängelt sie sich vor die anderen, und schließlich fällt sie mir um den Hals. Ausdauernd und zärtlich küßt sie meine Wange.

Ja, ich hatte den hier lebenden Menschen auf eindringliche Weise geholfen. Aber ich erwarte keinen Dank dafür. (Ich verlange nach keinem Ruhm; ich werde belohnt, sogleich ich sterbe!) Zu erkennen, daß mir mit etwas Nachdenken und viel Tüchtigkeit alles gelingen konnte, ist mir Lohn genug. Schon als man uns damals »einfach so« die Insel Ibyko zugebracht hatte, machte man mir ein Geschenk, so groß, daß ich es in hundert Leben nicht würde begleichen können. Aber wie auch ich erwarten die Fornburger keinen Dank. Offenbar fanden sich zwei passende Wesen zusammen.

Kurz nach diesem erhabenen Kuß vernehme ich ein immer lauter werdendes Klappern, und sehe, daß einige der Fornburger begonnen haben, zwei kurze Holzstöcke in rascher Frequenz aufeinanderzuschlagen, sodaß dieses trommelnde Geräusch resultiert. Andere schließen sich dieser eigenartigen Form des Applauses an: greifen nach einem beliebigen Gegenstand und klappern mit: Inciona klopft mit einem Ast gegen einen Blecheimer; Darren hämmert gegen die Außenwand der Mühle; Sigurd und Thelan dreschen jeweils mit den Schäften einer Harke gegeneinander. Jedermann schaut stolz einander an, als würde der Stolz über das Zustandegebrachte »geteilt« werden. Niemand

spricht oder bewegt sich vom Fleck, oder veräußert sich irgendwie anders als durch das Klappern. Anniek und ich, die so ein »Ritual« weder erwartet noch je gesehen haben, greifen ebenfalls zu zwei Hölzern und machen mit. Es tut gut, sich wie ein Fornburger zu benehmen. Und es ist mir auch wichtig.

Nach einigen Minuten beenden wir diese Tätigkeit: das Klappern wird leiser und klingt ebenso aus wie der Tag. Nun, da es dämmt, denke ich: Die meisten Menschen sehen abends die Sonne am Horizont niedergehen. Sie sind sich dieser Wahrnehmung so gewiß, daß sie nicht fähig sind zu erkennen, daß sich eigentlich nur der Planet dreht!

Die Festivität wird in das Gasthaus verlegt. Dort haben Lenn und Marcia etwas vorbereitet: Eine lange Tafel ist aus einzelnen Tischen zusammengestellt worden; hinter dem Haus wird ein Grill entfacht. Auf der Fensterbank und in den Zimmerecken plazierte Marcia große Sträuße von violetten und weißen Trockenblumen; auf den Tischen brennen Kerzen aus Tierfett.

Nach und nach werden Speisen und Getränke aufgetischt, während jeder Fornburger seinen Platz findet. Sasamouch, durch das Beiwohnen des »klappernden Applauses« in ihrer Beschäftigung kurz unterbrochen, sitzt bereits am Tisch und zerschneidet einige recht große Pilze in Scheiben, um sie in der Pfanne braten zu können. Sie sitzt dort in Sandalen und einem über die Knie reichenden, olivgrünen Kleid. Dann erscheint Elena, und die Freundinnen unterhalten sich. Mathilda geht herum und schenkt Tee oder Ziegenmilch ein; ihr Mann stellt weitere Stühle auf. Ilô steht abseits und skizziert das Treiben auf seinem Block. Dhuma und Marwo tragen einen hohen Krug herein und schöpfen dar-

aus eine klare, ölige Flüssigkeit, die sie in Becher füllen und die Aswin auf den Tischen verteilt. Wie ich erfahre, ist es tatsächlich Öl, das man aus Rot-Buchen-Samen und Mehlbeeren gewonnen hatte. Dann werden Körbe mit Obst und Backwaren hereingetragen und jeder nimmt nach seinem Appetit. Einige Zeit später bringt Lenn die ersten Fleischkeulen vom gegrillten Schwein; einem kleinen Wollschwein, das man dieserorts wegen seines fettreichen Fleisches gerne hält.

Als endlich jeder seinen Platz eingenommen hat, lehne auch ich mich zurück und schaue in die im Schummerlicht lebende und speisende Gesellschaft: Nun, da das eine vollbracht sey, würde ich mich wohlgefällig der nächsten Aufgabe zuwenden dürfen: der Herstellung von Waldglas.



## 22 Die Mahd

**Z**wei Wochen gehen dahin, ohne daß es etwas Bemerkenswertes zu berichten gibt – sofern man die Ereignisse in und um Fornburg in weniger ereignisreiche und besondere einstufen mag. Was mich angeht, ist für mich jeder Tag in dieser Welt so einzigartig wie dereinst jener, der Anniek und mich zusammengebracht hatte.

Die Tage werden wieder wärmer, beinahe frühlingshaft, und ich erhalte oftmals die Gelegenheit, mich ausdauernder mit der Umgebung des Küstenstreifens vertraut zu machen, wovon ich später noch erzählen will. In diesen Tagen jedoch erfreut es mein geöffnetes Herz, dem Treiben um mich herum einfach nur beizusein, ohne auf irgendeine denkbare Weise eingreifen zu müssen.

Ohnehin sind die Fornburger mit ihrer neuen Mühle beschäftigt und man merkt, daß sie das neue Gesprächsthema im Dorf ist. Die Mühlräder haben sich zwar auch schon zuvor drehen können, jedoch ohne die eingesetzten Mahlsteine war ihr Rotieren sinnlos. Und nun führt eine einfache Umrundung der bespannten Stangen zu ungeahnter Fantasie. Es gab sogar den Vorschlag, die Stellung der Mühlenflügel als Signalgeber für die Kommunikation mit Ibyko zu gebrauchen! Ein Vorschlag, der auch meine Fantasie anregt

und ich mich der Idee hinzugeben neige, daß ein orthogonal stehendes Flügelkreuz bedeute, daß etwas Aufregendes in Fornburg geschehen sey, das unsere, meine und Annieks, Anwesenheit erforderlich macht. Ein diagonal stehendes Kreuz bedeute dagegen nichts Bemerkenswerthes . . .

Jedenfalls hat der alte Müller seine wahre Freude daran zu sehen, daß nun das Getriebe wieder rattert, sich der Hausbaum entsprechend der Windrichtung dreht und die Flügel unentwegt vor seinem kleinen Fenster vorbeischnellen. Denn die Fornburger sind davon so angetan, daß sie täglich Säcke mit Korn zur Mühle schleppen, das nun gemahlen werden soll. Im Lagerhaus ist nicht weniger Betrieb zu beobachten, denn es gibt Gelegenheit, die seit Monaten aufgebahrten Säcke und Kisten voller Korn neu zu sortieren, umzuschichten, Verdorbenes auszusondern.

Das hölzerne Lagerhaus gleich hinter dem Rübenacker steht, wie es üblich und sinnvoll ist, auf Stelzen, um es von der Bodenfeuchte fernzuhalten. Gleichwohl muß es durchlüftet werden, was durch kleine Öffnungen unter dem Dach ermöglicht wird. Da das Lager vor Korn jedoch regelrecht überquillt, kann die Luft nur schlecht zirkulieren. Mit einem Wort: Den Fornburgern kommt die neue Methode zur Mehlproduktion gerade recht, ein lange besehenes und geduldetes Übel anzugehen.

Auch die Kinder bleiben nicht untätig, und auch wenn sie die Säcke nicht mit Karren zur Mühle schaffen, so greifen sie zum Besen und kehren das Lager aus. Oder nageln Bretter vor die Löcher am Boden, durch das Ungeziefer eindringen kann.

Tagtäglich geht ein Strom aus Ameisen vom Lager zur Mühle, und wie das Lager immer leerer und übersichtlicher

wird, desto voller wird es im Mühlenhaus. Der alte Müller hat sich inzwischen wohnlich eingerichtet und auch eine kleine Werkbank und einige notwendige Werkzeuge aufgestellt. Einige Tage nachdem wir den zweiten Mühlstein eingesetzt haben, reiben die beiden Steine, man sollte nicht sagen *reibungslos*, gegeneinander, und wie der Müller mit Fett das Getriebe schmiert und die Anlage nachjustiert, so schneller, leiser und geschmeidiger surren diese Geschenke der Götter, als hätten sie schon immer zueinandergespaßt.

Selbstverständlich erfordert es weitere Testläufe, bis auch der Korn-Einfüllstutzen, die Mehlrutsche, und alles was dazu gehört, ideal eingestellt sind. Und noch sind Darren und die Schmiede nicht von ihrem Beitrag entbunden; denn nach wie vor müssen sie sich mit kleinen Zimmermanns- und Schmiedearbeiten einbringen. Erst dann ist die Gruppe zufrieden und erst dann will man sich den guten Kornsäcken zuwenden, sie zu Mehl zu verarbeiten.

Ich erinnere mich, wie gespannt die Dorfbewohner am Fuß der Mühle und im Vorraum zum Getriebe warteten, das erste Mehl in die bereitgestellten Säcke schütten zu sehen. Es war, als bezog man sein tägliches Wasser durch Schöpfen aus flachen Pfützen, und nun werde ein richtiger Brunnen installiert. Und jedermann stellte sich im Geiste vor, wie bequemer sein Leben werde, und welche Verbesserung in dieser technischen Neuerung steckt. Vielleicht dachte auch jemand darüber nach, was mit der gewonnenen Zeit anzustellen sey; eine Frage, der die modernen Menschen, von denen ich abstamme, viel zu wenig Aufmerksamkeit abgewinnen wollen.

»Nun wartet doch, bis ich umgeladen habe!« ruft einer von der Treppe den Anfahrenden zu. Er steht, aus Platz-

mangel, alleine auf der Treppe zum Mühlenhaus und übergibt die ihm gereichten Kornsäcke an jemanden, der im Mühlenhaus selbst verweilt und die Waren in einer Ecke aufschichtet. Der alte Müller beäugt das mißtrauisch, denn er fürchtet um seinen Raum beim Arbeiten. Wieder wirft einer von unten dem Mann auf der Treppe einen Sack zu und wieder geht einer ins Mühlenhaus, um aufgetürmt zu werden.

Vor der Treppe bildet sich eine kleine Schlange: Drei Handkarren mit je zwei Säcken warten auf Abnahme ihrer Fracht, und während sie dort parken und von der mühseligen Fahrt verschnaufen, umringen sie diejenigen Frauen, die gerne in die Säcke schauen möchten, um den Ertrag zu bestaunen, den sie seit der Einlagerung vor einigen Monaten nicht mehr zu Gesicht bekamen. Einige von ihnen glauben wohl, einen Teil der Ernte (wie jedes Jahr) fortschütten zu müssen, weil man sie mit der händischen Mahlmethode nicht rasch genug verarbeiten könne. Lita dagegen erzählt, daß sie sich darauf freue, durch das Wegstellen der handbetriebenen Mühlen ebenfalls neuen Platz zu gewinnen. Und den brauche man auch, denn jedermann verspricht sich von nun an ständig befeuerte Öfen und ellenlange Stangen voller Brote und anderer Backerzeugnisse.

Der alte Müller legt die nächsten Säcke zurecht und mit helfender Hand werden sie in den Trichter entleert. Dann schaltet er das Getriebe schneller (entkräftet die Bremse) und unter den Geräuschen von Knuspern und Klacken vertieft sich die Trichterfüllung, während sich das angeklemmte Mehlsäcklein füllt.

Dieser Vorgang ist insofern einer Beschreibung wert, weil er genau jene immer wieder vorkommenden Umstellungen



in der menschlichen Kulturgeschichte wiedergibt, denen die Traditionalisten erst skeptisch gegenüberstehen, aber der meist enormen Zeit- und Kraftersparnis keine widersprechenden Argumente vorzubringen wissen. Freilich gelte das auch für das Beackern des Bodens mit einem Traktor gegenüber der hier üblichen Form mit Ochse und Ard. Und doch gibt es Unterschiede, die oftmals gerne übersehen werden: Denn beides, ob nun das Korn von der Hand oder über die Windkraft gemahlen wird, schadet in keiner Weise der Natur, während es beim Traktor und anderen Maschinen, die mit Kohle oder Öl angetrieben werden, problematisch, geradezu inakzeptabel ist. So stehe auch zum »Fortschritt« der Nutzung einer Windmühle. Da nehme die Ersetzung von Althergebrachtem, sonst unüblich in meinem Wirken, gerne in Kauf.

Voller Staunen sind die Fornburger, als der Müller nach nur einer halben Stunde eine Sackfüllung herumzeigen läßt, für die man sonst einen ganzen Tag hätte von Hand mahlen müssen. Das Mehl ist auch viel feiner und gleichmäßiger zerrieben, auch wenn es noch von Spleizen durchmischt ist. Aber das soll nun die Bäcker Lita und Divanno angehen: Denn je nachdem wie und welches Brot sie backen wollen, muß das Mehl abermals in den Trichter geschüttet werden, oder man siebt die Spleizen aus und bäckt damit. Etwas Handarbeit ist also nach wie vor unumgänglich, und man soll auch nicht verkennen, daß die gewonnene Zeit, die durch das fortschrittliche Mahlen freigeworden ist, nun der regeren Tätigkeit beim Backen zufällt. Sogleich fragt man herum, ob eines der Kinder nicht in Zukunft in der Backstube aushelfen wolle, Teig vorbereiten und ähnliches. Eines der Mädchen meldet sich.

Auch ich erfreue mich beim Blick in die randvollen Säcke an den grau-gelben Körnern, lose und so voller Möglichkeiten, wie sie darin warten. Man erzählt mir, daß es Jahre gab, da konnte man die Ernte nicht einlagern, weil es schlichtweg an Säcken fehlte. Dann mahlte man in mehreren Schichten wochenlang das Mehl, um haltbares Brot daraus zu backen, oder verfütterte es an die Tiere. Für die Fornburger war das jedoch nie ein Grund zum Beklagen, denn zu essen hatten sie alle Jahre genug, und da sie nicht vom Handel leben, kann man auch nicht von einer »Gewinneinbuße« sprechen. Allenfalls ist damit die Fruchtbarkeit der Felder bewiesen (obwohl sie so nah am Meer liegen und der salzigen Luft ausgesetzt sind? Oder gerade weil die Erde durch das Salz gedüngt wird?), und selbst diese paar Äcker können gut fünfzig Menschen versorgen.

War das schon immer der Fall?, möchte ich wissen. Die Alten erzählen von Wintern, in denen mußten wirklich die letzten Vorräte zusammengesucht werden, und in den verbliebenen Wochen vor dem tatsächlichen Frühlingsbeginn (gerade dann, als der Schnee nun endlich schmolz und die grüne Wiese freigab) gab es dann nur Suppe, in die wurden zerkleinerter Fisch, Rüben- und Karottenstückchen gegeben, um nicht nur heißes Wasser essen zu müssen.

Aber das ist lange her, versichert Sigurd und seitdem habe sich vieles verändert: Mehr Menschen denn je seien in Fornburg (auch wenn in meinen Maßstäben gerade einmal vierzig oder fünfzig Menschen kaum eine Dorfgemeinschaft ausmachen können!) und alle helfen und wirken mit ihrem ganzen Schaffen und jeden Tag. Die Äcker seien ausreichend bestellt und jeder habe Fertigkeiten und Kenntnisse, die in allen Lebenslagen helfen und voranbringen. Wie Sigurd

sein Pfeifenkraut stopft, grinst er und wirkt ausgesprochen zufrieden. Vielleicht ist das sein Wesen, vielleicht liegt es an seinem größeren Weitblick in die Vergangenheit. So bin auch ich zufrieden und gehe meiner Wege.

Anniek ist ganz aufgeregt und umtänzelt die Mühle und die Menschen: Sie schaut hier und da und benimmt sich wie ein Kind, das mit allerlei (dem Erwachsenen Vertrautem) zu begeistern sey. Und genau das gönne ich ihr. Ihre frohe Art bewirkt zwar keine Steigerung des allgemeinen Pläsiers, jedoch festigt sie den Glauben an eine gute und sinnvoll erfüllte Zukunft – obwohl es den Fornburgern auch sonst an nichts zu fehlen scheint.

Und so stelle ich mir die Frage, inwiefern ich das Leben einer solchen Gemeinschaft noch verbessern könne, wenn man selbst mit dem Geringsten so glücklich ist, daß es mir an Beispielen mangelt: Glückliche waren sie auch vor den Mühlsteinen, und nun sind sie es ebenso. Ihr Leben wird zwar erleichtert, trotzdem kann man im Grunde nicht von »Erleichterung« sprechen, denn niemand hat sich zuvor beklagt! Was sagt das über diese Menschen aus? Zeigt mir das nicht, wie ein Mensch eigentlich sein sollte, das heißt in gnadenvoller Koexistenz mit seiner Umwelt, frei von unangemessenem Streben nach Verbesserung und persönlichen Vorzug? Jeder von ihnen, darin bin ich mir sicher, würde bis zum letzten Tag so weitermachen und niemals nach etwas anderem verlangen; jede Entfernung von hier oder gravierende Veränderung ihrer Lebensweise würde nur zum Schlechten sein; die Gegenwart als Maß für die Summe ihrer Erwartungen sozusagen. – Ein Ort für die Ewigkeit.

An dem Tag, als ich diese Überlegungen anstelle, spreche ich kaum ein sonstiges Wort, sondern beobachte und ler-

ne. Ich habe mir zwischen Brunnen und Mühle eine Bank ausgesucht, von der aus ich die Straße hinauf- und hinuntersehen kann, sodaß mir nichts entgehe. Daraufhin versuche ich mich im Zählen aller Einwohner, und konzentriere mich nicht nur auf die bereits Bekannten, sondern fahnde auch nach neuen Gesichtern, denen ich noch nicht vorstellig geworden bin. Viele sind es nicht (von denen will ich später Bericht ablegen), und ich merke, daß die Größe der Gruppe meinen Überblick nicht gefährdet. Das erleichtert mich, nebenbei gesagt, denn ich bin ohnehin nicht gewohnt, mir Dutzende Namen zu merken und dazu ihre Stellung in der Gemeinschaft.

Rund und satt, als hätte ich gerade einen großen Schweinebraten verzehrt, schleppe ich mich in der anbrechenden Dämmerung zum Gasthaus, vor dessen Tür mich Anniek bereits erwartet. Wir haben uns genau hier verabredet und sie lacht über meine gebückte Haltung, die daraus resultiert, daß ich etwas unbequem auf der Bank gesessen habe. Sie umarmt mich, ohne mir einen Kuß zu geben, richtet mein Hemd aus und nimmt mir die Laterne aus der Hand, die sie löscht und auf dem Fenstersims abstellt. Drinnen ist eine Feier im Gange.

Obschon weit nicht alle Fornburger erschienen, hat sich der Saal gefüllt und man schaut kaum durch Lärm und Menge. Ich und Anniek werfen uns einen vertrauten Blick zu, der bedeutet, daß wir nicht allzulange bleiben wollen. Denn das unterscheidet die Menschen, ob sie sich, die Zeit vergessen, bis zur Morgenstunde inmitten von ihresgleichen aufhalten und versinnen mögen; oder ob sie, aller Freundschaftsbande ungeachtet, lieber für sich sind und einen ruhigen Abend mit langem Schlaf bevorzugen. Hier

in Fornburg ist all das möglich, ohne in Ungnade fallen zu können.

Wie üblich begrüßt uns Lenn mit zwei Humpen dünnen Bieres, die wir, wie üblich, ablehnen und lieber beim Tee zugreifen, der gerade heiß aufgebrüht worden ist. Marcia schmunzelt und ich erkundige mich nach ihrem Befinden. Denn mir ist aufgefallen, wie es auch ihrem Mann mißfiel, daß sie schwangeren Zustands Getränke und Speisen zubereitet und an die Leute verteilt, und nur hin und wieder ausruht. Nun bin ich freilich nicht in der Lage, Marcia zu sagen, was sie tun oder lassen soll. Doch mit meiner sorgenden Frage kann ich sie immerhin erinnern, daß sie selbst auf sich zu achten habe.

Als wir eine Weile an einem der Tische gegessen haben, lenkt sich mein Blick auf ein dickes, alt wirkendes Buch, das liegt auf einem Tischchen ganz hinten in der Ecke des Raumes. Eben dort, daß man sich nicht daran stört, es einem aber auch kaum auffällt. Oren kommt gerade vorbei, und das ist mir recht, denn insbesondere er muß sich mit Büchern ja auskennen.

»Weißt du, was es mit dem Buch dort hinten auf sich hat?« frage ich ihn und er hält an. Anniek richtet sich auf und spitzt die Ohren. Oren dreht sich zum besagten Buch und schmunzelt:

»Hat es euch noch niemand gezeigt?« – Er geht fort und holt es zu uns zum Tisch. Einige Sekunden bleibt es vor mir liegen: Recht groß und schwer, ein dicker Ledereinband, mit zwei Schnallen und einem Emblem am Buchrücken, das an einen Greif erinnert. Sonst ist das Buch von außen nicht weiter gestaltet.

Zögernd, als liege ein großes Mysterium vor mir, schlage

ich die erste Seite auf und lese: »Ahnenbuch der Fornburger, Erweiterung zur Chronik, Beginn: 20 Tage vor der ›Großen Flut‹«

»Was ist die ›Große Flut‹?« fragt Anniek zurecht und beinahe hätte ich die Frage vor ihr gestellt.

»Die Große Flut ist ein bereits Jahrhunderte zurückliegendes Ereignis, und obwohl man glaubte, daß dessen Einzigartigkeit Anlaß genug sey, den genauen Zeitpunkt nicht näher anzugeben, geriet er doch langsam in Vergessenheit. Heute sagen wir nur noch: ... ›vor Jahrhunderten‹. Genausogut könnten auch die Einwohner vor zweihundert Jahren von ›vor Jahrhunderten‹ gesagt haben«, erklärt Oren.

»Die Große Flut ist also nichts weiter als ... eine Sturmflut, die besonders weit nach Fornburg reichte und für Zerstörung und vielleicht sogar Tote sorgte?«

»Keine Ahnung, das kann schon sein. Es gibt keine weiteren Aufzeichnungen darüber, und mir scheint sogar die Vermutung berechtigt, daß hier einfach nur ein Gerücht über die Generationen mündlich weitergetragen wird. Selbst das Buch scheint mir nicht Jahrhunderte alt, vielleicht gerade einmal hundert Jahre.«

Daraufhin blättere ich im »Ahnenbuch«, und es ist seitenweise gefüllt mit Stammbaum-Skizzen, Linien und Ableitungen, einer Menge Fragezeichen hinter den Geburts- und Sterbejahren, die auffälligerweise nur die Jahreszahl, nie den Tag oder Monat von Geburt oder Tod zeigen. Offenbar ist den Fornburgern die Angabe vom Jahr hinreichend genau. Auch sonst scheint es sich nur um eine lose Ansammlung von Verwandtschaftsverhältnissen zu handeln, quasi zur Orientierung oder zum Nachschlagen des einen oder anderen Namens. Und die meisten hatten wohl schon immer

hier gelebt.

Erst auf den letzten Seiten hat jemand mit andersfarbiger Tinte zu den Namen ergänzt, wann diese nach Fornburg gekommen sind. Und so muß ich zwangsläufig auf unsere Namen stoßen, selbstverständlich mit einem Ankunftsdatum vor nicht allzu langer Zeit.

»Hast du das eingetragen?« wird Oren von Anniek zur Rede gestellt, und er nickt: »Wenn euch das Buch so wichtig ist und sozusagen die ganze Geschichte Fornburgs wiedergibt, wieso liegt es dann nicht bei dir im Buchladen?«

Er antwortet, daß es hier im Gemeinschaftshaus besser aufgehoben sey; und auch in Hinblick auf seine Wichtigkeit sey es nicht so erheblich oder gar unersetzbar. Nein, Oren erklärt, daß Fornburg durch die Einwohner und ihre Erinnerungen selbst lebe; und nicht durch jahrhundertelange Aufzeichnungen, deren Richtigkeit sich bald nicht mehr überprüfen ließen (wie man an der Nennung der Großen Flut beispielhaft erkennen kann). Stattdessen gilt das ungeschriebene Gesetz, daß es durchaus in Ordnung sey, wenn einige Dinge in Vergessenheit geraten. Schließlich fragt auch niemand mehr nach dem Schicksal des gelben Laubs vom letzten Herbst. Es verschwindet einfach.

Derweil bemerke ich noch eine weitere Entwicklung, von der ich nun berichten will – dem weiteren Ausbau des Schulhauses.

Wie ich dereinst schrieb, galt es hierfür ein leerstehendes Gebäude instandzusetzen. Im folgenden sah sich Darren, der sich mit Holzarten und Reparaturen dieser Art am besten auskennt, die auszubessernden Stellen an und tauschte, wann immer er Zeit fand, beschädigte Fassadenteile, Möbelstücke oder Teile der Dachkonstruktion gegen neue Kon-

strukturate aus. Zu meinem eigenen Erstaunen sind in diesen Tagen beinahe alle, die sich auf ein Handwerk verstehen, besonders aktiv gewesen, und während die einen sich der Mühle zuwendeten, konnten die anderen nicht genug von neuen Aufgaben an anderen Baustellen, wie der Schule, bekommen. Sogar Divanno offerierte ein ungeahntes Handwerk und kramte eine alte Drechselbank aus dem Schuppen hervor, die, freilich, mit Muskelkraft betrieben werden mußte. Aber immerhin hatte er Gelegenheit, pro Tag ein gutes Dutzend schön geformte Knaufe, Griffe und Stangen herzurichten, aus denen Darren ein halbes Treppengeländer für das Schulhaus zusammensetzte. Wie immer suchte auch ich meinen Platz und bot immer wieder Hilfe an. Da ich jedoch in keinem Handwerk wirklich geübt bin, faßte ich lediglich hier und da mit an, stützte eine Leiter oder trug ein paar Gegenstände von links nach rechts. Allesamt schienen bestrebt zu sein, nun da die Mühle wieder lebte, auch allen anderen liegengebliebenen Aufgaben und Erfordernissen vermehrt Zuwendung anheimfallen zu lassen. Wie das eben so ist, wenn man durch eine erfüllte Unwahrscheinlichkeit motiviert wird.

Jedenfalls gestalten sich die Räumlichkeiten des Schulhauses immer mehr in einer Weise, wie man sich Gebäude dieser Art auch vorstellt: Hell (da endlich die Scheiben geputzt wurden), reinlich und geräumig. Die an der Seite stehenden Tische und Bänke (einige bedurften noch einer Instandsetzung) beflügeln meine Fantasie, wie vielfältig das spätere Klassenzimmer eingerichtet werden konnte: Strukturierte man damit Arbeitsgruppen oder stellte man Gleichberechtigung der Meinungen durch eine kreisrunde Tischform dar? Ich merke, daß auch Anniek sich diese Frage



stellt: Immer wieder ging sie durch die Flure, von Raum zum Raum, und lebte, als wäre sie zuvor tot gewesen. Eine unvermutete Eleganz blühte nun aus ihrem Geist, sprühte Frohsinn und Weitsicht auf die Mitmenschen, erfreute mein Herz. Und abermals wurde mir bewußt, daß ich niemals mit einem anderen Menschen zusammenleben wollte.

In einem der Zimmer hatte jemand den Holzofen ausgekehrt, geölt und gereinigt. Zwei Kinder trugen Holzscheite herein und stapelten sie daneben auf. Dann brachte Clyde, ich weiß nicht woher, ein etwa ein Meter hohes Glutbecken, das schimmerte, als sey es aus Bronze geschmiedet. Drei Beine stemmten es vom Boden ab und in die aufsitzende Schale ließ sich dann die Glut einfüllen. So etwas hatte ich schon lange nicht mehr gesehen, Anniek noch nie. Ich erklärte ihr, daß sich im Winter damit jene Räume heizen ließen, die über keinen Ofen verfügen.

Unter dem Dach hämmerte es unentwegt, weil Darren neue Stützen einsetzte und die Dachschindeln erneuerte. Diese fertigte er aus der Sichelanne und dichtete sie am Rand mit Kiefernharz ab, das er zwar immer vorrätig hatte, aber erhitzt und verteilt werden mußte – eine »klebrige Schinderei«, wie er mir versicherte.

Insgesamt würde es wohl nicht mehr lange dauern, und der Unterricht konnte beginnen, das sah auch ich.

\*\*\*

Am nächsten Morgen gehe ich frischen Mutes ans Tagewerk und habe große Pläne: Nun, da die Sache mit den Sandsteinen zunächst abgehakt ist, will ich mich meinem zweiten großen Versprechen widmen – der Herstellung von

Waldglas. Paradoxerweise bin ich für dieses Unternehmen zuversichtlicher, obschon erst ein Ofen gebaut werden muß und es auch an Materialien, Quarzsand und einem Flußmittel wie Pottasche, fehlt. Doch das Erzeugnis, so schlecht das Glas auch sey, würde gute Dienste tun und es ließen sich – vielleicht – sogar einige der fehlenden Fensterscheiben am Schulhaus ersetzen. Aber das liegt noch in weiter Ferne.

Verständlicherwise habe ich noch niemals Glas hergestellt, auf diese oder sonst eine Weise, sodaß ich mich auf Wissen und Vernunft berufen muß. Es ist ja nun bei jeder Tätigkeit, das das Theoretische strikt von der praktischen Anwendung zu trennen gilt, denn beides muß nicht zwingend übereinstimmen. Aber irgendwie haben es auch unsere Vorfahren vor Jahrhunderten geschafft, aus ganz einfachen Naturmaterialien so etwas wie Glas herzustellen – das sollte uns also auch möglich sein, zumal wir wissen, welches Endprodukt zu erwarten ist!

Freilich muß zunächst alles gründlich überdacht werden. Denn anders als bei den Sandsteinen kenne ich mich mit Glas nicht aus, kaum mit seiner Herstellung. Trotzdem würfelt die Motivation in mir, auch diese Aufgabe erfolgreich abzuschließen und den Fornburgern eine weitere nützliche Sache zuzutragen.

Nicht wissend, was mich erwarten soll, gehe ich an diesem Morgen, nachdem ich und Anniek mit unserem Kahn von Ibyko übergesetzt haben, in Richtung des Marktplatzes. Anniek hatte den ganzen Morgen geschwiegen und es ist wohl so eine Art Entgegnung auf mein bedächtiges Grübeln, wie weiter vorzugehen sey. Schon immer habe ich diese Eigenart, mich zeitweilig ganz auf eine Sache zu konzentrieren, und dabei selbst die geliebten Menschen zu

ignorieren. Aber das ist nur Schein; richtig ist, daß ich sehr wohl das Ungemach wahrnehme, das ich mit meinem vorgehenden Stursinn anrichte. Doch würde ich mich auf beides besinnen, wäre es wie im sonstigen Leben: In beiden Dinge bewirkte man nur Mittelmäßiges.

»Anniek! Erinnerst du dich noch, wie Aswin gestern von der bevorstehenden Mahd erzählte?«

»Nein, das habe ich nicht gehört.«

»Jedenfalls war er gestern im Gasthaus und schwärmte von heute und den folgenden Tagen, wenn auf den umliegenden Wiesen das Gras gesenzt und zusammengetragen wird. Offenbar ist es jetzt die beste Zeit dafür. Ich will mich umhören, ob ich dabei helfen kann. Nicht nur, daß ich gerne einmal mit einer Sense um mich schwingen möchte, nein, vielleicht komme ich dabei auf andere Gedanken.«

»Tue das, ich finde schon eine Beschäftigung. Sehen wir uns dann heute abend?«

Dazu nicke ich zwar, aber mir ist dennoch unwohl:

»Höre, Anniek«, gehe ich wieder auf sie zu und halte sie an der Schulter, obwohl sie sich schon umgekehrt hat: »Wisse, daß mir im Leben nie etwas so lieb ist, als in deiner Nähe zu sein. Diese unumstößliche Wahrheit kann ich nicht verdrehen, mich ihr nur unterwerfen. Und ich tue es gern! Du bist mein Leben, und ohne dich habe ich keinen Grund hier zu sein. Aber in meinem Geist sitzt auch ein Dämon, der mich ständig zu neuer Arbeit und neuen Interessen treibt, denen ich nachgehen will, um mich daran zu erfreuen und zu bilden. Der Dämon jedoch hat keinen Einfluß auf meine Gefühle für dich — nein, du gehörst ganz mir.«

»Was willst du denn nun sagen?« lächelt sie so bezaubernd, daß ich fast ohnmächtig werde, und freilich auf

meine komplizierte Ausdrucksweise anspielt.

»Ich will dir sagen, Anniek, daß ich mich heute wegen der Arbeit von dir abwende, aber du in meinem Geiste vor mir stehst. Daß wir heute getrennte Wege gehen, und mich doch über meine Erinnerungen mit dir verständige. Daß es aussieht, als gehe ich den Weg für mich, und tue es doch für uns beide. – Ich will sagen, daß ich dich liebe, und ... «

»Es bedarf keiner Rechtfertigung, auch wenn sie anmutig formuliert ist. Allein das ›Ich liebe dich‹ soll mir Anreiz genug sein, jede Minute ohne dich zu bedauern; und gleichermaßen mit jeder Minute auf ein Wiedersehen zu hoffen, und in hoher Sehnsucht zu beten, daß du unbeschadet wiederkehrst. (Damit meine ich deinen kleinen Unfall im Steinbruch!) Und ich wünsche dir Glück und Weitsicht auf deinem Weg, damit du wieder heimkehrst und mich aufs neue erfahren läßt, warum mein Dasein einen Sinn haben kann. Du siehst, auch ich mag verdeutlichen, was du mir bedeutest, obschon sich unsere wahre Bindung nicht an Worte kettet, sondern an Erinnerungen und Gefühle. Und ersetzt nicht ein einziger Kuß ein ganzes Buch an Worten?«

»Das ist schade, finde ich.«

»Da spricht wohl der Schriftsteller aus dir«, lacht sie, streicht mir über die Wange und legt ihre Stirn auf meine, als haben sie schon immer zusammengepaßt.

Wir bringen kein weiteres Wort über die Lippen. Alles Notwendige wurde gesagt. Und insgeheim wissen wir, daß so eine umfangreiche Verabschiedung, obwohl sie nur für ein paar Stunden gilt, nicht jeden Tag ausgesprochen werden wird, aber trotzdem nie eine Zeitverschwendung sein kann. Daß wir auch eine Stunde hätten so stehen und uns berühren können, und sollten wir letztlich nur einen halb-

en Tag getrennter Wege gehen. Für so etwas muß im Leben immer Zeit sein, oder man lebt kein Leben, sondern Zwang.

Bald entdecke ich eine Gruppe, die sich in die westlich von Fornburg liegenden Hügel aufmacht, um die Mahd in diesem ausgehenden Sommer zu beginnen. Die Schnitter sind dafür gut vorbereitet: junge Männer und Frauen tragen bequeme Arbeitskleidung und einen weiten, vor der Sonne deckenden Hut. Sie schreiten, ein Liedchen singend und pfeifend, voran, und begrüßen meine Anteilnahme sehr. Auch eine Sense mit Puppenfänger gibt man mir sogleich in die Hand, sowie den Rat, mir die Hände mit etwas einzu-fetten, das in einer Dose herumgereicht wird. Dem Geruch nach ist es Fischfett, oder ein Erzeugnis daraus, und soll wohl besser gegen Blasen an den Händen schützen als jeder Arbeitshandschuh. Mit uns gehen vier Kinder, denen, wie man mir erklärt, die Aufgabe zukommen soll, das Heu in Form von Garben aufzustellen, daß es trocknen kann, solange nicht der feuchte Herbst darüber herfällt.

Als wir die großen Wiesen erreichen, macht man sich ans Werk, ohne erst eine bestimmte Position einzunehmen. Nur verteilen solle man sich gut!, unterweist mich der alte Sigurd, und zeigt mir auch gleich den Umgang mit der Sense. Nach einigen Übungsschlägen kehrt sich mein Talent für diese Art von Arbeit hervor, sodaß mir bald ganze Haufen umgemähten Grases zu Füßen liegen. In der Tat finde ich die Tätigkeit so erheiternd, daß es nicht lange dauert, bis auch ich eine Melodie im Takt meines Sensenschwunges trällere, und die Welt um mich herum vergesse.

Keine Frage – es ist eine anstrengende und schweißtreibende Arbeit, bei der man sich zu konzentrieren hat, wenn man nicht einbeinig nach Hause humpeln will. Daß wenig-

stens einmal pro Stunde die Arbeit unterbrochen werden muß, um die Klinge zu wetzen, ist außerdem nicht als Pause zu verstehen. Eine solche gibt es erst gegen Mittag, als wir uns im Schatten zusammenfinden und das Brot teilen.

Darunten, in der Niederung, sehe ich Fornburgs leuchtende Silhouette, das sich inmitten der wilden, un bebauten Küstenlandschaft so sehr absetzt wie eine Insel im Meer. Derweil sind auch andere Fornburger zu uns gestoßen, darunter Catla, doch vergeblich schaue ich nach Anniek. So war es ja auch nicht abgemacht. Die Neuankömmlinge jedenfalls erklären, daß sie nun, da das hohe Gras niedergemäht ist, nach Pflanzen zum Färben und Kornflechten Ausschau halten wollen. Also verteilen sie sich auf der lichter werdenden Wiese und legen Seltenes in ihre Körbe, wie ich mir zeigen lasse: Ginster für gelbe Farben und die reifen Kreuzdornfrüchte für Grün. Catla schält zusätzlich die Rinde von einigen Bäumen und schildert auch deren färbende Wirkung.

Gleichzeitig wird Material zum Kornflechten gesammelt; hier auf den Anhöhen, fern der bevorzugten Standorte von Weiden, landet vorrangig Hartriegel und Pfriemenginster im Korb und wird noch vor Ort auf Biegsamkeit und andere Eigenschaften begutachtet.

Lachende Kinder eilen überall umher: Die Jüngeren jagen sich um die Puppen und die etwas Gewissenhafteren stellen sie zu solchen auf. Schon kurz nach Mittag stehen Dutzende davon im Felde, leuchten gelb in der Sonne und sehen aus wie Felsen in einer See aus umgelegtem Gras. All das treibt mir ein stolzes Schmunzeln ins Gesicht, denn ich war ja nicht unerheblich daran beteiligt! Schnaufend wische ich mir den Schweiß von Stirn und Armen, an denen die kurzen

Halme klebengeblieben sind.

Eine Zeit vergeht, da bemerke ich, wie fleißig ich wirklich gearbeitet habe: Unbewußt war ich beim Schnitten immer vorangelaufen – seltsamerweise den Hügel hinauf – und hinterließ eine deutliche Schneise, die durch das hüfthohe Gras zurück zur Gruppe führen mußte. Wie ich mich umsehe, kann ich keinen Fornburger mehr erkennen und stehe einsam in der Landschaft; selbst Fornburg liegt so weit in der Ferne, daß ich kaum drei Häuser mit dem bloßen Auge zu unterscheiden vermag!

Schaue ich jedoch in die entgegengesetzte Richtung, so bemerke ich, an der Flanke eines beeindruckenden Inselberges wachend, eine winzige, kaum als solche erkennbare Hütte. Und schaue ich dem Verlauf der durch die Mahd in die Landschaft gerissenen Schneise nach, so habe ich mich gänzlich unbewußt fast genau auf dieses Heim zubewegt. In den Armen müde lasse ich das Mähen sein und hucke mir die Sense auf die Schulter.

Es ist ein eigenartiger Anblick: Ganz in der Nähe des Berges versteilt sich die Hangneigung, daß man sich zu stehen müht. Dann erscheint der Hügel weitgehend kahl, nur ganz oben in der Mitte mit einem Forst bewachsen. Ferner ist diese eigenartige Aufwölbung, die mich an einen gewaltigen Busen erinnert, einzigartig in der gesamten Umgebung – und das ist insofern bemerkenswert, als daß mir diese Tatsache zuvor nicht aufgefallen ist.

Einen weiten Schatten wirft der hoch thronende Wald auf das umliegende Gebiet, und auf mich. Zweifelsohne ein hervorragender Ausguck, denke ich mir und spähe schärfer auf die abgelegene Behausung. Vielleicht würde auch ich derweil beobachtet?

Behutsam – denn es mag einen Grund geben, weshalb sich jemand ein so einsames Heim aussucht – schreite ich voran, stets die Augen auf die Hütte und den Wald gerichtet. Baufällig sieht sie aus, die geheimnisvolle Bude, und selbst der aus Feldsteinen gesetzte Kamin-Abzug scheint beim nächsten Windstoß in sich zusammenzufallen.

Mich reizen Gelegenheiten wie diese sehr: Ganz kindlich ist dann mein Verlangen, der Neugierde erschöpfend nachzugeben, und das, was längst vergessen worden ist, zu erforschen. Daß in dem Häuslein tatsächlich jemand wohnt, zeigen mir die seitlich vom Haus in ein Gatter gesperrte Schafherde sowie die zierlichen, gepflegten Obstbäume, deren Schatten sich auf Veranda und Vordertür niederwerfen.

Wie ich endlich vor dem Haus stehe, öffnet sich unverhofft die Tür. Ein Mann, dessen Gesicht zunächst durch eine breite Hutkrempe verdeckt ist, tritt heraus und bewegt sich, als habe er mich noch nicht wahrgenommen. Aber das stimmt nicht.

Von nachdringlicher Intensität stapfen seine Holzschuhe voran, immerfort auf ein Blumenbeet zu, das er mit derjenigen Gießkanne gießt, die er in seinen zittrigen Händen umkrallt. Obschon ich mitten auf seiner Veranda stehe, ist er wortlos an mir vorbeigegangen, als sey ich unsichtbar! – Das erstaunt mich immens und läßt mich sogleich die drängelnde Frage vergessen, wie ich den Fremden anzusprechen habe. Und endlich, als das Licht gerade günstig auf sein altes Gesicht fällt, erkenne ich, daß es der Isolat ist, den ich zuletzt im Graublatttal gesehen habe!

Vor Freude lachend lasse ich die Sense fallen und reiche ihm die Hand zur Begrüßung. – Er reagiert nicht auf mich.

Ob er blind geworden ist?, frage ich mich, auch wenn das



nicht erklärt, wie er dann mein Lachen ignorieren kann. Ob er blind und taub ist?

Mit fragenden Augen sehe ich ihm nach und folge seinem Weg: Nun ist er hinüber zu seiner Werkbank gegangen und greift zielsicher einen Hebel und ein halb vollendetes Gestell aus biegsamen Ruten; es soll wohl eine Raufe für seine Tiere werden.

»Du bist nicht blind, oder?«

»Ich habe dich schon wahrgenommen, da hast du meinen Flutberg noch nicht einmal gesehen!«

»Flutberg?«

»Ich nenne ihn so, weil ich mich hier oben vollkommen sicher vor herannahendem Wasser fühle. Was dagegen?« grummelt er.

»Warum begrüßen wir uns nicht, wie wir voneinander Abschied nahmen? Sind wir nicht länger in Freundschaft verbunden?«

»Weißt du, jemand, der, wie ich, zu viel Schrecken gesehen hat, dessen Herz verdunkelt sich, erkaltet, läuft langsamer ... und leidenschaftsloser. Mit Freundschaft hat das nichts zu tun, doch mit Alter. Nur mit Alter«, erklärt er sich und arbeitet weiter. Nun gilt es an mir, seine eigenbrötlerische Ansicht zu akzeptieren ... oder zu verschwinden.

Daß der Isolat ein besonderer Kerl ist, hatte ich längst verstanden. Und obwohl er mich so unhöflich anfährt, meint er es in seinem schweren Herzen gewiß nicht so. Auch ich habe, an Tagen leidigen Gemüts und finsterer Stimmung, schon oft von Freunden und Kollegen unausgesprochenes Verständnis für kühle Worte und Gesten erwartet. Insofern verzeihe ich ihm sein Raunen. – Und ist nicht das, was wirklich jeder Mensch gleichermaßen verdient hat, das ehrliche

Wort?

Betrachte ich mir den Greis genauer, sind Spuren fortgeschrittenen Alters tatsächlich unübersehbar: Noch gebrechlicher als in meiner Erinnerung stellt er sich dar; mit doppelt so vielen Falten im Gesicht und auf den Handrücken. Immer wieder stützt er sich auf die ihm am nächsten liegende Gelegenheit.

Er bemerkt, wie ich ihn diesbezüglich anstarre und antwortet, bevor ich frage:

»Ich verberge nicht, was ich bin. – Sich nicht verstellen zu können, ist eine Stärke, keine Schwäche!« rechtfertigt er sich und kehrt sich verlegen von mir ab.

»Das sehe ich ebenso!« beruhige ich ihn, und ein neuer Aspekt unserer ungewöhnlichen Freundschaft öffnete sich:

»Meine wesentliche Stärke liegt vermutlich darin«, fahre ich fort: »genau zu wissen, worin meine Schwächen liegen, und danach zu streben, diese auszugleichen. Gleichsam ist es meine Schwäche, alle meine Stärken zu wissen und sie für unfehlbar zu halten.«

»So läßt sich offen und unverblümt eingestehen, dessen man unfähig ist, nicht wahr?!« ergänzt er.

Nun schaut er mich wieder mit offenem Gesicht an, und der alte Wert unserer Begegnung ist, zu unser beider Freude, aufs neue entflammt. – Eine Freundschaft, so eng, als haben sich zwei gefunden, von denen der eine stets die obere Hälfte des Brötchens bevorzugt, die andere verabscheut; bei dem anderen es genau umgekehrt ist ...

Schmunzelnd weile ich neben ihm und bestaune sein ausgereiftes Handwerk, wenschon er sich primitivster Werkzeuge bediente: In der Tat sieht ein jedes Brett, eine jede Schindel so aus, als sey sie allein mit einem Beil zugerichtet

worden. Doch mit Fleiß und unermüdlichem Willen hatte er sich all das so zusammengebaut, wie eine Gruppe von Männern mit guten Werkzeugen in einem Drittel der Zeit. An seinem Lebensziel hat sich also nichts geändert:

»Noch immer wohnst du so einsam . . . «. Bewußt vermeide ich die mich ebenfalls interessierende Frage, auf welche Weise er vom Graublattal hierher gelangt sey. Wohl auf ähnlich geheimnisvollem Wege wie Darren und Catla?

»Du kennst mich noch nicht lange«, beantwortet er mit mahrender Stimme, »darum möchte ich dir sagen: Unwohl fühle ich mich unter so vielen Menschen. Stattdessen führe ich ein zurückgezogenes und philosophisch fundiertes Leben, das sich dem Sinn, Werdegang und Ende des Daseins widmet.«

Es liegt mir fern, diese Einstellung als »nährisch« zu verhöhnen; denn gewiß kann man auch mir so etwas nachsagen!

»Absichtlich will ich hier draußen leben!« ergänzt er, »Und wenn ich eines Tages einfach sterbe, dann ist das gut! Denn ich habe nach meinem Willen gelebt!«

»Dafür, daß du hier draußen allein lebst, hast du aber viel Sorge getragen, daß dein Heim gut begrenzt wird!« setze ich mich auf die etwa hüfthohe Steinmauer, die einen Teil der Anlage umgibt (im Rücken hat er ja den Wald auf der Kuppe des Inselbergs): »Hast du Angst, daß du bestohlen werden könntest?«

»Sprichst du wirklich von Besitz, nach allem, was du zweifelsfrei in Fornburg gesehen hast?«

»Nun . . . «, stottere ich verunsichert.

»Man kann nur Dinge besitzen, deren Verlust man nicht umkehren kann. Zum Beispiel seinen Leumund!« schulmei-

stert er. »Und außerdem«, geht er mit erhobenem Finger auf mich zu, »würde ein Mensch, auch wenn er auf einer weiten Wiese lebte und keine wilden Tiere zu fürchten braucht, immer instinktiv einen Verschlag errichten (wenn schon kein Haus), einen Zaun oder ein Bollwerk, hinter dem er sich verbergen und sicher fühlen kann. Das liegt in der Natur des Menschen. Auch wenn er das gefährlichste Tier von allen ist, und sich mit zehn Gewehren bewaffnet, wird er des Nachts, wenn er ohne Bewußtsein ist, trotzdem eine sichere Bleibe schaffen wollen.«

Da hat der Isolat gewiß nicht unrecht, denn auch ich erfreue mich, wenn auch nur innerlich, an der Sicherheit, die die Insel Ibyko uns verheißt – einen Platz zum retirieren.

Plötzlich bietet er an, mit mir ein Stück über »sein Land« zu gehen, damit er mir alles zeigen könne; es scheint, als sey das Eis endlich gebrochen und er wieder der Alte, den ich kenne und mag. Schon bei den ersten Schritten führt er mir erklärend vor Augen, daß mir der Spaziergang »zustehe«. Denn nach seiner Auffassung würde während eines Spaziergangs sehr viel mehr Dialog entstehen als beim bloßen Beieinandersitzen. Und natürlich fragt er auch nach Anniek; es wundert mich nicht, daß sie ihm in Erinnerung geblieben ist:

»Ich beneide dich um dein seliges Dasein mit deiner Gefährtin. Und daß ihr glücklich seid, dessen bin ich mir gewiß!«

»Ist das so eindeutig?« scherze ich und er antwortet so gleich:

»Nicht weniger eindeutig als der Mistel-Ballen dort drüben an der Pappel.« – Ein schöner Vergleich, finde ich.

»Sicherlich bin ich glücklich mit ihr, denn sie ist das Maß

meines Lebens: Sie ist . . . , du weißt, und wie soll ich es umschreiben?, sie ist, was immer ich wollte, noch bevor ich danach verlangte! Und wäre ich heute nicht mit ihr zusammen, so wäre sie das unzweifelhaft anzustrebende Idealbild, das mich bindet und fasziniert. Und doch wäre sie ein recht scheußliches Ideal, denn man könnte es nie erreichen!«

»Aber hier bist du mit ihr zusammen; das Ideal ist zur Wirklichkeit geworden, die du tagtäglich zu Gesicht bekommst.«

»Und wie wohl mir das ist und wie sehr ich das brauche!« setze ich in seinem Ansatz fort, »Hast du noch keinen gefunden, der an deiner Seite ist? Falls das überhaupt eines deiner Ziele ist?!«

»Weißt du, ich habe mit dieser Welt kein Wort mehr zu wechseln; mit keinem Menschen und keiner Laune. Ich halte mich fern von Liebe, Hoffnung, Unglück. Genau genommen haben die Menschen und ihre Belange keine Wesentlichkeit – weder auf diesem Planeten noch in diesem Universum. Wer das in jungen Jahren nicht erkennt, wird vom Leben nichts haben!«

Seine ablehnende Haltung zur Welt verstehe ich; sie begründet sich auf eine große (unausgesprochene) Enttäuschung, und das hat er mir schon bei unserer letzten Begegnung dargelegt. Aber daß sein Herz so erkaltet ist? Obwohl er offenkundig Freude für mich und Anniek empfindet? Und obschon er in diesem Moment mit mir redet? Einem Wesen, dessen »Belangen keine Wesentlichkeit zukommt«?!

Dann sagt er etwas, das wirft Licht in das Dunkel seiner Verbitterung:

»Der Mensch hat sich zu einem eigenartigen Wesen ent-

wickelt: Er erwartet für jede Tat einen Gegenwert, sonst fühlt es sich ungerecht an. – Vielleicht sollte die einzige Tugend, der wir uns hinzugeben entschließen, die Selbstlosigkeit sein.«

Dann hält er inne und starrt auf den Horizont. Ob die Einsamkeit seiner Existenz etwas mit Geben und Nehmen, Gier und Großmut zu tun hat?

Um das Thema zu wechseln, komme ich auf meine derzeitige Aufgabe zu sprechen, und er zeigt sich interessiert an den handwerklichen Fortschritten, die Fornburg derzeit erfährt. Andererseits scheint ihm selbiges gleichgültig zu sein, und ich spüre mit Gewißheit, daß es vergeblich wäre ihm anzubieten, einen Teil der neuen Technik mitzunutzen oder ihm gar hierher zu bringen. Als denken wir mit demselben Hirn, kenne ich seine Antwort, bevor ich den Satz zu Ende formulieren kann. Der Isolat würde wohl, auch wenn er ein gelegentliches Gespräch mit einem Besucher nicht ablehnt, niemals fremde Hilfe annehmen, wenn das Nützliche nicht aus seiner eigenen Initiative entstanden wäre.

»Wie ich sagte, will ich mich in Zukunft mit einer Glashütte beschäftigen. Du weißt nicht zufällig eine gute Quelle für Pottasche?«

Meine beiläufige Frage, von der ich hoffe, er würde sie nicht als einzigen Grund für meinen Besuch verstehen, regt ihn tatsächlich zum Nachdenken, und derweil erkenne ich, wie dumm sie ist: Wo sollte es hier schon eine Quelle für Pottasche geben?! In einem Krämerladen?! Nein, man mußte sie freilich selbst herstellen, aus veraschten Pflanzen! Das antwortet mir auch der Isolat und betont, daß er sich, von den Grundlagen der Veraschung abgesehen, mit dererlei nie zuvor befaßt habe.

Ob er denn nicht auch von einigen Glaswaren profitieren könne, frage ich ihn. Doch stolz verweist er auf seinen geschnitzten Holzbecher, und mehr brauche er nicht, das aus Glas geschaffen sey. Dasselbe antwortet er bezüglich meiner Frage nach einer bekannten Quelle für Eisenerz, und sey es Raseneisenerz. Doch er weiß davon nichts und wiederholt, daß er keine neuen Gegenstände brauche, denn keine davon ließen sich ins Nachleben überführen und seien an diese Welt für immer gebunden.

Hier merke ich auf: Er spricht von einem »Nachleben« – nach diesem?! Doch in welcher Welt befinde ich mich dann derzeit? Läßt sich diese Überlegung als philosophisches Rätsel ansehen, für das es keine eindeutige Lösung gibt?

Davon abgesehen fällt ihm doch etwas ein: »Es heißt, daß die Fornburg, die heute als Ruine unweit der Küste steht, früher sehr umkämpft gewesen sey. Vielleicht finden sich unter ihren Trümmern oder in einem Teil des eingestürzten Gewölbes, das bis heute nicht freigelegt ist, noch irgendwelche metallischen Reste, die sich einschmelzen ließen? Du weißt schon: Pfeilspitzen, Rüstungsteile, Schwertschneiden und dergleichen mehr.«

Erstaunt bedanke ich mich für diesen vorzüglichen Gedanken, der mir die vielleicht glücklose Suche nach natürlichem Eisenerz erspart, wenn auch nur verkürzt. Trotzdem soll es noch ein langer Weg sein, wie ich davon später berichten will.

Nun schon fällt mir etwas Bemerkenswertes ins Auge, das ich zuvor, blind von Erfahrung und Übertragung derselben auf neue Situationen, nicht habe bemerken wollen: Denn womit auch immer ich agiere, mit wem auch immer ich zu reden gezwungen bin – stets habe ich dazu nichts anderes

bei der Hand als die bedachte Gestik und den höflichen Umgang; und mit beiden hat man geschickt umzugehen, wenn man auf fremde oder bekannte Menschen trifft. Hier, in und um Fornburg, hat man eben nichts anderes, und man wurde Mensch durch sein Wesen und nicht Mensch durch seine Habe. Und ferner läßt sich feststellen: Nirgendwo sonst würde den anderen die Faulheit oder der Fleiß so sehr ins Auge fallen, oder die Einsatzbereitschaft oder daß jemand das falsche Handwerk betreibt. Und nirgendwo sonst hätte man sich mehr auf Instinkt und Moral zu verlassen. Was mich betrifft, so behaupte ich von mir, daß ich zuweilen nicht das richtige zu sagen weiß oder auf eine Aussage korrekt zu antworten. Doch weiß ich immer so zu handeln, daß ich unantastbar bleibe, Vernünftiges und Rechtes tue.

Eine Stunde verfliegt wie nichts, als wir wieder an seinem Heim eintreffen; derweil hat er mir seine Schafherde vorgeführt, das Meckern seiner Ziege, Kunststückchen mit dem Hund, und er zeigte mir auch einen kleinen Garten, schöner, als ich in Fornburg je einen gesehen habe. Offenbar sucht er, trotz seiner Entscheidung zu störrischer Isolation, auch gelegentlich Fornburg auf, um Brot und Samen gegen Ziegenmilch und Schnitzereien zu tauschen. Besonders im Frühjahr, betont er, wenn er sich den Winter über von schrumpeligen Äpfeln und alten Nüssen aus seinem Vorrat ernährt hat. Warum er nicht in der Fornburger Geselligkeit überwintert, frage ich gar nicht erst.

Ob er sich zu jener Sorte Mensch zählt, die instinktiv große Menschenansammlungen, sprich: Städte, meidet? Die aber dennoch das Seltsame in ihnen begrüßt und wertschätzt? – Etwa Gassen, zwischen deren Pflastersteinen Moos wächst, weil sie schon so lange nicht befahren worden



sind? Das könnte passen, meine ich, und mache ein nachdenkliches Gesicht, sodaß er es nicht sieht. Denn wie ein Raubtier wittert auch er jede Form von Schwäche und Zweifel, Lüge und Verrat. Obgleich mir Letzteres nie in den Sinn gekommen wäre, halte ich mich doch selbst für den größten Zweifler der bekannten Welt; zwar auch mit dem Geist des Naturforschers, doch zweifeln, daß ich keine Sache für absolut hielte. Ausgenommen vielleicht meine beständige Verliebtheit in Anniek.

Ebenso wie ich fürchte, daß seine Erfahrung mich durchschauen wird, achte und ehre ich sein Wesen mit eben jenem Maß an Sittlichkeit und Zuversicht, daß mich auch den Rest der Welt mit staunenden Augen erleben läßt: Als wäre es mir an Aufgaben nie zu viel, bewundere ich sein Können und beneide, daß ich vieler seiner Fertigkeiten nicht fähig bin, vielleicht nie habhaft werden kann. Es sind derer Vier, so wie ich das bisher weiß: Erfahrung, Wissen, Leumund und Ehre.

Erfahrung ist etwas, das nur gewonnen werden kann. Wissen läßt sich gewinnen und verlieren. Leumund, das kann man ausschließlich verlieren. Und Ehre ist etwas, das mit persönlicher Moral zu tun hat.

All diesen Dingen ist gemein, daß sie einem nicht ohne Weiteres entwendet werden können: Teilweise erlernt, ja, aber nicht durch Raub in Besitz gebracht. Und so fühle ich mich am rechten Platz, wenn auch mit etwas Verspätung. Denn all das – Wissen und Erfahrung aneignen – sind Aufgaben der vorherigen Existenz, des Lebens selbst, wie es die meisten Menschen zu nennen pflegen. Heute lerne ich hier – um Fornburg und von den Leuten aus Fornburg. Das ist in Ordnung, denn ich werde nie zu lernen aufhören! Nun,

ob ich mich je für allwissend halten werde und eines Tages glaube, daß es in diesem feinen Landstrich nichts mehr zu entdecken gibt? Mit der ironischen Fähigkeit des Wahrsagers verneine ich mein Empfinden. Und offenbar ist mein Hellsehen nicht auf diesen Moment beschränkt.

Wie ich erwartet habe, lädt mich mein Gastgeber zum Abendmahl ein und erzählt eine haarsträubende Geschichte, wie er jenes Fleisch erhalten habe, das kiloweise in einer angrenzenden Hütte trocknet:

»Bärenfleisch?« rufe ich erstaunt aus. »Woher hast du denn Bärenfleisch?«

»Von einem Bären natürlich!«

»Ja, ja, freilich! Ich wußte nur nicht, daß es hier Bären gibt! Keiner der Fornburger hat mich je vor einem gewarnt!«

»Vielleicht wissen sie nichts davon? Ich wußte es auch nicht, bis ich eines Tages vor nicht allzu langer Zeit beim Holz sammeln von einem überrascht wurde. Er verfolgte mich ohne Zögern auf einen Baum, auf den ich geklettert war.«

Dabei betonte er die Worte »ohne Zögern« besonders, um ihnen eine Bedeutung beizumessen, die man sonst wohl nicht nachvollziehen konnte, wenn man nicht selbst schon von einem Bären gejagt worden ist. Jedenfalls berichtete er weiter, daß er, als er an einem Ast hing, mit den Stiefeln nach der Schnauze des Bären getreten habe, um seine Bisse abzuwehren. Dabei habe er ihn tatsächlich im Gesicht getroffen, daß der Bär herabfiel und nach seinem Aufprall und einem kurzen Jaulen reglos zwischen dem Wurzelwerk liegenblieb. Das kam ihm merkwürdig vor, also hing er noch einige Minuten länger im Geäst. Als er sich schließlich überzeugt hatte, daß so einem Tier derartig ausgekochte

Heimtücke nicht zuzutrauen sey, stieg er herab und stach den leblosen Pelz mit einem Stock. Der Bär war tatsächlich tot. So wurde der Jäger zur Beute, zur Nahrungsquelle.

Der Isolat verweist während des Erzählens auf allerlei Beweise, die, neben dem getrockneten Bärenfleisch, das wir kauen, seine Geschichte belegen: Tatsächlich ist vor dem Haus ein Bärenfell aufgespannt, obwohl mir das anfangs gar nicht aufgefallen ist, wohl, weil ich es für die Haut eines Wildschweins hielt.

Dann gibt es da noch eine Kette aus durchbohrten Bärenkrallen, eindrucksvoll anzusehen. Schließlich zeigt er mir jenes Messer, das er zum Ausweiden gebraucht habe. Eine Menge Imponiergehabe für jemanden, der zurückgezogen lebt und sonst den Kontakt mit Menschen meidet, denen er sich mitzuteilen traut. Umso mehr wundere ich mich über das Heftchen, das auf einem Beistelltischchen liegt: Es trägt den Titel »Über mein Tötungsverlangen« und sieht handgeschrieben aus.

Als es so stark dämmt, daß selbst die Wolken ihr Grau verlieren, verabschiede ich mich und breche auf. Wie auch beim letzten Mal habe ich die Zusammenkunft genossen und bin mir sicher, daß mich die Erlebnisse noch tagelang, auch im Traum, beschäftigen sollen.

Langsam trete ich meinen Pfad, bedacht, nicht zu stolpern und mich dabei mit der immer noch bei mir getragenen Sense zu verletzen. Wärme – der Rest vom Tag – umgibt mich, streichelt meine Haut und läßt mich an Annieks gewogene Umarmung erinnern, nach der ich mich auch jetzt sehne.

Das Vorankommen gelingt mir leichter als gedacht, obwohl schon es so dunkel ist, daß man kaum die Hand vor Augen

sehen kann. Nach einer Weile ärgere ich mich darüber, den Isolaten nicht nach einer Fackel gefragt zu haben, und sey es nur ein brennender Stock. Aber es geht auch so, denn mein Ziel treibt mir nie aus den Augen: Fornburg, das, trotz des kitschigen, jedoch wahren Ausdrucks, am Horizont stets etwas heller erscheint als die Umgebung. An der Summe der erleuchteten Behausungen kann das nicht gelegen haben, denn es ist nur ein Haus, in dem Licht scheint. Auch der neue Mond trägt kaum Licht bei, steht zudem hinter mir.

Wie ich so darüber nachdenke, höre ich in den Büschen ein Rascheln, und kaum, daß ich mir überlegen kann, ob ich dem unheimlichen Geräusch nachgehen will, ruft eine Stimme »Senke deine Sense!« und Elena tritt hervor.

Zu drollig – Aber die Begegnung erinnert mich zu sehr an den Tag meiner Ankunft. Ich frage, was sie so spät hier tue und sie antwortet, daß sie der Spur meiner Mahd gefolgt sey. Ohne Umschweife setzt sie die Frage nach: »Kommst du von ihm?« und ich sage Ja.

Wie sich herausstellt, hatte sie sich etwas Ähnliches gedacht, als sie sah, daß ich unbewußt auf sein Grundstück zugegangen war. Endlich taue ich auf und wir verhalten und unterhalten uns nicht länger als Fremde, sondern wie Freunde, die zu Freunden wurden, weil sie ein gemeinsames Anliegen (oder Abenteuer) teilen. Letztlich bin ich froh, daß ich den weiten, unbekanntem Weg nicht alleine gehen muß, und nachdem wir Fornburg erreicht haben, verabschieden wir einander.

In unbeirrbarer Müdigkeit trete ich im Gasthaus ein und finde dort Anniek und andere vor, die sich den Abend vertreiben – offenbar weitgehend zu jenem Thema diskutierend, wo ich so lange verblieben bin.

Daß man sich außerdem über mich unterhält, erkenne ich erst, als ich beim Betreten der Gaststube einen Disput zwischen Vater und Sohn unterbreche; genau genommen bekomme ich noch einige Satzfragmente mit, bevor man mich bemerkt und voneinander abläßt:

»... Du sprichst immer noch mit deiner Mutter!« schimpft eine Stimme, die ich unzweifelhaft Tjelve zuordnen kann.

»Niemand erwartet«, fährt er im strengen, bestimmenden Ton fort, »daß du ihr dein Leben lang Respekt entgegenbringst. Aber glaube an ihre Liebe und schenke ihr all dein Vertrauen!«

Tjelve pausiert, aber sein Sohn Aswin kommt gar nicht zur Antwort:

»Und auch ich sage dir: Die einzige Gegenleistung, die wir für deine jahrelange Umsorgung und Aufopferung unserer Kräfte erwarten, ist, daß du dein Leben nicht unnötig gefährdest!«

Dann trete ich in Sichtweite, und plötzlich verstummt die Ermahnung. Tjelve, seine Frau Ginde und ihr Sohn stehen gleich vorne bei der Tür – daher habe ich sie so gut hören können, während ich im Vorraum meine Jacke ablegte. Wie ich die Familie ansehe, starrt sie stumm zurück – nicht mit ernstem Gesichtsausdruck, doch auch nicht freundlich grüßend, gerade so, als sey ich Ursache des besprochenen Streits.

In einer anderen Ecke sitzen drei Kinder beisammen (von denen ich im blassen Kerzenschein nur eines zu identifizieren vermag) und musizieren mit Flöten und einem Saiteninstrument – doch so unscheinbar leise, daß sie einerseits weder stören, andererseits für eine Hintergrundbeschallung sorgen, die dem Gasthaus eine warme, einladende

Gemütlichkeit vergibt. Eingewiesen werden sie während ihrer Musik-Stunde von Yista. Ein vielfältiges Talent, denke ich mir.

In dem Moment, da ich Anniek im Gemenge entdecke (sie unterhält sich mit Marcia), muß ich innehalten. Einer Ahnung folgend, will ich mich des mitgehörten Streits zwischen Tjelve und Sohn annehmen, obschon mir eines bewußt ist: Als Neuer im Dorf würde man mir ganz gewiß sofort Anhörung schenken, wann immer ich bei unpassender Gelegenheit ins Gespräch platze, insbesondere mit meinem angeborenen Selbstbewußtsein. Ich bin klug genug zu erkennen, daß diese Entgegnung daraus resultiert, daß man mir Höflichkeit und vorgegebene Gastfreundschaft entgegenbringen möchte, deren Anstand ich zu erweisen habe. Natürlich vertraut man mir nicht, das steht mir auch gar nicht zu! Wer einander seit Jahren und Jahrzehnten kennt, wird einen Neuen, auch wenn er noch so freundlich und hilfsbereit ist, stets als Fremden sehen. Auch der Begegnung mit einem alten Schulfreund würde ich bloße Oberflächlichkeit entgegensetzen, auch wenn die Bekanntschaft auf jahrelangen, gleichen Erlebnissen fußt. Jedenfalls heuchelt man mir als Streitschlichter lediglich Vertrauen vor; insgeheim gebe man aber nichts auf meine Meinung. Nun gut. Ebenso würde ich mich verhalten, wenn sich ein »Neuling« in eine Diskussion zwischen mir und Anniek einzumischen wagt.

Jedoch, mein Wesen ist mehr als ein Gemisch aus Vorurteil und Instinkt. Es ist auch Wagnis und Leumund, Asymmetrie und Gleichgültigkeit. Für mich heiligen die Mittel schon immer den Zweck; und sollte mein unangebrachtes Dazwischenreden letztlich eine gute Sache sein, dann wäre

ich der Letzte, den ein angeschabter Ruf stört.

Gerade, als ich meinen Fuß in ihre Richtung setzen will, greift mich Oren unter den Arm und zieht mich fort:

»Willst du nicht erst einmal etwas trinken? Zur Stärkung?! Und erzähle uns von deinem Ausflug in die Hügel!«

Er habe mich dabei so geschickt und tatkräftig angetrieben, daß ich mich beinahe unbemerkt meterweit von Tjelve und Familie entfernt hatte, so er seinen Satz beendete. Als sey ich in die Strömung eines Flusses geraten und fortgekommen, ohne wissentlich zu schwimmen!

So ein Schlitzohr, denke ich. Auch er weiß nun, daß ich seine Ablenkung begriffen habe; auch für ihn heiligen die Mittel den Zweck.

»Es hat sich also bereits herumgesprochen, daß ich mich etwas verlaufen haben?!« stelle ich fest. Neben mir kichert jemand.

»Natürlich! Was hast du erwartet bei der Größe des Dörfchens?!« antwortet Oren hastig. Dann zucke ich mit den Schultern: Es ist mir gleichgültig, was man über mich redete, oder ob es ernstgemeint war oder wer den Klatsch ursprünglich in die Welt gesetzt hatte. Nichts anderes erwarte ich von der Gemeinschaft, es ist ja hier nun einmal die einzige Form der Unterhaltung. Und würde ich nicht mitlachen, wenn herumgesprochen würde, daß Clyde aus Versehen in den Teich gefallen wäre?!

»Wie ich bemerke, schaust du immer wieder zu Tjelve?«

Da hat er recht: »Ja. – Was ist das mit ihnen? Als ich hereinkam, wurden sie plötzlich so still, als ... «

»Ach, Tjelve, der alte Karsthans<sup>1</sup>, hatte nur etwas zwi-

---

<sup>1</sup> = Bauer, da Karst = zweizinkige Feldhacke

schen ihm und seinem Sohn zu klären. So ein Ding übers Erwachsenwerden. Du weißt schon . . . «

»Du meinst, daß jeder Vater wohl streng und ungerecht zu seinem Jungen zu sein habe? So er das Leid und Unrecht seiner eigenen Kindheit ausgleicht? Nur sah mir das hier nach aufrechter, elterlicher Liebe aus; nach einem todernsten Schelten gerade aus jenem Grunde, wie man sein Gegenüber vor Unheil zu schützen warnt.«

Wie ich zu Ende gesprochen habe, sehe ich, daß Tjelve mit dem Finger auf mich zeigt, doch eigentlich seinem Sohn mitteilt, wo ich stehe. Aswin geht durch die Menge, geradewegs auf mich zu, und bleibt vor mir stehen.

»Ich bitte für mein unbedachtes Handeln um Entschuldigung, und möchte außerdem bitten, in all deinem Wissen unterrichtet zu werden.«

Das spricht er wie auswendig gelernt und blickt mir in seiner von Verlegenheit durchwirkten Demut nur ein einziges Mal kurz in die Augen.

»Vater möchte morgen mit dir sprechen«, schließt er seine Beichte.

»In Ordnung, Aswin. Nun geh'.«

Das war das einzige, das mir aus Verblüffung für den Knirps einfiel. Und er geht zurück zu seinen Eltern, die gerade das Lokal verlassen. Diesmal winkt mir Tjelve zum Gruße und lächelt.

»Nun, da die Katze aus dem Sack ist, kann ich es dir ja sagen«, schmeichelt Oren.

»Ich bitte darum!«

Gespannt und mit geöffneten Ohren sitze ich vor ihm und warte. Was hat das nun zu bedeuten? Und macht man so ein großes Geheimnis daraus, weil es mich – als neu-



en Dorfbewohner – betrifft? Was ist mit Anniek? Geht es ihr gut? Plötzlich schießen mir tausend Fragen anderer Art durch den Kopf, und ich schäme mich dafür, zunächst nur an mich gedacht zu haben. Und ist es nicht das, was Liebe – romantisch oder familiär – ausmacht? Zuerst an den geliebten Menschen zu denken, und dabei die Mühe verdrängen, genau dadurch ständig abgelenkt zu sein?

Gerade will Oren zu reden beginnen, da erscheint hinter einem Holzpfosten am Tresen seine treue Frau Mathilda, greift nach dem neben ihm stehenden Glas, gießt in eine Tasse Tee nach und stellt sie ihm hin. Wortlos sieht sie mir in die Augen und ich weiß sogleich, daß sie mich stumm fragt, ob auch ich Tee trinken möchte. Zwei Sekunden starre ich ihr sanft, doch ausdruckslos in die Pupillen, dann läßt sie ab und geht mit ihrer Kanne fort. Erstaunt nehme ich mit Oren wieder Blickkontakt auf – offenbar habe ich mit Mathilda gerade ein Gespräch geführt; eine Frage gestellt bekommen und freundlich beantwortet, ohne ein einziges Wort zu sagen! Geradezu unheimlich, bedenke ich, was mein Hiersein in Fornburg mit mir macht!

»Ich weiß nicht, was mir mehr mißfällt«, flüstert er mir im Vertrauen zu: »Eine Frau, die alle Dinge wegräumt, ohne daß ich diese Dinge sehe; oder eine Frau, die die Dinge übersieht, die ich wegräumt sehen möchte!«

Sein Schmunzeln verrät, daß er seinen Hohn nicht ernst meint; ganz im Gegenteil: daß er es sehr wohl liebt, wie Mathilda seine Wünsche voraussieht und das Zwischeneinander so tadellos funktioniert – gleich so, wie auch ich mit Mathilda stumm »gesprochen« habe.

»Ah ja, ich wollte dir von Aswin erzählen.«

Daraufhin nimmt er einen tiefen Schluck Tee und japst

mit der Zunge, denn er ist frisch aufgebrüht. »Es ist so, daß sich Aswin heute an den Klippen der Küste herumgetrieben hat, ohne seinen Eltern Bescheid zu geben.«

»Etwa diese steilen Abhänge? Die sind mir auch schon aufgefallen. Was wollte er dort? Und was hat das mit mir zu tun?«

»Er hat dir nachgeeifert«, faßt er es in einem Satz zusammen, um meine Fragen auf einmal zu beantworten. Erschrocken weiche ich zurück, mit Bedacht darauf, welchen Einfluß ich bereits jetzt auf Fornburgs Kinder ausübe: Erst bringe ich Ilô in Gefahr, nun indirekt auch Aswin.

»Nein, so ist es nicht«, beantwortet Oren eine nie gestellte Frage: »Gewiß, er suchte an den Klippen nach weiteren Stellen, um Mühlräder zu gewinnen, und gewiß wirst du sagen, daß das, aus geologischer Sicht, keinen Sinn ergibt. Aswin will eben helfen, keine Sorgen verursachen.«

»Und doch ist es so. Und ich habe schuld! Vielleicht sagst du mir, daß ihm nichts geschehen sey, oder daß die von mir erwirkten Mühlräder es rechtfertigen, sich abermals in Gefahr zu begeben. Und trotzdem haftet an mir die Schuld. Darüber muß ich erst nachdenken ... «

»Das wirst du, und das sollst du«, trinkt er abermals Tee, so unbekümmert, als habe mein Sorgen kein Gewicht. Vielleicht ist er mir gerade durch diese Nüchternheit ein so wertvoller Ratgeber.

»Sage ich nicht immer: Hast du ein schlechtes Gewissen, suche dir einen für dich positiven Punkt, der daraus hervorgeht und danke dem Ereignis, das ihn für dich ermöglichte? – Was ich sagen will: Wo wäre Ilô heute ohne die Erfahrung im Gelände? Hätte er dann je in seinem Leben das Geräusch knirschender Mühlräder vernommen? – Immerzu und jeden

Tag ließe sich mit Furcht aus dem Haus gehen und erwarten, von einem Meteoriten erschlagen zu werden! Ich ziehe die Erfahrung, und wenn sie mit Schürfwunden begleitet kommt, der Paranoia vor!«

»Wie kannst du so als Vater sprechen?« will ich demütig wissen.

»Nun, als Elternteil obliegen mir zwei wesentliche Aufgaben: Zunächst einmal habe ich die Verpflichtung, jedweden Schaden von meinen Kindern abzuwehren. Andererseits muß ich mich mit dem Dilemma arrangieren, nicht so viel Schaden abzuwenden, daß ihre Erfahrung leidet! Schließlich will ich später keine zwei Hauskätzchen in die Kanalisation zu den Streunern lassen, ohne daß sie je die Welt außerhalb der gemütlich Stube kennengelernt hätten! Daher bin ich dir für jede Stunde dankbar, die Ilô in deiner Obhut verbringen darf. Und daher schicken wir unsere Kinder zu den Handwerkern und Wissenskundigen Fornburgs, daß sie von ihnen lernen! Und aus eben jenem Grund wird auch Tjelve, obwohl er seinen Sohn zu mehr Vorsicht ermahnen mußte, das Positive, die Erfahrung, sehen, und dafür letztlich dankbar sein.«

»Oren, ich glaube, ich verstehe immer noch nicht . . . «

»Das wirst du, wenn du selbst Kinder hast«, schmunzelt er: »Als Vater sieht man die Dinge plötzlich aus einem anderen Blickwinkel: Aus dem Kind wird der Jugendliche, der junge Mann. Und meist schneller als gedacht, ist er Vater. Plötzlich philosophiert er wie der größte Weise, mit Lebenserfahrung eines Greises und jeder Menge Ratschläge für die anderen Männer, die seinen Stand noch nicht erreicht haben. Wie ein Gott blickt man auf die Taten seiner Kinder, sieht sich nicht inmitten, sondern allwissend! – Doch mit

Freude und Liebe!«

Wieder pausiert er und läßt mich absichtlich nachdenken, kühl kalkuliert wie der Plan eines Genies.

»Beispielsweise«, fährt er beiläufig fort, »ist an Kleinkindern am spannendsten, daß sie nie wissen, daß sie eigentlich ununterbrochen beschützt werden. Nun, würden sie dieses Verhältnis mit absichtlichem Unsinn ausnutzen, hätten es die Eltern viel schwerer!«

»Vor allem, wenn der Schlaf nie erfunden worden wäre! Ich meine, damit sich die Eltern auch einmal ausruhen können, nicht wahr?!«

»Siehst du! Jetzt hast du es begriffen!« – Wir lachen.

Ich vernehme, wie in der Ecke ein Spinnrad surrt und Kinder kichern. In der Dunkelheit des Zimmers – schließlich ist draußen die Dämmerung längst vorüber und nur ein gutes Dutzend Kerzen spenden Licht – erkenne ich an der Quelle der Geräusche die Umrisse zweier Mädchen (vermutlich Inciona und eine von Catlas Töchtern), wie sie am Boden sitzen, Kätzchen füttern und mit ihnen spielen. Im Grunde ist dies gar kein Gasthaus, in dem stets alles toll und laut durcheinandergeht, sondern ein Hort des Rückzugs und der Zusammenkunft, wo man friedlich und besonnen tratscht; wo die Dorfkinder, bevor sie ins Bett geschickt werden, für Vergnügungen zusammenfinden; wo ein altes Weib in einer Nische das Spinnrad dreht, um beiläufig den schwebenden Worten zu lauschen, anstatt daheim zu vereinsamen.

»Dennoch solltest du morgen mit Tjelve sprechen«, rät mir Oren, und ich erwidere, daß ich diese Absicht unlängst gefaßt habe.

Und dann kommt sie endlich; wohl hatte sie bemerkt, daß unser Gespräch dem Ende zuing. Unbestimmt, doch

herzlich tritt sie neben mich und greift sofort nach meiner Hand.

»Wie ist es nur möglich«, resümiere ich staunend über ihren Anblick, »daß ein einzelner Mensch die Summe der Schönheit von tausend Generationen erbt?« – Lächelnd packt sie meine Hand umso fester.

Alles fühlt sich richtig an: Ort und Zeit, gegenwärtige Personen. Als sey ich Figur in einem Roman, die zu inszenieren der Autor viele Tage und Nächte bedachte!

»Vermeide, in einer Bewertung den höchst möglichen Rang zu vergeben«, wendet Oren frech ein, »Denn sonst bist du machtlos . . . , wenn du ihn brauchst.«

Damit kehrt er sich ab und geht zu seiner Frau, nachdem er uns eine Gute Nacht gewünscht. Offenbar gehört dieser Ratschlag zu seiner Art väterlicher Weisheit, von der er so überzeugt zu berichten wußte.

»Siehe, Anniek, daß ich meine, was ich sage. Und wenn ich beeindruckt bin, zeige ich das auch ungeniert!«

»Ich weiß«, grinst sie zufrieden und ruft sich mein Kompliment in Erinnerung.

»Schon früher war ich mir nicht zu schade, einen jeden Traum von dir, wenn er einen vorherigen an Lieblichkeit zu übertreffen vermochte, als den ›schönsten aller Zeiten‹ zu titulieren! Du weißt das! Und warum auch soll ich nicht immer wieder deine Anmut belobigen, wie es mir gefällt?«

»Rege dich doch nicht auf – ich weiß ja, was du sagen willst! – Und ich danke dir dafür!«

In der Tat habe ich mich etwas aufgeregt. Mein Herz schlägt ob Orens Schulmeisterei schneller (eigentlich unbegründet), und ich möchte die Kehle benässen. Mich zum Tresen umdrehend, steht dort ein Becher Wasser, als sey

er für mich vorbereitet worden! Jedoch, Mathilda kann ich nirgendwo entdecken.

»Siehst du das Pärchen dort drüben?« flüstert mir Anniek beinahe flirtend zu und drückt sich zwischen mich und den im Schummerlicht liegenden Tresen, so eng, daß ich ihren Körper in einer Fläche von den Knien bis zum Bauchnabel spüre. Wie mir dann wird, läßt sich kaum in Worte fassen. – Ihr Handeln besteht jedenfalls darin, mit ihrem Finger auf meiner Brust herumzufahren und mit ihrer Nasenspitze mein Kinn zu streifen. Will sie mich verführen? Es funktioniert. Ob das allein meine Worte bewirkt haben? Sie sagt jedenfalls etwas zu mir, das ich nie vergessen will:

»Ich liebe dich so sehr, daß ich darüber hinaus nichts sagen kann. Ich will deine Küsse, deine Wärme, deine Worte. Gib' mir eines davon, und ich gehöre auf ewig dir.«

Sinne und Atmung bleiben stehen – wir küssen uns. Um es in den zuvor erwähnten Gedanken auszudrücken: Dies ist das Romantischste, das ich mir im Zusammenhang mit Anniek vorstellen kann.

Bald darauf begreife ich, was sie zu so viel Zärtlichkeit inspiriert haben mochte: Es war wohl das erwähnte Pärchen, das sich, wie wir, in einen abgedunkelten Winkel zurückgezogen hatte: Zweifelsfrei identifiziere ich sie als Divanno und Lita, die seit einer Weile ganz ungeniert dabei sind, ebenfalls Berührungen auszutauschen. Es ist wohl nicht so, daß sich jeden Abend im Gasthaus die Pärchen zum Schmusen einfinden (hätte man daheim nicht mehr Ruhe gehabt?); die beiden nutzen, wie auch ich bevorzuge, die Gelegenheit – sozusagen das Schicksal des Moments –, um eine an sich zufällige Situation auszukosten, ehe sie, wie die Erinnerung an einen Traum, unbemerkt verstreicht.

Jedenfalls empfinde ich ironisch zu beobachten, daß Di-vanno, der Bäcker, ein Süßgebäck verspeise, und einige Krü-mel an seinem Mundwinkel hängenbleiben. Als habe es seine Partnerin erwartet, umarmt sie seinen Hals und küßt seinen Mund, wobei sie ihm den zurückgebliebenen Zucker ableckt!

Anniek und ich beobachten das Treiben mit einer gewis-sen Anspannung: ich, weil ich darüber staune, es vielleicht genauso getan zu haben; und Anniek besieht sie mit einem Blick ... – wie anders kann ich es sagen? – der Lüsterheit. Uns gleich ist die fehlende Furcht, beim Starren entdeckt zu werden. Kurze Zeit später stehlen wir uns heimlich davon, um den angestammten Frieden nicht unnötig zu unterbre-chen. Ohnehin scheint Anniek in ihrer Erregung etwas zu beabsichtigen, von dem ich heute noch erfahren soll.

Außerdem ist es mir ein Anliegen, Anniek von meiner unerwarteten Begegnung mit dem Isolaten zu berichten, und sie gibt sich ebenso überrascht zu erfahren, daß er nun hier, und eben nicht länger im Graublattal lebt. Was sie wissen will, erzähle ich ihr, und interessiert saugt sie jedes meiner Worte auf. Insbesondere die Merkwürdigkeit, daß er sich gleichermaßen isoliert wie in Sichtweite der Fornburg-Siedlung eingerichtet hatte, betont sie wiederholt. Ich hoffe dagegen, daß sie darüber hinaus nicht ihre beabsichtigte Leidenschaft vergessen würde. – So einfach in unserem Denken können wir Männer eben sein, während wir mit einer sagenhaft schönen Frau in einem Kahn sitzen, und von einem Küstendorf, das auf keiner Karte verzeichnet ist, zu einer Insel rudern, auf der unsere Heimstätte liegt!

Ermattet gebe ich mich, wie wir Ibykos Küste erreichen und ich mich auf den Steg hebe, um anschließend Anniek

aus dem Kahn zu helfen. Sogleich bewegen wir uns in Richtung unserer Behausung, in der uns eine Belohnung erwartet: weiche, gemütliche Betten, und draußen ein milder Wind und das beruhigte Meer. Die Anspannung hat nicht nachgelassen, selbst als ich durch die Tür getreten bin.

Mich läßt der Gedanke nicht in Frieden ergründen zu müssen, welche Umstände dazu geführt haben, daß ich heute dort bin, wo ich bin – damit meine ich kurz vor dem Koitus mit einer bedeutenden Frau zu stehen; nicht nur bedeutend, sondern als maßgebendes Primat in meinem Leben. Ist nicht schon gewagt anzunehmen, von so einem begehrenswerten Geschöpf angeschaut zu werden? Und nun ergab sich in den vergangenen Wochen, daß diese Traumfrau sich in mich verliebte; mehr noch: ihre Liebe ehrenhaft verteidigt, mit Wissen und unbeirrbareren Bestreben bereit ist, diesen großen Schritt mit mir zu gehen! So etwas Besonderes erwarte ich für gewöhnlich nur aus der Feder eines romantischen Schriftstellers zu lesen, oder aber, aus der Wirklichkeit entnommen, als Folge eines einzigartigen Ereignisses zu erkennen: Isolation zweier eigentlich fremder Menschen, doch von solcherlei körperlicher Päßlichkeit, daß die Natur alles Weitere übernimmt. Durchaus vorstellbar und ohne Übertreibung festzuhalten ist mir die Idee, daß zwei solche Menschen (jung und von gegensätzlichem Geschlechte, wie ich und Anniek) trotz aller Fremde einander zuwenden, wenn man sie nur unausweichlich unter sich läßt: Nach einem Flugzeugabsturz auf einer einsamen Insel gestrandet; in der Wildnis verschollen etc. Und wo sich die beiden zuvor vielleicht nie beachtet hätten, wirkt die Natur ihren unsichtbaren Zauber – und es geschieht.

Daß »die Natur« mein jetziges Hiersein bestimmt, ist, das



gebe ich im Liebesrausch noch gerne zu, vielleicht ebenso irrig wie die Annahme, daß jemand, der häufig mit Bleistift schreibt, auch gut mit chinesischen Stäbchen essen könne

...

Mag sein, daß die Natur ihre Finger im Spiel hat; mag sein, daß meine simple, unerfahrene Menschlichkeit das Ganze »Schicksal« nennt, oder sogar behauptet, ich hätte all das durch freien Willen herbeigeführt! Tatsächlich bin ich nur ein treibender Ast im Strom – unfähig vor auszusehen, an welchen Felsen ich anecke oder an welchem Ufer ich zum Liegen komme.



## 23 Unbescholten

**I**nmitten der Nacht schlage ich unverhofft die Augen auf, denn ein Schmerz reißt mich aus dem Schlaf: Wie ich die Decke zurückwerfe, um der Ursache auf den Grund zu gehen, da sehe ich, daß ein großer Splitter vom alten Bettholz in meinem Zeh steckt. Also ziehe ich ihn und reibe mir das Blut ab.

Nun, da ich schon wach bin, kann ich auch endlich über das resümieren, das sich am vorherigen Abend ereignet hatte.

Das war in der Tat ein Ereignis, das sich ebensowenig in Worte fassen läßt wie die Erfahrung des eigenen Todes. Etwas, das, anders als erwartet, mir auch wieder viel zu schnell aus dem Gedächtnis entwich – flüchtig wie der Blick in die Sonne. Gegen Mitternacht war alles vorüber. Und ich wollte mehr; wollte abermals das Verlebte erfahren, bis ich begreife, was es mit mir macht; und was es auch aus Anniek werden ließ.

Am nächsten Fenster erregt eine Stubenfliege meine Aufmerksamkeit – in ihrer Bestrebung, das Gebäude zu verlassen (unwissend der Gewißheit, vom Wind aufs Meer hinauszuwehen), stößt sie immer wieder gegen das Fensterglas, ohne den Spalt, den der angeklappte Teil des Fensters

öffnet, zu finden. Was sagt mir das nun? Vorwärts würde sie das Fensterglas niemals passieren können; würde den Ausweg niemals finden. Doch würde sie nur ein wenig zurückfliegen, erhielte sie den Überblick, und würde den Spalt sehen!

Aus einem unverständlichen Grund schlußfolgere ich auf meine eigene Situation: Würde auch mein Verständnis erweitert werden, wenn ich aus meiner engen Perspektive zurücktrete, wie ein schwebender Geist auf Haus, Insel, Fornburg, ja sogar die ganze Küste herabschaue? Oder müßte dieser Geist auch Vergangenheit und Zukunft einbeziehen?

Mit einem Lächeln umgreife und streichle ich Annieks Fußknöchel. Sie schläft neben mir. So selig, daß ich noch immer zu träumen glaube.

Eigentlich bin ich froh, nicht mehr zu träumen. Denn ich träumte zwar von meiner Erinnerung, dem ersten Koitus, doch auch Unheimliches: So bringe ich dieser erträumten Freundin am Folgetag ihr Auto, stehe vor ihrer Tür in einem dunklen Flur und bekenne, daß ich »niemals wieder zurückkehren« werde. Später berichtet ihr die Polizei, daß ich auf dem Weg zu ihr tödlich verunglückt sey; daß ich sie also bereits als Geist besucht hatte. Solche Gedanken brauche ich nicht in meiner realen Existenz, und angewidert versuchte ich zu vergessen. Dabei befürchte ich, daß mir auch der Großteil angenehmer Erinnerungen verlorengegangen ist.

Je länger ich das Amulett, das mir Anniek angefertigt hatte, zwischen den Fingern reibe, desto mehr Fragmente aus dem Gedächtnis blühen auf: Das sorgfältige, da ungewohnte Entkleiden; der braune bis honiggelbe Schimmer ihrer Haut im Glanz der einzigen noch brennenden Kerze;

wie ich das erste Mal ihre nackte Schulter küsse – und dabei meine, daß sie mir im nächsten Augenblick wie eine labile Illusion entweicht. Aufgeregt würde ich erwachen und den empfundenen Realismus bewundern; doch ebenso trauern über ein nie stattgefundenes Geschehnis.

Doch Anniek verpuffte nicht. Ganz im Gegenteil! Je länger wir uns umeinanderwanden und gegeneinanderdrückten, desto mehr sah ich mich selbst als erträumte Facette eines großartigen Traums – und was sonst sollte ein Gebilde dieser Tragweite auch sein?; und je mehr ich mich des Träumens überzeigte, desto mehr vermischten sich Erlebnisse, Erinnerungen und unerträgliche Wünsche zu einem Gemenge, das mein erschöpfter Geist nicht mehr zu trennen vermochte.

Wann immer ich eine solche Erinnerung, und sey es auch die unscheinbarste, wachrufe, wirft mich eine namenlose Emotion zurück, gleich einer Ohrfeige. Alles wird verdrängt, ungefragt zum Geheimnis erklärt, weggeschlossen. Ich werde zum Gefangenen in meiner eigenen Zelle. Wahrscheinlich braucht es nur Zeit, um alles zu verarbeiten, und zu verstehen.

Würde ich jemals wieder leichtfertig atmen können? Irgendwo auf einer Wiese sitzen, in die Ferne schweifen und an etwas Angenehmeres denken können als die Ereignisse der vergangenen Nacht? Obschon gewünscht und einvernehmlich, war es doch über mich gekommen wie der Tritt eines Esels – vielleicht ebenso waghalsig näherte man ihm sich, sehr wohl bewußt, was passieren würde – und mußte! Mann und Frau auf einer einsamen Insel: Das mußte ja so enden. Gleichwohl vorherbestimmt wie der Weg der Planeten um die Sonne. Zu erkennen, daß ich Teil dieses

unabwendbaren Schicksals war, ließ mich stolz und tapfer sein.

Noch immer rieche ich nach Lust und Sinnlichkeit, und würde es wohl bis zum nächsten Bad nicht ändern können. Aber es gefällt mir, und gerne lasse ich die Erinnerung an das Erlebte geschehen. Dabei ist der Duft ganz anders, als ich ihn von Anniek sonst gewohnt bin: immerzu glaube ich – in Hinblick auf ihren Geruch – daß ich bereits jede Nuance wenigstens einmal eingesogen habe: Haut und Haar, die Schultern, der Bauch. Nun hatte sich ein weiteres Element untergemischt, aufregend und gedankenfördernd, beinahe inspirierend! Zuvor lag es unsichtbar verborgen wie Annieks nackter Leib unter ihrer Kleidung!

Sollte ich nach draußen gehen, um weniger schwerfällig Luft holen zu können, und um Annieks Schlaf nicht zu stören? Aber würde dann nicht auch ebenjener Duft abgestreift, der mir so kostbar riecht?

Herz und Verstand sind sich diesmal einig und dirigieren mich vor das Haus. Ruhig, wie erwartet, ist es; nur ein leichter Wind raschelt die Büsche. Der Mond ist fort, die Erde und das Meer werden kaum erhellt. Und doch scheint es um das Haus herum heller zu sein: Der Tritt gelingt nur in dessen Nähe sicher; dort fühle ich mich wohler.

Etwas anderes treibt mich ans Ufer der Insel, dorthin, wo die Steine größer und runder liegen, daß man entblößten Fußes darauf treten kann. Hier sitze ich und lasse mir die Füße umspülen, während ich langsam auskühle.

Am Morgen findet mich Anniek eben dort, in Gedanken verloren und zitternd; sie hilft mir auf und ich setze mich vor das Küchenfeuer.

Immer wieder sehe ich verschmitzt zu ihr und erwarte

etwas . . . , nun, etwas Aussagendes: Hat uns die letzte Nacht verändert? Sagt man das nicht vom Sex, daß er jede Romanze tötet?

Nun bekomme ich es mit der Angst (nicht nur Sorge!), und traue mich erst gar nicht sie anzusprechen. Was, wenn sie enttäuscht wurde? So etwas kann in der Tat eine Freundschaft kosten! Das Herz springt mir bis zur Kehle und ich fühle mich wie bei unserer ersten Begegnung. Dabei gibt es dafür keinen Grund, ich Dummbart! Sollte ich auch im Leben allem mißtraut haben . . . – verdient nicht Anniek all meine Hingabe?

»Wirst du warm, Liebling?« gibt sie in so liebenswerter Stimme von sich, daß ich mich hineinlegen möchte, und all mein Zweifel schmilzt mir von der Seele. Ich nicke und schüttele meine Glieder, um zu zeigen, daß es mir nun beserginge.

Nebenbei – hätte ich in der vergangenen Nacht wirklich an Unterkühlung sterben können? Hier? Jetzt? Das ist wie ein philosophisches Gleichnis, auf das es, aus rhetorischer Ursache, keine eindeutige Antwort geben kann.

Plötzlich tritt Anniek hinter mich und drückt mich mit einer Umarmung so fest und warm, daß mir das Herz abermals in der Brust erzittert! Selbst ihre Hände – die zarte Haut von Armen, Brust und Hals erscheinen mir ganz unerwartet neu und unerfahren, als habe ich all das nie zuvor berühren dürfen! Als stünde ich noch immer voller Sehnsucht am Fenster und hielte Ausschau nach diesem gottgleichen Geschöpf . . . – und von der einen zur anderen Sekunde steht sie neben mir, lächelt und sieht mir in die Augen, daß ich sterben wollte, nur damit sie ein wenige länger bei mir bleibt und sich über mich beugt!

»Bei Therak ...!« stammle ich aus mir hervor. Mein ganzer Körper versteift sich, jeder Muskel spannt, und ich vermag nicht entgegenzuwirken. Anniek nimmt diese eigenartige Reaktion (und meinen erdrückenden Gesichtsausdruck) wahr, doch da ist es bereits geschehen: Die rechte Wade verkrampft sich so stark, daß der Schmerz dauerhaft bestehenbleibt.

Anniek hat sich derweil erhoben und über mich gebeugt (ganz wie in meiner Vorstellung). Offenbar weiß sie nicht, ob sie sich entschuldigen oder lächeln soll; denn eine durch Berührung bewirkte körperliche Entgegnung wie diese sollte jedem Partner zum Beweis gereichen, welchen Einfluß er auf den anderen habe; und wie abhängig jener andere, nämlich ich, von dessen Liebe sey.

So ist Anniek nun um mein Wohlergehen bemüht: Aufrecht hält sie sich gleich neben mir, legt ihre Hand auf meinen Brustkorb, um die Krämpfe »auf magische Weise« zu stillen. Es wirkt (vielleicht ohne ihr Zutun): Die Anspannung löst sich, nur die Wade bleibt verkrampft.

Obwohl es mir sehr schmerzt, kann ich Anniek niemals die Schuld daran geben. Schließlich ist es mein verhärtetes Bild inniger Liebe, das mich dereinst an sie fixierte und nur zusammengehörig erschien, wie ein Paar Schuhe: Nur gemeinsam sinnvoll, alleine zwecklos; durch dieselben Abenteuer »gegangen«, von gleichem Geruch und gleicher Abnutzung; und zu keinen anderen Schuh auf der Welt zu stellen.

Endlich zur Ruhe gekommen, lächle ich ihr zuversichtlich zu, wärme mich in ihrem Lidschlag, gebäre Besonnenheit. So erlange ich jene Vernunft zurück, die ich am Ufer verloren hatte.

Was ich vorgehabt habe, frage ich sie sicherheitshalber. Tjelve, antwortet sie. Da fällt es mir wieder ein.

Ungebremst will ich mich zum Aufbruch erheben, doch Anniek hält mich zurück: Stattdessen rät sie mir, mich wenigstens bis zum Mittag zu gedulden; bis ich aufgewärmt sey und etwas gegessen habe. Und so verabschiede ich mich erst später am Bootssteg; Anniek bleibt auf Ibyko zurück, will den Haushalt ordnen, Wäsche trocknen und anderes. Nur ungern sehe ich ihr nach, und bis ich das andere Ufer erreicht habe, steht sie dort und verweilt geduldig. Das finde ich zwar übertrieben, aber auch liebenswert. Nur so mag ich mich auf das neue Abenteuer einlassen.

Mit einem heimischen Gefühl bewege ich mich durch Fornburg, vom Hafen aufwärts zum Markt. Und welchen Baum ich auch ansehe; welche Türschwelle und welchen querliegenden Stein – ein jedes Detail ist mir vertraut wie das eigene Geburtsdatum; gleichwohl von selbiger Abstraktion wie das Datum. Lächelnd begrüße ich die auf dem Weg liegende Katze, den abstehenden Spreiz am Strohdach von Yistas Haus, die beschädigte Zaunlatte vor ihrem Garten. All das ist da und würde lange so bleiben. Und nun bin ich Teil davon, würde mit vergleichbaren Eigenheiten beitragen, sodaß man sich eines Tages erinnert: Dort auf der Insel Ibyko, da wohnt ein Pärchen: jung, verliebt und noch immer zusammen.

Möglich, daß jemand am Insel-Pier ankommt und sich auf die Spuren einer uralten Geschichte begeben wird. Um einer einzigartigen Liebe nachzueifern, dann wäre keine Sekunde vergebens. Möglich auch, daß dieser jemand unser merkwürdiges Schicksal zu verstehen versucht, aber an der richtigen, einzigen Deutung scheitert. Dann verschwinden



der Ablauf und der Sinn unserer Leben im Nichts; man wäre reduziert auf nicht mehr als einen Namen, der mit *irgendetwas* zu tun hatte. Von dem man das Geburtsdatum in Form eines Zeitraums angibt; über dessen Kinder es widersprüchliche Angaben gibt; von dem kein Porträt existiert; ja sogar die Schreibweise seines Namens je nach Historiker variiert! Ja, so jemand wäre man dann. Und blicke ich in Erfahrung auf meine bisherigen Lebensjahre zurück, dann will ich auch so sein! —

Befreit von Eitelkeit oder dem Antrieb, mit etwas Unvergänglichem in die Geschichte eingehen zu müssen, lebte ich immerfort im Rahmen meiner intimen Erinnerungen und Wünsche. Dazu brauche ich keinen Namen, kein Geburtsjahr. Noch nicht einmal ein Abbild.

Was mich wegweist und beschränkt – das kann nur *die Eine* sein, die als mein Gewissen, sozusagen als Gegenpol zum Gewissen im Traum, dem Saphiransheril, erhalten bleibt.

*Sich auf ewig mir erhalte,  
weder ausklingt noch erkalte,  
weder eifersüchtig noch verwegen  
läßt mich verweilen, nicht bewegen.*

Um zu verstehen, warum und mit welcher Motivation ich den mir hier angetrauten Aufgaben nachgehe, muß man zunächst verstehen lernen, was mich an Fornburg fasziniert.

Gewiß – das ginge am einfachsten, wenn man Ich wäre, und so alles nachempfinden und nachdenken könne, das ich an Reizen aufnehme und verarbeite. Und freilich wird das nicht gelingen.

Zuletzt bleiben einem, der mich kennenlernen möchte, nur zwei Wege: Entweder er liest diejenigen Schriften, von

denen ich meine, mich selbst am treffendsten zu beschreiben, und sey es unter einem Pseudonym. Oder der Pilger interpretiert diejenigen Texte, die nicht für die öffentliche Leserschaft bestimmt sind. Aus beiden wird er nur Momente und nackte Ideen meines Lebens erfahren, und genauso unsicher mag mir, einem Texter von Fantasie-Geschichten, der Wahrheitsgehalt zu beurteilen sein. Zu diesem Dilemma gesellt sich, daß es Motive und Überlegungen gibt, die ich, offen oder geheim, niemals mitzuteilen bereit wäre. Ironischerweise will ich hier doch einige auflisten:

- Ich liebe es, die Geschehnisse der Natur zu dokumentieren, gleichwohl ich weiß, daß dieselben bereits dutzendfach und exakter erfaßt worden sind. Es scheut mich nicht, den täglichen Verlauf von Sonne und Mond nachzuzeichnen, oder das Wachstum einer konkreten Pflanzen- oder Pilzart. Als Naturwissenschaftler sehe ich keine Erkenntnis und keinen Prozeß als endgültig verstanden an; im Gegenteil: Jede aus Wissenschaft errufene Aussage wäre nur ein Teilergebnis auf dem Weg zu einem unbekanntem Ziel. Ließe man mich (und würde ich mich nicht stets selbst durch ein neues »Forschungsprojekt« ablenken), säße ich tagein-tagaus vor einer Kolonie Pilzen, um ihr Wachstum zu studieren. Denn das Wissen wächst nie durch das Lernen vorhandener Fakten, sondern allein durch das kritische Überprüfen derselben.
- In gewisser Weise bin ich ausgesprochen eitel und paranoid, was meine schriftlichen Erzeugnisse angeht. Ein Alptraum, auch nur einen Gedanken (oder

einen Tagebuch-Eintrag) unwiederbringlich zu verlieren! Und paranoid, weil ich es weder gedruckt, noch digital gespeichert sehen will, aus Angst, es könne verlorengehen, gerade weil ich mich der jeweiligen Aufzeichnungsmethode bediene. Nun, hier in Forburg stellt sich diese Entscheidung nicht, aber auch hier habe ich nicht nach Belieben Stift und Papier zur Hand. Dann bin ich auch wieder sehr selbstlos und gleichgültig gegenüber meiner (für die Öffentlichkeit bestimmten) Texte: Würde ein Schurke einen meiner Romane unter seinem Namen veröffentlichen, würde es mich nicht tiefgründig stören: Denn ich wüßte noch immer, daß ich der Urheber sey, und wäre zufrieden, daß die Leserschaft auf die eine oder andere Weise von meiner Philosophie, die in jedem meiner Texte verborgen liegt, erfährt.

- Zuletzt – als weiteres Beispiel – nenne ich meine Bereitschaft zu Fehlern, schon allein deshalb, weil ich durch meine stolze Lebensweise fast niemals Scham kenne: Dazu zählen Beleidigung und Denunziation, bewußt (provokant) verkehrtes Verhalten, einfach um zu sehen, was geschieht. Nach meiner Ansicht mehrt jedes Verhalten, ob illegal oder rechtens, die eigene Erfahrung, solange eine moralische Grenze, auch nicht zum Erfahrungserwerb, nicht überschritten wird.

Es ist wichtig, diesen letzten Punkt zu kennen, wenn man mich begreifen, meine verschlagenen Gedanken identifizieren will. So kommt es nicht selten, daß ich mich während eines Dialogs verstelle, das heißt absichtlich falsch spreche

oder besonders herausfordernd und verdrießlich, nur um zu sehen, wie mein Gegenüber reagiert, etwa mit Veränderungen in der Mimik oder Rhetorik. Mit einem anderen Wort bedeutet das aber auch, daß ich meinem Gesprächspartner keine Achtung entgegenbringe; daß ich ihn als ein »vergängliches Ding« billige, das ich bei meinem Fortgang ins Nachleben gleichgültig zurücklasse. Auch das ist also ein Geheimnis meiner Persönlichkeit: Daß ich ein egoistischer Mistkerl sein kann, der sich ganz auf sein Nachleben konzentriert, und dem die gegenwärtige Welt gleichgültig wie nichts anderes ist. Das erklärt einen Teil meines Verhaltens, den die meisten meiner Mitmenschen als *einfältig* oder *asozial* wahrnehmen.

Genug davon.

\*\*\*

Als ich endlich den Abzweig zu Tjelves Grundstück einschlage, fallen mir sogleich die weite Schatten werfenden Kastanien auf, die zu beiden Seiten den Weg zum Hof säumen. Tatsächlich sehen sie so urig aus, daß sie ohne Übertreibung die ältesten Bäume des Ortes gewesen sein mochten. Und wie auf jedem ordentlich bewirtschafteten Hof sind auch hier Laub und Früchte zusammengeharkt worden, um sie weiterzuverwerten.

Zwischen den schroffen Wurzeln haben sich wenigstens sechs Hühner verteilt, und wie ich vorangehe, stolziert ein Hahn an mir vorüber, der, sobald er mich bemerkt, mit einem Krähen Alarm schlägt und seine Hühnerschar zu sich ruft. Auch eine weiße Katze treibt sich herum, schaut vorsichtig aus der Deckung, gibt sich zutraulich, und als ich

mich bücke, um ihr über den Rücken zu kraulen, weicht sie zurück und springt fort.

»Kreuzspinne und Kreuzschnabel!« flucht plötzlich jemand lautstark, und ich horche auf: Die Stimme ist von irgendwo hinter dem vor mir liegenden Haus auf Tjelves Hof losgetreten worden, und ich eile meine Schritte, um zu Hilfe zu kommen.

Respektvoll will ich vorstellig werden; nunmehr stürme ich sofort aufs Grundstück, ignoriere notgedrungen alle Regeln der Höflichkeit, suche allein den kürzesten Weg zur Schallquelle – und finde sie:

Da steht Tjelve am Gatter seiner Schafherde und ist bis zu den Knien mit Ulmenlaub bedeckt. Weil er die Heugabel noch in den Händen hält, ist leicht zu erraten, was geschehen war: Offenbar beabsichtigte er die Fütterung seiner Schafe, hatte aber aus Ungeschick die Ladung seiner Heugabel verschüttet. Gleich nebenan hält er Schweine, zwei, um genau zu sein, die fressen gerade aus einem Trog, so ungestüm, daß die Kastanien nur so herausrollen. Da weiß ich auch, wie er die Kastanien verwertet.

Tjelve erkennt mich sofort: »Komm' her. Komme nur – und sey willkommen auf meinem Hof!«

Ich trete heran.

»Grüß' dich. – Erlaube mir die Frage, und hab' Nachsehen mit meiner Bemerkung: Du sprichst mit Personalpronomen von *deinem* Hof. – Haltet ihr es hier nicht anders?«

Er hält inne beim Auflesen des Laubs, und ich bereue meine freche Frage bereits.

»Das stimmt, da doch alle Erzeugnisse geteilt werden.« Er bekennt es ohne Umwege. »Trotzdem ist diese Formulierung einfacher zu handhaben als »von mir bewirtschafteter, aber

allen (oder keinem?) gehöriger Hof«. So weiß jeder, wo er hingehört, und es bleibt für jedermann verständlich.«

Das Konzept von Eigentum und Abgrenzung ist also auch hier noch nicht, ganz menschlich, überwunden worden. Oder gerechter formuliert: Es fehlt an Vorstellungskraft und Wörtern, um das zu beschreiben, das es zu leben gilt. Auch ein Mensch des Mittelalters wäre unfähig, mangels Verständnis, Gewöhnung und Umgang, die Komponenten eines modernen Computers zu benennen.

Dann begrüßen wir uns offiziell: Und er stellt sich mir gegenüber, also Front zu Front. Das allein beeindruckt mich, denn es offenbart das Ehrliche, das Wahre eines Freundes (oder auch eines Attentäters), während das schräge Zueinanderstehen, wenn beide Paar Füße nicht zueinander, sondern aneinander vorbeigehen, das Verlegene oder Unsichere im Menschen preisgibt, so also eine Person mit undeutlichen Absichten – Absichten, die selbst der Person unklar sein können. Tjelve aber weiß, was er will, und mit einem kraftvollen Händedruck erfahre ich seiner Motivation Willen.

Tjelve – woher kenne ich ihn wirklich? Sein unumstößliches Auftreten erinnert mich so oft an einen alten Kameraden von der Armee, daß ich meine, er sey hier, wie andere Bekannte meines Lebens, verwirklicht worden. Dabei habe ich die betreffende Person nie besonders gut gekannt: Er ist duldsam und witzig; aber das sind viele. Vielleicht bewundere ich sein Durchhaltevermögen, das ihn dann noch führt, während meines schwächelt. Das stellt ihn, die körperliche Konditionierung betreffend, über mich. Eine Erkenntnis, die mich in die Schranken weist, besänftigt geradezu, meine Verletzlichkeit hervorhebt. Etwas, das jeder übermütigen Seele guttut. Und so entspricht sein Auftreten wohl dem

innigen Wunsch nach einem »Gegengewicht«.

»Wie ich hörte, wollten wir über deinen Sohn sprechen«, beginne ich den Dialog mit der einen Sache, die ich sicher weiß.

»Ja, es geht um sein Vergehen. Er wollte zeigen, wie erwachsen er ist.«

»Dabei ist Erwachsensein doch nur die frustrierende Suche nach seiner verlorenen Jugend!« entgegne ich keck und glaube, Erheiterndes von mir zu geben.

»Du sprichst, als sey nichts dabei«, ermahnt mich die strenge elterliche Stimme stattdessen. Und ich liebe diese harsche Kritik. Da er Vater ist, muß er tatsächlich mehr wissen, als mir, als jedem Junggesellen, zugänglich ist.

»Erklärst du mir, was du meinst, Tjelve?«

»Bei kindlichem Eifer ist zu unterscheiden: Was ist Spiel und was Lernen? – und was nackte Unvernunft? Als Aswin sich an der Küste herumtrieb, bewies er letzteres; und bewies umso mehr, daß er noch ein Kind ist.«

»Gewiß, ich will nicht widersprechen: Die Sicherheit des Kindes geht vor!« pflichte ich dem bei.

»Wovon ich rede, ist Aswins fehlende Besonnenheit.«

»Ist die nicht jedem Kinde eigen?«

»Hier in Fornburg sind die Dinge anders, als du sie kennst.«

»Das habe ich schon festgestellt: Aswin lernt bei den Alten.«

»Und nicht nur das! Bald kommen die Kinder endlich wieder zu einer Schulklasse zusammen, Annieks Bereitschaft sey gedankt!«

Ich lächle stolz, gleichwohl der Dank an meine Liebste gerichtet ist.

»Aber darüber hinaus«, fährt er fort, »sollen unsere Kinder auch früh Besonnenheit und Rechtschaffenheit finden; sie mögen ihren kindlichen Spieltrieb ausleben (und ihn auch als Erwachsene nicht vergessen), doch sollen auch erfahren lernen, was Rücksicht, Konsequenzen und Leichtfertigkeit bedeuten. All das bedingt uns seit Generationen! Es mag sich zu einem ›Volksglauben der Langeweile‹ ausgebildet haben, doch er bewahrt uns vor Schaden. Und nicht nur das!«

»Was denn außer dem?« will ich ernsthaft wissen, denn das Konzept kommt mir merkwürdig vertraut vor.

»Den Kindern Fornburgs wird gutes Benehmen eingeprägt, denn man erklärt, daß jederzeit ein reisender Schriftsteller oder Chronist kommen könne, der nur für eine Nacht bleibt, und anschließend seine Eindrücke in Reiseberichten veröffentlicht, oder in fiktionalen Texten verarbeitet. Und wenn man sich einmal schlecht benimmt, genau an jenem Tag, würde dessen Eindruck dem Ruf Fornburgs für Jahrhunderte anhängen!«

»Meinertreu! Ich hätte nicht gedacht, daß sich eine so abgelegene Siedlung, insbesondere da sie von so aufgeklärten Menschen bewohnt wird, um ihren Ruf schert!«

»Na ja, so ernst nehmen wir es hier nicht. Auch ich glaube längst nicht mehr, daß sich eines Tages ein ›reisender Schriftsteller‹ hierher verirrt. Noch dazu an einem Tag, an dem alle unsere Kinder freigehen!«

»Also wird Aswins Strafe nachsichtig ausfallen?«

»Gewiß. Wir haben ihn auf den Fehler hingewiesen. Wenn er diese Mahnung zu beherzigen nicht bereit ist, dann ist er bestraft genug. Genau genommen sehe ich uns nie in Not: Er und wir können sprechen, lesen, schreiben und



rechnen. Das alles setzt Vernunft voraus. Vernunft, in die ich Vertrauen lege.«

»Froh bin ich, das zu hören. Es quälten mich bereits Gewissensbisse, daß ich, als Auslöser des technischen Fortschritts im Dorf, eine nicht unwesentliche Schuld an Aswins Esprit habe!«

»Schuld an Aswins Neugier?« fährt er hoch und sieht mich scharf an: »Nein, nein, sey nicht so eitel!«

Ich nicke, und alles ist gesagt.

»Aber wenn du dein Gewissen zu erleichtern suchst, dann nimm' Aswin auf deinen zukünftigen Forschungswegen mit! So wie den jungen Ilô! Dann bleibt er unter erwachsener Aufsicht und lernt, was er zu wissen begehrt.«

Mit einer »läßt-sich-machen-Miene« stelle ich meine Erleichterung aus.

Tjelve bittet mich in sein Haus, und wäscht sich Hände und Gesicht in einer Schüssel, die gleich am Eingang steht. Sein Heim ist größer als jedes, das ich bisher gesehen habe, und auch einfacher, »bäuerlicher«, eingerichtet:

Der erste Raum entspricht Wohnbereich und Küche, durch keine Wand getrennt. Eine flache Grube, ausgekleidet mit Ton, ist als Feuerstelle in Verwendung. Dort liegt die Glut, darüber ein Gestell für Topf und Kessel, daneben wiederum eine Bank. Zwei Meter über der Feuerstelle ist ein Wild-Fell gespannt worden, wohl, um Geruch und Qualm zu binden. Eine Tafel, mehr als einen Klafter lang und von Holzstühlen umringt, bietet Platz für wenigstens sechs Personen.

In der geräumigen Küche steht außerdem ein Lehmofen; in Regalen, Schränken und Nischen befinden sich unzählige Krüge, Becher und Schalen, jede scheint mit etwas anderem gefüllt. Von der Decke hängen Bündel getrockneter Pflan-

zen. Ich staune und gaffe, als habe ich nie Faszinierenderes erblickt.

Ein Nebenraum, durch ein Schaffell als Tür-Ersatz verdeckt, enthält zwei Betten – niedrige Einfassungen, mit Stroh gefüllt und von Decken gefaßt; neben dem Bett ein Spinnrad. Einer Ahnung folgend, muß Aswin in einer Nische unter dem Dach schlafen, zu der eine Leiter führt.

Durch die zunächst unauffällige Hintertür des Hauses tritt Ginde, Tjelves Frau, lächelt und knickt zur Begrüßung kurz ihre Haltung. – Eine bemerkenswert anmutige Geste.

Ein Handtuch verdeckt ihr Haar, und um keine verlegene Frage gestellt zu bekommen, erklärt sie sogleich, daß ihr voller Freude das Haarewaschen wieder leichtfiele, seitdem die Mühle so feines Erzeugnis gebe, daß eine Mischung aus Roggenmehl und Wasser sich als Haarwaschmittel überhaupt anwenden ließe! Sozusagen, neben der Vereinfachung der Backwaren-Manufaktur, ein direkter Vorzug aus der Installation zweier Mühlräder.

Ginde verschwindet ins Nebenzimmer, derweil ich und Tjelve uns an den Tisch setzten und plaudern. Bewundernswert finde ich die Art seiner Einrichtung, die sich deutlich von der anderer Häuser in Fornburg unterscheidet, soweit ich diese betreten habe. Es ist, als lebte man im selben Dorf, und doch liegen Jahrhunderte dazwischen. Als lebte man absichtlich einen ärmeren Stand, den eines Bauern (der er ja im Grunde, wie fast alle Fornburger, ist). Vielleicht eine Art spirituelle Bekenntnis, stelle ich mir vor, ohne weiter nachzufragen; eine demütigende Geißelung.

Selbst seine Kleidung paßt dazu und weist ihn als Sonderling aus: Holzschuhe, Wadenwickel, darüber ein knielanger Rock und ein Kapuzen-Umhang. Wer bewußt so lebt,

resümiere ich, der ist wirklich frei. Sich auf die unterste, ärmlichste, entbehnungsreichste Stufe der Gesellschaft zu begeben, offenbart einem am ehesten, worauf es wirklich ankommt. Daß er sich diese Lebensweise freiwillig anheimfühlt, mochte nicht am Mangel der Finanzen gelegen haben, oder an zu hohen Abgaben an den Lehnsherren. – Beides gibt es hier nicht. Für mich beweist sich Tjelve mit einem Blick in seine Augen, und es kann gut sein, daß er und seine Familie von allen Fornburgern am glücklichsten leben.

Im Gespräch, zu dem sich mittlerweile auch Ginde gesellt und eine Schale Beeren aufgetischt hat, komme ich zu der Frage, ob sie oder irgendwer sonst im Dorf bereits vom Isolaten gehört habe; ob man wisse, woher er kommt, wer genau er sey. Ob man überhaupt von dessen Existenz wisse.

Tjelve antwortet, daß nur wenige ihn besucht haben, und ihn, wegen seiner Art, in Ruhe lassen wollen. Denn wer sich fernab von Siedlungen einrichte, erklärt Ginde, der wolle auch alleine bleiben. Da hilft auch kein geselliges Treiben, und jeder Versuch der Integration in die Dorfgemeinschaft wäre umsonst.

Tjelve nimmt derweil sein Schnitzwerkzeug aus einem Kästchen und setzt seine Arbeit fort: Mit einem kurzen, gekrümmten Messer formt er aus einem Werkstück hellen Holzes den Kopf eines Bären (oder vergleichbaren Tieres), bis sich die abgetragenen Späne auf der Tischfläche sammeln. Die Größe des Stücks zeigt mir, daß es wohl ein Amulett werden soll.

Während ich aufmerksam seine Fingerfertigkeit verfolge, unterhalten wir uns weiter, ohne daß er sich ablenken läßt.

»Ich sehe, guter Tjelve, daß ihr anders lebt, als alle, denen ich bisher begegnet bin. Das schließt den Isolaten ein. Es

scheint, als würde euch die Zeit nichts anhaben, und als würdet ihr deswegen aus allen vorübergehenden Jahrhunderten nur das Beste erhalten und weitertragen.«

Tjelve denkt, ohne aufzusehen, einige Sekunden über meine Bewunderung nach. Auch seine Frau hält inne in ihrem Tun und wartet auf eine Regung ihres Gatten.

»So läßt es sich tatsächlich sehen«, brummt er, und Ginde ergänzt:

»Vielleicht liegt es an unserem ›Blick für das Edle?‹«

Was das sey, will ich wissen.

»Wir – in unserem Familiendialekt – bezeichnen mit *edel* dasjenige, das unveränderlich bleibt, und daher wahr ist. Dasjenige, das sich, unabhängig von Bildung, Herkunft, Alter . . . , aus sich selbst, aus der Vernunft ableitet.«

Und weiter erklärt Tjelve: »Deswegen wirkt unsere Gegenwart *zeitlos*, wie du es nennst: In gewisser Weise sind wir Anarchisten, denn wir lehnen jede obrige Bestimmung, jedes Gesetz und jede flüchtige Meinung ab.«

Und da verstehe ich es: Ganze Welten schießen an meinen Augen vorüber – gleichso, als sey jeder Mensch prinzipiell dieser Erkenntnis fähig und brauchte zur Offenbarung nur einen Anreiz.

Es meint, alles Vorgegebene (Schicklichkeiten und Sitten, Regeln und Normen, Grenzen und Machtansprüche) abzulehnen, sofern es sich durch die Zeiten ändert:

- Tischmanieren
- Gemarkungen und Grenzen von Gebieten, Regionen, Ländern und Reichen
- Steuerabgaben

- Gebote und verhangene Strafen
- Vermischung von Spiel und Tod, Moral und Dogmen
- Freiheiten und Tabus
- Kleiderordnungen, Mode und Kulturgeschmack
- wissenschaftliche Erkenntnisse und deren Weiterentwicklung oder Entlarvung als Irrweg
- die Weisheit der Alten und die Rechthaberei der Heranwachsenden ...

... All das war, ist und wird durch die Zeit hindurch im ständigen Wandel sein. Und was so wandelbar ist, wissen Tjelve und Ginde, das kann unmöglich wahr sein, und verdient daher auch keine Beachtung. Würde der Vogt bei ihnen erscheinen, um den Zehnt einzutreiben, würden sie ihn hinauswerfen. Würde ein Gesetz erlassen, das ihnen von Heute auf Morgen die Benutzung eines bestimmten Werkzeugs verbietet, würden sie darüber lachen und so fort.

Als *wahr* akzeptiert wären dagegen Dinge und Vorgaben, die sich als *natürlich* erweisen, oder aus menschengemachter Besonnenheit ableiten lassen; etwa, daß eine Suppe nun einmal am besten mit dem Löffel einzunehmen ist, ganz egal, was jemand sagt. – Mit einem Wort:

Was es früher gab, und es auch heute gibt, das hat sich bewährt, um einem Erfordernis zu entsprechen. Was es dagegen heute gibt, für das es früher aber keinen Bedarf gab, das ist unsinnig und überflüssig.

Bei allem Für und Wider weiß ich nicht zu entscheiden, ob das furchtbar einfältig oder bemerkenswert weitsinnig

gedacht ist. Es macht auch keinen Unterschied für mich: Wie einem guten Völkerkundler (oder beobachtenden Forscher) eigen, beobachte und dokumentiere ich die Geschehnisse, ohne ihnen eine persönliche Wertung beizumessen: Ob sie Rot oder Blau oder Weiß sind, wirkt keinen Einfluß auf meine innere Lieblingsfarbe.

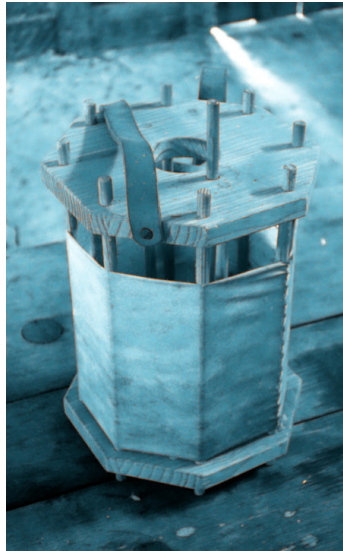
Gewiß soll auch bedacht werden, daß jede Aussage von subjektiven Gefühlen abhängt, und wollte man mit gerechter Stimme urteilen, dann nie von seinem eigenen (gesellschaftlichen) Standpunkt aus, sondern so, als sey man in einem fremden Land geboren worden. Wie anders fiel doch meine Einschätzung aus, stellte ich mir vor, in Mittelasien oder Ostafrika geboren zu sein. Dieselben beißenden Fragen wären plötzlich mit anderer Moral, anderer Entschlossenheit, anderer Rücksichtnahme beantwortet!

Eine weitere Beere findet ihren Weg von der Schüssel in meinen Mund und dann noch eine. Jedesmal, wenn ich danach greife, fallen mir die adretten Symbole auf, die offenbar mit Stempeln in den Rand der hellbraunen Tonschüssel eingeprägt worden waren. Dabei frage ich mich, ob einer Familie wie dieser überhaupt geholfen sey, würden sie plötzlich Glasgefäße zur Verfügung haben, um Gewürze, Öl, Getränke und anderes darin aufzubewahren. Wie ich meine Absicht verkünde, will ich mich ja um die Herstellung von Waldglas bemühen, um wenigstens ein Grundbedürfnis nach halbtransparenten, inerten Behältern zu erfüllen. Ob ich mir damit zu viel zugemutet habe, das soll sich später zeigen; außerdem beschäftigt mich derweil die Beschaffung von Eisenerz, ein kaum weniger ehrgeiziges Projekt.

Jedenfalls fällt mir abermals ins Augenmerk – insonderheit der zuletzt gewonnenen Erkenntnisse aus Tjelves Phi-

losophie – ob Menschen (wie diese) Glas anstelle von Ton annehmen würden. Das gilt freilich auch für Erzeugnisse aus Eisenerz. Oder würden sie technische Fortschritte wie diese prinzipiell ablehnen? Immerhin scheint sich Gindes Vater über seine ins Leben zurückgerufene Mühle zu freuen; und ohne Kraftaufwand bewegte Mühlsteine sind nun einmal besser als der Abrieb von Hand, so urtümlich »edel« das auch sein mochte! Auch Tjelve wohnt in einer Hütte aus Holz und Lehm, und nicht in einer Höhle! Wäre ich in meinem Werk daher eine Hilfe, oder ein Ketzler ihres Glaubens?

Weil der Raum nur mangelhaft beleuchtet wird – genau genommen dringt lediglich durch die Eingangstür Licht hinein – stellt Ginde eine Laterne auf den Tisch, die mir sofort gefällt: etwa eine Handspanne hoch, mit acht Seiten, einem Holzboden und einem Holzdeckel. Im Inneren flackert eine Kerze, während die Seiten zu etwa vier Fünftel der Höhe mit einer an Pergament erinnernden Lage bespannt sind. Tjelve bestätigt mir, daß es vom Prinzip tatsächlich Per-



gament ist, so wie es Kunderbenz herzustellen pflegt. Jedenfalls verteilt sich das Licht beim Durchtritt durch die Laternen-Bespannung so sanft, daß die Wände und alle Möbel in einem gleichmäßigen, gelben Licht erstrahlen.

Unaufgefordert erzählt mit Tjelve etwas von Kunderbenz; schwärmt gar so, als würde er seinen Lieblingsmusiker glorifizieren. Demnach besitzt Kunderbenz, den ich auch noch nicht richtig kennenlernen durfte, gar »magische« handwerkliche Fähigkeiten, insbesondere das Handwerk betreffend, das er von seinem Meister gelernt hatte. So ist er Belter und weiß wie kein Zweiter um das Ledergerben und Verarbeiten von Tierhäuten und Fellen. Von ihm hergestellte Filze, etwa in Form von Kapuzen, Mützen oder Schuhen, sind jeher begehrt bei den seltenen reisenden Händlern, die sich bis zu uns an die Küste verirren. Da er auch gerne Haar verarbeitet, ist er auch Haartuchmacher.

Tjelve zeigt mir sogleich einen hübsch verzierten Gürtel, den Kunderbenz für ihn angefertigt hatte, und zwei weitere Laternen; Ginde präsentiert Teile ihrer Kleidung, Schuhe und Filze in Waschküche und Hausrat. Tatsächlich ist die Verarbeitung dieser Erzeugnisse von hoher Qualität, makellos und nett anzusehen, gleichwohl angeblich viele Jahre alt. Ob er auch etwas für unseren Haushalt fertigen mochte?

Wir gehen nach draußen, und wie ich die Hintertür verlasse, fällt mir eine etwa einen Meter tiefe Grube ins Auge, unmittelbar zwischen den Ställen gelegen und dergestalt von Gestrüpp umwachsen, daß sie vom Hauptweg aus nicht zu sehen ist. Nach der Farbe des dort abgetragenen Materials, und anhand der herumliegenden Werkzeuge – Kelle, Spaten, Eimer – kann es sich nur um eine Tongrube handeln.



Zunächst will ich hineilen, um mir ein Bild aus der Nähe zu machen. Doch Tjelve hält mich zurück und warnt, daß der Ton zur Zeit gut an Haut und Kleidung haftet, sofern ich mich nicht beschmutzen wolle. Also schaue ich aus der Ferne und laufe aufgeregt darum herum: Nur ein Loch im Boden, und doch so Vielfältiges hervorbringend!

Erlebnisse wie diese beflügeln meine Fantasie ungemein: Würde irgendwo auch eine Töpferscheibe stehen, an der man während eines Gewitters – mangels auswärtiger Möglichkeiten – Becher und Töpfe formt? Stammt aus dieser Grube das Baumaterial für andere Gebäude? Würde auch ich mich am Töpfer-Handwerk erfreuen können? Oder gar eines Tages Besitzer einer eigenen Grube sein?

Dann gewinnt Ginde meine Aufmerksamkeit, die mit einer Lage Stoffe von einer Scheue in eine andere eilt, wobei letztere nur einer Scheune ähnelt.

Ich betrete das kleine Gebäude durch das einzige Türchen und muß einige Stufen herabgehen, ehe ich den Grund betrete, der etwa zwei Ellen tiefer liegt als der Rest des Erdbodens. Drinnen steht ein großer Webstuhl, daran arbeitet Ginde; von der Decke hängen Stoffe und lose Wolle.

»Was tust du, Ginde?«

»Weben natürlich!«

»Selbstverständlich. – Aber was ist das hier für ein ... Keller?«

»Kein Keller. – Ein Grubenhaus! Du wunderst dich wohl, warum es so eingetieft liegt? Das dient dem Weben.« Unge-  
stört webt sie weiter, daß das Gerüst klappert.

»Wie das?«

»Die geringe Absenkung des Arbeitsplatzes« – sie wischt sich den Schweiß von der Stirn, reibt sich die Hände in die

Schürze und steht auf – »erhöht die Luftfeuchtigkeit, jedenfalls geringfügig. So geht die Wolle geschmeidiger durchs Geflecht und hakelt nicht, selbst die ungewaschene Wolle.«

Grinsend läuft sie an mir vorüber und verläßt das Grubenhaus.

Abermals ward ich beeindruckt: Obschon sie diese unerhörte einfache Maßnahme nicht erfunden haben mögen, zeigt mir dies aufs neue, daß ich niemals auslernen werde. Daß ich, solange es meine Existenz gestattet, immer Schüler bleibe und niemals in Ehre behaupten dürfe, ausgelernet zu haben. Es wäre irrig gleich der kecken Behauptung, den Inhalt meiner Träume ungehemmt steuern zu können.

Draußen stehe ich in der hellen Sonne; nur bis zum Horizont wagen sich die Wolken vor. Ginde und ihr Mann haben derweil auf einer Bank vor ihrem Haus Platz genommen und ruhen. Doch auch wenn sie pausieren, gibt es für die unermüdlichen Bauernhände immer etwas zu tun: Tjelve setzt seine Schnitzerei fort; Ginde wäscht abwechselnd Rüben und Kartoffeln in einer Schüssel. Noch eine Weile bleibe ich, dann danke ich artig für die Gesellschaft und lasse die beiden in Frieden. Auch jetzt bestätigt sich die unsinnige Anwendung einer verabschiedenden Floskel, denn man sieht sich ohnehin mehrmals am Tag, als lebten alle in einem großen Haushalt.

Auf meinem Weg zurück zum Marktplatz atme ich tief und genieße, wie so oft, die Stille der Welt. Selbst die Haus- und Hoftiere scheinen ihre Mittagsruhe zu halten.

Aus einem Beutel, den ich schon seit daheim mit mir herumtrage, nehme ich Brot und Apfel. Provokant setze ich mich zum Verzehr auf die Brunnenbank, um zu sehen, wer auf mich anspringt.

Wie bei jedem Essen arbeitet mein Gehirn nun konzentriert; kombiniert neu und holt sich längst vergessenes Wissen zurück in die Erinnerung. So gehen mir nicht mehr die Verarbeitung der unreinen Erze aus dem Kopf, über die man in Fornburg so geschickt zu klagen weiß.

Obschon ich kein gelernter Metallurge bin, will ich der Aufgabe mit wissenschaftlichem Sachverstand begegnen. Käme eine andere Quelle als das bisher gebrauchte Raseneisenerz infrage?

Aus meinem Studium kenne ich das Prinzip der Sumpfbzw. See-Erze, allesamt verunreinigte Eisenhydroxide. Selbst wenn ich eine Quelle dafür kennte, wüßte ich keine Methode zur Erschließung einer solchen Lagerstätte.

Höherwertig als Raseneisenerz wäre immerhin Erz aus beispielsweise einem eisenschüssigen Sandstein. Aber zum Ausschmelzen brauchte man etwas, das mehr Hitze als Holzkohle erzeugt. An Steinkohle ist in der Gegend nicht zu denken, und ich will ja keine zweite »industrielle Revolution« lostreten!

Könnte man nicht stattdessen den Schmelzprozeß des Raseneisenerzes verbessern, zum Beispiel durch Anpassung des Schmelzofens? Dazu muß ich mir zunächst die Ausgangssituation besehen, am besten in Clyde und Herolds Schmiede.

Jetzt weiß ich auch, warum gute Eisenwerkzeuge vor Jahrhunderten so kostbar und selten waren ...

Jedoch, die Unkenntnis muß immer größer sein als das Wissen, sonst entsteht kein Gefälle. Dieses Gefälle nehmen wir als Motivation wahr, wissenschaftlich zu arbeiten. So gehe ich kurzerhand zu den Schmiedebrüdern, um mich einweisen zu lassen.

Aufgeregt und unvorbereitet stehe ich vor ihrer Pforte, klopfe und werde eingelassen. In einer Runde von Freunden erzähle ich von meinem Anliegen und ward willkommen geheißen mit kritischem Geplauder und gutem Willen.

So habe ich es mir vorgestellt! Und so will ich auch ans Werk gehen.

Es dauert nicht lange, da führt man mich hinters Haus und zeigt mir einen Ofen, der bestand ganz aus Ton, genauer gesagt: aus Lehm.

»Das ist ein Rennofen«, spricht Herold und bringt mich näher. Das Gebilde gleicht einem Termitenbau, etwa eine Mannshöhe hoch, unten eine Öffnung, in die Brennholz nachgeschoben werden kann. Mehr schlecht als recht hatte man seitlich Schlitze gebohrt, jedoch in Höhen, die mir gänzlich willkürlich erscheinen. Obschon ich selbst nie zuvor einen Ofen gebaut hatte, und ich auch nicht wissen kann, welcher Teil des Ofens damit genau belüftet würde, so vertraut ist mir doch das universelle Prinzip von Präzision: »Wirkung durch Präzision« lautet seit jeher eines meiner Mottos; es bedeutet, daß jeder natürliche Prozeß – und sey es die Verhüttung von Eisen – umso effizienter abläuft, je mehr es sich geometrischen und symmetrischen Formen unterwirft. Auch sonst habe ich im Gefühl, einen solchen Ofen besser konstruieren zu können, sodaß zumindest die Ausbeute, auch wenn sich kein höherwertiger Ausgangsstoff finden ließe, besser ansteige.

Aber ist es tatsächlich so einfach, wie ich denke? Vielleicht ja, denn auch beim Abbau der Mühlsteine habe ich meine Bedenken geäußert. Sollte mir dieser Erfolg nicht als Beweis gereichen, daß hier alles möglich sey? Trotzdem brauche ich mehr Informationen, und gegen die Angst der

Unkenntnis hilft nun einmal allein das Lesen.

Inzwischen ist es spät geworden, und mich treibt es nach Hause, nicht nur aus dem verständlichen Verlangen, meine geliebte Frau wiederzusehen. In ungeahnter Geschwindigkeit bewege ich mich zum Bootssteg, so zügig, daß ich Kunrada und Berthold, die gerade vor ihrem Haus in der Abendsonne sitzen, nur zuwinken kann. Bald rudere ich über die Meerenge, daß ich die Wellen nur so spalte. Mehr noch als über die Tatsache meiner Geschwindigkeit staune ich angesichts fehlender Anzeichen von Erschöpfung! Kraftvoll wie eh und je, als habe ich mich lediglich vom Wind treiben lassen, spüre ich Arme und Gelenke; bin zuversichtlich bevorstehender Abenteuer und Enttäuschungen. Doch bis es soweit sey, weiß ich genau, welcher Lektüre ich mich zuzuwenden habe.

Nach dem Abendmahl begeben sich mich zum Schaukelstuhl und schlage das nächste Kapitel im »Buch von Fornburg« auf:

### *Fünftes Kapitel: Vom Brauchen und Nutzen der Menschen*

*Manche behaupten, daß Dorf Fornburg sey die entfernteste Siedlung überhaupt: die letzte Bastion der ewigen Unendlichkeit.*

Das paßt ja wieder zu mir!, denke ich und glaube, da sey ganz unzweideutig auf das Nachleben angespielt worden!

*Umso erstaunlicher ist es daher, daß in so einer geschlossenen Gesellschaft, fern von Handel, Verkehr und Hilfe, an einer Küste, die sich durch lange Winter und ausdauernde*

*Stürme ausweist, alles so selig und gesittet geschieht. Für wahr – solange ich als Adelard durch die Welt ziehe, ist mir so ein Volk noch nicht begegnet!*

Und da erkenne ich, daß wohl alle Texte in diesem Buch auf diesen Mann zurückgehen mochten. War er gar ein Chronist? Einer der Wenigen, die diese Region ehemals bereist haben?

*Meidet man sonst nicht einen Siedlungsraum, der von Flut, Sturm und anderer Missetaten der Natur heimgesucht wird? Wer mag schon alle paar Tage die Unversehrtheit seiner Gebäude und Gerätschaften prüfen? – Doch ist dies längst nicht das einzige Geheimnis der Einwohner!*

*Etwas wirklich Bemerkenswertes ist der fürsorgliche Umgang miteinander: Einmal sah ich einen alten Dörfler, der kam am Schuppen eines anderen vorbei und bemerkte, daß die Leiter zum Dachboden beschädigt war. Da bot er kurzerhand seine Hilfe an. Das Besondere ist, daß er zuvor sichergegangen war, Werkzeuge und Materialien zu besitzen, und sie sich nicht vor der zu verrichtenden Aufgabe vom Schmied borgen mußte! Dieser selbstlos angebotene Beistand erwartete keine sofortige Erwiderung, sondern die Ausprägung eines besseren sozialen Verhältnisses – und vielleicht Rat oder Hand, wenn der Aushelfende einmal in Not sey. Mehr noch: Es ward nicht ein Gedanke daran verschwendet, Nägel und Holz zu horten, oder die Werkzeuge zu schonen, sondern sie einzusetzen, wo und wann immer es sinnhaft erschien, auch wenn es einem selbst nicht zugute kam.*

*Deswegen läßt man mich auch frei von Entgelt hier wohnen, und gibt mir zu essen, ohne eine Gegenleistung einzufor-*

dern. Daß ihnen die Feldfrüchte ungenutzt verderben, muß ihnen die größte Furcht sein! Und so will ich auf meine Art danken, und beschreiben, wie einzigartig das Leben und die Siedlung sind.

Von Speisen der Natur berichtete ich bereits; man hält sich an einfache Konzepte: Im Sommer wird Gerste angebaut, im Winter Dinkel, wohl, weil es sich besser gegen Schädkäfer und krankmachendes Gewürm wehren kann. Reich und erhaben wachsen die Gemüsegärten und wenigen Obstbäume. Was von Feld und Garten nicht auf den Tisch finden will, das holt man aus Wald und Meer heran. Ein Volk, das den Hunger nicht zu kennen scheint, wohl auch nicht fürchtet. Denn es ist ein gesundes Volk, mit Verstand, Muße und Ehrfurcht. Und was ihnen fehlt oder herzustellen unmöglich ist, das verdrängen sie. Als würde man sich jeden Tag darauf besinnen, daß man zu früheren Zeiten nur viel weniger besessen hatte. Ein Volk, das den Besitz der Gegenwart schätzt – anstatt ihn mit dem des Nachbarn zu vergleichen, oder daran keinen befriedigenden Blick verlieren zu können.

Das Umland scheint ihnen ohnehin alles zu bieten, dessen sie bedürfen, und die Fornburger haben offenbar ein Gespür dafür, jeden noch so kleinen Nutzen der Natur für sich zum Vorteil zu wandeln: Man weiß aus Küchenasche Seife zu sieden; man dreht Seile aus dem Bast vom Pfriemenginster (das hatte ich von der Pflanze, die in meiner Heimat als „Storchenbein“ bekannt ist, noch nie gesehen!); man knüpft Fischernetze aus Brennesseln und Wurzeln; ja, ich sah sogar, wie jemand einen Klumpen Harz in Brand steckte, um dessen „heilsamen“ Rauch einzuatmen! Mit einem Satz: Die Fornburger müssen, zumindest was das von Natur Gegebe-

ne und das daraus Genutzte angeht, als begnadet und beschenkt bezeichnet werden! Fast mochte einen der Neid beißen, doch ich weiß auch, daß ein so abgelegenes Dasein dem einen oder anderen öd oder hoffnungslos vorkommen würde. Für mich als reisenden Chronisten stellt sich diese Frage nicht – hierzubleiben, oder gar über die dauerhafte Aufnahme in die Gesellschaft nachzudenken, wäre wider meine Berufung!

Und doch erfaßt mich die Faszination an diesem Ort: Gespenstisch unerforscht sind mir stets die Wälder und Sümpfe an der Küste, als seien sie seit Jahrtausenden unberührt, und „bewußt“ unberührt! Das Fornburger Wesen läßt in mir die Überzeugung reifen, daß man Geheimnisse, Legenden und Mysterien absichtlich in Kauf nimmt, ohne je den Reiz zu verspüren, sich mit Erkundung und Aufklärung befassen zu wollen. Mag sein, daß es der nicht entwickelten Kapitalgesellschaft anzuschulden ist, weshalb man nicht hinter jeder Legende einen Goldschatz erwartet! Trotzdem lebt man damit – toleriert das Unergründete, als sey es normal zu sagen: „In den Wald, gleich westlich vom Dorf, hat noch niemals jemand einen Fuß gesetzt!“

Ob es dort eine Quelle gebe? Möglich, doch momentan nicht notwendig.

Welches Wild lebt dort? Nutzbares oder Gefährliches? Wir werden es sehen, falls es heraustritt, sagt man in Gleichgültigkeit.

Und mag man die unbetretene Region nicht kartieren? Die Ausmaße und Besonderheiten des Waldes feststellen? Die vorhandenen Karten verbessern? – Nicht jetzt, aber es wird sich eines Tages schon jemand finden ...



*Hier kennt man nicht jene Angst, daß einem ein anderer etwas „wegschnappen“ könne. Und selbst wenn, ist man als Fornburger, im Wesen bestimmt, zu einfältig, um den persönlichen Nachteil zu erkennen. Oder man kennt ihn, ist aber zu stolz, um einen großen Hehl darum zu machen.*

*Nur um ein Beispiel zu geben, welch' mächtiger Mystizismus diesen Ort erfaßt hat: Eines Tages ging ich durch den Wald und traf einen der Holzrücker aus dem Dorf. Er schälte mit seinem Beil die Rinde von einem gefällten Baum (die er wohl einem Gerber übergeben wollte?) und schlug anschließend vier tiefe Kerben in den nackten Stamm. Da ich mir ihre Notwendigkeit nicht erklären konnte, fragte ich den Mann.*

*In vollendetem Aberglauben beschrieb er, daß er damit die „Waldgeister“ zu besänftigen pflegte. Weiter dachte ich mir nichts und ging meiner Wege. Später am Tag betrat ich einen lichtumsäumten Hang, dort stand ein Baum, aus dem etwas Auffälliges meine Aufmerksamkeit ergriff.*

*An die Fichte näher herangetreten, sah ich, daß sich auf Kopfhöhe ein Baumloch auftat, und darin war ein menschlicher Schädel! Sein blitzendes Elfenbeinweiß hatte mich angerufen ...*

*Daß es ein echter Schädel war, stand außer Frage; schon einige Male bin ich Toten und Skeletten begegnet. Nun war jedoch merkwürdig und beängstigend, daß der Knochen (an dem auch der Rest des Skeletts, wenn auch nicht sichtbar, zu hängen schien) so eng in den Hohlraum der Borke eingebettet war, daß allein die Annahme Sinn ergab, daß der Baum um den Körper herumgewachsen sey! Der Mensch mußte demnach eingeschlossen und verhungert sein!*

Jetzt setzte ich mich vor das abscheuliche Wegkreuz und bedachte alle Sinne: Wie nur sollte das vorgegangen sein? Mein rationaler Geist fand zu keinem Konsens.

Geängstigt bar einer solchen Wirklichkeit begab ich mich auf den Rückweg nach Fornburg, wo ich, sogleich eingetroffen, von meiner Entdeckung erzählte. Allerdings vermochte ich nicht jene Verwunderung zu erhalten, die ich angesichts dieser bizarren Begebenheit erwartete. Schließlich sprach jemand eine Erklärung aus, mehr beiläufig denn interessiert:

Ein Waldgeist irrt durch die grünen Lande, der so einsam ist, daß er Menschen entführt. Diese – kann man es glauben? – „steckt“ er in einen Baum, wo sie so lange zu verweilen haben, bis sie seine Liebe erwidern!

Hätte ich das Skelett nicht mit eigenen Augen gesehen – ich hätte diese „Erklärung“ ohne Umschweife als Legende abgetan. Und jetzt fürchte ich mich selbst, je wieder diesen Wald zu betreten.

Fornburg hat mir die Objektivität des Chronisten genommen, und sie ausgetauscht mit etwas, das mich selbst an Aberglauben erinnert. Und trotzdem können Dorf und Einwohner nichts dafür! Sie sind, was sie sind.

Ob man denn jemanden aus dem Dorf vermisste, fragte ich mit vorsichtiger Neugier. – Eine arme Seele, die zu den Überresten im Baum passen könnte.

So sehr ich auch fragte – niemand wußte sich zu erinnern. Aber läßt sich das Geschehene als volkstümliche Sage abtun, gleichschon ich den Toten im Baum mit eigenen Augen gesehen habe? Die beeindruckende Gleichgültigkeit, das sah ich

*bald ein, paßt zur Ausgeglichenheit der hier praktizierten Handwerke und anderen Arbeiten:*

*Der Bäcker buk nur so viel, wie er Muße dazu empfand. Ohne den Trieb zur Vermehrung seines Vermögens bei der Tat, sind seine Brote und Süßspeisen umso kostbarer. Ebenso halten es die Jäger: Blieben sie dem Dorfe zwei oder drei Tage fern, und kehren doch ohne Beute heim, sind sie nicht ausgeschalt oder benachteiligt; so greift man auf Rücklagen zurück. Es gibt hier weder Forderungen noch Vorwürfe, gleich welcher Tätigkeit. Man erstrebt nicht die Expansion des warenerhebenden Tuns, sondern dessen qualitätvolle Ausübung. Man arbeitete nicht, um Ertrag oder Gewinn zu steigern, sondern um Technik und den Sinn des Handelns, des Zusammenlebens, ja, des Lebens selbst besser zu verstehen, und für die junge Generation entsprechend fortzudeuten.*

*Ich stelle mir ein Volk vor, das ein Leben lang, tagein, tagaus, darin bestrebt sey, einen goldenen Ring zu formen. Und, so er nicht befriedigend wohlgeformt würde, würfe man ihn fort und nehme sich ein neues Werkstück, daran das Gelernte anzuwenden.*

*Daß diesem Volk etwas am Herzen liegt, für das andere nur Hohn oder Unbedacht erübrigen, das lernte ich während meines Aufenthalts. Und deshalb fühle ich mich hier auch wohler und willkommener als anderswo auf der Welt.*

Das Kapitel endet, und ich stimme dem Gedanken befriedigt zu. Es sind die Worte, die ich bislang als Erfahrung trage. Und darüber hinaus regen sie an, die Geschichte des Ortes weiter zu erforschen. Besonders die Sagen interessie-

ren mich jetzt, von denen einige offenbar wahr sein mochten.

\*\*\*

Tags darauf erkläre ich Anniek das Erfahrene und meine Ansichten darüber. Diesmal hoffe ich inständig, daß sie meine Gedanken nachzuvollziehen fähig sey. Denn schon immer im Leben tue ich mich schwer, anderen mit Worten das zu beschreiben, das ich im Inneren sehe und fühle. Das liegt nicht daran, daß ich komplexer und damit »unverständlicher« denke, sondern daß ich den gewählten Ausdruck bislang zu lernen unfähig war.

Alsbald brechen wir auf, und ich bewege mich unverzüglich in Orens Haus. Derweil will sich Anniek aufs neue mit dem Schulhaus vertraut machen – in ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit erzählt sie mir bei der Überfahrt zum Festland von allerlei Ideen – und auch der Bäckerei einen Besuch abstatten. Für Mittag verabreden wir uns im Gasthaus.

Sogleich ich Orens Heim betrete, werde ich eines widerlichen Geruchs gewahr, gleichwohl ich zu wissen scheine, daß er nur einem ausklingenden Echo dessen entspricht, das eine Ewigkeit im Feuer gelegen haben muß. Was das sey, frage ich Oren, der mit Arbeitsschürze durch die Bibliothek läuft.

»Gekochte Gedärme. Vom Wild«, gibt er mir kurzerhand zu verstehen.

»Wozu in aller Welt kochst du Gedärme?« will ich wissen: »Noch dazu in deinem Haus?« – So viel Neugierde muß erlaubt sein!

»Oh, gekocht wurde hinter dem Haus. Was du riechst, sind die getrockneten Geschlinge; die werden auch noch einige Tage so riechen!«

Dann beschreibt er, daß das Treiben letztlich der Restauration der Bücher diene – und die Därme, lange genug gekocht, seien ein vorzüglicher Zwirn zum Vernähen von Papierstapeln. Darnach zeigte er mir mehr seiner Arbeit:

Hinten im Haus gibt es eine Werkstatt, darin liegen Unmengen, doch sehr zierliche Werkzeuge zum Buchbinden. Ein Falzbein aus Tierknochen erkenne ich wieder, denn so eines hatte ich selbst einmal. Es stehen da auch mehrere Becher mit Knochenleim, Holzlatten und -klötze zum Biegen, Klemmen und Beschweren von Papier. Eine wunderbare Einrichtung, und hätte mir die Zeit nicht gefehlt, hätte ich ihn um Einweisung in sein Handwerk gebeten.

Gerade arbeitet er an der Neubindung eines Buchrückens, dafür gebraucht er den verzwirbelten Darm. In seiner Technik knotet er die Papierbündel so kompliziert, daß ich meine, sie würden niemals wieder geöffnet werden können.

Buchseiten, von denen Stücke abgerissen oder abgefaut sind, oder deren Druck oder gemalte Schrift nicht länger lesbar ist, widmet sich Oren an einer eigenen Werkbank: Auf möglichst ähnlichem Papier zeichnet er alle Buchstaben nach, ohne die Größe, Grammatik oder Aufteilung im Satzspiegel zu verändern. Freilich erkennt man, daß es sich um eine Einfügung neuerer Zeit handelt, doch wird das Buch damit wieder lesbar.

Zunächst stutze ich, keine Druckerpresse oder wenigstens Drucktypen zu sehen. Denn das restaurierte Ergebnis gedruckten Textes ähnelt dem ursprünglichen Druck so sehr, daß man, vom Papier abgesehen, eine Abweichung nur

schwerlich anerkennen kann. Offenbar ist Oren in seinem akribischen Eifer dergestalt auf die »perfekte Kopie« versessen, daß er weder Zeit noch Mühe scheut, seiner Berufung und seinem Geschick nachzukommen.

»Woher stammt das Papier?« frage ich, Ob man es in Fornburg herstelle? Lächelnd ist seine Antwort: noch nicht.

Stattdessen stamme es ausschließlich von reisenden Händlern, die ihre wenigen Bogen gegen eine Nacht im Gasthaus, Töpferwaren oder getrockneten Fisch eintauschen. Da sich so ein Händler bestenfalls alle paar Monate blicken läßt, dauert es seine Zeit, bis zur vollständigen Reparatur eines Buches ausreichend Material vorliegt. Oren scheint das sonst nichts auszumachen; er benimmt sich, als habe er für jedes Buchexemplar drei Leben lang Zeit.

Bald darauf bringt er mich dazu auszusprechen, weshalb ich ihn aufgesucht habe. Da erzähle ich ihm vom Rennofen und meinem Bestreben, diesen zu verbessern. Lange denkt er nicht nach, da verweist er mich auf einen Regalmeter, der sammelt allein technische Literatur: zum Bergbau, der Schafzucht und so fort.

Jene Bücher, denen ich das Thema zutraue, blättere ich schneller durch, als mir lieb ist, ohne fündig zu werden. Da eilt mir Oren nach geraumer Zeit, die er mich mit den Büchern allein gelassen hat, zugegen, unter dem Arm ein aufgeschlagenes Buch.

»Heloh, das könnt' was sein!« führt er mir den Fund vor Augen: Auf einer Doppelseite sind Aufbau und Betrieb eines Erzofens beschrieben und abgebildet. Ihm dankbar zunickend, widme ich mich dem Inhalt.

Auch wenn nicht konkret ein Rennofen denn ein weiterentwickelter Hochofen beschrieben ist, geben mir Text

und Skizze vom Betrieb doch wichtige Anreize, wie mit Luftzufuhr, hitzebeständigen Elementen und Wärmezonen umzugehen sey. Frischen Mutes will ich mich ans Werk machen, doch ich sehe, daß es Mittag schlägt.

Im Gasthaus treffe ich Anniek und andere Einwohner, denen allen ein gebratenes Wildgericht vorgesetzt wird – jetzt erklärt sich mir auch, woher Oren das Material für seine Bücher-Werkstatt bezogen hatte. Zusammen mit einem Mischgemüse aus Kohlblättern, Thymian und Bohnenkraut schmeckt all das so vorzüglich, daß mir der Geschmack bis zum Abend auf der Zunge liegt. Nichtsdestotrotz beschäftigt mich der Rennofen so sehr, daß ich mich zurückziehe und alles andere ausblende, selbst Anniek.

\*\*\*

Die nächsten beiden Tage verbleibe ich auf Ibyko, um einen Rennofen zu konzipieren. Am ersten Tag weilt Anniek bei mir und besorgt den Garten; am zweiten Tag bespricht sie mit mir einen Lehrplan für die Schulkinder, und setzt halbtags nach Fornburg über, um Lebensmittel einzuholen.

Derweil habe ich vor dem Haus eine Fläche freigelegt, auf der umreiße ich mit Steinen und Stöcken den Ofen, wie ich ihn mir vorstelle. Ich variere die Form der Öffnungen für die Luftzufuhr, auch Höhe und Breite des Ofens, innere Ebenen für Kohle, Holz und Erz; Raum für Schlacke und Schmelzkammer.

Freilich sind all jene Überlegungen reine Theorie – nichts davon verheißt die erfolgreiche Schmelze. Trotz allem befällt mich ein Gefühl, instinktiv erkennen zu werden, ob eine Anordnung Sinn ergibt oder nicht. Jetzt muß sich das Konstrukt beweisen.

Ob der neue Ofen nun eine bessere Hitze entwickelt oder nicht – die bedeutendste Verbesserung gegenüber dem bisherigen Verfahren erkenne ich – vielmehr habe ich es mir aus jenem Lehrbuch abgesehen – in der Aufarbeitung des Erzes, das meint das Rohmaterial wird zunächst in einem einfachen Lehmofen geröstet, wodurch sich der Wassergehalt verringert. Schließlich zerschlägt man die Schlacke mit einem Hammer und liest die reinsten Erz-Stücke aus. Diese werden abermals geschmolzen.

Den Aufbau des Ofens eingeprägt, mache ich mich am folgenden Morgen zur Schmiede auf, begleitet von Anniek, die interessiert daran ist, wie die Geschichte weiterginge.

Kaum erreichen wir den Hof, läuft uns Clyde entgegen, schüttelt uns die Hände und grüßt auch von seinem Bruder recht herzlich. – Was Anniek verschwiegen hielt, ist, daß sie bereits am Vortag die Brüder besucht und von meinem Treiben fern der Fornburger Neugier unterrichtet hatte. Sodann begannen die Brüder bereits mit dem Zusammentragen von Baumaterial, wählten einen Platz für den Ofen: Fern von brennbaren Dächern und nicht zu windgeschützt. Dort hatte man einen Haufen Holz zusammengetragen, in einer anderen Ecke Holzkohle, und wieder daneben einen Stapel Altmetall, darunter zerbrochenes und verrostetes Werkzeug, ausgediente Beschläge und ein Kessel mit löchrigem Boden.

Clyde erklärt, daß sein Bruder, sobald sie unseren Kahn beim Übersetzen gesichtet haben, zu Tjelve geeilt sey, Eimer mit Lehm herbeizutragen. Tatsächlich kommen wenige Minuten später Herold, Tjelve sowie Ogmund und Stanislaus, jeder einen Eimer voll Lehm schleppend. So aufgeregt habe ich die Fornburger zuletzt beim Inbetriebnehmen der Mühlräder erlebt. Und nun setzt man abermals, zu meinem



allgemeinen Unwohl, Vertrauen in mich und meine fixen Ideen. Mir ward klagend bei dem Gedanken, mich schon wieder vorab zu entschuldigen, falls die Konstruktion nicht gelinge. Nicht umsonst heißt es Schmiede-Kunst, und nicht umsonst setzt es große Erfahrung voraus, ehe man einen Ofen würde bauen können, geschweige denn, die rechte Menge an Luft zirkulieren zu lassen, und Kohle und Erz im rechten Moment einzufüllen, daß daraus gute Schmelze fließe!

Mir gleich, ist auch Anniek sichtlich angetan von so viel hilfsbereitem Esprit, und nun bin wohl ich an der Reihe.

Zwar bin ich auch weiterhin der Meinung, daß man komplizierte Bauvorhaben wie diese nicht ohne grundsätzliche Vorbereitung beginnen soll, doch was hilft all das Zögern? Um zu lernen, wo zu sorglos gedacht wird, muß der Ofen erst einmal gebaut sein! Ob man damit heute beginnt – oder irgendwann.

Anniek fegt den trockenen Boden an jener Stelle, wo der Ofen entstehen soll. Anschließend weist sie Teuderun, die, durch den Lärm aufmerksam geworden, dazugekommen ist, an, mit Faden und Stöckchen einen etwa zwei Fuß durchmessenden Kreis zu reißen, den es mit Steinen zu kennzeichnen gilt. Derweil vermengen die Männer nach meinen Vorgaben den Lehm mit Stroh. Ich selbst suche eine stabile Rute aus dem Haufen, die ich, gleich einem Lineal, alle Handbreit einkerbe. Sie soll mir fortan als Maßstock dienen, daß der Ofen gerade fällt und auf symmetrischer Höhe seine Öffnungen erhalte. So verstreicht die erste Stunde, und immer mehr Fornburger finden sich ein, in der Frage, was sie helfen können. Zuletzt sind gar ein Dutzend Leute vor Ort, die räumen auf, tragen oder reichen zu.

Nachdem ein ungefähr einen Fuß hoher Krater entlang des Ofenumrisses geformt ist, streue ich in seinem Inneren eine Lage Sand aus, die später schmelzen und die Brennkammer versiegeln soll.

Unterdes haben, auf meine Anweisung hin, zwei Helfer mehrere, zwei Zoll dicke Stäbe aus reinem Ton geformt und in der Asche eines Lagerfeuers hartgebrannt. Ihre Länge übertrifft den Durchmesser des initialen Kraters um circa eine Handspanne.

Diese Stäbe nun werden wie Gitter übereinandergesetzt und an von mir bestimmten Höhen im wachsenden Ofen eingefügt. Sie sollen verhindern, daß Kohle oder Erz von oben abwärts im Schlot wandern, sobald sie durchgebrannt sind. Mit der Zeit ist der Ofenschlot, innen hohl, auf etwa Brusthöhe gewachsen; der bauformgebende Lehm mit Holzplatten festgeklopft.

Der halbe Tag ist vergangen, da erscheinen zwei besondere Gäste; besonders deshalb, weil ich sie lange nicht mehr gesehen habe: Admete und Karimor kommen unmittelbar auf mich zu und bleiben vor dem Rohbau stehen, während ich mich, von Lehm beschmutzt, erhebe und ihnen zuwende.

Wie auch beim ersten Mal erscheint mir ganz offensichtlich, daß beide ein Paar bilden. – Nicht, weil die meisten hier lebenden Einwohner in Partnerschaft auftreten, sondern weil sie eine Aura verkettet, sie zu beschreiben selbst mir zu schwülstig ist. Vielleicht könnte man behalten, daß ich langsam ein Gespür dafür entwickle, wer zusammengehört und innig verbunden ist.

Jedenfalls machen beide einen sympathischen Eindruck, lächeln, wenn auch angespannt, doch neugierig auf mich

und Anniek. Karimor, etwa so alt wie ich, trägt einen dichten Bart und Brille. Kräftig gebaut und an ganzer Kleidung mit Sägemehl bedeckt, ist er wohl gerade aus einer Werkstatt geeilt, ohne sich abzuputzen. Seine Gefährtin, gleichen Alters und kleiner und zierlicher in Gestalt, steht halb hinter ihm, als traue sie sich nicht aus seinem Schatten zu treten, und will uns erst aus der Deckung heraus prüfen. Offen für die Welt sind ihre Augen, voller Aufmerksamkeit, wie die eines ausgeschlafenen Kindes. Hätte ich ihr über mein Herkommen erzählt, sie wäre wohl sogleich losgegangen, das Mysterium zu ergründen.

Als ich ihm meine Hand zum Gruß entgegenreiche, greift er schwer atmend (nicht vom Gewissen zurückgehalten) danach; dieses konfuse Verhalten paßt zu meiner ersten Einschätzung, macht sie aber auch liebenswert.

Als ich verlegen darum bitte, sie mögen mir noch einmal nennen, welchen Beruf oder welche Funktion sie in Fornburg ausüben, gerät Karimor in Erklärungsnot, und Admete kann es nicht besser. Ließ sich nicht ohne Über- oder Untertreibung antworten: Ich bin Schäfer? Oder: Ich pflege die Gärten, weil ich mich mit Pflanzen auskenne? Doch so eindeutig ist das bei den beiden offenbar nicht.

Jetzt hilft Herold, der das Lustspiel nicht ansehen mag:

»Die beiden sind unsere Erfinder – reich an Genie, verlegen an Worten«, scherzt er freimütig.

»Oho, Erfinder also?« gebe ich beeindruckt zur Wiederholung. Unschlüssig darüber, sie über ihre bisherigen »Erfindungen« zu befragen, tritt Anniek hervor und fragt an meiner statt.

Es sey vor allem das Verbessern bekannter Prinzipien, erklärt Admete gegenüber einer Frau aufgetaut, das sie zur

Arbeit treibt: »Dabei übernehme ich meist das Theoretische, das Karimor dann umzusetzen gewillt ist. Wir wenden uns jedoch von neuen Techniken wie der Dampfkraft oder Elektrizität ab«, schildert Karimor weiter, »und versuchen stattdessen das Althergebrachte besser zu machen.«

Anniek will Beispiele hören. Da nennen sie uns die Form und Beschaffenheit von Pflug und Reusen, oder die Anordnung und Größe von Zahnrädern, Hebeln und Knoten, allein zu dem Zwecke, durch umverteilte Kräfte ein anderes, besseres Ergebnis zu erwirken. So fanden sie dereinst heraus, wie man die Fäden eines gewebten Stoffes so anordnen muß, daß sich seine Reißfestigkeit ganz erheblich erhöht, einfach, indem man Winkel, Anzahl und Reihenfolge der Fäden auf dem arbeitenden Webstuhl variiert.

In meiner Begeisterung darüber, daß sich Menschen auf dieses Weise ihres Verstandes zu nutzen verstehen – und zeigen sie nicht erst dadurch ihre ganze Menschlichkeit? – spreche ich heraus, daß sich ihre »Erfindungen« doch gut verkaufen ließen. – Dabei denke ich gar nicht darüber nach, was ich sage, und in wessen Gegenwart. Dieser Begriff, diese Denkweise ist hier ebenso unwillkommen wie ein habgieriger Goldschürfer. Noch ehe ich um Verzeihung zu bitten ansetzen kann, hebt man, mich unterbrechend, die Hand.

Admete tritt heran und erklärt ganz sachlich, daß sie, was immer sie auch entdecken, und wie gut es sey, der Menschheit auf die von mir angedeutete Weise niemals überlassen wollen. Denn würden sie es anders tun – im Heimlichen, bis sich ein Käufer finde –, könnte das erworbene Wissen bei ihrem Tod verlorengelien. Und das wäre das Allerschlimmste!

Endlich erklären sie sich, weshalb sie überhaupt gekom-

men sind: Karimor reicht mir aus einem Beutel mehrere Ton-Trichter, stabil und matt, dunkler als jede Töpferware. Es ist den beiden wohl ein unstillbares Anliegen, ihren Beitrag auf die vorliegende Weise zu leisten, hatten sie doch unlängst von unserem Rennofen erfahren.

Was deren Tondüsen von anderen unterscheidet, will ich wissen. Er sagt, sie experimentieren schon seit geraumer Zeit mit der Mischung von Ton und anderen Substanzen. Diesem Ton haben sie feine schwarze Kristalle (sogleich denke ich an dunkle Glimmer) beigemischt, ohne daß sie sie zu benennen wagen, sodaß er auch bei geringer Hitze bald aushärtet, so widerstandsfähiger als anderer Ton ist. Um hiervon eine Scherbe abzuschlagen, prahlt Karimor, bedürfe es eines eisernen Hammers.

Und wozu das Ganze?, frage ich unermüdlich. Da geht er mit seinen tönernen Düsen zum Ofen und legt sie, das weite Ende außen, auf den bisherigen Rand des Schlots.

»Diese Trichter einzusetzen, dient der Luftzufuhr. Für Luft, die der Brennkammer zugeführt wird.«

Das sey besser als ein einfaches Loch. In diese eingemauerten Trichter könne später, demonstriert er mit seinen Händen, der Stutzen eines Blasebalgs eingeführt werden.

»Und so einen Blasebalg bauen wir gerade in unserer Werkstatt!« setzt Admete hinzu.

Wo diese Werkstatt sey, fragt Anniek, und ob sie sie besuchen kommen könne.

»Ja, selbstverständlich!« antwortet Admete wie im Reflex, so freundlich, daß von ihrer Schüchternheit nicht länger zu ahnen ist.

Gleichzeitig wie sich Karimor dazu verpflichtet fühlt, uns um Verzeihung zu bitten, daß sie erst heute, nach langer

Abwesenheit, in Erscheinung treten, lächelt Annië bar der Freundschaft. Und mein Herz lächelt mit ihr.

\*\*\*

Nach kurzer Pause treibe ich Löcher für die Tontrichter in den noch nicht verfestigten Lehm und zähle aus, wieviel davon notwendig seien. Allein die Planung, wieviele solcher Trichter an welchen Stellen (Höhen) angebracht werden sollen, beschäftigt mich und Karimor eine weitere Stunde. Wie ich ihn von meinen Absichten beschreibe, gibt er wertvolle Verbesserungen im Detail. Ihr beider Beisein ist unzweifelhaft dem gesamten Projekt zuträglich.

Bis zum Abend dauert es, da ist der etwa einen Mann hohe Hauptofen errichtet; daneben ein nur halb so großer zweiter Ofen, der allein dem Zwecke dient, das Roherz, ob es nun Raseneisen oder Schrott sey, in Ansätzen zu entwässern, man sagt: rösten. Sodenn sollen die besten Teile der Luppe ausgelesen und im mehrstufigen Hauptofen geschmolzen werden. Was davon als Bestes ausgeklopft werden kann, soll in einem separaten Kohlenfeuer erneut erhitzt und in Barrenform gebracht werden. Dieser Barren wäre dann Ausgangsmaterial für die eigentliche Schmiede.

Schon jetzt zeigt sich, daß so eine Erzschnmelze bestenfalls einmal alle paar Monate stattfinden kann, denn es bedarf einer Menge Holz für das Anfeuern, ebensoviel Holzkohle für das Hauptfeuer, und auch unreines Erz oder Schrott muß in ausreichender Menge zur Verfügung stehen, daß, nach mehrfachem Auslesen, für einen Barren Reinmetall genug über bliebe.

Stunden zuvor war daher ausgerufen worden, alles verwertbare Altmetall, seien es verrostete Nägel, Pfannen oder

Haken, einzusammeln und zur Schmiede zu verbringen. Gleichso suchen Herold und Clyde in ihren Beständen nach Resten von Holzkohle, schaffen so mancherlei Sack und Brocken herbei. Allein, die Menge mochte gerade so viel wie ein Kind gewogen haben.

Besser steht es mit dem Holz: Über den Tag haben verschiedene Leute Brennholz herbeigetragen, das Darren und zwei weitere Männer mit einem Beil zerkleinerten und auf Stapel türmten.

Die größte Sorge bereitet uns die Menge verfügbaren Erzes. – Es besteht ausschließlich aus Schrott; an Raseneisenerz, so unrein es ist, gibt es keinen Vorrat. Dies läßt mich die Idee wiederholen, alte Rüstungsteile in der Fornburg-Ruine aufzustöbern. Dem stimmt man unbedenklich zu, zumal erst noch Holzkohle geköhlet und der Blasebalg fertiggestellt werden muß. Allerdings verspricht man sich, um Kräfte zu sammeln, auf den folgenden Tag. So verabschiedet man einander, und geht, von müden und beschmutzten Knochen gebeugt, nach Hause, sich zu waschen und zu ruhen.

\*\*\*

Gleich nachdem ich und Anniek am Steg unserer Insel eingefahren sind, eilen wir zum Ufer an unserem Haus, entkleiden uns und baden im Meer, daß es sich von abgewaschenem Lehm hellbraun färbt. Anniek hat zwar weniger Lehm am Körper, will aber den Geruch von Heu und Rauch, wie sie sagt, loswerden.

In der untergehenden Sonne scheint uns das Wasser wärmer als es ist, wie es immer gewesen ist, wenn man Schweiß

und Mühsal mit frischem Naß abspült. Darnach setzen wir uns ans Ufer, an jener Stelle zu trocknen, auf der wir in den vergangenen Tagen die größten Steine fortgerollt haben, daß man bequem würde sitzen können.

Nackend, wie wir sitzen, heizt uns die verlöschende Sonne weiterhin ein, umso mehr, da nicht der geringste Wind anhebt. So gehen wir, barhäutig und Hand in Hand, am Ufer spazieren. Währenddessen gelingt es mir einfach nicht, meine Augen von ihr zu lassen. – Ob sie sich etwas habe anziehen sollen?, fragt sie lächelnd.

Doch mir ist nicht zur Freude; es ist, als spreche ich mit einer Gottheit. Wo sonst mir der Blick in ihre Augen heilig, sehe ich sie nun entblößt vor mir, fern jeder Beschreibung. Das zerschmettert mir jedwedes innere Maß, geläufig würde man sagen: Ihr Anblick bringt mich um den Verstand.

Man verbildliche sich ernsthaft, daß ich vor Jahren noch darauf beschränkt gewesen bin, mir Fotos von ihr anzusehen und meine Fantasie spielen zu lassen – ohne jede Hoffnung, daß sich bis zu meinem Lebensende etwas daran ändern könnte! Heute hat sich alles gekehrt: Ein schicksalhaftes Ereignis führte zu einer unvorhergesehenen Wandlung, so unwahrscheinlich, als wachte ich eines Tages im Raumanzug auf dem Mars auf! Bis zu dieser Stunde erstaunte ich angesichts der Entwicklung meines Lebens, will ehrend und dankbar sein; bin in Annieks Gegenwart doch nur demütig und verwirrt, als gäben meine Gene die Widernatürlichkeit unseres Zusammenseins (eines Menschen und einer Gottheit) vor.

Als habe Anniek meine Gedanken gehört, meine Unsicherheit gespürt, hält sie inne und dreht sich mir zu. Beidseitig meines Kopfes legt sie ihre Arme auf meinen Schultern ab



und zieht mich, die Hände in meinem Nacken geschlossen, zu sich heran.

Während sie mit geneigtem Kopf verführerisch zu mir aufsieht, entgleitet mir ein »Bei Therak!« so ausdrucksstark formuliert (und gemeint), wie man nur ein einziges Mal im Leben zu erstaunen bereit ist.

»Ich liebe dich mehr, als alles, woran ich mich zu erinnern fähig bin«, flüstere ich ihr bewundernd zu. Mir selbst braucht sie nichts zu sagen – ihr Verhalten, ihr Blick, sprechen anstelle ihres Mundes, lieblich und hingebungsvoll, ehrlich und aufrichtig, wie es keine Worte und keine Betonung auszudrücken vermögen.

Freilich tut auch die Situation ihr Übriges, und neben mein Herz tritt mein Gespür. Hirn und Verstand wissen wohl gar nicht, um was sie sich vorrangig kümmern sollen; jedenfalls verstummen sie, wie ich beginne, Annieks immer noch auf mir ruhenden Arme zu streicheln und zu küssen. Sogleich greife ich sie an der Hüfte und presse meinen Schoß an sie. Derartig nahegekommen, umarme ich sie endlich und halte sie so fest ich kann, ohne ihr ebenso aufgeregtes Atmen zu überhören. Mit der inneren Wahrnehmung sehe ich ihre aus tiefer Liebe geschlossenen Augen und die Bereitschaft, mit mir zu einem Wesen zu verschmelzen, so daß jede Trennung umso schmerzvoller, umso unwilliger geschehe.

Die Natur denkt uns einander wohl zu, denn das will auch ich.

»Gehe niemals von mir. Niemals so weit, daß ich deiner Erinnerung entkomme!« beschwört sie mich, und mir ist, als habe ich den Klang ihrer Stimme nie zuvor vernommen.

»Morgen will ich zur Fornburg-Ruine gehen, doch fürchte

dich nicht: Da du mich daheim willkommen heißen wirst, kann nichts sich gegen mich stellen zurückzukehren. Man werfe mich wie diesen Stein aufs Meer hinaus – Urzeiten währen, bis ich an die Gestade der Heimat wieder angespült werde. Doch eines Tages bin ich wieder hier. Dir, Anniek, gelobe ich zu versprechen, solange mein Herz schlagen mag, dich im Seelenkäfig zu bewahren als die Eine, zu der ich heimkommen will. Und wenn die Welt auch untergeht.«

»Große Worte ...«

»... für eine große Liebe!« setze ich fort.

Die eine Stirn an des anderen gelehnt, halten wir es, als würde sich ein Gedanke von Zweien denken lassen. In dieser Sekunde schaffen wir etwas Namenloses, das uns auf immer verbinden sollte, wie weit wir auch voneinander weilen. In dieser Welt sind Schwüre und Bündnisse wie diese weder Magie noch Aberglauben.

Sie sind real.



## 24 Die Tanzende

**A**m folgenden Morgen begeben sich mich zum Marktplatz, gekleidet in meinen Geologen-Mantel, bei mir ein Wanderstab. Es würde ein Sturm aufziehen, sagt der Himmel, doch das will uns von diesem Abenteuer nicht abhalten.

Als alle an der Reise Teilnehmenden – neben mir sind das Ilô, Darren, Admete, Marwo und sein Sohn Gwyddno – versammelt stehen, sprechen wir das Vorhaben erneut durch: Etwas mehr als einen halben Tag wären wir bis zur Ruine unterwegs, abhängig davon, wie zuverlässig uns Marwos Esel die Lasten zu tragen bereit ist. So hätten wir den Rest des Tages und vielleicht einen folgenden, um uns mit der Ruine vertraut zu machen und um Rüstungsteile und andere verwertbare Dinge zu suchen. Danach komme der Rückweg.

Einen Lagerplatz würde sich in dem alten Gemäuer schon finden, glauben wir. Dem Esel haben wir darum die Decken aufgelegt, nebst Schaufel und Spitzhacke, um verborgenen Schrott auszugraben.

Uns fällt nicht leicht, an alle Eventualitäten zu denken: Gleichwohl die Ruine am Horizont in ständiger Sichtweite liegt, ist niemand der Aufbrechenden je dort gewesen. Verlassen soll sie sein – nachts wurde dort nie ein Licht zu

sehen. Aber wer weiß schon, was heute darin haust? Wilde Tiere? Wegelagerer? Vorsichtshalber laden wir Lebensmittel für drei Tage auf.

Bemerkenswert finde ich abermals den Umgang von Oren mit seinem Sohn: Fast sorglos gibt er ihn uns mit, auch wenn es seinem Kopf entsprungen sein soll, uns zu begleiten. Er sieht sich wohl veranlaßt, die Karten der Umgebung zu präzisieren, vor allem, wenn eine gänzlich unkartierte Ruine Ziel der Reise ist.

Dennoch gibt er seinen Jungen in unsere Obhut, gleich so, als wären wir alle seine Familie, Brüder und Schwestern, um auf ihn aufzupassen.

Darrens Gefährtschaft kann ich gut verstehen; von uns allen kennt er sich im Gelände und dem Nachtlagern am besten aus; weiß, was bei Gefahr oder Verletzungen zu tun ist. Und Admete begleitet uns als geschultes Auge für verwertbare Dinge; vielleicht erhält sie vor Ort die eine oder andere Eingebung.

Marwo nimmt den Weg offenkundig nicht wegen seines Esels auf sich (obwohl dieser ihm vertraut ist und er ihn ohne Widerstand führen kann), sondern um sich nützlich zu fühlen, vielleicht auch aus Neugierde. Und Gwyddno, sein Sohn, soll mit ihm kommen, um etwas aus der weiten Welt zu lernen.

So alles geklärt ist, verabschieden wir einander herzlich und brechen auf. Anniek tröstet sich damit, daß die Ruine in Sichtweite sey und sie unseren Zug, ihr gutes Augenlicht vorausgesetzt, bestenfalls bis zum Ziel verfolgen könne. In Absprache mit den Zurückgebliebenen wollen wir des Nachts ein großes Feuer in der Ruine entfachen, daß man von unserem Wohlsein wisse. Ich freue mich auf

dieses Feuer, bedeutet es die Anwendung einer Kommunikationsmethode, derer man in moderner Zeit überdrüssig geworden ist. Eine Stunde nach Sonnenaufgang brechen wir auf.

\*\*\*

Anfangs kommen wir zülig voran, was unseren ausgeruhten Leibern und der nur unwesentlichen Steigung zu verdanken ist. Noch vor Mittag queren wir die zur Ruine führenden Hügel, und mir ist, als ginge ich schon mein ganzes Leben bergauf. Blicken wir zurück, ist Fornburg in die Ferne versetzt; blicken wir voran, ist die Ruine kaum nähergekommen. Noch seltsamer scheint uns, daß kein einziger Pfad zur Fornburg führt, so sehr wir in allen Richtungen danach Ausschau halten. Gleichwohl wir die günstige Richtung mit den wenigen Hindernissen zwischen Dorf und Veste einschlagen, gibt es keinen neuen und keinen alten Weg – so unkenntlich oder nie getreten, als sey die Siedlung erst Jahrhunderte entstanden, nachdem in der Burg die letzte Seele verblichen ist. Und seitdem ist wohl auch niemand mehr dort gewesen.

Darren bemerkt, daß die Wiesen so grün und reich bewachsen sind, daß es sich lohnt, Schafe und Ziegen hierherzutreiben. Warum das noch nie geschehen sey, frage ich ihn: Er spricht, daß nie zuvor Notwendigkeit bestand – die Weidegründe am Dorf haben immer ausgereicht.

Konzentriert, unfähig jeder Ablenkung, schreitet Ilô neben uns her, in den Händen ein Stück Papier, auf dem er die Geländemerkmale um uns herum skizziert, die Entfernung zum Waldrand, zum Meer und so fort. Ich sehe auch, daß er behutsam die zurückgelegten Schritte zählt.



Am Nachmittag endlich, als die Ruine merklich größer geworden ist, uns schon von Weitem mit ihren rötlich schimmernden Resten des verfallenen Gemäuers imponiert, ergibt sich eine Gelegenheit zur Rast: Der Esel hat es zuerst erspäht, geht daher schneller, als wisse er von unserer Absicht. Dabei handelt es sich um Mauerreste, die, kleiner als die der Veste, zu der Burg vorgelagerten Gebäuden gehören: Ilô mißt 20 mal 30 Fuß, und eine weitere Grundmauer von doppelter Größe. Der Mauerrest, aus etwa zwei Handspanne breiten und eine Handspanne hohen Feldsteinen zusammengetragen, erhebt sich noch bis Hüfthöhe, alles Aufgelegte liegt daneben. Eine Ausnahme ist eine Türöffnung, an der sich die Ummauerung bis Kopfhöhe erhalten



hat, sowie der Kaminwinkel.

Was das für Gebäude seien, kann niemand mehr sagen; wahrscheinlich gehörten sie Bauern. Vom Dorf sind sie jedenfalls nicht sichtbar, da in einer Senke gelegen. Ilô hält ihre Lage auf der Karte fest.

Auf einer windgeschützten Seite binden wir den Esel an eine junge Birke und setzen uns selbst im Schatten nieder.

Gwyddno, aufgeregt durch sein erstes Abenteuer, kommt nicht zur Ruhe und stöbert durch die Reste, entschlossen, etwas Brauchbares zu finden. Dann ruft er auf.

Wie ein Huhn hatte er die Böden beider Gemäuer von Laub und Astwerk freigescharrt, da hockt er neben einem gußeisernen Gitter, das unter dem Kaminschlot ausgelegt worden war. Wir beglückwünschen ihm zu diesem ersten

Fund (der nebenbei meine Vermutung bestärkt, daß es hier einiges zu holen gibt), besprechen aber, uns erst auf dem Rückweg damit zu beladen. Als bald setzen wir unseren Weg fort.

Ein Hügel folgt dem nächsten, Senken wechseln einander ab. Ihnen allen ist gemein, daß nichts Höheres als knielanges Gras darauf steht, wild und bunt, nie gemäht. Entsprechend dicht ist das Gesumme der Insekten, entsprechend oft zerreißen unsere Beine Spinnennetze. Das meiste Kraut ist verblüht, nun, im beginnenden Herbst, hat es gelbbraune und rote Töne angenommen, wirkt zum Entzünden trocken, und ist doch so feucht, daß jedermanns Schuhe und Beinkleider durchnäßt werden. Bald sollen uns weniger als drei Hügel vom äußeren Burgwall trennen, und umso aufmerksamer achten wir auf alles Ungewöhnliche. – Jedoch, vermindert sich die Bedeutung dieser Bemerkung nicht, gedenkt man der Ungewöhnlichkeit an sich, eine seit Ewigkeiten verlassene Festung aufzusuchen?

Schneller als erwartet stehen wir zweihundert Meter von einer Art Wall entfernt und halten inne. Da sind manns hohe Felsen zusammengerollt, mehr stehend als liegend, und viel zu unnatürlich, als ein rein geologisches Phänomen zu sein.

Wie also vorgehen, angenommen eine Bande Gesetzloser verbirgt sich dahinter, uns eine Falle zu stellen? Uns durch Rufen bemerkbar machen? Einen Stein zur Warnung werfen? Das halten wir alle in unserem Ratschluß für albern. Doch lieber nehmen wir albernes Dastehen in Kauf, mahnt unser aller Instinkt, als am Ende tot zu sein.

Andererseits: Waffen zur Wehr haben wir ohnehin nicht. Und sollte es hier wirklich Gesetzlose geben (wären nicht auch die Fornburger als »gesetz-los« zu beschreiben?), wä-





ren sie nicht unlängst auch auf das Dorf Fornburg losgegangen?

Schließlich wagt Marwo, als ältester unter uns, den ersten Schritt: Unbeirrt läuft er auf die Felsen zu und späht dahinter. – Keine Gefahr.

Nutzlos und verlegen kommen wir anderen uns vor, fast wie eine Meute Hasen, die der Abenteuergeist schutzlos in die Wildnis lockt – bis sie beim ersten Schatten erzittern und den Fuchs sehen.

Nun, da die Lage geklärt ist, nähern wir anderen uns. Sogar der Esel hat nur ein schmutzlachendes Grunzen für uns übrig.

Und da will auch ich glauben, daß es nichts zu fürchten gebe. Trägt nicht auch die Würde des Ortes dazu bei? Ganz gleich, was diese Felsmauer darstellen soll: Sie gehört zu einer Welt, an der Geschichte manifestiert ist. Ein Geheimnis, groß wie die Frage nach dem Weshalb?, faßt alles ein, zieht uns wie Ameisen zum Brotkorb.

Ilô skizziert das Geschehene, wie er es bei allem auf unserem Weg tun will.

Minuten später queren wir den nächsten Hügelkamm, da sehen wir es: Ein Fragment der Fornburg-Ruine, ganz allein,



als letzter Kämpfer, auf einem Vorsprung, von wenigen Bäumen und Büschen umgeben. Wie zwei verschmolzene, massive Türme sieht das Relikt aus, oben in der Mitte mit einer Lücke, weiter darunter die Öffnung eines Fensters oder einer Scharte. Selbst aus der Ferne sind wir versichert, daß das Gebilde wenigstens fünf Meter hoch sein müsse. Wie imposant muß dann erst die Veste sein?

Fünfundzwanzig Schritt voran offenbart sich die ganze Pracht eines vergessenen Zeitalters: Eine Mauer, wenigstens zwei Klafter hoch, von dem, was erhalten geblieben ist; zu beiden Seiten deren Enden nicht einzusehen; etwa alle hundert Meter von einem halbkreisförmigen Wallstück unterbrochen und überragt: Das sind die Ecktürme der Mauer.

Gwyddno stürmt los: In seiner jugendlichen Naivität kennt er kein Halten, kein Besinnen. Sein Vater will ihn zurückhalten, doch alles wirkt friedlich und verlassen. Geradezu unheimlich:

Was seinem Leichtsinn entgeht, fällt mir umso mehr ins Auge: So weit es sich überschauen läßt, umgibt die Mauer



eine ausgedehnte Ebene, eine Wiese, auf der kein einziger Baum gewachsen ist. Lediglich einige flache, abgeschliffene Felsglatten schimmern hervor und durchsetzen das matte Grün.

Meinem stets wissenschaftlich denkenden, alles hinterfragenden Geist erscheint unwahrscheinlich, daß während der letzten Jahrhunderte keine einzige Baumfrucht ihren Weg vor die Ruine gefunden haben soll. Doch immer, wenn ich in die eine und die andere Richtung schaue, kann ich mich von dieser Tatsache überzeugen. Scherzhaft denke ich an einen verborgenen Gärtner, der sich um das Anwesen kümmert.

Bald hat Gwyddno die Mauer erreicht und erklimmt sie: Weit und löchrig ist ihr Äußeres; herausgefallene Steine und

verwitterter Mörtel bieten leicht erreichbare Möglichkeiten, Hand und Fuß zum Klettern einzusetzen. Zeitgleich sieht sich Darren um, ob es auch eine Passage für den Esel gäbe. Schlicht, er entdeckt keine.

So folgen wir dem jungen Mann auf den Wall, während Marwo mit dem Esel und Ilô, dem die Stufen in der Wand zu hoch liegen, vorerst warten.

Oben auf der Mauer stehend, zeigt sich der ganze Umfang der Ruine: Es gibt einen äußeren Burgring – die Mauerreste, auf denen wir gerade stehen –, der eine Vorburg schützt; innen schließt eine weniger mächtige Mauer, gleichfalls zwei Manneshöhen hoch, einen Hof mit den Grundsteinen eines Burgfrieds ein. In westlicher Richtung sehe ich zwei Türhäuser, noch gut erhalten, die sind inmitten beider Mauern eingesetzt, und verbinden Vorburg und Innenhof, oder Vorburg und die die Ruine umgebende Ebene.

Nun erkenne ich auch, daß durch die verfallenen Torhäuser der Zugang zum Burginneren wohl möglich sey, und rufe dies Marwo zu. Ich beschreibe ihm außerdem die Reste des Burgfrieds, wo wir einander treffen wollen.

Der Innenhof ist ebenso weitgehend mit flach wachsender Wiese begrünt; hier und dort türmen sich dafür umso mächtiger emporgewachsene, alleinstehende Baumgiganten auf, unter denen sich in zahlreicher Menge Äste und anderes Totholz gesammelt hatten. – Dies ist uns in der sonst baumarmen Weite willkommen, wollen wir für die Fornburger doch ein Erkennungsfeuer entzünden. Also sammeln wir es beiläufig auf, während wir weiter in Richtung Burgfried vordringen.

Eine gespenstische Welt offenbart sich uns: Fremd im Anblick, und doch authentisch und Ehrfurcht erregend. –

Als betrete man den Palast seiner Vorväter. – So fremd, daß selbst der Boden anders als vor den Mauern zu federn scheint.

Jederzeit darauf bedacht zu retirieren, stoßen wir Schritt um Schritt voran. Jetzt, da die Objekte in der untergehenden Sonne umso längere Schatten werfen, wirken die ruinösen Reste erst recht unheimlich und unerforscht. Wie das letzte Tageslicht in sie eingedrungen, ward es verschluckt und nicht mehr freigelassen.

Eine gefährliche Stille umhüllt den Ort: Der Esel schreit nicht länger, kein Vogel klingt. Die Füße setzen wir gar so leise auf, daß ich allein hier zu sein glaube. – Dann endlich durchbricht eines Frosches Quaken die Lautlosigkeit: Ganz in der Nähe muß es ein Gewässer geben.

Mit einem Handzeichen vermittele ich meinen Kameraden, daß ich mich auf die Suche danach begeben wolle. Darren und die anderen bewegen sich dagegen weiter vorsichtig an der äußeren Mauer entlang und beabsichtigen eine Stelle zu erreichen, an der sie die Reste eines Gebäudes vermuten.

Nicht lange danach betrete ich den erhöhten Teil des Geländes, dort wuchern Gras und wilde Blumen, was nicht verwundert, denn inmitten liegt ein verborgener Teich. An dessen Ufer erheben sich zwei der wenigen hier wachsenden Bäume – weitständige Pappeln, so alt, daß weder ihre Krone deren Identität preisgibt, noch der Baum als solcher – angesichts unbeschränkten Wildwuchses des Efeu-Parasiten – erkennbar gewesen wäre, hätten ihm nicht einige seiner Blätter zu Füßen gelegen.

In seinen Ausmaßen präsentiert sich der Teich kaum fünf Meter weit, und da in seiner Mitte mehrere ebenso abgeschliffene Felskuppen hervortreten, wie sie ihn auch frei



umgeben, läßt sich auf eine nur geringe Tiefe schließen.

Sogleich bedenke ich den praktischen Nutzen einer solchen Anlage: ein Wasserreservoir bei einer Belagerung; oder eine Tiertränke. Vielleicht handelt es sich sogar um einen vollgelaufenen, uralten Brunnen? Oder war es nur der Prinzessin Badeteich?

In der Ferne geht Marwo mit seinem Esel vorüber, so winke ich ihn heran. Ob wir unser Lager hier aufschlagen wollen, frage ich. Während der Esel trinkt, läßt er dessen Gepäck ab.

Derweil setze ich die Erkundung fort und schließe zu den anderen auf. Ilô steht, wegen der besseren Perspektive,

abseits und zeichnet, offenbar der Überzeugung ergeben, daß hier keine Überraschungen zu erwarten seien.

Admete und Darren haben ein mehrstöckiges Gebäude – das Herrenhaus? – betreten, und ich höre sie im Inneren sprechen. Das Haus ist wenigstens zwei Stockwerke hoch, und aus rotbraunen Ziegeln gesetzt; mit einer breiten Eingangstür, gesäumt von zwei Treppchen, und winzigen Fenstern entlang der gesamten Gebäudefront. Bereits von unten läßt sich erkennen, daß das Dach, vermutlich spitz zulaufend, nicht erhalten geblieben ist. Auch fehlen einige Etagenböden.

Vor dem Haus, in einem Winkel, weilt Gwyddno und betrachtet etwas, indem er mit der Hand auf der Wandoberfläche herumfährt. Da trete ich heran und schaue selbst: Ein im Ziegel eingedrücktes Wappen, eine Handspanne breit und gut erhalten, ziert das Gebäude: Es zeigt zwei Greifen, um einen Teller stehend, in den Klauen Lamm und Ochse. So etwas wie ein Zepter, von Blumen umringt, steht im Hintergrund. Was es bedeuten, für welches Herrengeschlecht es stehen soll, kann niemand mehr sagen. Jedoch, so frage ich mich: Gibt es überhaupt Wappen mit demütigen Motiven?

»Das sollte Ilô festhalten!« schlägt Gwyddno vor, »Mit Kohle abpauschen oder so!«

Bald darauf erscheinen Darren und Admete, und kaum, daß sie Licht sehen, eilen sie in die nächste Öffnung einer anderen Gebäude-Ruine.

Ich selbst besorge derweil das vereinbarte Feuer, indem ich trockenes Holz an jene Stelle der Mauer trage, die der Fornburg-Siedlung zugerichtet sind: Ganz klein nur ist der bebaute Fleck an der Küste; friedlich und unnahbar, gleich einem Postkarten-Motiv liegt dort das Dorf, deren Einwoh-

ner gewiß ruhelos das Leuchtfeuer erwarten.

Als die Sonne hinter den Horizont gewandert ist, bewegen sich lediglich Fackelträger von Ort zu Ort. Am Teich hatte Marwo ein wärmendes Feuer entfacht, und genauso brennt nun, wenn auch nicht lange, der Stapel Holz auf der Südost-Mauer. Es herrscht allgemeiner Konsens, daß dieses Feuer unmöglich hätte unbemerkt bleiben können.

Der Dunkelheit geschuldet, verbleibt uns nichts anderes zu tun, als die Decken um das Feuer auszurollen und sich zur Ruhe zu begeben.

\*\*\*

Am folgenden Morgen erfahren erstaunend, daß wir gemeinsam erst kurz vor Mittag erwachen – niemand aus der Gruppe hat sich eher aus dem Schlaf winden können.

Außerdem – ist der Esel verschwunden.

Marwo vermutet, daß sich das angebundene Tier durch einen lockeren Knoten hatte losreißen können, und so will er sich, ohne zu frühstücken, gleich aufmachen, den Entflohenen einzufangen.

Wir anderen denken uns dabei nichts weiter, sondern folgen der ursprünglichen Absicht, die Ruine zu durchsuchen. Außerdem verabreden wir, in der folgenden Nacht eine Wache einzusetzen, daß wir bar einer ähnlichen Überraschung verschont blieben.

Wie bekannt, verteilen wir uns im Gelände, betreten die Mauerumrisse und Gewölbe, forschen nach allen nützlichen Hinweisen. Als wir jedoch am Abend zusammenkommen, gibt es nicht viel zu berichten: Ein jeder Keller, jede zugängliche Öffnung, nachdem betreten, zeigte dieselbe Erkenntnis: Eine Ruine, so verlassen und einsam, daß, mit



Ausnahme des in der Wand eingeprägten Wappens, sonst nichts auf die vorherigen Besitzer hindeutet. Keine Möbel, Decken- oder Wandmalereien; nicht einmal Wandhaken in den als Ställen gedeuteten Grundmauern, sind aufzufinden. Und gleichwohl unglaublich, kommt es uns bald so vor, als habe man lediglich Gebäude und Mauern errichtet, ohne je darin gelebt zu haben. Oder finden wir nur deshalb nichts, weil all das schon zu lange zurückliegt?

Endlich dämmert es und wir sehen, erschöpft, wie wir sind, keinen Grund, noch länger in der Dunkelheit umherzuwandeln, als seien wir die letzten Schloßgespenster.

Am Nachmittag fand auch Marwo zur Gruppe zurück, jedoch ohne Esel. Wie er uns enttäuscht beschreibt, wollte er zunächst der Fährte folgen, die sich auf den begrastem Untergrund verlief. Dann rief er voller Zuversicht sein Tier, denn seiner Stimme sey es stets gefolgt. Doch weit und breit war nichts zu sehen oder zu hören. Als habe sich der Esel in Luft aufgelöst!, klagt er. Auch mit einem guten Essen ist seine Stimmung nicht zu heben, gleichwohl wir ihm Hoffnung zusprechen, die Angst habe das Tier angetrieben und es würde bald wieder heimkehren.

In dieser Nacht erhalte ich die Aufsicht über Feuer und Sicherheit. Marwo ermahnt mich, auf Eselschreien zu lauschen, doch der seltsamen Geräusche finde ich genug des Nachts: Vieles klingt wie raschelndes Gebüsch oder Geäst, was umso merkwürdiger ist, da es an derartigem Bewuchs mangelt. Gelegentlich scheint etwas Flatterndes über meinen Kopf zu ziehen, dann in der Gemäuer höchsten Punkt zu verschwinden – ich schiebe es beruhigt auf Fledermäuse und finde mich damit ab.

Dennoch ist das Geschehen gespenstischer, als ich sonst

meine Nächte gewohnt bin: Hier zieht mir die Nachtkälte in den Nacken und ich werfe mir den Kragen hoch. – Daheim klappert im vertrauten Ton der Fensterladen und ich ziehe mir bequem die Decke über die Ohren.

Hier sitze ich umgeben von Dunkelheit und Geräuschen, in einer Fremde, an die ich mich wohl nie gewöhnen werde. – Daheim bin ich Fremder in einer ersehnten Heimat; alles dafür tuend, daß es so bleibt; als versuche man, nicht aus einem Traum zu erwachen.

Hier bin ich allein im Schein des Feuers, zwar von Freunden umgeben, doch fern meiner wahren Quelle an Stärke und Mut. – Daheim drehe ich mich im Bett oder schaue um mich – und Anniek ist da und mustert mit verliebten Augen, wie sie mir noch mehr gefallen könne.

Ich habe dieser Macht nicht viel entgegensetzen: Ich bin eben nur ich, ein Mensch. Mein Schatten erbleicht, sobald ich unter der Erde liege. Doch an Annieks Sein und Werken wird man sich noch lange danach erinnern wollen. Wie an eine Legende, in der von einem unerreichbaren, und doch einmal vorhandenen Ideal erzählt wird. – Ein Vorbild für die Rastlosen, die schon heute in Anzahl derjenigen schwerer wiegen, die sich mit dem abscheulichen, doch süß schmeckenden Gram der Welt abgefunden haben.

Während ich im Dunklen sitze und auf das Fortglühen des Feuers achte, fallen mir gelegentlich die Augen zu. Eine Uhr habe ich nicht, deshalb ist mir unbekannt, ob es vor oder nach Mitternacht ist, oder wie viele Stunden ich bis Sonnenaufgang noch zu warten habe.

So vertreibe ich mir die Zeit, indem ich jeden meiner um das Feuer in Decken liegenden Begleiter sehe und mich zu erinnern bemühe, wie unsere erste Begegnung stattge-

funden hatte. Nach einer Weile erreiche ich so den letzten Schlafplatz – Gwyddnos – und glaube zu erkennen, daß er leer ist!

Die Decke bildet keine Wulst und trotz Dunkelheit bleibt schwerlich zu glauben, daß dort jemand liegen sollte! Erwähnenswert erscheint mir, daß alle Schlafplätze so nah am Feuer und in meiner Sichtweite liegen, daß es im Prinzip unmöglich sein konnte, sich unbemerkt davonzustehlen.

Nun schüttle ich erst recht den Kopf und versuche mich aufzuwecken. Denn auf alle Acht zu geben, fällt in meine Verantwortung.

Angespannt lausche ich in die Finsternis und schleiche zu Gwyddnos Schlafplatz, der tatsächlich verlassen ist. Da alle anderen fest schlafen und das Feuer mit frisch aufgelegtem Brennholz versorgt ist, begeben sich mutig weiter, den jungen Mann zu suchen.

Hell brennt die Fackel (ein mit Stoffresten umwickelter Ast) in meiner Hand, doch hell nur innerhalb eines Radius von drei Metern. Ich orientiere mich nach Gedächtnis und finde zu einer Mauer, der ich folge, alle paar Schritte wartend und Gwyddnos Namen flüsternd. Nach einer Weile höre ich, wie ich glaube, Schritte auf Fels, und es kommt aus einer Richtung, in der ein Labyrinth von Kellern und Gewölben liegt, die ich mir am Nachmittag selbst angesehen hatte. Daher weiß ich auch, daß ihre Decken verstürzt und ein tieferes Eindringen durch Schutt und Felsen verhindert war. Wie ich ankomme, zeigt sich mir eben jenes Bild. Außer meinem unruhigen Schatten ist dort aber niemand.

Gerade will ich zum Lager zurückkehren, um zu sehen, ob der Vermißte inzwischen zurückgefunden hat, da werde ich am Boden einer Steinplatte gewahr, die zeigt einen Riß,

so frisch und unbewachsen, als sey er vor Minuten erst verursacht. In unerklärlicher Leichtfertigkeit trete ich darauf – und unter meinem Gewicht zerbricht die Platte vollends und läßt mich in einen darunterliegenden Hohlraum fallen, gut einen Meter tief.

Erschrocken aber unverletzt komme ich, bedeckt von Erde und Resten der durchbrochenen Bodenplatte, zu mir. Staub rieselt mir von den Augenlidern, die ich langsam öffne.

Dicht liegt die Fackel bei mir, beinahe erloschen, leuchtet sie Wand und Decke eines niedrigen Gewölbes aus, kaum drei Fuß hoch, und das Doppelte breit. Rund gewölbt ist die Decke gemauert und sie führt wohl noch tiefer unter die Veste, wenn der Durchgang nicht circa fünf Meter vor mir verschüttet gewesen wäre.

Der Entdeckung ungeachtet, kommt mir etwas anderes in den Sinn: Wie ich, am Boden zerschmettert, zu mir komme, da ist es, als sehe ein Mensch die letzten Sekunden seines Lebens. Übermütig stelle ich mir die Frage, was sterbende Menschen wohl öfter gesehen haben mögen: Schließen sie ihre Augen, während die Umrisse ihrer Freunde und Verwandten langsam in den Räumlichkeiten eines Krankenzimmers verblassen? Oder sehen sie (wie ich auf dem Boden liegend und sich die klaffende Wunde bedeckend), wie ihre Kriegskameraden über ihren Köpfen mit den Feinden ringen, derweil sie langsam verbluten? Welches Bild hat der Sterbende in der Menschheitsgeschichte wohl häufiger gesehen? – Das Friedliche oder das Schlachtgetümmel?

Als ich wieder klaren Verstandes bin, schüttle ich den Dreck von mir und will mich aufrichten, da sehe ich etwas im Boden vergraben, das glitzert im Schein der Fackel wie

Metall. Also krieche ich auf allen Vieren und mit gesenktem Kopf – denn anders ist es gar nicht möglich – voran, und schiebe mit den Händen den Schutt zur Seite.

Je näher ich komme, desto mehr werde ich weiterer vergrabener Dinge gewahr: Stoffreste, grün gefärbt und sehr alt. Die zerfledderten Fetzen liegen, wie das Stück Metall, zur Hälfte im Boden eingebettet und es scheint die Annahme nahe, beide, Metall und Fetzen, seien zur selben Zeit hier zurückgelassen worden.

Meine schmutzigen Finger greifen nach dem aus der Erde stakenden Metall – und halten inne; denn der bunt bedruckte Stoff ruft eine Erinnerung hervor: Hatte nicht unser verschwundener Esel eine Decke auf dem Leib getragen, die war von ähnlicher, ja, gleicher Beschaffenheit? Und da erst erkenne ich mit Gewißheit, daß dem so ist: Beim Beladen des Esels und Sichern seiner Fracht ist mir die grün-schwarz kariert gewobene Decke ins Auge gefallen, und ich erinnere mich an die Mutmaßung, sie sey von Yista gewoben worden. Dicke und Maschenweite des Geflechts scheinen ebenfalls übereinzustimmen. Nur, was hat das zu bedeuten?

Ein fühlbarer Schauer kriecht mir über den Rücken, im Gedanken, dies seien in der Tat die Reste der Decke unseres entlaufenen Esels! Nur wie kann das sein? Wie soll seine Decke, auch wenn allein der altersbedingte Zustand der Fetzen dies ausschließt, in die Erde jenes verborgenen Tunnels gelangt sein? Eine Erklärung erscheint mir im Moment unerreichbar, und so greife ich stattdessen nach dem Metall.

Entgegen der Erwartung, ich hätte nun endlich einen Metallrest zum Einschmelzen gefunden – etwa die Spitze einer Lanze oder eines Pfeils – ziehe ich einen silbernen Ring aus dem Boden.

Bröckchen von Erde lösen sich, Staub puste ich fort. Dann wische ich ihn an meiner Kleidung blank, und voller Stauen betrachte ich den Fund:

Ganz aus Silber, trägt der Ring auf der Oberseite eine kreisrunde Scheibe, etwa ein drei Viertel Zoll im Durchmesser. Am Rand ist eine Millimeter-breite Nut eingezogen, die faßt das mit vertiefenden Linien herausgearbeitete Motiv ein: eine Löwen- oder Wolf-ähnliche Gestalt, vierfüßig und mit Krallen bewehrt. Die schmale Schnauze geöffnet; ein langer, borstiger Schwanz windet sich um das Tier. Sonst gibt es an dem Ring keine Initialen oder eingefassten Steine. Es ist ein schlichter, aber auch beeindruckender Ring.

Wie ich ihn, aus Neugierde, über meinen linken Mittelfinger streife, da gleitet er wie von selbst und findet seinen Platz fest hinter dem letzten Fingerglied. Als ich ihn jedoch wieder abzuziehen beabsichtige, da weigert er sich, und so sehr ich auch schiebe und drücke – über das vorliegende Fingerglied will er nimmermehr. Da lasse ich ihn seinen Trotz und grabe nach weiteren Schätzen – nur findet sich nichts.

Aus dem Tunnel hervorgekrochen und an die Oberfläche geklettert, bemerke ich verblüfft, daß der Tag angebrochen, die Fackel längst verloschen ist.

Zurück im Lager sehe ich Gwyddno, alle sind vollzählig. Nur der Esel fehlt noch immer.

Wo ich gewesen sey, fragt man mich, und ich berufe mich auf die Morgentoilette. Aus unbegründeter Verlegenheit verschweige ich meine Entdeckung, nicht aus Habsucht, sondern Vorsicht. Denn vieles erscheint zu seltsam und selbst mir unglauwürdig.

Da es sonst nichts weiter zu berichten gibt, machen wir

uns wie vereinbart auf den Heimweg. Mißmutig kehren wir der Ruine den Rücken, doch mit eindringlicher Absicht. Denn, zumindest mir, erscheint nichts ehrbarer, als die Gegenwart des geheimnisvollen Gemäuers mit der einer liebevollen Anniek einzutauschen. Nur gut einen Tag oder länger würde es dauern, nach Fornburg heimzukehren, daweil wir die Lasten unseres Lagerplatzes auf eigenen Rücken, anstelle dem des Esels zu tragen haben. Nicht weniger belastend wird es, als wir in der Ruine des kleinen Gebäudes zusätzlich das schwere Eisengitter aufladen, das zu tragen wir uns abwechseln.

Derweil liegt auf beinahe allen Gemütern Bedrückung, haben wir uns doch »fette Beute« von der Exkursion versprochen. Abseits dieser Grundstimmung fühlen sich einige ermutigt, andere grüblerisch: Marwo sieht besorgt nach seines Tieres Schicksal, und das verstehe ich gut; wer leichtfertig auf einen treuen Begleiter verzichtet, der ist ein Narr. Ilô dagegen scheint das nichts anzugehen: Wann immer er von seinen Notizen und Skizzenblättern aufschaut, lächelt er zufrieden, ist guter Dinge. Tatsächlich hält er sich zuweilen so verschwiegen, daß mir bange ward. Aber auch ich freue mich auf die Vorstellung seiner Erkenntnisse. Admete hat die anderen, wie ich, aufmerksam beobachtet; und wie ich ist sie geteilter Eindrücke: Zum Teil enttäuscht über die magere Ausbeute, und gleichzeitig besorgt und mißtrauisch. Gleich mir erkennt sie, daß die Fornburg-Ruine, sobald wir sie betreten, ja, sobald wir den ersten Mauerstein berührt hatten, kein bloßes, unbedeutendes Relikt ist, das in der Landschaft verwittert. In meinen Worten würde ich von einem kultischen Platz aus uralten Zeiten sprechen, der mit der Zeit das Gewand einer Veste angenommen hatte.

Und so betraten wir keine Anlage, die es auszuplündern galt! Vielmehr sollten wir uns Gedanken zuwenden, was die Fornburg uns genommen (uns »geplündert«) hatte. Der drückende Ring an meinem Finger, den ich stundenlang durch die Hand in der Jackentasche verberge, bestätigt mir diese Ahnung zu jeder Sekunde. Und so gehe ich mit den anderen fort, ermattet lächelnd, doch auch fürchtig, daß mir die Folgen der letzten Ereignisse die Welt meines Zuhauses wie eine Seifenblase zerplatzen lassen könnten. In der Tat gleicht es einem nie gekannten Instinkt – so, als wisse man um lauende Wölfe und fühlte das Adrenalin zur Flucht, gleichschon einem der Fluchtimpuls durch das Stadtleben fremd geworden ist. Trotzdem ist er da; ist ein Teil von mir; und ist richtig denn gewiß falsch oder gar irrig.

Es ward abends und noch immer gehen wir über die weiten Hügel nördlich vom Dorf. Blaß steigt der Mond am Horizont auf und faßt unsere treibenden Gedanken, ihn anzusehen. So lenkt er ab von müden Füßen und reibender Kleidung; von der Enttäuschung, aber auch Aufregung bar der Gelegenheit, den anderen von unserem Abenteuer erzählen zu können. Da plötzlich verlangt es mich, die Hand hervorzuholen, um den Ring ein weiteres Mal zu betrachten: Und wie ich mit geneigtem Blick auf ihn sehe, erkenne ich nicht länger den eingravierten Löwen, sondern ein anderes Motiv! Wie staunte ich angesichts des Umrisses einer tanzenden Frau, die sich, im bewegenden Moment eingefroren, drehte, daß ihr Kleid flog, und ihr Haarzopf mit ihr! Wie staunte ich über die Einsicht, daß mir dieser bewunderungswürdige Anblick nicht eher aufgefallen ist!

Schließlich schaue ich mit einem anderen Winkel auf die Oberfläche des Rings, da wandelt sich die Tanzende wieder



zum Löwen, tritt zurück und verbirgt sich hinter dem Tier. Freilich handelt es sich um eine optische Täuschung, die der Schmied des Rings unzweifelhaft beabsichtigt haben mußte! Und doch ist es nicht so einfach – denn es ist eine ausgesprochen auffällige optische Spielerei, wie ich mir durch wiederholtes »Wandeln« der Figur vorhalten kann. Einen so deutlichen Dualismus konnte ich beim erstmaligen Betrachten nicht übersehen haben, dessen bin ich mir so sicher wie über meinen eigenen Namen.

Das wiederum muß bedeuten, daß sich inzwischen etwas am Ring geändert haben mußte, was, meiner Meinung nach, zum Mysterium der Ruine, ihren leeren Kellern, der fehlenden Fauna, sogar der eigenartigen Eseldecke paßt! So bekomme ich es mit der Angst und will den Ring abstreifen – doch es gelingt noch immer nicht. Zu sehr wallt das Blut in meinen Adern, verdickt die Fingergelenke.

Wie wir uns dem Dorf nähern, bedeckt sich der Himmel zu einer undurchdringlichen grauen Matte.

Und ich fühle einschüchternde Kälte, wie nie zuvor in meinem Leben. Der Winter werde bald kommen, denke ich und ziehe mir den Kragen zu.

Wie wir die ersten Häuser passieren, sind sie in Dunkelheit gehüllt; das würde, angesichts der Tageszeit, sonst nicht verwundern, doch nicht hier: Selbst im Gasthaus brennt meist noch eine Laterne vor der Tür, daß die Umhergehenden, wie mir Lenn einmal ausführte, einen Zielpunkt auf den unbeleuchteten Wegen haben. Sie sollten ins Gasthaus finden, nicht um Kunden anzulocken, sondern aus reiner Sorgsamkeit. Dieses Motiv beeindruckte mich weit mehr als die Rhetorik, die er gebrauchte, mir dieses Prinzip zu verständlichen. Heute nacht brennt jedenfalls keine Laterne

vor dem Gasthaus, und auch sonst nirgendwo. Stattdessen müssen wir uns den Weg selbst beleuchten.

Daß ich diese seltsame Begebenheit nicht allein bemerke, zeigt sich an den Unverständlichkeit ausdrückenden Blicken meiner Weggefährten. Und ich sehe auch, daß, wäre es nicht ihr Zuhause gewesen, sie eher zur Flucht geneigt hätten; ja, wenn wir es nicht besser gewußt hätten, mochte man annehmen, wir seien in das falsche Dorf getreten!

Was mir anfangs wie ein Scherz ist, kommt mir bald gar nicht mehr lustig vor: Je weiter wir uns ins Innere von Fornburg bewegen, desto mulmiger wird mir, umso mehr, da kein einziger Laut außer das Plätschern des Dorfbachs zu vernehmen ist. Auf einmal sehe ich Dinge, die ich zuvor nicht wahrgenommen habe: ein Wetterhahn auf jenem Haus? Und war diese Tür nicht grün, nun braun?

Aufmerksam starre ich in die Finsternis, bereit für die geringste Bewegung. Weit öffnen sich meine Augen; der Puls gleichmäßig, doch zügig.

Ein jeder schweigt, und kann und will nichts anderes. Wäre noch der Esel bei uns gewesen, er wäre angesichts der Friedhofsstille aus Angst davongelaufen! Schon oft ging ich über die dunklen Dorfwege, auch allein, doch heute will ich nicht hier sein. Es kommt mir nicht länger vor wie ein willkommener Hafen, eher wie ein legendärer Ort, von dem man sich besser fernhalten sollte. Und da schießt mir plötzlich durch den Kopf, daß das Dorf Fornburg nunmehr der Ruine Fornburg gar nicht mehr so unähnlich ist: Totenstill, beängstigend, verlassen.

Nachdem mir das schwere Eisengitter aus der Hand gerutscht ist und im Schlamm steckenbleibt, beginne ich meine Fassung zu verlieren; zu jeder Sekunde will mir panisch

über die Lippen springen: »Hier ist etwas oberfaul!« Und so entscheide ich mich:

»Ich will übersetzen. Nach Ibyko.« Niemand sagt etwas dagegen; ganz im Gegenteil: Jeder scheint mit einem Male das Verlangen zu haben, nach Hause zu gehen, um seine Familie zu sehen. So halten wir es auch wortlos mit der Verabschiedung und lösen die Gruppe, jeder mit einer Fackel bei sich, auf.

Unbesonnen laufe ich mit beinahe fliegenden Schritten die Straße hinab, daß mir die Fackel in der Hand fast verlöscht. Ich lege keinen Wert auf die Häuser rechts und links des Wegs; ihre möglichen Eigenheiten oder Veränderungen. So unheimlich mir das Wesen Fornburgs geworden ist, so sehr konzentriere ich mich auf den einen Lichtpunkt, der mir einfällt: Das Haus auf der Insel, in dem ich – hoffentlich – Anniek antreffe.

Ohne Umwege betrete ich den Steg, bemanne den dort angeknöteten Kahn und rudere, ohne jemandem begegnet zu sein, los. Schwarz ist das Wasser, daß es kaum das Fackellicht widerschimmern läßt, und eine handbreite Lage von Dunst zieht über die Wellen.

Den Weg nach Ibyko kenne ich auswendig; es bedarf keines Tageslichts, um die korrekte Richtung zur Insel einzuschlagen, auch wenn ich sie nicht sehen kann. Nur diesmal dauert die Übersetzung viel länger, als ich es gewohnt bin.

Normalerweise erreiche ich Ibyko, auch bei aufgewühltem Wellengang und Gegenwind, nach spätestens einer halben Stunde; diesmal sieht die Insel nach dieser Zeit so aus, als habe ich erst die Hälfte der Entfernung hinter mich gebracht. Kontrollierend schaue ich auf das Festland zurück und vergewissere mich, daß ich unter Mühen gerade den

halben Weg zurückgelegt haben konnte, wenschon kaum ein Lüftchen geht und ich mich mächtig ins Zeug lege.

Meine Atemlosigkeit übersteigt nicht meinen Willen, zu Anniek zurückzukehren. Und so packe ich das Ruder nur noch fester und ziehe daran, als ginge es um Leben und Tod. Langsam nähere ich mich der Insel, so als würde ich durch Sirup rudern, oder als hielte mich ein unsichtbares elastisches Band, zwischen Festland und Kahn gespannt, zurück.

Kurz nach dem Ablegen vom Festland machte sich außerdem mein neuer Ring bemerkbar: Wie eine Klinge schnitt er mir ins Fleisch, je fester ich die Ruderstangen umgriff, daß ich glaubte, er würde sich so festsetzen, daß ich ihn nie wieder von meinem Finger lösen könne. Andererseits schlägt mir durch das haltlose Rudern immer wieder jenes Amulett aus dem Hemd, das ich vor einiger Zeit von Anniek erhalten hatte. Würde es mich schützen können? Wäre ich für diesen Aberglauben heute schon bereit? Mein Instinkt sagt ...

Da plötzlich gelange ich an den Steg der Insel, den ich durch mein Tempo beinahe zum Einsturz bringe. Wie ein Wilder stoße ich das Boot an Land, mit solcher leichtgängigen Gewalt, als würde ich einen mittelschweren Ast in die Büsche. Von Ruhe und Wohlgefallen fern, haste ich den dunklen Weg, nunmehr ohne die Fackel, zum Haus zu, poltere unaufhaltsam durch die Tür und stehe in einem lichtlosen Zuhause.

Ein paar Sekunden lausche ich in den Raum, in dem sich nicht die geringste Kontur abzeichnen will. Alles wirkt vertraut und fremd gleichermaßen; ein leerstehendes Haus, in dem ich dereinst gewohnt hatte.

Hinter mir klappert die offenstehende Tür durch den Wind gegen den Balken, dann läßt der Lärm nach. Aller äußere Einfluß legt sich, selbst die Vorhänge an den Fenstern hängen mit einem Male so ruhig, als seien sie auf ein Stilleben gezeichnet worden. – Und, wer das nicht selbst erfahren hätte, würde es nicht glauben. Insonderheit ich, als Wissenschaftler, setze für nahezu alle Vorgänge verständliche Grundlagen voraus, aus denen ich Ursache und Folgen ableiten kann. Doch in diesen Stunden scheint alles anders zu sein; eine gewandelte Wirklichkeit. Als habe man ein Leben lang in derselben Weise gelebt, und dann erfährt man durch eine übergeordnete Macht, daß man nur Teil eines Experiments gewesen ist, in dem physikalische Gesetze zu meinem Vertrauen eingerichtet worden seien; sie, die Gesetze, ganz anders seien, wenn sie denn überhaupt existierten. Als würde sich auflösen, daß es Gespenster tatsächlich gibt; sie sogar die Regel als Ausnahme darstellen, und sie in meiner Erinnerung nur deswegen so mysteriös erhalten sind, gerade weil man sie aus meiner Existenz fernhielt!

Bislang habe ich keinen Schritt nach vorne gewagt, auch wenn sich nur eine Person im Haus aufhalten kann. Stattdessen tritt nun jemand aus der Dunkelheit nach vorne; aus der letzten Ecke bei dem Kleiderschrank, dorthin, wo ich innehalte, in einen Bereich, der wenigstens ein wenig durch das von außen eintretende Mondlicht erhellt wird. Es ist Anniek.

Aufrecht, aber sehr langsam legt sie Fuß um Fuß, schreitet in einer geraden Linie auf mich zu, sagt kein Wort, starrt mir ohne Gesichtsausdruck in die Augen, bleibt eine Armlänge vor mir stehen, bewegt sich nicht. Ich muß eingestehen, daß mich noch niemals ein Anblick so geängstigt hatte. Mit

einer gewissen Wahrscheinlichkeit bin ich mir sicher, daß dies nicht Anniek sey.

Traurig schaut sie nun, neigt den Kopf, als wolle sie mir sagen, daß ein Verwandter gestorben sey.

Ebenso vorsichtig strecke ich meine rechte Hand nach ihr aus, halte aber sogleich inne und lasse den Arm wieder hängen:

»Was ...? Was ist denn nur ...?«

Es fehlt mir an Worten das auszudrücken, das ich empfinde. Und da ich gar nichts empfinde, kann ich auch nichts sagen. Wie verhält man sich auch, wenn man kaum zwei Tage fort ist, und anschließend ein Zuhause wiederfindet, das man nicht mehr wiedererkennt? Obwohl alle Dinge an ihrem Platz stehen, sind sie es nicht, denn die gesamte Situation ist falsch. Jede Person zwar vorhanden, aber anders und von anderem Wesen. Verlassen und tatenlos sehe ich mich jetzt; mit Scheelsucht schaue ich auf den jungen Mann, der ich vor einigen Tagen gewesen bin.

Von unverändertem Gesichtsausdruck gefaßt, öffnet sie den Mund und formt mit den Lippen Worte, die ich nicht hören kann. Erst glaube ich, einen Gehörsturz erfahren zu haben, oder daß es mich so sehr ängstigt, daß wenigstens mein Gehör kurzzeitig versagt. Aber dann nehme ich wieder die durch den Wind klappernden Fensterläden wahr – und ich weiß, daß Anniek tatsächlich nur die Lippen bewegt, so als würde sie sprechen! Wie unheimlich mir das vorgekommen sein muß, kann man nicht in Worte fassen.

Erschrocken aber aufmerksam starre ich auf ihren Mund und versuche die Worte zu errahnen. Es ist nur ein Satz, und bei dessen Interpretation besteht für mich kein Zweifel. Sie sagt stumm:

»Schilt nicht mich.«

Nach dem letzten Wort läßt sie den Mund geöffnet, so als erwartet sie eine gleichartig formulierte Antwort. Doch zunächst trete ich an sie heran, stets darauf bedacht, die linke Hand, an der mir der kneifende Ring drückt, nach hinten abzustellen, daß er meiner Liebsten nicht zu nahekomme.

Als ich ihr nun ganz dicht bin, sehe ich die Blässe ihrer Haut und lege gleich meine rechte Hand auf ihre Stirn. Sie ist kalt wie ein Stein aus dem Wasser.

Erschrocken fahre ich zurück, schaue ungläubig, lege die Hand abermals an ihre Stirn, dann meine Wange, da ich dem Eindruck nicht traue. Aber es ändert sich nichts. Sie ist, blaß und kalt, wortlos und seelenlos, wie eine Tote. Und ich weiß nicht, was mir mehr einen Schrecken in die Glieder fahren läßt: Der Gedanke, daß sie wirklich tot sein könnte, oder daß sich diese Endgültigkeit durch ihr »Totleben« verzögert; sie mir gar etwas Wichtiges mitzuteilen hatte, ehe sie mich endgültig verlassen kann.

Wie ich sie gerade umarme, merke ich, daß ihre rechte Hand hinter meinen Rücken greift, meinen Arm vom Ellenbogen abwärts bis zum Handgelenk fährt und sich zwischen meine Finger klammert; eben an jene Hand, die ich vor ihr zu verbergen versuche. Noch sonderbarer ist mir, daß sie von dem Ring zu wissen scheint, obwohl sie ihn unmöglich gesehen haben konnte.

Meine Hand umklammert, führt sie beide nun vor ihre Brust, öffnet den Griff und weitet alle zehn Finger. Ohne ein weiteres Wort hebt sie meine Hand an ihr Kinn und nimmt eben jenen Finger, an dem der Ring fest sitzt, in ihren Mund hinein, bis er ganz darin verschwindet! Ich fühle, wie ihre Lippen den Ring umfassen und er mir, da sie den

Finger wieder aus dem Munde zieht, abgestreift wird; so widerstandslos, als habe er nie festgesteckt!

Sekunden später spuckt sie den Ring auf den Boden, daß er dort klirrt und neben dem Tischbein liegenbleibt.

Ich sehe, daß sich ihre Lippen abermals bewegen und sie weitere Worte formuliert, nicht mit weniger Mühe als zuvor:

»Zurück« und »bitte« kann ich erraten, ehe sie wieder verstummt.

Und da sehe ich die Aufgabe vor mir: Der Ring muß dorthin zurück, wo ich ihn ausgegraben habe, denn er ist es, der diese unheimliche Änderung bewirkte!

Ein »verfluchter« Ring? Könnte es das wirklich sein? Sonst hätte ich mit einem Kopfschütteln darüber gelacht. Aber daß ich in einer ganz besonderen Welt bin, das wußte ich ab dem Moment, als mir Elena am Waldrand begegnet ist.

Ich falle auf die Knie, denn das erscheint mir die richtige Verhaltensweise. Demütig zu Boden sehend, greife ich nach ihren Knöcheln, denn barfuß steht sie im Raum.

»Ich willfahre deiner Bitte . . .«, flüstere ich ängstlich und der Zukunft ungewiß.

Da ich nicht wage aufzusehen, krame ich ein Taschentuch aus dem Mantel, greife, die Hand damit geschützt, den Ring auf und wickle ihn darin ein. So springe ich auf und laufe aus dem Haus, ohne zurückzusehen; ohne ihre Füße noch ein letztes Mal, ihr Gesicht noch ein letztes Mal geschaut zu haben.

Noch schneller als zuvor renne ich dem Kahn entgegen, darauf bedacht, den Ring sicher in der Innentasche meines Mantels verstaut zu haben. Ein weiter Weg liegt vor mir, und das Abenteuer wäre noch lange nicht ausgestanden. Alles, was mich jetzt noch motiviert, ist die Begrenzung



des angerichteten Schadens; und ich gebe mich ganz der Hoffnung hin, die Zurückgabe des Rings würde alles wieder berichtigen.

Diesmal überquere ich den Sund innerhalb von Minuten, als würde mich der Ring, anders als beim ersten Übersetzen, nun in Richtung der Burgruine ziehen.

Am Horizont erblicke ich die stillstehenden Flügel der Mühle, und noch immer ist das Dorf in eine gespenstische Ruhe gelegt, aus der kein Laut dringt, und keine Esse raucht.

Mit einem Mal kommt mir vor Augen, daß es meinen Begleitern ebenso wie mir ergangen sein mochte! Was hatte ich nur getan? Unbedacht entwendete ich dieses schmucklose Ding, und stürzte damit meine Freunde in ein unbeschreibliches Unglück. Welche Furcht müssen sie ausgestanden haben, wenn sie auch nur annähernd das erlebten, das mich auf Ibyko erwartete?! Umso schneller muß ich meinen Weg gehen; ohne Rast die Ruine erreichen, und sollte ich dabei zusammenbrechen!

Als ich am Steg in Fornburg lande, mache ich mir nicht einmal die Mühe, das Boot anzuknoten; genau genommen dürfte es auf den Sund getrieben sein, denn ich stoße es mit dem Fuß ab, sowie ich aus ihm herausspringe.

Als habe man mir das Startsignal zu einem Marathon gegeben, sprinte ich durch das Dorf, und lasse alles außer acht, das mir seitlich des Weges begegnet, bis auf eines: Admete, die, am ganzen Körper zitternd, gerade aus dem Dorf geht. Wie ich an ihr vorbeistürme, meine ich zu sehen, daß sie sich kaum auf den Beinen halten kann, so als würde sie ihren »letzten Weg« beschreiten. Ich weiß, was geschehen ist: Sie begegnete bei sich zu Hause ihrem Gefährten, wohl von gleichem erschreckenden Erscheinungsbild, doch ohne das

Wissen, wie dem beizukommen ist. Darum kümmerge ich mich. Nur verbleibt mir die Hoffnung, als ich bereits in der anbrechenden Nacht hinter dem ersten Hügel verschwinde, daß sie sich nichts antue, durch das, was sie wahrzunehmen gezwungen wurde.

Durch unvertraute Kondition gestärkt, reicht meine Ausdauer bis bald an die ersten Gebäude-Ruinen im Vorland der Veste. Dort, wo wir das Kamingitter entdeckt hatten, dort raste ich ein paar Minuten, wenschon ich beileibe glaube, das Böse selbst sey hinter mir her, und jede Sekunde, die ich hier mit Ruhen vertrödle, würde diese Gefahr näherkommen.

Nach Atem schnappend und meine Beine massierend, bedenke ich die Zahl der Begebenheiten, die mich in diese Lage gebracht haben: Ereignisse, die zunächst wie Zufälle aussahen, sich aber nach meinem Verständnis im nachhinein zu einer Kausalitätskette verbinden, die alles in einen Kontext stellen: – Und ist das nicht verrückt? Die Bodenplatte, die mir ins Auge fällt; die Bereitschaft, leichtfertig auf sie zu treten. Und denkt man weiter in die Vergangenheit: Meine Nachtwache, und Gwyddnos Verschwinden, das mich erst in die Nähe der Unterhöhlung führte; ja, sogar das Durchzählen der Schlafenden konnte man dazurechnen! Jetzt, da ich darauf schaue und alles begreife, ist es mir unheimlich, denn es sieht so aus, als lockte und rief der Ring nach mir!

Ich muß weiter und so treibt es mich ohne Ruhe stundenlang über die Hügel, die, dank fehlender Bewaldung, gerade ausreichend hell angestrahlt sind, daß ich meinen Weg finde. Bald passiere ich die geheimnisvolle Mauer aus aufgerichteten Felsen, kurz darauf stehe ich unter dem Tor-

haus der Fornburg.

Nicht die geringste Sorge verschwendend, eile ich zu derjenigen Stelle, an der ich durch den Boden gebrochen war, finde sie sogleich und halte davor an: Ist es tatsächlich so einfach, daß ich den Ring auswickle und in das Loch werfe? Oder muß ich ihn in genau jene Lage versetzen, aus der ich ihn befreit hatte? Lieber will ich kein Risiko eingehen und steige trotz unsäglicher Angst abermals in das dunkle Gewölbe herab. Diesmal fehlt mir eine Fackel, also sehe ich kaum die Hand vor Augen. Jedoch, ich taste mich voran, und wo ich meine, weit genug gekrochen zu sein, da schürfe ich mit den Händen eine Mulde, schüttle den Ring hinein und schiebe sofort Erde darüber.

Keine Sekunde hält es mich länger in diesem Verlies, also kehre ich um und klettere an die Oberfläche, wohl sehend, daß gerade die Sonne aufgeht. Ermattet und müde würdige ich die Stelle eines letzten Blickes, in dem Gedanken verloren, das Erdloch irgendwie zu verschließen, daß niemand anderes auf die Idee komme, dort nach Schätzen zu graben. Aber es fehlt mir an der bloßen Kraft, mich wieder auf die Beine zu stellen; wie sollte ich da einen Felsen auf das Loch schieben?

Würde nur ein jemand davon wissen, was ich dort verborgen halte, er könnte das Geheimnis mühelos freilegen. – So denke ich noch, kurz bevor ich vor Erschöpfung ohnmächtig zu werden drohe.

Verzweifelt besinne ich mich auf meinen Rückweg; an den Weg selbst, der mich die Mühe eines Lebens kosten würde; als auch an das zu Erwartende im Dorf. Denn gewiß bin ich mir keinesfalls, ob damit alles wiederhergerichtet wäre. Genausogut könnte man annehmen, daß ich zurückkehre,

und jedes Detail, das dereinst mich und Admete aus dem Dorf getrieben hatte, wäre noch zugegen und nicht weniger gespenstisch! Mehr noch, mein rasches Fortlaufen aus des Dorfes Grenze muß auf jeden, der mich gesehen hat (und dies gilt insbesondere für Admete), wie die Flucht eines Feiglings gewirkt haben. Vielleicht hätte ich meine Freunde besser nicht alleine lassen sollen.

Gleichsam bemerke ich die Seltsamkeit, daß mir das Erfahrene (genauso konnte es aus einem Märchenbuch stammen) nicht sonderbar vorkommt – gleichschon es mich über die Maße geängstigt hatte. Und ein schauerliches Erlebnis wie dieses erleichtert mir das Verständnis für den Zustand, daß die Ruine bis heute unbewohnt ist.

Und was ist mit daheim? Mit Anniek und den anderen? Werden sie mich noch ...?



## 25 Meine Neugeburt

**U**nter Schmerzen im ganzen Leibe schlage ich die Augen auf und sehe die Zimmerdecke, die zu keinem anderen Haus gehört als jenem, das auf Ibyko steht. Ich bin Zuhause. Nur wie ... ?

»Ah, endlich wachst du auf!« flüstert mir Anniek zu, die neben dem Bett steht. Es ist offenbar Tag und bei gutem Wetter zieht ein frischer Seewind durchs Fenster.

»Ich bin ja ... *hier!*«

»Ja?! – Wo denn sonst?«

Sie scheint von all dem nichts (mehr) zu wissen. Seltsam.

Vorsichtig richte ich mich auf, schaue skeptisch um mich. Alles ist wie immer; jedes Ding an seinem Platz.

»Anniek, komm' zu mir«, bitte ich sie, so freundlich es meine Benommenheit zuläßt. »Kannst du mir sagen, was gestern passiert ist?«

Noch während sie mir, freilich verwundert, erzählt, daß die Gruppe am späten Abend ins Dorf zurückgekehrt war und die Begrüßung durch die Dorfbewohner, so auch Anniek, empfangen hatte, strecke ich mich nach ihrer Hand und streichle einen Arm. Das tue ich so, daß sie nicht glauben muß, es sey das »übliche« Berühren, um ihr meine Liebe auszudrücken. Tatsächlich will ich wissen, ob ihre Haut kalt ist.

»... Und dann bist du gleich mit mir nach Ibyko gekom-

men. Du warst so müde, daß du wortlos vor dem Bett auf die Knie gefallen bist. Mit einem kleinen Schubser«, lacht sie, »beförderte ich dich hinein. Und du hast wahrlich tief geschlafen!«

»Geschlafen?«

»Ja! Ich habe dich nicht wach bekommen! Obwohl ich dich sogar angesprochen habe! Stelle dir das einmal vor!«

Verblüfft reibe ich mir den Kopf, strecke die Glieder – und sehe den tiefen, erröteten Abdruck um meinen linken Ringfinger; dort, wo dieser verdammte Ring festgesteckt hatte.

»Bleibe nicht zu lange in deiner Traumwelt!« riet ich dir bei Sonnenaufgang, »Und komme ja zurück zu mir! – So sprach ich. Aber das hast du gar nicht wahrgenommen, oder?«

»Ich bin mir nicht sicher ...« Ein Teil der Ausdrücke kommt mir vertraut vor. Hatte nicht Annieks Geist diese Worte an mich gerichtet? Und war ich ihm zugegen nicht auch vor die Füße gefallen?

Viel wichtiger erscheint mir die Frage, ob ich Anniek von meinem grauenhaften Erlebnis berichten soll. Auch, wenn es vielleicht nur ein Traum gewesen war. Denn der Eindruck an meinem Finger meint, dem im Gegenteil, die Wahrheit auszudrücken.

An Gefühlen unbeherrscht, kann ich nicht länger an mich halten: Wie sie dort steht, umarme ich sie und ziehe sie zu mir ins Bett. Ehe sie sich ein Bild machen kann, habe ich sie mit der Decke umhüllt.

»Warm bist du, Anniek«, bemerke ich zufrieden.

»Und das ist gut, nicht wahr?«

»Oh ja«, wiederhole ich ungeniert: »Je wärmer, desto besser!« Derweil ist sie in eigener Entscheidung auf mich geklettert und liegt nun auf mir, daß sich das Bett an dieser Stelle wölbt. Mit verliebten Blicken starren wir einander in die Augen, doch nicht, gleich Fremden, immer abwechselnd in das linke, dann wieder rechte Augen, womit ja nichts anderes als Unschlüssigkeit signalisiert wird; sondern je eine Pupille fixierend, daß unsere Blicke ganz ruhig sind und befreit von Rastlosigkeit. Wie Treibgut, das mich vor dem Ertrinken bewahrt, halte ich sie fest umklammert. Vielleicht zu fest, wie ich an ihrem Gesichtsausdruck erkenne. Doch fortgehen lassen will ich sie nicht; die Erfahrung jagte mir einen gewaltigen Schrecken in die Glieder.

»Du hast deine Kräfte zurück, wie ich bemerke!« scherzt sie in Anspielung auf meine unnachgiebige Umklammerung.

»Ja, denn ich bin wieder bei dir. Aus deiner Nähe ziehe ich meine Stärke. Nur so kann es sein. – Und wäre es nicht mein Verderben, all das nicht wiederzufinden? Oder dich, Anniek?«

Unentwegt denke ich an sie, obschon es weniger damit zusammenhängt, daß ich ihr direkt ins Gesicht sehe. Anniek! Ich nenne und denke ihren Namen so gerne. Und es beschäftigt mich die Frage: Was bin ich ohne sie? Stehe ich am Ende eines langen Weges? Eines Weges, dessen Fortgang ich nicht erkenne, oder dessen Fortgang es nicht gibt? Werde ich diese liebevolle Gottgestalt jemals wiedererkennen dürfen? Wird mir je das Herz aus der Kehle springen, wenn ich auch nur ein Anzeichen ihrer Erscheinung wahrnehme?

Ich möchte hoffen – ja. Und gleichzeitig möchte ich hoffen – nein. Denn ein falsches Wort von mir oder von ihr –

und ich könnte niedergeschmettert werden und mich davon nicht mehr erholen. Dann wäre alles Wirken umsonst gewesen: Die vielen tausend Seiten, die ich in Form meiner Tagebücher und meines Schriftschaffens niedergebracht habe; so vieles, das auf sie zurückgeht! Für die einen nur Papier mit den niedergeschriebenen Erinnerungen eines Unbekannten; für mich der eine, wahre Schatz, der mich am Leben hält.

So wenig, das ich habe. So wenig, das mir bleibt. Was ich von Anniek sagen kann – es ist beinahe nichts. Trotz meiner gewaltigen Informationssammlung, die ich über Jahre angehäuft habe. Und was nützt sie mir jetzt?

Faszinierend war mir jede Geringfügigkeit zu tradieren; doch bin ich nicht minder besessen von meiner Akribie, aus der ich Informationen herauszupressen trachte. Jedes Bild sollte mir ein Schicksal verraten; jede Bewegung, jeder Blick sollte gedeutet sein als etwas, das mir zum Vorteil gereicht. Und doch bin ich so leer ohne sie.

Ob sich die Zeit tatsächlich zurückdrehen läßt? Ob dieses eine Wunder mir gelingen kann, der ich es verdient habe zu erfahren?

Ihr strahlendes Selbst ist es, das meine Kraftquelle heißt; mich immer weitermachen, weiterleiden, weiterschreiben läßt, bis ich eines Tages keinen Stift mehr halten, keinen Buchstabenumriß mehr sehen kann; bis ich wie ein sterbender Stern in Umnachtung verfall, nichts mehr höre, nichts mehr sehe, nichts mehr wissen will von der Welt – außer diese eine Erinnerung. Ein Traum, den ich mir bis zu meinem letzten Atemzug erhalten werde, wer auch immer es als unehrenhaft bezeichnen wollte. Ich bin es, der damit lebt; der eine, der damit leben kann.



Darauf weiß sie freilich keine Antwort, jedenfalls keine verbale. Stattdessen küßt sie mich so zärtlich, wie ich es gebraucht habe, und bis zum Mittag vertreiben wir uns die Zeit mit Zärtlichkeiten unter der Bettdecke.

Es ist, dessen ich seit langem bedarf: Zu fühlen, mehr als zu denken notwendig ist, erhebt über alle Zweifel, mit denen sich der menschliche Rest seine Einsamkeit zu versinnbildlichen versucht. Und es ist keineswegs einfach, sich auf dergestalt machtwirkende Gefühle einzulassen.

Wie ich mich ihr mit geschlossenen Augen hingebende, neben Haut, Fingern, Haaren die Essenz ihres Wesens spüre – es schaudert mich und meinen Irrglauben. Es eröffnet Fragen wie: Wer bin ich? Was treibt mich um? Vielleicht am wichtigsten: Auf welche Wege gelangte ich zu dem an mir haftendem Glück? Bislang liest sich mein Leben wie die eintönige Kurzbiographie eines drittklassigen Malers oder Sportlers in einem Lexikon: »Maltesischer Tennisspieler, geb. um 1961, zeitweilig Kandidat für das Stadtratamt in ...« – so abschätzig ist das gar nicht; und am wenigsten gegen Malta, möchte ich hinzufügen! Doch hätte ich diese wenigen Zeilen Information als Student lesen müssen – etwa zur Bearbeitung einer Hausarbeit –, gelangweilt hätte ich den Text zugeschlagen, und nach Minuten das Meiste davon vergessen.

Wie gesagt, momentan bin ich nicht viel mehr als das. Und trotzdem gibt der Text nur das Offensichtliche, das Meßbare wieder; niemals der beschriebenen Person Fühlen und Träumen, sein Menschsein.

Insgeheim wollt' ich den maltesischen Tennisstar kennenlernen: Wäre er mir ein guter Freund? Ein Gesprächspartner? Ein würdiger Schachgegner? Und betrifft meine

Einstellung nicht auch alle anderen guten Menschen hier in Fornburg, Anniek eingeschlossen? Alles unbeschriebene Blätter, mit denen ich mich befassen muß. Anniek eingeschlossen.

\*\*\*

Immer wieder strecke ich mich auf ganze Länge im Bett, spanne Muskulatur und Gelenke an, daß es Anniek bemerkt und umso eifriger meine Arme, meine Brust umgreift. Gestreichelte Eitelkeit, an einem Tag, der angesichts der vergangenen Erlebnisse nicht schöner hätte sein können.

Ob ich alles nur geträumt hatte? Schon einige Male war mir das vorgekommen: Erwacht aus einem Traum (nicht einmal zwangsläufig einem Alb), brauchte ich einige Sekunden um zu begreifen, daß die gesehenen Eindrücke nunmehr Wirklichkeit seien. Ein bemerkenswertes Gefühl! Jedenfalls träume ich dieserzeit nicht, gleichwohl Annieks anmutige Bewegungen mir ein Traumgleichnis bedeuten. Wollte ich aber wirklich feststellen, was geschehen ist, müßte ich mich nur erneut aufmachen zur Ruine und diesen Ring suchen! Jedoch, nichts würde mich jemals wieder an diesen Ort treiben.

Meine Zufriedenheit mag ich mit folgender Analogie gar auf die Spitze treiben: Ein Tisch und ein Bett, ein Faß Tinte, einen gewaltigen Stoß Papier und eine Metallfeder an einem kantigen Stück Zedernholz – man schließe mich damit bis an mein Lebensende in einen Raum ein und ich werde zufrieden sein!

Obwohl – das ist vielleicht zu rasch gewünscht, zu unbeachtet. Denn bedeutete es nicht auch den Ausschluß aller Bekannten und Freunde, ganz besonders Annieks? Wie könnte

ich sie ausklammern, wo sie doch meine einzige ernsthafte Muse ist? Die ich, immer wieder in Gestalt und Namen abgewandelt, durch die meisten meiner Erzählungen führe und bei mir sein lasse?!

In diesem Moment richtet Anniek sich auf, so als habe sie ein Geräusch vernommen. Aufmerksam horcht sie in die Ferne. Dann wieder ein Trippeln, diesmal auf unserem Dach, das sich kurz darauf mit dem Kreischen einer Möwe davonmacht. Soweit nichts Ungewöhnliches. Doch gibt es mir Gelegenheit, die auf mir stützende Anniek aus einem anderen Blickwinkel zu sehen: Ungerichtet fällt ihr braunes Haar beidseitig ihres Nackens über Hals und Brust; bedeckt, was ihre Kleidung nicht bedecken kann. Das finde ich anregend und konzentriere mich umso mehr darauf. Obwohl meine Augen noch müde sind, erkennen sie die zahllosen Einzelheiten dieses Anblicks mit ebenso gespannter Ernsthaftigkeit, als müßte ich mich unerwartet einem Rudel Wölfe im Wald stellen: Wie gehe ich vor? Was läßt sich zu meinem Vorteil nutzen?

Nun, ausgehend von dieser egoistischen Idee umgreife ich ihre Taille und ziehe sie zu mir, daß sie abermals auf mir zum Liegen kommt. Nun endlich verfangen mich wieder in ihren Küssen, der habsüchtigen Begierde. Und es ist ein durch und durch geteiltes Verlangen.

Mit respektablem Unbehagen muß ich mich nun doch endlich aufrichten und ankleiden – es hilft ja nichts, der Tag muß beginnen. Letztlich treibt mich Neugierde heraus, denn eine Frage bleibt bestehen, die mich in Sorge hüllt: Wie haben meine Weggefährten die erschreckenden Erlebnisse verdaut? Geht es allen Teilnehmern der Expedition zur Fornburg-Ruine gut?

Plötzlich dominiert eine Art Ehrgefühl, das die Bedürfnisse meiner Freunde über eigene Vergnügungen stellt, so wohl es mir in Annieks Gegenwart auch ist. Und mit jedem neu angelegten Kleidungsstück sorge ich mich mehr und mehr um der anderen Wohlergehen. Insbesondere denke ich an Admete, die ich doch vor Kurzem noch so kümmerlich vor dem Dorf angetroffen habe!

So muß ich auch Anniek, jedenfalls in einer Zusammenfassung, schildern, was mir widerfahren ist, oder wenigstens, was ich glaubte, gesehen zu haben. Diesmal beteuere ich umso mehr dasjenige zu glauben, was ich berichte. Anniek jedoch glaubt mir noch immer nicht, und das kann ich ihr nicht vorwerfen. Ich hätte mir das Märchen selbst nicht geglaubt. Stattdessen lächelt sie – und ihr Lächeln tötet jeden Selbstzweifel. Das bezaubernde Wesen blinzelt ein einziges Mal, da erhellt auch mein Herz; läßt mich wissen, daß wenig wichtig ist, wie sie meine Erinnerung versteht. Daß sie wahr sind – ob sie wahr sind . . . , ändert nichts an ihrer Liebe zu mir. Diese eine Erkenntnis beruhigt so sehr, daß mir kein Beispiel, kein Vergleichswert einfällt. So verabschiede ich mich in vorgezählter Sehnsucht, mit Kuß auf jede Wange, und wende mich dem Kahn zu, mit dem ich nach Fornburg übersetze.

\*\*\*

Während der Überfahrt: Klares Wetter, kein gespenstischer Nebel in Sicht. Erleichtert atme ich auf. Gute Omen halte ich immer gern willkommen. Trotz allem ist die Überquerung des Sunds kraftzehrender, denn ein recht frischer Wind läßt mich abtreiben, daß ich streckenweise eifrig gegenrudern muß. Zweifelsohne kommt der Winter.

Sobald ich das Tau verknotet, den ersten Schritt an Land gesetzt habe, schaue ich nach Leuten: Irgendwo hinter den Häusern meine ich Lenn gesehen zu haben, und aus Richtung der Werkstatt vernehme ich Geräusche, die der Schmiede eigen sind. Noch weiter erleichtert strecke ich den Rücken gerade, ziehe unverbrauchte Luft in die Lungen und schließe die Augen. Ob ich nicht doch alles erträumte habe? Fornburg ist jedenfalls »ganz der alte« Ort.

»Moin, alles gut?« klopft mir plötzlich jemand mit bedrückend fröhlicher Stimme im Vorbeigehen auf die Schulter. Derjenige reißt mich aus der Träumerei, erschrocken sehe ich der frechen Unterbrechung nach:

»Marwo! Da kommt mir grad' der rechte entgegen!«

»Wie meinst du das?« – Er bleibt stehen und schaut, als habe er Zerwürfnis zu befürchten. Etwas erschlagen stehe auch ich vor ihm:

»Fragen . . . , ich meine, bemerken wollte ich: Wie geht es *dir*? Und deinem Sohn?«

»Gwyddno? Was soll mit dem sein? Fragst du, ob wir uns Blasen gelaufen haben zur Ruine und zurück? Na ja, einige sicher schon. Bin ja auch nicht mehr der Jüngste!«

Das Grinsen migriert zu einem herzlichen Auslachen. Dabei lache ich gar nicht, weil das Wetter so schön ist, sondern sich mein Kummer lichtet. Nie zuvor habe ich so gerne in ein so altes Gesicht geguckt.

Ob Admete zu Hause sey, frage ich ihn noch beim Abschied, aber er weiß es nicht. Also mache ich mich auf den Weg, denn ihr gilt meine Hauptsorge.

Marwo weist mich an, Fornburg in südlicher Richtung zu verlassen, und ich müsse hinter »den Hufern« – damit meint er einen Pferch mit Ziegen und Schafen – nach rechts

abzweigen. Achtgeben solle ich wegen der tiefen Löcher, die einen bei Sonnenschein die Füße brechen, bei Regen versinken lassen, wie er sich ausdrückte.

Das Haus selbst ist nicht schwer zu finden, obwohl eine riesige Linde einen großen Schatten darüber wirft, daß man zweimal hinsehen muß, um die Konturen aufzulösen. Sie ist von einer flachen, teilweise eingefallenen Mauer umringt, die das Gehöft wohl ehemals eingefaßt hatte. Dem Wohnhaus gegenüber findet sich eine hohe Scheune, der ich gleich anmerke, daß schon lange kein Vieh mehr darin gehalten wird: Es fehlen der Misthaufen, die typischen Gerüche, Fliegen usf. Stattdessen erkenne ich an drei Seiten offenstehende Tore, das Dach uneinheitlich mit Stroh, Holz- und Tonschindeln gedeckt, als habe jemand mit der optimalen Dachabdichtung experimentiert. Zum leichtfertigen Risiko eines Erfinders gehörte dann auch die drei Mann lange Stange, die vom Dachfirst aus in den Himmel ragt, und am Ende eine kleine Kuppel unbekanntes Zweckes hält.

Eindeutige Hinweise auf das Erfindertum der beiden Einwohner (deren nachgesagtes Vermögen ich bislang für wenigstens übertrieben hielt, so wie ein »großer Seefahrer« zuweilen auch nur ein gewöhnlicher Fischer sein kann) erkenne ich im herumliegenden Kram.

Auf einer Werkbank vor der Scheune liegt bereits allerlei Sehenswertes: Ein Satz fertig und unfertig ausgeschnittener Zahnräder, die Zähne unterschiedlich angewinkelt, keil- und kegelförmig zulaufend, mit engen und breiten Abständen eingesetzt; dann gibt es ein Gestell, an das sind Seile mit unterschiedlichen Knoten geknüpft – nur wenige davon habe ich je gesehen. Das alles beeindruckt mich ungemein: Es läßt sich schließen, daß ein Mensch noch immer bereit-

willig an Dingen tüftelt, die andere für abgeschlossen halten. Denn wozu brauchte man eine neue Knoten-Variante, wenn der gelernte Säckeschnürer mit denjenigen drei-vier Varianten für Schlaufen und Zurren gut fährt? Dann wäre aber auch zu bedenken, daß es ja auch eigene Knoten für das Tragen von Flaschen, das Anleinen von Vieh und Booten gibt, die jede ihre Aufgabe besser erfüllen als der einfache Bund zum Verschnüren eines Erbsensäckl.

Nun gut, dann steht dort ein weiteres Gestell, daran laufen zwei parallele Räder mit abstehenden Spanten, die einen aufgewickelten Wollfaden aufdehnen. Offenbar eine Art Webmaschine zum Verflechten von Schnüren, jedenfalls hängt einseitig ein Geflecht heraus, kaum größer als meine Handfläche. Es ist ein zweifarbiges Stoff aus roten und braunen Fäden, stellenweise kompliziert geknüpft, doch ohne erkennbaren Anfang oder Ende oder Zweck des Erzeugnisses. Ein nicht abgeschlossenes Experiment wie die anderen.

Andererseits steht vor der Scheune etwas, das sehr wohl vollendet aussieht und ich Vergleichbares in ganz Fornburg noch nicht hatte wahrnehmen können: Ein mittelgroßer Wagen, beinahe ganz aus Holz. Deichsel, Achse, Räder, Aufhängung, Boden, Wanne, dazwischen verschiedene, auf steifen Lederbahnen beweglich verbolzte Schienen, sodaß eine Achsdrehung erreicht werden konnte. Eine faszinierende Konstruktion, deren Herstellung eine Weile gedauert haben dürfte, und nicht minder Sorgfalt bei der paßgenauen Zurichtung aller Einzelteile.

Erstaunt trete ich einen Schritt zurück – ein weiteres Beispiel, denke ich, für den Einfallsreichtum zur Verbesserung eines altbekannten Gegenstandes, von dem niemand eine

vordringliche Verbesserung erwartet hatte.

»Heda!« unterbricht eine Frauenstimme meine Anspannung. Da ich Admetes Stimme wiedererkenne, amte ich auch diesmal erleichtert auf. Ich drehe mich dem Schall nach – sie sitzt auf dem Heuboden der Scheune und lugt durch eine Öffnung im Mauerwerk. In einer Hand hält sie einen Bohrer, in einer anderen einen Holzwinkel, so als führe sie gerade Zimmermannsarbeit aus. Um von meiner von Lächeln, nein, Grinsen begleiteten Verblüffung abzulenken, poltere ich unbedacht eine Antwort los:

»Hallo-hallo, Admete!« (Dabei winke ich albern mit der Hand wie ein Zirkusclown.) »Was hat das mit dem Wagen auf sich? Wie geht es dir?«

»Was meinst du?« – Ihr Gesicht zerfällt in Ernüchterung, als verhiesse meine Frage einen unerkannten Ernst. Daraufhin klettert sie eine Leiter herunter und steht bald vor mir, mit einem nicht weniger besorgten Gesicht. Dabei wollte ich sie nie beunruhigen! Im Gegenteil, ich wollte *meiner* Sorge abhelfen!

»Wie geht es *dir*?« dreht sie den Spieß um, und zeigt mir damit, daß alles in Ordnung ist. Wie gerne wollte ich eine Stunde lang bei einer Tasse Tee auf ihrer Veranda sitzen, mich mit ihr über das Erlebte in der Fornburg-Ruine austauschen. Gleichwohl ängstigt mich die Vorstellung, Erinnerungen könnten abermals zur Wirklichkeit ausschweifen, diesmal vielleicht unkontrollierbar: Und so mag ich es doch gerne dabei belassen.

Bereitwillig führt sie mich auf dem Hof herum, bereitwillig folge ich. Wir gehen durch die Scheune, die vollgestellt ist mit fertigen und unfertigen Geräten, sogar auf dem Heuboden stehen Dinge. Es ist ein unerschöpfliches Lager an



Holz und Schnüren, jenen Materialien, mit denen man am einfachsten Visionen, die sich der mechanischen Physik bedienen, umsetzen lassen. Ich sehe diverse Flaschenzug-Konstrukte von den Balken hängen; auffällige Vorrichtungen, Platten und Tafeln, auf denen hölzerne Zahnräder ineinandergreifen, um irgendeine Kraft zu übertragen. Da stecken Hebel, verbinden Stangen und Zapfen kleinere und größere Karren, allesamt mit Holz berädert, wie der große Wagen im Freien. Nicht alles sieht vollendet aus, und Admete bittet mich, nichts anzufassen, weil Karimor hier und da noch tüfelt. In der Tat – ich trete behutsam näher – sieht kaum etwas so aus, als sey es seit Jahren nicht bewegt worden.

Und bald stellt sich die mir jederzeit begleitende Frage: Wie können Leute mit solchen Vorlieben, solch einer speziellen Berufung ihr Auskommen haben? – Hier in Fornburg, dem Weltmittelpunkt der Freigiebigkeit, habe ich keine Zweifel an der Existenzberechtigung und -möglichkeit zweier Tüftler. Doch könnten sich die beiden auch außerhalb davon erhalten, beispielsweise in der Welt, aus der ich kam? Da arbeitete man ja den ganzen Tag, um ein Leben zu finanzieren, das man eigentlich leben wollte, es wegen des Berufs nicht konnte. Wie frei kann so ein Mensch im besten Fall sein?

Noch weniger frei wäre, der zum Bestreiten seines Lebensunterhalts an Tiere gebunden ist; der etwa regelmäßig seine Schafe scheren, seine Schweine füttern muß – es sey denn, er schlachtet oder verkauft die Herde, oder verliert sie durch Brand, Raubtiere, Seuche; der nicht einfach die Augen verschließen und feige davongehen kann, der ist den Tieren verantwortlich, hat moralische und wirtschaftliche

Pflichten, für einen zusätzlichen Unterhalt Jahr um Jahr zu sorgen. Der Besitzer einer solch großen Herde nutzt die Tiere ja nie für sich allein, sondern stets zum Verdingen in einem großer gedachten Wohl; dem Wohl einer Gemeinschaft, ob nun der des eigenen Dorfes oder der nächsten Stadt.

Es muß ungerecht klingen, derselbe Maßstab sey auf die Tierhalter Fornburgs anzuwenden. Denn was hier geschieht, bleibt ja tatsächlich in der Heimat. Gleichwohl sie an die Tiere gebunden sind, besteht für sie keine zwingende Notwendigkeit daraus. Sie alle leben hier, weil sie es wollen – nicht etwa, weil hier die Grundstückspreise oder die Kriminalitätsrate niedrig sind!

\*\*\*

Bald darauf verlassen wir die geräumige Scheune und betreten guter Dinge das kleine, von einem ausladenden Garten gesäumte Wohnhaus. Dort erwartet uns bereits Karimor, heißt mich willkommen und führt durch das Haus – das, zugegeben, nicht weniger chaotisch eingeräumt ist, oder besser, eher einer Werkstatt, der Manifestation eines Erfindergeistes gleicht. Gleichwohl erkenne ich Regionen von Ordnung, etwa die Konserven im Regal oder die nach Größe sortierten Bücher, die sich hier und da auftürmen. Es ist eine zweckdienliche Einrichtung, mit der man sich, mit einer guten Idee aus einem Traum erwacht, sogleich ans Werk machen konnte. – Nicht anders bin ich zuweilen verfahren, indem ich mir Stift und Papier in allen Räumen so parat legte, daß ich jederzeit einen guten Einfall würde niederschreiben können.

Ich bleibe stehen vor einem hübsch beschnitztem Schränkchen, in dem liegt handgefertigter Steinschmuck. Daß er handgefertigt ist, sehe ich gleich, denn derartig ansehnliche Windungen aus Gold- und Silberdraht (weiß der Teufel, wo sie den herhaben) kann man nicht als Massenware kaufen! Da sind glatte Steine eingefast, wohl aus dem Bach oder der Meeresbrandung gesammelt, wohligh umwickelt oder durchbohrt und aufgehängt, doch stets so ästhetisch und bewundernswert, wie man sonst eine Marmorstatue der italienischen Renaissance zu bewundern fähig ist, eine Zeitlang seine Augen nicht abwenden kann. Dann sehe ich genauer hin, nehme einen der Steine in die Hand: Ein ovalgewaschener, grauer Stein, ganz matt, auf den wurden mit unermeßlicher Akribie und hauchfeinen Pinselstrichen Blumenstände gemalt, so echt, daß sie wie in Bernstein eingeschlossene Pflanzen aussehen. Eingekleidet ist das Schmuckstück mit drei Reihen geflochtenen Golddraht. Manche Stücke gibt es gar zweimal, daß man sie als Ohrringe tragen könnte. Mit großen Augen starre ich in die Runde, bis Admete endlich eingesteht, daß es ihre Arbeit ist. Und was erfreut sie mein Staunen, daß ihr heiter das Herz aufblüht, gleich dem bemalten Schmuck.

Es gibt nicht Vieles, das mir die Sprache verschlägt, insbesondere so unerwartet. Einmal stand ich abends in einem Wald und lauschte in die Stille, da ging es mir durchs Mark. Einmal weilte ich hinter Anniek, umarmte sie und küßte ihren Hals, da ging es mir durchs Mark. Der Anblick dieser wunderbaren Schmuckstücke, von denen sonst niemand weiß, und mit denen Admete auch nicht ernsthaft zu prahlen scheint, erregte ein ganz ähnliches Gefühl – nicht gleichwertig, aber nah dran. Und das ist es, das ich an Fornburg

und seinen Einwohnern bewundere: Diese Verschwiegenheit über bemerkenswerte Dinge und Taten, die mich dazu verleitet, nur noch mehr wissen, hören und sehen zu wollen!

Bald sitzen wir doch bei Tee auf der Veranda und ich lasse mir von Admete ihre Anpflanzungen schildern, die stolz jede einzelne beim Namen nennen und zeigen kann. Besonders über eine Anzucht von Rapunzeln spricht sie stolz und betont. Irgendwann muß ich bekennen, ihren Ausführungen nicht länger folgen zu können. Ob sie sich in Hinblick auf ihre botanischen Kenntnisse mit Catla austausche, frage ich schließlich. Doch lachend entgegnet sie:

»Was hier wächst, ist nur bunt, nicht nützlich.«

»Das erstaunt mich doch«, entgegne ich, »Von einem wissenschaftlichen, konstruktiven Geist habe ich erwartet, daß er sich mit ... pragmatischen Dingen umgibt.«

»Sind schöne Blumen zum Bewundern nicht pragmatisch, verhelfen sie mir doch zum geistigen Gleichgewicht?!«

Mein verdutztes Gesicht verrät, daß ich vergessen habe, es im Grunde genauso zu halten: Was ist ein schönerer Ausgleich für einen stressigen Arbeitstag voller Kompromißwillen, als das Verfassen eines Gedichts, oder, sey's drum, irgendein blöder Film im Fernsehen, über den man sich lustig machen konnte? Nun, in Fornburg gab es weder Elektrizität noch Fernsehen. Und dennoch habe ich mich bereits dabei erwischt, ziellos aufs Meer zu starren, aus dem Grunde seiner Schönheit.

»Eine andere Frage plagt mich außerdem, Karimor.«

»Nur heraus damit!«

»Als ich vorhin in der Scheune war, da sah ich das Modell eines Propellerflugzeugs, etwa im Maßstab 1:3. Weißt du, was ich meine?«

Er nickt beiläufig und weiß doch genau, wovon ich sprach. Der Künstler kennt sein Inventar. Ich bezog mich auf das Modell, das ich aufgrund seiner Nutzlosigkeit als bemerkenswert empfand. Nicht nur, daß es ganz aus Holzstreben bestand (es also ein Modellskelett ganz ohne Verkleidung war), und aufgrund eines fehlenden Motors ohnehin keinen selbstdrehenden Propeller geben konnte!; nein, es schien gänzlich fluguntauglich, hatte nicht einmal einen Sitz; war sogar zu groß und zu schwer, um es dekorativ von der Decke hängen zu lassen, daß es unten stehen mußte zwischen allen sonstigen Maschinen, für die nichts anderes als der Boden infragekam. Da sich nun endlich selbst der Propeller nicht zu drehen imstande war, ward ich stutzig, wofür das Modell sonst gut sein sollte. Ebenso hätte er das Modell eines Elefanten im Maßstab 1:1 bauen können – es wäre nicht weniger ohne Anwendungsbezug geblieben.

»Inmitten all der anderen Konstruktionen scheint mir das Flugzeugmodell ... nett anzusehen. – Doch ohne Zweck.«

»Was du dich fragst«, erklärt Karimor gelassen, »kommt von einer falschen Vorstellung über uns, Admete und mich.« – Er steht auf, geht durch den Garten und berührt einige der noch blühenden Pflanzen: »Was Admete ihr Ablenkung bedeutet, das Bunte der Natur anzusehen; das ist mir das in Holz umgesetzte Gedankenspiel. Nimm' als Beispiel ein Dammbrett. Für die einen ist es bloßes Spiel, für die nächsten hübsch anzusehende Schnitzkunst – jedenfalls auf Schachfiguren bezogen –, für den Dritten steht das Ganze für die allumfassende Idee, zwei Menschen friedlich zueinanderzubringen. So baute ich das Modell der Flugmaschine aus einer nicht minder zweideutigen Vision heraus; und als es fertig war, wußte ich doch nichts damit anzufangen.«

»Viele Nächte mußte er darüber schlafen«, ergänzt Admete hingebungsvoll, »bis er erkannte, wozu er Arbeit in das Projekt gesteckt hatte.«

»Ganz recht«, fährt er fort, »Es war mir ein Mahnmal, eine Erinnerung daran, wie Menschen fliehen; die Heimat verlassen – und aus welchen Gründen. Neben denen, die vor Krieg, Armut und politischem Faschismus Reißaus nehmen (für deren Flucht ich durchaus Verständnis habe; ich an deren Stelle aber nicht erwarten wollte, woanders mit offenen Armen aufgenommen zu werden), fliehen viele aus Reiselust – dem Fernweh, wie man sagt. Solche privilegierten Menschen langweilen sich jedoch schnell in der exotischen Fremde. Sie sind keine Pilger, die Weisheit und Erfahrung auf ihren Reisen sammeln, sondern gleich schnöden Touristen, die selten verstehen, wo sie sind; die von besuchten Monumenten Fotos machen, ohne sie je wieder anzusehen. – Und was ich daraus lernen kann? Daß sich solche Menschen besser auf die Heimat besinnen sollten; ihre Mitmenschen und die unmittelbare Umwelt zum Guten aufrufen und erhalten sollten – mehr steht dem Einzelnen kaum zu.«

»Anniek ist so ein Mensch«, fügt Admete bewundernd hinzu, und Karimor nickt abermals zustimmend: »Indem sie die Kinder belehrt, verbessert sie ihr Umfeld!«

Schweigend blicke ich einen Moment in die Sonne. »Ich erkenne keinen Widerspruch in deinen Worten, deinen Blicken«, spricht Karimor mit neckender Zunge.

»Und in meinem Herzen!« murme ich: »Warum sollte es den auch geben? Ich liebe dieses Wesen mehr als alles auf der Welt! Und bin stolz darin!«

Ein kaum hörbares Seufzen entkommt Admetes Haltung, verfliegt, ehe ich es wahrgenommen. Dabei war ich nie gut

darin, mich vor Fremden – damit meine ich alle, die nicht meine Liebste sind – im romantischer Offenbarung zu erklären.

»Trotz allem blickst du mißmutig, zuweilen ernst!« – Das erkennt Karimor mit erstaunlicher Einfühlsamkeit. Auch ihm ist das anteilnehmende Seufzen seiner Gefährtin nicht entgangen – und meine wenig euphorische, im Grunde widersprüchliche Bedrücktheit. Obwohl mein Gewissen rein ist, schulde ich den beiden eine Erläuterung:

»Daß Blicke nicht alles zeigen, haben wir bereits festgestellt.« Schwer atmend und angespannt befreie ich meine gezwungene, auf Höflichkeit situierte Haltung und hebe die Stimme, als wollte ich gut hörbar beim Theater vorsprechen.

»Alles, was mir Anniek ist, heißt endgültiger Ernst; eine Art monolithischer Ethos; eine neue Religion. Wie die eine Hälfte der Menschheit das Lieben als große Freude wahrnimmt, die das Glück der Zufälligkeit feiert; die andere Hälfte darin mit aller Nüchternheit die genetische Gesetzmäßigkeit des Determinismus wiedererkennt – ist es für mich keines von beiden; und doch beides zugleich! Daß diese Frau mich liebt, meine Freunde, bedeutet mir das höchste Glück, und ich sehe darin den Gegenpol für ein langes, entbehrendes Dasein. Als Wissenschaftler gilt sie mir außerdem als vorherbestimmt – denn mein Herz fragt: Wer sonst sollte zu dir gehören, wenn du in ihr bereits hast, was immer du gewollt?«

Die Blicke zeigen, daß Admete und Karimor mir zwar zuhörten, aber wenig verstanden. Mußte ich in meine Überzeugung dann noch weitere Worte geben?

Von meiner Aufrichtigkeit offenbar überrascht, die mir den Puls hochtrieb und die Schweißperlen auf die Stirn ge-

trieben hatte, stellt Karimor sich an meine Seite, greift an meine Schulter und bittet mich behutsam zur Wiederplatznahme.

»Es war nicht unsere Absicht, dir zunahezutreten«, beschwichtigt er mit einfachen Worten. Und einfach ist meine Antwort:

»Das seid ihr nicht, meine Freunde, das seid ihr nicht.«

Nunmehr wurde klargestellt, wie verletzlich ich in Bezug auf Annieks Zuneigung reagieren konnte.

Und fürwahr, darüber habe ich noch niemals Spaß verstanden! Schon immer ahnte ich, daß mich so eine Einstellung unsympathisch werden lassen konnte. Zum Beispiel: Mädchen, in die ich zu Schulzeiten verliebt gewesen bin, beäugte ich mit einer mir damals nicht bewußten, übertriebenen Eifersucht auf Leben und Tod. Selbstverständlich hätte ich niemals einen Mitschüler wirklich verletzt, bloß, weil er mit der von mir Angebeteten ein Wort wechselte! Mir ging es eher um die Ausgrenzung oder Abschottung von möglichen Rivalen, im Idealfall durch ein nicht beeinflussbares, nicht vorhersagbares Ereignis erzwungen. Aus dem Keim dieser Gedanken entstanden frühe Kurzgeschichten und eine Robinsonade, die ich mehrteilig ausbaute.

Mittlerweile bin ich erwachsen genug, die Naivität meines Verhaltens zu verurteilen. Heute weiß ich beispielsweise, daß ich Rivalen nicht hätte fürchten müssen, solange mein Schwarm sich nur ernst genug für mich interessierte. Und das zu bewirken, hatte ich allein in der Hand.

\*\*\*

Um die für alle Beteiligten eigenartige Situation aufzulösen, schlägt Admete einen Themenwechsel vor und gießt



Tee nach. Nur zurecht, wie ich befinde, denn es gibt noch anderes zu bereden als das Persönliche.

Das beängstigende Ereignis, dessen ich nach der Rückkehr aus der Fornburg-Ruine zuteil wurde, behalte ich für mich, zumal Admete, zu meiner umfassenden Beruhigung, keinen Schaden genommen hatte; ihr Martyrium zuletzt vielleicht nur Einbildung gewesen war. Um das Unheil nicht ein zweites Mal heraufzubeschwören, empfahl ich mir, jeden Gedanken auf einen erneuten Besuch des verwunschenen Ortes zu verweigern. Und dies fällt mir nicht schwer, denn unser eigentliches Expeditionsziel – das Erkunden und Aufsammeln von Metallresten – hatten wir, mit Ausnahme des Kamingitters, nicht erreichen können. Admete und Karimor sehen das nicht anders, als ich sie nach einem Resümee unseres Ausflugs frage:

»Insgesamt eine armselige Ausbeute; mit wenig Potential für mehr Funde«, wie Admete sich enttäuscht ausdrückt. Sie erzählt weiter, daß sie jenes eine Beutestück, das ich am Abend unserer Heimkunft in den Schlamm hatte fallenlassen, bereits auf den Hof geschleppt und weiteren Untersuchungen unterzogen hatte.

»Weitere Untersuchungen? Was kann man an einem rostigen Gitter denn untersuchen?« frage ich ungläubig. Karimor zeigt es mir.

Er führt mich auf die Rückseite des Hauses, dort ist ein Labortisch im Schatten eines Baldachins aufgebaut. In einer flachen, mit Flüssigkeit gefüllten Wanne steht mit einer Ecke das Kamingitter. Es ist grob der Schmutz abgebürstet worden, doch noch ebenso rostig wie zuvor. Der Experimenteur erklärt seinen Versuch: Proben des Eisens wurden verdünnten Laugen und Säuren ausgesetzt, um die Reakti-

on festzustellen. Derzeit reagiere es mit Apfelsäure. Besser noch sey Essig, bemerkt er, wie er etwa aus einer Pflanze namens *Mehlbeere* zu gewinnen sey. Da er das so hilflos im Raum stehenläßt, empfehle ich ihm Rücksprache mit The-  
lan zu halten, der sich meines Wissens mit Pflanzen gut auskennt. Nichtsdestotrotz erhofft sich Karimor von seinen Versuchsreihen Erkenntnisse über die Herkunft des verhüteten Erzes oder gar dessen Veredlung während des Schmiedens. Denn so wie wir Drei um den Tisch herumstehen: Sowohl der Handwerker, der das Gitter einst angefertigt; noch der Hausherr, für dessen Kamin die Bestellung aufgegeben worden war; noch der Ursprung des Erzabbaus ist von uns zu verstehen: Das mochte zweihundert Jahre her sein oder tausend.

»Mir stellt sich die Frage, wie wir mit unserem eigenen Rennofen fortfahren werden, wenn uns die Ruine keine Metallreste liefert. Das Einschmelzen des Gitters wird uns kaum weiterbringen, richtig?«

»Nun«, antwortet Karimor, »wir Fornburger versuchen uns in vielen Dingen, beispielsweise dem Guß von Kerzen aus dem gekochten Fett von Fleischresten. Auch an einer tragfähigen Rezeptur von Kalkmörtel arbeite ich seit Jahren. Und gleichwohl uns diese Vorhaben mal besser, mal schlechter gelingen wollen, so bedeutet ein Mißerfolg keinen Untergang. Auch ohne Kalkmörtel, ohne Essig, ohne Roheisen wird die Sonne jeden Tag über den Horizont steigen, werden wir zu Essen von unseren Feldern und aus unseren Gärten haben! Niemand sagt, daß wir eines Tages mit qualitativ gutem Branntkalk oder Pottasche werden arbeiten können. Gebrannter Kalk, mit etwas Sand gemischt, ist ein tolles Baumaterial. Trotzdem ist der Aufwand für

das Kalkbrennen nur dann sinnvoll, wenn es in der Nähe des Dorfes kein alternatives Baumaterial, Holz etwa, gäbe. Wir müssen daher akzeptieren, daß uns bestimmte Rohstoffe hier an der Küste einfach nicht zur Verfügung stehen werden.«

»Und doch habe ich euch vorgeschwärmt von Glas und Eisen!« gestehe ich beschämt ein.

»Dann vergiß auch bitte die Mühlräder nicht!«

»Richtig!« kommt Karimor seiner Frau zu Hilfe: »Keiner von uns hatte je geglaubt, daß die Mühle eines Tages uns wieder die Körner mahlen würde! Dann kamst du daher und wußtest etwas, das wir nicht wußten. Und jetzt haben wir zwei wunderbare Mühlsteine!«

Im Grunde haben die beiden recht mit ihrer rücksichtsvollen Belehrung: Wer sagt denn, daß nicht eines Tages ein Fremder erscheint, der sich darüber wundert, daß wir nicht Dies und Das der uns umgebenden Ressourcen zu nutzen wußten. Ich selbst bemerke mit Wohlwollen, daß die Fornburger die von mir angestoßene Initiative zur Nutzung der lokalen geologischen Rohstoffe weiter verfolgen.

So nehmen wir fürs erste Abschied, denn wie ich heute lernte: Nichts muß an einem Tag beschlossen sein.

\*\*\*

Mein nächster Weg führt zu Oren und Mathilda; am wichtigsten ist mir freilich Ilô, der uns zur Ruine begleitet hatte. Überstand er die Nacht ebenso geruhsam wie ich? War er überhaupt gezeichnet? Oder ließ sich auch von ihm behaupten, daß er den von mir erfahrenen Alptraum wahrgenommen hatte?

Noch bevor deren Haus in Sichtweite kommt, höre ich Marwos Stimme, der mit einem Nachbarn plaudert und unentwegt die Tragödie seines umgekommenen Esels wiederholt. Für eine Sekunde erkennt er mich im Augenwinkel, grüßt mit erhobener Hand und wendet sich wieder seiner Schilderung zu. Als Wissenschaftler verstand ich selten, wie man über so eine Einzelheit mehr als einen Satz verlieren konnte. Dem unbekümmerten Volk ist jedoch eigen, daß es Geschichten ausdehnen; den Inhalt einer Mitteilung insofern verfehlen kann, als daß es zu Stammtischgesprächen ausartet, zu langen Abenden, an deren Ende man nicht sicher sein kann, welche nützlichen Botschaften man überhaupt mitgenommen hat. Vielleicht geht es gar nicht darum, und ich habe das nie verinnerlicht. Dabei ist meine oftmals pessimistische Ansicht vom Leben nicht bloß eine Meinung, wie sie jeder hat und haben darf! Vielmehr ist sie der sich stets bekräftigende Wahrheitswert einer jahrzehntelangen Lebenserfahrung.

Bestimmt klopfe ich an die Tür und warte brav, bis man mir öffnet. Es ist Oren. Ihm folge ich ins Innere seines Hauses, ins hintere Zimmer, das man am besten als Wohnstube bezeichnen mag. An seiner Stimmung erkenne ich Unbeschwertheit, und folgere gerne und voreilig, daß mit Ilô damit alles in Ordnung sein muß. Er bittet mich zu Tisch, an dem gerade Zutaten für das anstehende Mittagessen zertheilt werden, und wendet sich ab, um einen Kessel Tee vom Feuer zu nehmen.

»Bevor du gehst«, regt er an, »will ich dir mitteilen, was ich über die Gewinnung von Pottasche gelesen habe.«

»Was hast du denn erfahren?« kehre ich mich ihm zu und nehme erstaunt ein langes Messer in die Hand, mit dem

jemand vor Kurzem Karotten zerkleinert hat.

»Gut, daß du mich darauf ansprichst! Ich will gleich meine Aufzeichnungen holen!« – Und er stürmt aus dem Zimmer, daß er die Teekanne ganz vergißt und über dem Feuer hängenläßt. Nachdem er verschwunden war, gehe ich an seiner statt zum Herd und beende sein Vorhaben. Da bemerke ich, daß jemand im Nebenzimmer ist.

Behutsam wie eine Katze bewege ich mich durch die Stube, doch die knirschenden Holzbohlen verraten mich. Und so ist Ilô, den ich im Nebenraum antreffe, in der Tat wenig überrascht über mein Dasein. Er steht an einem kleinen Fenster, durch das ein warmes Sonnenlicht eindringt. Dort stehen mehrere Schüsseln mit einer breiigen Pampe.

»Guten Morgen, Ilô! Was tust du gerade?«

Da erklärt er mir, daß er Sauerteig anzüchtet, indem er altes Vollkornschrot mit Wasser angerührt hatte und darauf wartete, daß sich Leben rege. An den kleinen Bläschen würde man das erkennen. Und in diesem Moment begutachtet er die bisherigen Ergebnisse; schüttet die Schalen ohne sich regenden Inhalt aus, und teilt jene, in denen sich etwas tut, um sie mit frischem Wasser aufzugießen; die Brut zu mehren. Fasziniert sehe ich ihm zu.

»Was ich eigentlich wissen will, Junge: War es aufregend in der Ruine? Vielleicht *zu* aufregend? Hast du etwas für dich gelernt; etwas mitgenommen?«

Ohne mich anzusehen, greift er eine der Schüsseln und leert sie zur Hälfte in einen Eimer aus: »*Das* habe ich verloren.«

Daraufhin gießt er frisches Wasser nach, daß die Schale anschließend genauso hoch gefüllt ist wie zuvor: »Und *das* habe ich gewonnen.«

Einen Augenblick stehe ich mit seinem Rätselwort alleine im Raum, so als wäre er gar nicht anwesend. Was wollte er mir damit ausdrücken?

Wie ich ihm gegenüber Unverständnis eingestehe, erklärt er sich, geradeso, als sey ich das Kind und er der Erwachsene; in einem Moment wie diesem erkenne ich erneut die unlängst bekannte Weisheit, die in ihm schlummert, und er führt mich an einen Tisch, wo Karten und beschriftetes Papier, Notizen, ausgebreitet sind.

»Hat nicht jeder von uns etwas verloren auf diesem einmaligen Weg? Und etwas gewonnen?«

War es so einfach? Einfache Worte für eine einfache Sache?

»Verloren habe ich meine Furcht vor langen Wegen; die bedrückende Enge der Studierstube; den Geschmack von Mutters Küchenkraut.«

»Und gewonnen?«

»Sieh' selbst!« und meine Augen folgen seinen Händen.

Zunächst liegt da eine große Karte wie ein Tischtuch, mit der Feder skizziert, konturiert und schraffiert, die zeigt das Dorf Fornburg und das weite Land darum, einschließlich des Weges zur Ruine und zurück. Beinahe beiläufig kommentiert er, daß der Grundriß vom Dorf Fornburg schon lange bestand, und nun endlich, zu seiner Befriedigung, mit zahllosen Eindrücken vervollständigt werden konnte. Tatsächlich sind Wege, Felsen, Hügel, Wasserläufe, markante Bäume und die Mauerreste der Ruine selbst so kleinlich wiedergegeben, daß sie nicht erdacht sein konnten. Wie auch immer dieses topographische Genie es anstellte – folgte ich den Linien mit den Augen, kam eine Erinnerung, als würde ich selbst dort entlanggehen. Ein wunderbares Werk, dem

gegenüber sich nichts anderes als Bewunderung entgegen ließ.

Anschließend gab er Einblick in seine Notizen:

»Verständnis zum Beschreiben der Natur«, stand als große Überschrift geschrieben, darunter waren in Versform Begriffe notiert, gegliedert nach Kategorie und Größe. Teil 1 hatte Ilô »Bewegtes Wasser« genannt und dichtete:

A: *Rinnsal* – aller Wasser Anfang,  
jung und wild im Dasein,  
kannst breitbeinig überspannt werden,  
unscheinbar dirbst du dahin.

B: Rasch und unnahbar der *Bach*,  
mit einem Satz übersprungen,  
trägst Leben, das es dir  
ohne Falsch verdankt.

C: Nur ein Stein, beherzt geworfen,  
überwindet die Weite des *Flusses*,  
der, von Ufer zu Ufer,  
Menschen bindet, Länder trennt.

D: Der *Strom* nährt die Meere,  
ist wallende Ader, blau und grau,  
breit, daß die Ufer einander unsichtbar,  
und jedes einen Namen hat.

Auch für andere Natureinheiten hatte er Begriffe gefunden, die er der Größe nach ordnete und mit einem eindeutigen Merkmal beschrieb, so wie er es beim »bewegten Wasser« getan hatte: Das *Rinnsal* kann man breitbeinig überstehen, den

*Bach* überspringen, den *Fluß* mit einem Stein überwerfen und so fort. In anderen Abschnitten beschrieb er offenbar stehende Gewässer (*Pfütz, Weiher, See, Meer*), Geländemorphologie (*Hügel, Berg, Gebirg*) und »Belaubtes«. Es klang aufregend, wie er sich ausdrückte und ich hätte gerne mehr gelesen. Das Belaubte beispielsweise unterschied er in *Hain* (»zu licht für Verliebte«), *Forst, Wald* und ...

»So einen Begriff habe ich noch nicht gehört, Ilô. Was ist denn *Mäden*?«

»*Der Mädén*«, verbessert er mich, »ist ein Urwald, so selten das Wort, so selten das Grün.«

Wenn der Junge nicht achtgibt, denke ich mir, spricht er als Erwachsener nur noch in Rätseln. Wie soll er da eine Freundin finden?

— Das ist freilich überhaupt eine interessante Frage. Ilô ist jetzt ungefähr zehn Jahre alt. Nur die Töchter von Darren und Catla, Teuderun und Hedwig, sowie Inciona sind ein wenig jünger als er. Doch was, wenn ihn keine davon interessiert? Oder sie sich für ihn? Aswin ist etwa gleichalt wie er. Paskan viel jünger, vielleicht sechs. Da stehen die Chancen gleich, könnte man sagen: Drei Mädchen, drei Buben. Eine große Auswahl für so ein kleines Dorf voller Erwachsener?

Und wenn sie alle einander nicht ansprechen? Ziehen sie dann aus und verlassen Fornburg? Genau genommen sollte jede junge Dame mit einem Fang wie Ilô zufrieden sein: Klug und beherzt, aufrichtig sprechend, selbstbewußt; auf seine Art aber auch introvertiert, zurückgezogen, so wie ich als Jüngling. Vermutlich Sorge ich mich umsonst, nicht nur, weil es mich nichts angeht: Denn auch ich hatte beispielloses Glück mit meiner Gefährtin.

»Hier bist du ja!« betritt Oren den Raum und durchbricht



meine frommen Gedanken. Ohne dasjenige, das sein Sohn zusammengetragen hatte, mit einem besonderen Blick zu würdigen, legt er einen Folianten auf den Tisch, sogar auf Ilôs Notizen und zeigt mir darin eine Passage über Pottasche. Ich lese, daß sich Pottasche am besten durch Eindampfung geeigneter Pflanzenasche gewinnen ließe. Hauptsächlich gebrauche man dafür Buchen- oder Eichenasche.

»Wachsen denn in der Gegend so viele Eichen und Buchen?«

»Das weiß ich nicht, da sollten wir Darren fragen. Viel wichtiger ist aber, was ich gestern erst in Erfahrungen konnte.« Da legt er ein zweites, kleines Buch auf das Größere und faßt es zusammen: »Nämlich, daß wir auch Algen veraschen können. Und die finden wir hier an der Küste in Mengen!«

»In Ordnung!« stelle ich erleichtert fest, denn es bedeutet, daß wir die Glasschmelze einleiten können, wenn wir ausreichend Brennmaterial zusammentragen. Wenn uns also der Rennofen schon mangels Erz nicht gelingen will, dann wenigstens das Glas!

So schließe ich beide Bücher und lege sie beiseite. Behutsam glätte ich Ilôs Notizen, die mir so viel wertvoller erscheinen, und in dessen Arbeit ich mich selbst wiedererkenne. Dasjenige, das man aus seinem Geist entnimmt, auf Papier tradiert, im Zuge der lodernden Flamme seiner Kreativität, das man auf Risiko unkopiert ablegt, weil es nicht anders geht. Und verbrennt jenes wunderbare Schaffen oder wird durch einen unbeabsichtigten Windstoß zerlegt, dann zerbricht auch des Schaffenden Herz unwiderruflich. So habe ich Verständnis für Ilôs Künste und will sie ebenso bewahren, als seien sie die meinen. Oren bitte ich daraufhin um ein Gespräch unter vier Augen.

»Dein Junge ist etwas Besonderes«, stelle ich freigiebiger fest, als ich mich sonst jemandem öffne. Einem wahren Freund gegenüber ist das schon denkbar. Und endlich findet der wahre Freund auch die lange gesuchten Krüge, um Tee einzuschenken. »In einer Welt wie dieser – er könnte zu den großen Gelehrten zählen.«

»Was sollte ihn abhalten?« will sein Vater wissen. Als ob das nicht offensichtlich wäre:

»Du hast allein in diesem Haus eine ganze Bibliothek, das kann man nicht verkennen. Doch Wissen ist nicht alles. Erfahrung muß der Bursche sammeln! Wenn es nicht so kalt klänge, würde ich sagen: Er muß raus in die Welt!«

»*Raus in die Welt*, sagst du? Du weißt doch, daß ... «

»Ja, Oren, ich habe es nicht vergessen. Das nächste Dorf ist Tage, vielleicht Wochen entfernt; wir leben hier am abgelegendsten Ort der uns bekannten Wirklichkeit.«

»Für uns Ältere war das immer genug«, murmelt er, im Beginn verlegen, denn er erkennt, was ich ausdrücken will:

»Uns Ältere? Wir sind doch auch nur junge Leute. Ältere, das sind Yista und Bertold. Die kann nichts mehr schrecken, die haben ein ganzes Leben voller Wunder gesehen. Ob es ihnen einfach war, mag ich nicht beantworten, dazu kenne ich sie zu wenig. Und doch schaue ich auf Ilô und meine, daß in ihm ein Wille brennt, die Grundmauern der Erkenntnis einstürzen zu lassen; nur um sie gleich darauf neu zu errichten! Selten habe ich derartige Ehrfurcht empfunden.«

»Was erwartest du? Mehr, als ich ihm als Vater oder in meinem Beruf zutragen kann? Oder seine Mutter, die ja immerhin Ärztin ist!«

»Sey mir nicht gram, Oren.«

»Oh, nein, nein, dazu braucht es mehr, mein Guter!« Er

lächelt und hebt an die Tasse. Zu meinem Glück hat er richtig gedeutet, daß ich dem Jungen nur das Beste wünsche. Was auch sonst?

»Weißt du«, setze ich neu an, »Ich komme aus einer Daseinsform, da herrscht vor die allgegenwärtige Hypothese, daß der Einzelne in einem Zeitalter lebe, in dem es keinen wirklich freien Menschen gibt.«

»Das klingt bedrückend. Was meinst du?« Und nichts lieber als das will ich es ihm schildern:

»Eine Welt, in der die Landmassen ausnahmslos in Staaten und Anspruchsgebiete gegliedert sind; jede Stadt, jedes Dorf darin gehört zu einem bestimmten Einflußbereich, in dem das eine oder andere, auf gefundenen oder religiösen Umständen abgeleitete Recht herrscht; doch einander so unterschiedlich, daß die Menschen einander nie friedlich oder wenigstens nicht länger argwöhnisch gegenüberstehen könnten. Immer gibt es etwas zu neiden, zu intrigieren, am eigenen Hiersein zu meckern, daß es ein anderer besser habe; und daß man sein Schicksal danach zu bestimmen habe, dieses andere, dieses bessere Wohl, zu erlangen. Schlimmer noch, man kann sich diesem Wahnsinn nicht entziehen, selbst wenn man ihn mit geballter Vernunft entlarvt und durchschaut. In der Welt, aus der ich kam, Oren, gibt es keinen rechtsfreien Raum; kein Gebiet, auf das nicht irgendwer Anspruch erhebt.«

»Fortlaufen ist keine Lösung, richtig?« Nickend stimme ich zu:

»Fortlaufen ist keine Lösung. Wer sich entscheidet, einen anderen Weg zu gehen, hat schlechte Karten.«

»Karten?« kommentiert plötzlich eine weitere Stimme und Mathilda betritt den Raum. In ihrer Hand hält sie tat-

sächlich einen Stoß Karten und setzt sich zu uns an den Tisch. Der Talon ist ungewöhnlich groß und mir scheint, es sind Tarot-Karten.

»Jedenfalls ist man von Kleinauf zum Überleben, zum Gelderwerb genötigt, und damit zu einer Berufung, die innerhalb der Gesellschaft nützlich ist. Eine Ärztin, wie du es bist, Mathilda, wird stets willkommen sein. Doch ein Buchliebhaber wie du, Oren, der könnte nur bestehen, wer sein Auskommen hat. Und auf dieser Gratwanderung, zwischen geregeltm Einkommen und Leidenschaft, sollen die großen Geister der kommenden Generation keimen. Hätten sie nur ein ganzes Leben für das eine, ihre wahre Berufung – es gäbe zahllose Genies mehr unter uns.«

»Oh, sind wir keine Genies in deinen Augen?«

Bevor es lächerlich wird, bremse ich die forsche Behauptung aus: »Ich hoffe ihr wißt, daß das so nicht gemeint war!« und fahre dann fort: »Was ich eigentlich sagen will: Die Entscheidung, allein im Wald zu hausen, sich das Haus mit eigenen Händen zu bauen, niemandem eine Steuer zu zahlen, ist allein dem anonymen Extremisten gegeben. Anonym, weil er nicht aufgegriffen werden darf in seiner mutmaßlichen Anomie, da er sonst sogleich ins Gefüge der Gesellschaft zurückfällt. Der Isolat, der in den Hügeln haust, ist so ein Beispiel.«

Und mir wird bewußt, daß er in der Tat der Prototyp des von mir beschriebenen freien Geistes sein muß. An nichts gebunden und niemandem Rechenschaft schuldig, wie und ob er seine Lebenstage füllt. Dabei geht es mir ganz ähnlich: Die Fornburger sind ehrliche Selbstversorger; sie zahlen weder Mieten, Pacht noch Steuern. Sie brauchen kein Geld, kein Bankkonto, keinen Personalausweis, ohne

die man in der alten Welt nicht einmal ein Mensch gewesen wäre.

»Das alles galt gewiß nur für den überzeugten Einzelgänger«, bedenkt Mathilda: »Denn so kann nur jemand sprechen, der noch keine Kinder hat. All jene mit Familie wären nämlich weiter auf eine Gemeinschaft angewiesen, und darin auf die Akzeptanz, mit dem man seinen freien Willen verliert.«

Treffender und bedrückender hätte man es wohl nicht zusammenfassen können. Man muß sich schon die Frage gefallen lassen: Warum darf ich mein Leben nicht selbst verantworten? Indes atme ich auf, nunmehr ein Fornburger zu sein.

\*\*\*

Es vergeht kein Schluck aus der Tasse, da greift Mathilda nach dem Kartentalon und legt aus.

»Tarot, Mathilda?«

»Ich weiß schon, was du sagen willst: Wie kann jemand, der Mediziner von Beruf ist, an das Kartenorakel glauben?!«

»Nun ja«, wage ich mich heran, streng darauf bedacht, nicht wieder Gefühle zu verletzen: »Es geht ja um nicht weniger als die Vereinbarkeit von Wissenschaft und Esoterik.«

Diese Behauptung war unhaltbar, das wußte sie ebensogut wie ich. Da ich selbst Wissenschaftler bin, habe ich die Meßlatte zunächst an mir anzulegen: Fand ich nicht auch Gefallen an Filmen des Fantasy-Genres? Gilt dieser Grat nicht auch für jeden, der Schmuck trägt, Amulette etwa? Darf ein Wissenschaftler mit gefährlichem Beruf -- ein praktischer Vulkanologe oder Virologe etwa -- nicht um

Schutz beten zu den Göttern, die er fürchtet? Habe ich nicht selbst Märchen mit fantastischen Elementen verfaßt; Träumereien und haarsträubende Unmöglichkeiten, nur um die Originalität meiner fiktionalen Erzählungen zu erhöhen? Demzufolge hätte ich mich als Wissenschaftler trennen müssen von jedweder unvernünftigen Annahme, jeder Theorie, jedem Gedanken zu Spiel, Glück und Vorsehung. (Insbesondere in Bezug auf Anniek wollte ich mich von Begriffen wie Glück und Vorsehung nicht lösen.) — Es stimmte also; es war möglich: Das eine hatte mit dem anderen nichts zu tun.

»Wußtest du, daß man mit einem solchen Satz auch sehr bequem Karten spielen kann? Französisches Tarot etwa.«

»Ernsthaft?«

»Aber ja«, bestätigt mir Mathilda, »wir sitzen gelegentlich abends zu viert zusammen – und spielen Karten. Hiermit!«

Trotz allem legt sie mit den Tarot-Karten eine Figur aus, schiebt und dreht die Blätter gegeneinander, aufeinander, bis sie feststehen.

»Sagst du mir jetzt doch die Zukunft voraus?«

»Der Winter kündigt sich an«, murmelt sie, und ich will sie nicht unterbrechen: »Das Beste ist, du kehrst bald nach Ibyko zurück und holst deine Anniek.«

Das klingt beinahe wie eine Warnung.

»Das alles liest du aus den Karten?« staune ich.

»Nein, du Dummerchen!« Dabei zieht sie die Augenbrauen hoch und grinst mütterlich: »Das lese ich aus dem Wetter, der Windrichtung, dem Vogelzug, der Tageslänge, der Tide und all den anderen Hinweisen, derer die menschlichen Sinne ohne übernatürliche Unterstützung fähig sind!«

All damit konnte und wollte ich eher umgehen als mit der geratenen Weissagung. Mit einem hatte sie jedoch recht

behalten: Sobald ich wieder vor die Tür trat, blies mir ein so kalter Wind entgegen, daß es sich wirklich wie der Beginn des Winters anfühlte.



## 26 Winter

**E**nige Tage später bekommen wir Besuch von Oren, die Sonne ist gerade aufgegangen und erwärmt mit ihrer schwindenden Kraft die letzten Flecken, die sich noch einbilden, den Sommer auszuhalten. Aber das ist nicht wahr; es ist in der Tat kalt geworden: Zunächst kühler, bald mochte man die Nächte als frostig bezeichnen und fühlte sich umso mehr angehalten, die Glut kräftig zu schüren, daß sie die Nacht überlebe.

Es gab noch keine Eissterne an den Fensterscheiben, und auch meine Befürchtung, eines Morgens Eis in der Waschsüssel brechen und mir mit läuterndem Naß zauderlich das Gesicht benetzen zu müssen, bewahrheitete sich noch nicht. Trotz allem zitterte ich nach dem Aufwachen unter meinem bescheidenen Bettzeug, sodaß ich mich noch eine ganze Weile einwickeln und ausharren wollte.

Es hatte allerdings auch etwas Schönes an sich, und noch lange erinnerte ich mich an Momente wie diese:

Diestags schlage ich die Augen auf und murmle vor mich hin, denn ich glaube, noch zu träumen. Heute kann ich mich an den erträumten Inhalt eigenartigerweise nicht erinnern, und manchmal bleibt nur das Gefühl zurück, daß es »angenehm« gewesen sey. Das ist immer wieder ein sehr eindeutiges Gefühl, auch wenn man es nicht in Worte fassen kann. So ähnlich, wie man die Bedeutung und den Klang sei-



nes eigenen Namens mit den Jahren nicht mehr wahrnimmt, insonderheit, wenn er einzigartig unter den Bekannten und Freunden ist. Es fühlt sich lediglich »richtig« und »ergreifend« an, könnte aber mit keinem Wort sagen, woran das liegt. Sehe ich allerdings, wer neben mir liegt, so will mir eine Erklärung schon zufliegen.

Anniek, nicht minder verschlafen, schien auch während der Nacht durch Kälte gequält worden zu sein, und fröstelte nun, daß es mir leid tut. Bis zum Hals ist sie in die derbe Decke eingeschlagen, und selbst ihr Haar verdeckt und dämmt einen Großteil des freiliegenden Kopfes. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß sie inmitten der Nacht einige Wäsche abgelegt haben muß, um nicht zu schwitzen; es fehlen ja die Träger ihres Hemdes – nein, ihre Schultern liegen nackt.

Unbeholfen mühe ich eine Hand zum Vorschein, die sich, wie magisch und von selbst, auf ihr Haupt legen will. Mit äußerster Vorsicht wische ich eine ihrer Haarsträhnen beiseite, denn es verlangt mich nach ihrem schlafenden Antlitz. Ich weiß, daß sie nicht mehr schläft, bestenfalls döst, wenigstens wahrnimmt, wachend zu sein. Die Augen bewegen sich hinter ihren zärtlichen Lidern, und ich fahre ihr Gesicht, Fingerbreit um Fingerbreit, mit meinem gierigen Augen ab. Nicht genug bekommen kann ich von der Eleganz ihres Ganzen; vom Unerforschten, wo ich doch Forscher und aufgeklärt mich nenne. Wollte ich es zusammenfassen: Wie wenig kenne ich sie doch, gleichgültig, wie lange ich sie bereits kenne, wie nah ich ihr schon gekommen bin. Könnte man ihr näher sein als in diesem Augenblick? Unsere Nasenspitzen könnten sich berühren!

So ruhe nur, meine Angebetete, du hast es dir verdient!

Ruhe und sinne um die Umstände unseres Hierseins, das Glück, Teil einer endlosen Fantasie zu sein. Hier, inmitten eines Feldes aus Wünschen und Träumen, kannst du deinen Glauben entfesseln und prüfen, kannst du im Angesicht deiner Wertschaft sehen, wohin es dich zieht, was du bewirken, in wessen Geist du erblühen kannst! Zehre von der Erfahrung, daß ein verlorener Gedanke eben dann besonders mißhellig ist, sobald er in die Wirklichkeit trifft: Und in diesem Moment der Andacht öffnete sie ihre Augen, und ihr Blick durchbohrte meinen klaren Verstand.

Eine grünbraun schimmernde Iris betört mich; gleichwohl gerade erwacht, haben sich ihre Augen schon ganz geöffnet und leuchten geradezu eine durchdringende Hoffnung aus, ein Erwarten, das ich vielleicht nie würde erfüllen können. Ruhig und satt liegen ihre Blicke und nehmen ganz eigene Gedanken an meinem Angesicht wahr – ich muß es geschehen lassen, kann mich ohnehin nicht entziehen oder dagegen wehren. Ich wäre ein Narr, maßte ich mir je an, das verstehen zu können. Sie ist es, die mich beherrscht; die mich verzehrt, wenn ich nicht achtgebe, und wenigstens hin und wieder meine Gedanken auf andere Dinge schweifen lasse, etwa meine unwürdige Existenz.

Beinahe hätte ich mein Frieren vergessen, wenn ich nicht durch sie erinnert worden wäre: Mit einem Mal durchzog sie ein Vibrieren, daß sie kurz verkrampft die Augen schließen mußte. Gewiß: Nase und Wangen hatten einen rötlichen Ton angenommen, während ihre schmalen Lippen von nahezu entfärbter Nuance sind.

Daher bewegt sich meine freie Hand etwa halsabwärts, umgreift ihre Schulter und zieht sie an mich heran. Ich mache keinen Hehl daraus, daß diese Geste eher symbolisch

ist, denn es ist nicht anzunehmen, daß etwas Körperwärme durch unsere eng eingehüllten Leiber dringt. Aber es scheint ihr trotzdem zu gefallen – sie lächelt und schließt abermals die Augen, als fühlte sie sich jetzt geborgen genug dafür.

»Müssen wir schon raus?«

»Es läßt sich wohl nicht vermeiden.«

»Hatte Mathilda doch recht mit ihrer Kartenhexerei«, scherze ich, auf den Wintereinbruch anspielend.

»Ich mag den Winter. So wie ich dich mag.« – Das sagt sie so behutsam, als wollte sie mit ihren Worten ein zerbrechliches Küken streicheln. Und mir kommt nichts anderes in den Sinn, als an Nebel zu denken: Denn den Nebel assoziiere ich seit jeher mit der Gestalt Anniek; weiland<sup>2</sup> begegnete sie mir bei Winterwetter, bei schlechter, nebeliger Sicht. Zuletzt, dies zu hören, bedeutet mir mehr als ich je an Lob im Leben hätte erfahren können.

Ihr zuzusehen, wie sie die gewöhnlichsten Dinge tut, heilt und stärkt mein Herz in einer unbeschreiblichen Weise. Jede Regung, jedes Nicken und Kichern, jede Beuge und jedwedes Innehalten – all das ist mir hinreichend Beweis, daß ich es mit keinem Menschen zu tun haben, auch wenn sie sehr wohl so aussieht. Kopf, vier Gliedmaßen, was sollte sie sonst sein? Doch mit ihr steht eine Anziehungskraft, wie sie nur einem Magneten unter Holzklötzen zusteht; mag ich auch der einzige frei bewegliche Eisennagel in ihrer Nähe sein: alle anderen Männer scheinen aus Bronze gegossen! So lasse ich mich gerne anziehen, mich treiben in ihrer dynamischen Hülle, aus der es kein Entrinnen gibt. Und

---

<sup>2</sup>veraltet für *chemals*, *ehedem*

gerne schaue ich ihr bei der Arbeit zu; erfreue mich, wie der Tag altert und wollte, daß sich dasselbe mit dem nächsten Sonnenstrahl wiederholt.

Bald komme ich nicht umhin, ein Feuer zu schüren, und sehe, daß ich dafür Holz schlagen muß. Widerwilliger als sonst, und indem ich ihr immer wieder zublinzle, trete ich vor das Haus und krame im Holzstoß nach brauchbaren Scheiten, auf die nicht viel Mühe verwendet werden muß. Gerade habe ich die Armbeuge vollgeladen, fällt mir eine Bewegung in den Augenwinkel: Es ist ein Boot, das gerade an unserem Stoß anlandet; eine Person ist darin gefahren.

Aufgeregt komme ich in unser Haus, lege die Scheite neben den Kamin und übernehme den Schürhaken aus Annieks kalten Händen, um an ihrer Stelle die Asche zu ordnen.

»Wir bekommen gleich Besuch, ich habe ein Boot anlanden sehen.«

»Wer ist es denn?«

»Ich konnte es nicht richtig sehen. Auf diese Entfernung sehe die Konturen verschwommen.«

»Brauchst du etwa eine Brille?« erhebt sich Anniek mit scherzendem Ton und geht zum Fenster, um Ausschau zu halten. Ich weiß, sie hat es *so* nicht gemeint, wollte mich nur necken.

»Wo soll ich denn in dieser Gegend eine Brille auftreiben? Und außerdem genüge ich mich gerne damit, solange ich *dich* in meiner Nähe unverfälscht erkennen kann!«

»Dann wollen wir es gutsein lassen«, schmunzelt sie in meine Richtung, warm und herzlich, daß ich kaum gekannten Gram vergesse, »und lassen meine Augen schauen.« Wieder beugt sie sich über das Fenstersims, drückt sich mit

den Armen etwas nach oben, reckt ihren Kopf nach Nordosten, um den Besucher früh zu erkennen. Und dabei ist es, daß sich ihr Gesäß hebt, der Rücken wie ein Bogen spannt, sich die Beine in die Länge ziehen, um es kurz zu sagen, Anniek ungeniert und ohne Falsch in einer Stellung zeigt, die mir regelrecht den Kopf verdreht. Ein-zweimal atmete ich schwerfällig aus, dann treten meine Augen beim Öffnen etwas in die Aushöhlung zurück, die Stirn strecke ich nach oben. Meine Augen heften an ihr, wie ein hilfloses Insekt an Baumharz. »Alle Hagel!« murme ich, bevor ich mich zur Waschschüssel aufraffe und mein Gesicht ein zweites Mal mit eiskaltem Wasser bespritze. Ich glaube, sie ahnte, was sie angerichtet hatte.

»Oren. Es ist Oren!« Sie freut sich wie ein Kind, dessen Vater heimkehrt. »Nanu?« kommentiere ich.

Es klopft an der Tür, Anniek öffnet sie unverzüglich, so als freute sie sich, endlich jemanden als Gast in unserem Haus begrüßen zu dürfen.

»Den Tag zum Gruße!« tritt er ein und grinst. Wir schauen ihn verblüfft an. »Achso, ihr seid ja neu hier.«

»Was meinst du, Oren?«

»Hier im Lande geht ein bestimmter Gruß. Wer hört: ›Den Tag zum Gruße‹, der antwortet ›Gesegnet sey die Nacht!‹ – So halten es die hier lebenden Menschen, und ich fand das Sprüchlein stets ganz nett.«

»Dann wollen wir uns angleichen, oder, Anniek?«

»Gesegnet sey die Nacht, Oren!« – Ich merke gleich, daß ihr das Reimchen zusagt. Was ist schon ein Volk, das keine lustigen Traditionen und Eigenheiten kennt? Doch nicht mehr als eine Horde Wilder ohne Kultur! Gleichwohl meine ich dem Verstandenen den Anspruch einer ernstesten Ange-

legenheit zu entnehmen. Denn auch das soll für ein kultiviertes Volk gelten, nämlich, nicht allein das Belustigende, Unterhaltsame zu pflegen, sondern auch die Regeln zur gesellschaftlichen Ordnung. Offenbar hielt man es in diesem Landstrich mit dem Segen für Tag und Nacht, und man bekundete den Glauben, zumindest den Respekt vor dem natürlichen Tagesgang mit eben jenem Grußwort.

»Was treibt dich um?« will ich wissen und zeige ihm mit einer Geste, daß er sich setzen soll, solange ich das Feuer schüre. Kurz darauf knistert es bereits, und sowohl Oren als auch Anniek rücken näher, um ihm reibend die Hände entgegenzustrecken.

»Ich komme in angelegentlicher<sup>3</sup> Sache.«

»Dann laß hören, Freund.«

»Es ist doch so«, neigt er sich vor und kaut nachdenklich auf einem hohlen Ziegenknochen, der seine Pfeile sein soll: »In raschen Zügen geht es auf den Winter zu, und ihr lebt hier an einem besonderen Ort.«

»Du meinst unsere Insel? Du meinst Ibyko?« – Als ob es nicht besonders genug sey, auf einer kleinen Insel mit nur einem Haus zu wohnen; scheine ich außerdem eine weitergehend besondere Lage herauszustellen. Dabei ist es so einfach:

»Wißt ihr, die Winter können hier an der Küste sehr hart sein. Es gehören Stürme dazu, unwirtliches Wetter, bei dem man kaum außerhalb eines Obdach verbringen will; Sturmfluten überspülen wie üblich die flachen Abschnitte dieser kargen Insel und erschweren das Anlanden ungemein. Und wenn man den Sund schon überqueren muß, dann ist dies

---

<sup>3</sup>veraltet für *wichtig, aber nicht akut*

immerdar ein Wagnis.«

Anniek hat dieselben Gedanken wie ich, als sie stumm aus dem Fenster sieht und das im auffrischenden Wind tanzende Buschwerk beobachtet: Dies ist unsere Heimat, und zum größten Teil des Jahres ist dies ein wahrlich herrlicher Ort. Ich spreche nicht allein von der Abgeschlossenheit, sondern dem Wesen dieses Eilands, so alt und geheimnisvoll, daß man darauf stehen muß, um es zu fühlen: Ein zärtlicher Saum von Wasserblumen schwimmt in den stillen Buchten; und wo der Wind über eine Böschung hascht, dort stehen Sanddorn-Hecken mit gelb-roten Beeren. Die Steine, die man auflesen kann, sehen allesamt so aus, als warteten sie seit Anbeginn der Zeit an Ort und Stelle; und jeder größere Fels, der seinen Kopf aus dem Untergrund herausstreckt, ist wie ein perfekter Ruheplatz beschaffen. Zur Größe läßt sich schwärmen: Gerade recht, daß eine Umrundung zu Fuß weder ermattet noch langweilt; daß dies wie ein abendliches Ritual geschehen kann, um das Ende des Tages geistig wie auch körperlich zu begreifen, und umso entspannter ins Bett zu gleiten. Es ist stets leicht bis mäßig windig – wie sollte es auch anders auf einer derart exponierten Lage sein? –, doch nie so sehr, daß es in den Ohren schmerzt, oder die Rufe kürzer getragen werden, als es ein Steinwurf erlaubt.

Ja, richtig: Anniek und ich haben diese Insel lieb gewonnen, und wir empfinden sie zur Pflege wie unsere täglich Wäsche, so als gehörte sie zu unseren Leibern. Sich von ihr zu entfernen, ist ein jedes Mal wie ein Abschied empfunden, der die Sehnsucht nach Rückkehr umso mehr bestärkt; und wenn man schließlich den ersten Fuß auf festes Land setzt, einem ehrbaren, verdienten Heimkommen entspricht, wie es gastlicher nirgendwo sonst sein könnte. Es zählt gewiß

dazu, daß nur ein einziges Gebäude hier steht, nämlich unser bescheidenes Wohnhaus. Die Gewißheit, daß niemand sonst in störender oder überraschender Form in dieses von uns geheiligte Reich würde eindringen können, ergießt sich in einem unermeßlichen Gefühl der Zufriedenheit.

Es ist von bemerkenswerter Bedeutung zuletzt die Ruhe dieses Ortes. Ganz besonders in klaren Nächten tritt diese Würde in den Vordergrund, und man braucht sich nur des nachts vor dem Hause aufzustellen und den Kopf zu heben: Jede Laterne, jede Kerze weit entfernt, zerfließt der stauende Betrachter in einem Sternenmeer, in dem sich selbst mit bloßem Auge bunte Nebel und Galaxien vermengen, wie sie in dieser Weise wohl zuletzt eine Gruppe vorkultureller Urmenschen wahrgenommen haben mag. In der Tat, diese Gegebenheit als wohlgefallenden Segenswunsch eines jeden Astronomen zu bezeichnen, wäre wohl eine Untertreibung! Und was der moderne Stadtmensch gar nicht mehr wahrnehmen kann (er den Nachthimmel, wenn überhaupt, lediglich als schwarze Kulisse erfaßt), das brennt an diesem Ort, bei guter Sicht, geradezu in den Augen der Küstenbewohner; mehr noch, der Nachthimmel wird zu einem gleichberechtigten Gegenstück zum Sonnentag; wird zu einem gleichalten Geschwister von nicht mindergestalteter Faszination. Hier erst erschließt sich dem Aufmerksamen, daß die Vorfahren in ihren Kalendern die Nächte anstelle der Tage zählten.

»Gesegnet sey die Nacht«, murmle ich und stelle gleich fest, daß ich mich in Gedanken verloren, mir gar vorgestellt habe, ich stünde nachts im Freien.

»Was schlägst du vor?« möchte Anniek mit ein wenig trauriger Stimme wissen. Sie ahnt es wohl.



»Nennt es ›Einladung‹ von uns Festland-Fornburgern: Kommt über die kalte Jahreszeit zu uns ins Dorf; wir finden einen Platz für euch im leerstehenden Gebäude, das als Schule angedacht ist. Inmitten unter uns können wir euch an unserer Fürsorge teilhaben lassen; wir können die Arbeit teilen, uns über die einsamen Wintermonate zusammenfinden und gesellig sein. Gleichwohl habt ihr euren eigenen Wohnbereich, in dem ihr ungestört weilen könnt. Doch zunächst laßt mich eure Hütte von außen ansehen – sie wäre nämlich winterfest zu verlassen; das wollte eigentlich Darren tun, denn der kennt sich besser mit den Hölzern aus.«

»Warum kam er nicht mit dir?«

»Heute war's ihm ungelegen, ich weiß nicht, warum. Andererseits drängt der Umzug nicht. Es scheint erst in einigen Zehntagen ungemütlich zu werden. Dann aber gnadenlos!«

Es dauert nicht lange, da wirft er wieder seine Jacke über und verläßt das wohnliche Heim. Ich gehe mit ihm. Draußen geht er ein-zweimal um das Haus herum, was nicht lang dauert, dabei immerfort den kritischen Blick auf das Dach gerichtet. Mittlerweile hat er seine Ziegenknochen-Pfeife entzündet und betastet die Dachabdeckung.

Ich bemühe mich, nicht im Rauch seines Krauts zu stehen, obwohl ich diesmal eingestehen muß, daß der Pfeifentabak – oder was immer er darin verbrennt – nur mild riecht, gar nicht unangenehm. Nachdenklich, beinahe professionell, begutachtet er das Material, hebt und wendet es, zerbröseln Stücke davon zwischen seinen Fingern; ich wußte gar nicht, daß er solche Kenntnisse besitzt.

Auch ich sehe jetzt zum ersten Mal, aus welchen Lagen die Dachabdichtung besteht: Auf dem mit Querleisten ver-

stärkten Dachgebälk hat man Lagen von trockener Erde oder torfigen Material aufgebraucht, das man innerhalb des Hauses nicht zu Gesicht bekommt, da es mit Kalkmörtel verdeckt ist. Darauf liegt eine Art verflochtenes Blattwerk, so etwas wie lange Schilfblätter, darauf wiederum eine derbe Lage Stroh. Für mich ist es immer wieder spannend zu erfahren, daß die einfachsten Materialien so eine Wirkung haben können. Denke ich an moderne Häuser meiner Herkunft – gedeckt mit Dachziegeln oder Dachpappe, verklebt mit Bitumen oder versiegelt mit Dünmetall –, dann sehe ich gleich den Unterschied: Je einfacher das Material (wie im Fall auf Ibyko), desto sorgloser würde ich instinktiv mit eventuellen Sturmschäden umgehen. Früher, sollte man annehmen, konnte ein heftiger Sturm, der ganze Hausreihen abdeckt, den Ruin für einen Besitzer bedeuten; dabei denke ich noch nicht einmal an den ganzen Papierkram für die Versicherungsgesellschaft. Hier bedeutete es:

»Da fehlt ein bisschen Birkenrinde.«

»Rinde?«

»Näßt es an den Wänden? Hier an der Südost-Seite?«

»Das weiß ich nicht, da steht ein Regal.«

»Ich gebe es an Darren weiter, der kommt in den nächsten Tagen mit einem Bündel Rindenschalen. Die stopft er hier und da zwischen den Fugen, dann sollte das Dach den heftigsten Stürmen trotzen können. Im Sommer sollte man über eine grundsätzliche Erneuerung der Dachabdeckung nachdenken. Nur ist es«, er zieht an seiner Pfeife, »hier draußen, wo man beinahe mitten im Meer steht, schwierig mit der Anlieferung von Baumaterial. Ja ja, das gibt der Saum-

sal<sup>4</sup> Vorschub!« Grübelnd und pfeifeziehend setzt er seinen Weg um Haus und Garten fort. Ich bemerke seine auffälligen Stiefel, deren Schaft von dickem Leder umkleidet ist, vielleicht um gegen Schlangenbisse wirksam zu sein.

»So ein Haus«, beginnt er abermals, »ist doch Arbeit fürs ganze Leben. Man muß es pflegen, wie man seinen Körper pflegen sollte. Nur dann ist es einem Nütze! Und stürzt es einmal doch zusammen, soll man sich nicht grämen, wenn man es wissentlich verkommen ließ. In Fornburg haben wir dazu einen Segen: ›Kein Haus mehr ohne Sorgen, Tränen und falschem Blut.‹ Es bedeutet, kurz gesprochen, daß ein Haus zur Familie gehört.«

Nun hält er vor den Fenstern inne und wackelt am Rahmen: »Vernageln. Das ist das beste, jawohl.« Und so bemerkt er allerlei gutgemeintes Dies und Das. Zum Beispiel, daß wir die Kartoffeln auch in einem Erdhaufen vergraben könnten, wenn wir sie nicht aufs Festland, und im Frühjahr wieder zurück transportieren wollen. Oder daß wir die Türe mit Lumpenbündeln abdichten, und alles Lose mit Steinen beschweren sollten; daß wir im Hause selbst nichts zurücklassen sollten, wenn es uns kostbar sey. Einmal schon, behauptet er, habe ein Wintersturm die Behausung auf Ibyko davongespült, und sie mußte ganz neu errichtet werden. Bei mir dachte ich: Solange mich Anniek begleitet, lasse ich gewiß nichts Kostbares zurück.

Es ist wohl diese gedankliche und gelebte Reduktion auf die wirklich wichtigen Dinge, die mich so erfolgreich anspricht. Jede Minute erlebe ich das wieder, ob nun Oren unser Dach inspiziert, oder nach Kostbarkeiten fragt: Allein

---

<sup>4</sup>Nachlässigkeit

das Leben, allein der geliebte Mensch zählen, und alles andere läßt sich mit etwas Muskelkraft wiederherstellen. In Fornburg scheint es nichts Nennenswertes zu geben, dessen Verlust sich nicht verschmerzen ließe. Schau' ich auf die Küste und sehe die kleinen Häuser dort rauchen: Wischte ein gewaltiger Tsunami all das hinfort ... – solange sich die Menschen retten: sie wären motiviert, all das wieder aufzubauen.

Denn hier, und vermutlich nur hier, baut und lebt man für sich selbst. Hier gibt es keine Autorität, keinen Rechtsanspruch, keinen Zwang, seine Arbeit mit jemandem zu teilen, der es nicht verdient! Keine Steuer, kein Fürstenzehnt, keine abgepreßten Güter beeinflussen das Idyll dieser Küste. Wer erntet, wer tüchtig anpackt, der lebt in jenem Wohlstand, den er bereit ist zu erwirtschaften. Und es soll ihm vergönnt sein! Es ist eine erschreckend neidfreie Gesellschaft, ohne wesentliche Besitztümer als die Anvertrauten und Erinnerungen; eine Dorffamilie, zwar nicht fremder in ihrer Herkunft, in ihrem Alter und ihren Fähigkeiten, aber doch von gleichartiger Gesinnung; so als hätte man aus der Menschheit diejenigen herausgesiebt, die so zu leben tatsächlich verdienen; denen das entbehrensreiche Leben keine Strafe, sondern eine Belohnung ist; die der Tag erfreut, nicht das Erhoffte. Ich selbst meine mich durchaus als tüchtig zu bezeichnen, als selbstlos und ehrgeizig; und solange Anniek, meine große Liebe, bei mir weilt, bedürfe ich nicht mehr als hin und wieder etwas Speis und Trank. Daß man uns Obdach und Kleidung zur Verfügung stellt, ist gewiß willkommen – aber ich würde genauso dafür arbeiten.

»Wohl ist noch einiges zu tun, aber ihr habt noch Zeit. Wenn ihr wollt, nehme ich nachher gleich die ersten Dinge

mit zum Festland.«

»Das wäre schön. Ich meine, wir können eine Kiste mit Vorräten entbehren.«

»Gut so. Beim nächsten Mal bringe ich einen Karren mit, daß wir nicht immer so weit tragen müssen!«

Wir gehen wieder ins Haus, nachdem Oren sein süßes Kraut geraucht hatte. Unter uns, ich habe den Eindruck, als würde das Paffen im Kreise seiner Familie nicht geduldet, und hier auf der Insel, weit weg von aller Augen, brauchte er mit dem Rauchen nicht eilen, brauchte sich nicht in Verlegenheit verkriechen; ja, hier auf Ibyko war Oren sogar noch etwas freier als in Fornburg.

Anniek erfährt von uns das, was getan werden muß, und stellt einige entbehrliche Lebensmittel zusammen. Auch denkt sie weiter, sieht sich im Zimmer um, und es scheint, als wollte sie den Umzug nicht mehr lange hinausschieben. Hatte sie die Vorfreude auf ein neues Zuhause gepackt? Jenes Gebäude, in dem sie später als Lehrer tätig sein wollte? Inständig hoffte ich, daß unser Unterschlupf auf Ibyko ihr später nicht mehr zuwider sey; so als hieße es: Laß uns weiter in Fornburg wohnen, bei unseren Freunden, und nicht auf dieser abgelegenen Exklave! Doch die Wahrheit heißt vermutlich, daß sie die Vorzüge dieses Ortes, ebenso wie ich, liebgewonnen hatte; was sie heute zeigt, das ist dagegen die Hinnahme einer Notwendigkeit: Sie sieht, daß wir für den Winter ausziehen müssen, und daß uns dieser Vorgang wohl jedes Jahr bevorsteht.

Vielleicht, denke ich, ist unser abgeschiedenes Leben auch ein Beweis für die wahre menschliche Identität: Wenn wir zu zweit zeigen können, daß wir wochenlang und ohne fremde Hilfe zurechtkommen; wenn wir mit dem Wasser

haushalten, der Wäsche, den Lebensmitteln; wenn wir in diesem Zeitraum nicht erfrieren oder verderben, nicht erkranken oder depressiv werden, dann hätten wir gezeigt, es mit allen Widrigkeiten dieser Welt aufnehmen zu können. Erst dann wären wir bereit für größere Taten, so wie uns der Wechsel auf das Festland auch schlagartig eine große Welt voller Möglichkeiten eröffnet.

Und eifrig wendet er sich der Haustür zu, um innen Abschied von Anniek zu nehmen. Mit einem Sack unter dem Arm und einem Korb in der Hand verläßt er uns; wünscht sich baldiges Wiedersehen in Fornburg, wo er, seinen Worten nach, alles vorbereiten will.

Anniek und ich sehen ihm eine Weile nach, bis er abgelegt und als kleiner Punkt nach der Küste aus unseren Blicken verschwunden ist. Nun ist es an uns, nicht allzulang auszuharren, sondern uns möglichst zügig auf die zeitweilige Abreise vorzubereiten. Denn in dem, was Oren von sich gab, liegt guter Rat und treues Wort: Mit Stürmen ist hier draußen auf dem Meer nicht zu scherzen – aller sonstigen Behaglichkeit über die anderen Jahreszeiten zum Trotz will ich Anniek und mich dann doch lieber in Sicherheit wissen. Und gewiß wäre das auch eine gute Gelegenheit, uns mehr als sonst in die Gemeinschaft einzubringen. Immerhin zählen wir zu »den Neuen«, und die müssen ihren Nutzen üblicherweise beweisen, ehe sie vollends akzeptiert werden. Gleichzeitig weiß ich, daß man uns ein uneingeschränktes Vertrauen seit dem ersten Tag entgegengebracht hat – die Übereignung eines Hauses war nur ein Teil dieser Botschaft –, und auch will ich an den Fortschritt in Hinblick auf Schmelzofen und Mühlrad-Ersatz erinnern. Dennoch überwiegt die an uns gerichtete Herzlichkeit und Freundschaft,

sodaß ich mich auch weiterhin motiviert fühle, mein Bestes für die anderen zu geben. Anniek ihrerseits, so meine ich unzweifelhaft erkannt zu haben, brennt darauf, in lehrender Funktion tätig zu werden: Sie freut sich auf die Kinder und auf die Weitervermittlung von Wissen und Kenntnissen, deren sie noch nicht habhaft sind. Es ist wahr, in vielen Fähigkeiten sind uns die hier lebenden Kinder voraus; und noch einen gleichen Teil kann Anniek ihnen Neues lehren.

\*\*\*

Kaum fünf Tage später ist die Kälte kaum noch auszuhalten, oder vielmehr scheint uns angesichts der Aussicht auf ein weiteres Heim auf dem Festland die Luft frischer, der Wind strenger. Das peitschende Getöse der immerfort sich brechenden Wellen ist mittlerweile dem Ohre lästig, da selbst nachts keine Ruhe mehr einkehrt. So ist eben das Meer, und im Winter ist es stürmisch. Wer das weiß, kann damit umgehen.

Bevor ich von unserem weiteren Weg berichte, finde ich das eine noch erwähnenswert:

Denn am Vorabend unseres Aufbruchs, als wir mit den letzten dicken Ästen noch einmal ein breites Feuer im Kamin entfacht haben, nahm ich mir ein weiteres Mal das von Oren vermittelte Buch über Fornburg zur Hand. Währenddessen köchelte ein Gemüse-Eintopf dahin, dessen Geruch das ganze Haus nach allerlei Gewürz färbte: Thymian, Petersilie, Zwiebellauch. Ein jedes Sträußchen an getrocknetem Kraut wurde begutachtet und bei Eignung in den Eintopf gegeben. Anniek nannte das Reste-Verwertung.

Jedenfalls legte ich mich im Stuhl zurück und blätterte das nächste Kapitel auf; ein trockenes Eschenblatt, das ich

hinter dem Haus aufgelesen hatte, diente mir als Lesezeichen. Was dort geschrieben stand, erinnerte in seiner Erzählweise an eine weitere Beobachtung des aufzeichnenden Chronisten Adelar:

### *Sechstes Kapitel: Der Jüngling*

*Zuweilen ergibt sich die Gelegenheit, von etwas so Schöнем zu berichten, daß es ein eigenes Kapitel verdient. Und auch dies sey bezeichnend: Wem das Schöne nicht wichtig oder gar lästig ist, der solle an dieser Stelle das Buch zuschlagen und solange verbergen, bis ein würdiger Leser zutage tritt.*

*So geschah zu Zeiten meiner Gegenwart das Folgende, höret!*

*An einem Tage kurz vor der langerwarteten Sommersonnenwende ward ein Mensch an die Fornburger Küste angespült. Es hieß, ein Kind habe den jungen Mann zuerst entdeckt und nach Hilfe gerufen. Die herbeigeeilten Leute zogen den Mann schließlich ins Trockene und versorgten ihn. Nach zwei Tagen hatte sich seine Ermattung soweit gelöst, daß er ansprechbar ward.*

*Einen jeden dauerte seine Erscheinung zunächst: Schwäch-tig und fahl, mit einem auffällig trägen Blick, daß zuerst der Heiler einen Blick auf ihn legen wollte, ob er nicht eine Krankheit einschleppte. In Wahrheit stärkte sich der Junge durch die gute Kost soweit, daß er wieder Farbe gewann. Zuletzt war es seine Offenheit, die allen anderen die Angst nahm, und ihn umso mehr willkommen hießen; nunmehr aber auch wissen wollten, woher er stamme und wie es ihn an ihre Küste verschlagen hatte.*



*Denn auch das muß der Leser wissen: Hinter dem Meer an Fornburgs Küste gibt es nichts Bemerkenswertes. Die See ist in jener Richtung so endlos, daß sich selbst die Ältesten nicht erinnern können, jemals ein querendes Schiff wahrgenommen zu haben. Und auch in diesen Tagen will niemand ein Boot gesehen haben, sodaß die Frage offenblieb: Woher ist der Gestrandete gekommen?*

*Als ich endlich auch einmal den jungen Mann in Augenschein nehmen durfte, erhaschte ich außerdem einen Blick auf seine Kleidung, die man ihm, der Durchnässung wegen, gegen andere eingetauscht hatte: Ein dickes schwarzes Wams ohne Ärmel gehörte zu seinem Kostüm, umso sonderbarer, da die Knöpfe über seiner Brust aus einem unbekanntem Material geschnitzt worden waren. Wie aus der Zeit gefallen, mochte man auch die überschlägige Hose, ja selbst die Beinwickel sehen. Schuhe hatte er nie besessen. Sein Hemd soll wohl aus reinem Leinen bestanden haben, manche meinten auch Hanffaser zu erkennen. Und so begann der Tratsch um sein Herkunftsland und die ihm angeborene Kultur – wenn er denn nur endlich ein Wort von sich geben wollte, so wüßte man zumindest das genauer.*

*Tatsächlich hielt sich der Junge die erste Zeit recht schweigsam. Ich mag es ihm nachempfinden können, denn gut fünfzig Augen hatten nichts anderes zu tun, als ihn unentwegt anzustarren. So jemand wie er war hier noch nie eingetroffen. Fremde zählten üblicherweise zu den reisenden Händlern, und auch ich als Chronist gehöre wohl zu den erwartbaren Gestalten der einheimischen Lebewelt. Aber ein Mann aus dem Meer? Wie vom Himmel gefallen?*

*Als der Dorfälteste endlich erkannt hatte, daß der Jüngling*

noch etwas Ruhe bedürfe, wies er die anderen entsprechend an. Man überließ ihm ein leerstehendes Zimmer und hoffte auf baldige Besserung.

Nun ist bemerkenswert, wie der Ankömmling seine Sprache wiedergefunden hatte: Eines Tages betrat ein junges Mädchen die Stube; sie war von ihrer Mutter ausgeschickt, dem Fremden die Waschschüssel nachzufüllen. So stand sie nun vor ihm, eine große Karaffe Wasser in den Händen haltend, und hatte selbst den jungen Mann noch nie aus der Nähe geschaut; und der Fremde seinerseits, gerade aus dem Schlaf erwacht, riß in ihrem Anblick die Augen auf, warf sich vor ihr auf den Boden und streckte beidseitig die Hände von sich. Sein offener Mund, sein erfrorenes Erstaunen, sein schlagendes Herz bedeuteten einhellig eine Form der unbeirrbareren Ehrfurcht. »Godolewa« soll sein erstes Wort gewesen sein, glaubt man dem Mädchen, das vor Schreck aus dem Zimmer rannte.

Offenbar war dieses Ereignis notwendig, um seine Zunge und Zurückhaltung zu lösen. Seitdem (er von ihr wußte?) wagte er sich ins Freie und stellte sich den anderen vor: Elof sey sein Name, und er danke für die Versorgung seiner Bedürfnisse. Nicht lange darauf soll er nach dem Mädchen Godolewa gefragt haben.

Godolewa soll aus der Menge getreten und sich ihm tapfer aber angstfrei gegenübergestellt haben: Woher er ihren Namen habe wissen können, wollte sie wissen. Und Elof erklärte sich, sehr zur Verwunderung aller Anwesenden:

Godolewa sey die Liebe seines Lebens, die Frau seiner Träume. Woher er stammte, dort vergötterte er sie, nicht nur ihr

Abbild, sondern vielmehr ihr Wesen, das er geradezu anbetete, solange er denken kann. Ja, er mochte tausend Träume aufzählen, in dem sie ihm begegnet sey. Eines Tages seinem Idol gegenüberzustehen, habe ihn überrascht, was ihm leid tue und er um Verzeihung bitte, falls er sie geängstigt haben sollte.

Eine Beschämung der jungen Godolewa, die immerhin vor aller Augen Nachbarn in Verlegenheit gebracht worden war, ließ nicht lange auf sich warten, und sie hielt sich die folgenden Tage fern von diesem Fremden. Derselbst fand Gefallen unter den Einwohnern, und diese gewöhnten sich an seine gesellige Art, seine weisen Worte, seine besonnenen und stets richtigen Einfälle und Entscheidungen, daß sie ihn bald fragten, ob er unter ihnen bleiben wolle.

Wie es auch kam, er hielt sich eine Weile im Dorf auf, hatte allerdings seine Verehrung für Godolewa nie vergessen. Klugerweise respektierte er den Abstand und gab sich bescheiden, daß sie Gelegenheit bekam, ihn und seine Art aus sicherer Distanz kennenzulernen und sich von Freunden und Familie über seine Tätigkeiten zu informieren. Und wann immer es etwas zu erzählen gab, vergaßen die Freunde nicht darauf hinzuweisen, daß Elof gelegentlich von seiner Liebe zu Godolewa murmelte; daß sie sich doch selbst vorstellig werden sollten, in einer zweiten Chance sozusagen. Das Herzliche daran ist, daß es ihnen beiden nicht der zweiten, sondern ersten Chance entsprach: Denn während Elof seine Überreaktion bedauerte, so begann auch Godolewa immer öfter an ihn zu denken, immer wieder einmal von ihm zu träumen, und man sagt, daß ihr schließlich ein Traum geschenkt ward, so liebreizend und sanftmütig, daß sie nichts

anderes als ehrliche Liebe für den Fremden empfinden mußte.

Bald verlor Godolewa jede Scheu, sie begegneten einander und sprachen – sehr zu Elofs Wohlbefinden. Elof hatte sich mittlerweile von seiner harten Ankunft soweit erholt, daß er körperlich aufgebaut erschien, und gar der schönste Kerl im Dorf gewesen sein mag. Godolewa, die ihrerseits bar ihrer Liebe an Schönheit erst recht erblühte, stellte sich diesem Pol entgegen, und sie umschwirrten einander wie Mond und Erde.

Elof ist glücklich wie nie zuvor in seinem Leben. Eines Tages sitzen sie nebeneinander auf einer Bank, und sie kommen sich »versehentlich« mit ihren Köpfen so nah, daß sich ihre Haare verflechten. Mit den Fingern lösen sie die Vereinigung, mit den Händen streicheln sie sich die Köpfe, das Gesicht, bald geschehen die ersten Küsse. Ihre liebe Magie ist es, die Fornburg aufs neue belebt; die die Einwohner zu Frohsinn antreibt, daß sie mit Lust ihrer Arbeit nachgehen; daß sie einander öfter grüßen und versorgen; daß weniger über Unglücke geschimpft werden; daß man umso mehr die hübschen Naturerscheinungen lobt; sich an den einfachsten Dingen des Lebens erfreut. Ihre Liebe mag der Funke gewesen sein, der Fornburg eine neue Seele gegeben hat, die bis in weite Zukunft anhalten mag.

Aber woher ist der Fremde nun gekommen? Gerade mich als Chronisten interessierte diese Frage, gleichwohl sie für alle Fornburger mehr und mehr unwichtig geworden war; ja sogar Godolewa angesichts ihrer Schenkung nach keiner Antwort verlangte. Was sollte sich dadurch auch ändern?

Nun, ich frug Elof selbstverständlich selbst, aus welchem

Land er gekommen sein mag. Ich machte auch keinen Hehl daraus, es in meiner Funktion als Chronist notieren zu wollen. Elof jedoch behauptete, jede Erinnerung verloren zu haben. Seiner Aussage zufolge sey er an der Küste, an Treibgut geklammert, aufgewacht, und dies nun sey seine erste Erinnerung. Es fehlte nichts, ihn leicht zu durchschauen: Elof wußte mehr, wollte es aber nicht mitteilen. Vielleicht, weil er nun alles hatte, wonach ihm immer verlangte? Und wie Godolewa muß er sich die Frage gestellt haben: Wem ist genutzt, meine Vergangenheit zu erklären? Was ändert sich?

Hier war also kein Hinweis mehr zu holen. Ich fühlte, daß mein Wort angesichts seiner Verliebtheit soweit an Kraft unterlegen war, wie der Rücken eines Käfers dem aufstampfenden Fuß eines Ochsen unterlegen sein würde! Dennoch konnte ich etwas Bemerkenswertes erfahren, als ich eines Tages dem Tratsch der Alten zuhörte, und sie mir bereitwillig Auskunft gaben: Elof sey nicht der einzige Ankömmling gewesen, der unter seltsamen Umständen in Fornburg plötzlich erschienen war:

In Abständen erschienen von Heute auf Morgen Fremde, und ihnen gemein soll eine allgemeine Verwirrung gewesen sein. Elof sey allerdings der Erste gewesen, der angespült wurde. Die anderen kamen über Land.

Beispielsweise soll vor Jahrzehnten ein Mönch aus dem Wald hervorgetreten sein, noch immer in ein zerrissenes Ordensgewand gehüllt und barfuß. Wie jemand, der gerade ein Kriegsmassaker überlebt habe, soll er geschunden und abgemagert ausgesehen habe, und nichts anderes interessierte ihn als der Weg zur Kirche. Als man ihm mit harschen Worten zu verstehen gab, daß Fornburg keine Kirche, nicht einmal eine

*Kapelle habe, soll er in endloses Schweigen verfallen sein. Am nächsten Tage zog er weiter und war nicht mehr gewesen.*

*Andere Ankömmlinge, von denen man nicht einmal die Namen erfuhr, sollen so verwirrt gewesen sein, daß sie sich zornig und aggressiv zeigten. Bei aller Beschwichtigung konnten sie nicht verstehen, worum es in dieser Gemeinschaft gehe, und auf welche Weise sie etwas würden beitragen können. Sich gefangen in einem Alptraum wissend, zogen auch diese Menschen weiter und waren nicht mehr gesehen. Bei aller Genauigkeit waren derer Gestalten aber so wenige, daß sie nicht einmal die Finger einer Hand bemühen.*

Ich sehe vom Buch auf, mir stehen die Tränen in den Augen. Ein tiefes Schluchzen weckt Annieks Aufmerksamkeit und sie wendet sich mir zu. Es muß jener Anblick eines bekümmerten, zusammengebogenen Elends gewesen sein, der sie bewog, mir aufzuhelfen und mich in den Arm zu nehmen. Nun stehen wir inmitten unseres gewürzdufterfüllten Zimmers, das Feuerchen knistert in seinen letzten Zügen, und Anniek drückt mich ganz fest an sich. Mein Kopf liegt auf ihrer Schulter, und jetzt darf man es wirklich ein Weinen nennen, dessen ich mich ergebe.

»Es ist alles in Ordnung, Anniek«, wimmere ich und wische mir mit einem Finger über die Augen, »Ich habe nur etwas Schönes gelesen.« – Anniek kichert daraufhin und drückt mich nur noch enger an ihre Brust.

Die Nähe fühlt sich gut und warm an, gar *richtig*. Jede andere Umarmung entspräche allein der heuchlerischen Geste, einen nahen Verwandten oder Freund zu begrüßen: Woher das einmal gekommen ist, kann ich selbst nicht sagen

oder begreifen, doch jeher bin ich der Ansicht, daß eine Umarmung nur der innigsten geliebten Person vorbehalten bleiben muß. Und dies ist Anniek:

Mit tiefen Atemzügen sauge ich ihren Geruch auf, streiche mit meinem Gesicht über den Träger ihres Hemdes und spüre dabei, wie mir die salzigen Tränen nunmehr bis zum Mundwinkel dringen. Mit geschlossenen Augen finde ich mein Ziel, ihren schmalen, endlos zärtlichen Hals:

Begierig, beinahe hemmungslos formen sich meine Lippen zu Küssen; sie befahren ihren Hals auf und nieder wie ein Seefahrer das Meer. So zärtlich, daß man es nahezu berührungsfrei nennen will, drücke ich ab und an meine Lippen nieder; so zaghaft, als sollte sie davon nichts bemerken. Doch weiß sie es, und vor meinem inneren Auge sehe ich sie lächeln, vielleicht sogar ebenfalls mit geschlossenen Lidern.

Ich habe mich wieder beruhigt, doch mein Gesicht ist noch feucht. Die Arme umschlingen sie mit ungeahntem Willen, die angespannten Muskeln vermitteln eine drängende, zeitlose Ergebenheit, die da lautet: Lasse dieses Weib niemals gehen! Vergehe oder vergelte ... aber lasse dieses Weib niemals gehen!

Anniek dreht mir nun ihren Kopf zu. Ich bemerke dies, da sich die am Hals entlangwindenden Haare meinen Küssen entziehen. Nun liegt eine Antwort an ihr.

Als wäre die Romantik selbst ein Teil ihrer Identität, setzt sie nun ihrerseits Küsse auf mein Gesicht: Auf meine Augenbrauen, meine Jochbögen, die Wangen und das Kinn, doch bewußt den Mund als denjenigen Punkt meidend, dem üblicherweise das Anliegen eines Kusses gebührt. Ich bemerke, daß ihr daran gelegen ist, das Feucht meiner Trä-

nen aufzunehmen; sie mir damit zeigen will, daß man einen Schmerz, ob nun schön oder arg, sehr wohl teilen kann, wenn einem die Person nur nahe genug steht. Wenn sie nur wüßte, wie sehr ich verbrenne, allein, daß ich sie atmen höre, ihre Wimpern zählen kann, oder nur die Worte mit ihr wechsle!

Zweifellos beweist sie mir ihre Liebe in dieser Sekunde ein weiteres Mal: Wer sonst vollbrächte eine vergleichbare Geste ohne entsprechende Zuneigung? Es ist wohl ein Dankesehr für das Beküssen ihres Halses, das üblicherweise zu einem allkörperlichen Kribbeln führt. Ich für meinen Teil will zerfließen angesichts der mir entgegengebrachten Erotik; für das Beküssen meines Gesichts, ohne dabei dem Mund zu nahe zu kommen. Es ist eben das, was Elof für Godolewa gefühlt haben muß; und es mag ein Auslöser für mein Tränen gewesen sein.

Denn was unterscheidet Elof von mir? Und was Godolewa von Anniek? Sie beide erfuhren ein erhebendes Geschenk, von dem sie ihren Lebtage zehren werden. Sie beide verliebten sich in jungen Jahren, darin sind wir gleich. Sie beide bewirkten eine überwältigende Energie, die unserer nicht unähnlich sein kann; sie beide begegneten sich in Fornburg, in dem auch wir heimisch geworden sind. Zuletzt mag man es eine seltsame Zufälligkeit nennen, daß Elof (und meinetwegen auch der Mönch und die anderen) auf so eigenartige Weise an die Fornburger Küste fanden; daß ein Irrweg oder Unglück eintreten muß, um ein sorgvolles Sinnen oder Ereignis in ein Gefühl von endlosem Glück zu wandeln. Bin ich denn wie ein Klon von eben jenem Elof, der vor ungezählten Jahren lebte? Fand er durch dieselben mystischen Kräfte hierher?



Während wir uns, in den Armen liegend, an der lauen Feuerstelle wärmen, fällt mir endlich ein, was mich wirklich zu Tränen gerührt hat:

Adelard weiß nämlich zu berichten, daß die beiden Verliebten Elof und Godolewa auf eine Insel vor der Fornburger Küste zogen, dort ein Haus errichteten und darin lebten. Seiner Schilderung zufolge soll ihre Zuneigung so stark gewirkt haben, daß er keinen Zweifel darüber hatte, die beiden seien bis ans Ende ihrer Tage dortgeblieben. Gut möglich, daß die beiden Vorfahren von heutigen Fornburgern sind.

\*\*\*

Bald verfangen sich die ersten Anzeichen des Winters in Fornburg und auf Ibyko: Nachts gefriert das Gras, und eine Windsbraut<sup>5</sup> nach der anderen beherrscht den ablandigen Teil der Küste, sodaß die Wellen hoch peitschen, und das Wetter insgesamt ungemütlich wird. Es ist leicht zu bemerken, daß man erst dann wieder wohligh mit seinen Lieben sein kann, wenn alles unter Dach und Fach ist; wenn die Vorräte gestapelt, das Brennholz angehäuft ist; wenn man sich dessen gewiß sein kann, das Haus lediglich für den Weg zum Abort verlassen zu müssen.

Und so half uns Oren, später auch Darren beim Verpacken unserer Habseligkeiten, beim Transport dieser Dinge auf das Festland, und der Sicherung unseres lieb gewonnenen Häuschens einschließlich es Zunagelns der Fenster. Bedrückt schauten Anniek und ich zurück, als wir uns von Ibyko entfernten, und nicht zu sagen wußten, ob wir es

---

<sup>5</sup>starke Böe

im Frühjahr, bei unserer Wiederkunft<sup>6</sup> noch erkennen würden. Andererseits erwartete uns eine neue, wenigstens zeitweilige Heimstätte in Fornburg, in die man uns herzlich eingeladen hatte, und die wir mit ebensolcher Herzlichkeit nutzen wollten. Immerfort bedachten wir »Neuen« uns, auf welche Weise den Fornburgern geholfen würde, sodaß wir nicht in die Verlegenheit ungesühnter Verschuldung gerieten. Und noch immer hatten wir »Neuen« zu lernen, wie anders man hier darüber dachte. Geradezu gleichgültig stand man der erbrachten Gastfreundschaft gegenüber: War man beispielsweise zu einem Essen oder Umtrunk gerufen, so brauchte man die Freundschaft nicht erwidern; mehr noch, man hatte sie mit seinem Beisein und höflichen Auftreten bereits hinreichend erwidert. Hier zählte niemand die verbrauchten Flaschen und erwartete eine vergleichbare Auslage bei einem Gegenbesuch! Hier maß man nicht das geteilte Feuerholz, die geliehenen Werkzeuge, die Aushilfe bei der Körperpflege, dem Hausputz, der Gartenarbeit, oder wie oft jemand zum Wasserholen zum Brunnen gegangen war. – In Fornburg, so kitschig ist es zu bekennen, war man glücklich mit dem Teilen und Helfen. Und niemand erwartete mehr als ein gesprochenes Danke.

Wie Anniek und ich das erste Mal seit langer Zeit durch die Straßen Fornburgs gehen, dringen uns von allen Seiten ungewohnte Gerüche entgegen, ja, Gerüche, die uns auf Ibyko in Vergessenheit geraten waren: Unsere Bäcker Lito und Divanno hatten offenbar frisches Brot gebacken, und es gibt wohl nur wenig erfreulicheres als den Anblick und den Geruch frisch gebackenen Brots. Wahrlich, uns lief das Wasser

---

<sup>6</sup>Heimkehr

im Munde zusammen, sodaß wir glaubten, uns monatelang nur von Seegras ernährt zu haben! Dann steigt uns auch der Geruch von verbranntem Holz in die Nase. Darren hätte gewiß den richtigen Baum identifizieren können, vielleicht ist es Buchenholz. Ich stelle mir vor, wie jemand seine Stube beheizt, sich sein Abendmahl zurechtlegt, dazu ein Buch oder ein Brettspiel, und so lange in die Nacht hinein wacht, bis der größte Scheit zu Asche zerfallen ist. Ich stelle mir auch vor, wie ich dieser jemand sein könnte – in unserem neuen Übergangszuhause.

Der Wind pfeift bereits so streng, daß ich gar zwei Mädchen, Sasamouch und Elena, sehe, die bereits mit Schal und Mütze unterwegs sind. Wir grüßen uns mit einem Lächeln und Winken. Sicher haben ihre Eltern mit einem gewissen Wohlgefallen die derben Stricksachen aus Schafswolle herausgeholt. Ich selbst freue mich seit jeher auf die winterliche, bereits herbstliche Zeit, in der ich die Wärme meines Körpers von der Kleiderwahl abhängig machen kann – etwas, das mir im heißesten Sommer mangels Kleiderablage irgendwann nicht mehr gelingen kann. Zudem sehe ich mich gerne eingehüllt in allem, das der Mensch seit Jahrtausenden zum Schutz seiner empfindlichen Haut ersonnen hat: Stiefel, Beinkleider, Wams, Kragen, Hut und Halstuch. Ist das nicht gelebte Tradition?

Auf unserem Weg zum Markt schaut man auch nach uns: Selbstverständlich wissen die Leute längst von unserem Hiersein, denn wir wurden angekündigt. Doch freut man sich über das Wiedersehen; das Wiedersehen zweier vertrauter, aber doch seltener Gesichter, in ihrem Empfinden wohl und warm, in Besonnenheit und Willenskraft eingehegt, so als wären wir dem Stamm nur eine Zeitlang abtrünnig

gewesen, etwa von Jagd zurückgekehrt, die uns in einen fernen Landesteil geführt hatte. Heute sind wir wieder ein Teil von ihnen; wollen uns nicht länger absondern, wollen uns zugehörig fühlen und sein.

Darren folgt uns mit einem Karren, auf dem sich unsere Habseligkeiten aufgestapelt, während Anniek und ich Beutel und Säcke über der Schulter tragen, dabei bemüht sind, die wenig geeignete Kleidung gegen den steifen Wind abzudichten: Während mein Geologenmantel den Hals hinreichend einhüllt, hat sich Anniek hilfsbedürftig einen Schal umgelegt, und muß ihn andauernd mit einer Hand zukneifen, daß keine bloße Haut exponiert sey. Ich kann es nicht beschleunigen, doch wollen wir uns sputen, in eine warme Unterkunft zu kommen.

Ganz Fornburg scheint auf den Beinen zu sein, um sich gegen den Winter zu wappnen; diesertage gibt es keine Seele, die auf einer Bank sitzt und ins leere starrt, es sey denn, um kurz auszuruhen. Fortan klettert man wieder auf die Dächer, klopft und kontrolliert deren Dichtigkeit, ähnlich, wie man an unserem Inselhaus mit vorsorglicher Gründlichkeit zugange gewesen war; in der Ferne kann ich Ginde erkennen: sie macht große Wäsche, um zu trocknen, was in der Winterkälte schlecht trocken wird, sozusagen die letzte Sonnenwärme ausnutzend; ich sehe Clyde, der Holz zusammenrafft und zu einem gewaltigen Klafter schichtet, während sein Bruder nebenbei scheinbar altes, wurmstichiges Holz-Mobiliar, kleine Stühle und dergleichen, mit einem Beil zerschlägt, um die Stücken zum Türmen aufzureichen; ich beobachte Kunrada, die hockt an einer kleinen Grube neben dem Ächter, und schürft mit bloßen Händen Ton in ein Tuch, ehe der Boden hartgefroren ist, wohl, um vor dem

Winter noch ein paar Gefäße zu töpfern. Und wie wir am Marktplatz ankommen, da weilt Tjelve neben einem Gestell am Brunnen, das soll wohl einen Kran darstellen. Jedenfalls reicht ein Tau in die Tiefe, und als Anniek hineinsieht, ruft sie Karimors Namen. Wie sich zeigt, ist er damit befaßt, die Mauerung zu überprüfen, um ein Versiegen unseres Trinkwassers während der heiklen Wintermonate auszuschließen. – Wieder die Verlegenheit: Was können *wir* beitragen?

Es ist jene Geschäftigkeit, die etwas vom Ende verheißt; vom Ende eines langen, ergiebigen Jahres; und wie wir uns erinnern, hat sich allerlei getan: Wir brachten die Mühle in Schwung, haben einen Verhüttungssofen gebaut; wir suchten auf der Burgruine nach Artefakten, machten Pläne für die kommenden Monate. Insbesondere freue ich mich, mit schon so vielen Einwohnern gesprochen zu haben, gleichwohl ich noch so manche gar nicht oder wenig kenne; doch sind sie mir schon heute wie eine Familie; sind Anniek und mir wohlgefällig und aufrichtig, daß uns nichts anderes verbleibt, als diesen Anstand zu erwidern.

Tjelve stützt mir seinen erstaunlichen Armen das klappri-ge Krangestell, prüft unentwegt den Knoten vom Tau. Gerade will ich herantreten, um nicht minder an der Sicherung mitzuarbeiten, da gibt mir Tjelve mit einem angestregten, doch dankbaren Blick zu verstehen, daß es meiner Hilfe nicht bedarf. Recht hat er wohl: An so einem kleinen Brunnen sollten nicht zu viele Hände sein, und Karimor scheint außerdem keine Angst zu kennen. Da kommt Oren hinzugelassen:

»Den Tag zum Gruße, Freunde!« ruft er von fern, setzt ein breites Grinsen auf und ist so guter Dinge, die ein jeder Mensch des Morgens gerne sein sollte.

Überrascht sehe ich nach Anniek. Dann fällt es uns wieder ein: »Gesegnet sey die Nacht!« antworten wir beinahe gleichzeitig und kichern. Gleich darauf stellt sich ein bemerkenswerter Ernst ein; ein Ernst, der aus derjenigen Lächerlichkeit geboren ist, die ihrerseits aus fehlender Gewöhnung entstand. Denn wie ich seit Kindauf mit »Hallo« und »Auf Wiedersehen« vertraut bin; ja, diese Grußworte selbst dann anwendete, wenn ich provozieren wollte oder gänzlich fremd war; so erbittet der neugelernte Gruß eine gewisse Umgewöhnung. Ich vermute, nicht wenige würden dieses Verslein als Albernheit bezeichnen, überflüssig in seiner Länge, unnötig in seinem Wirken. Dann denke ich an ähnliche Grüße aus anderen Kulturen, nicht selten ebenfalls lang und holprig, sodaß sich mir der Gedanke aufdrängt: Kommt es wirklich darauf an? Oder ist das Grüßen ein Ritual, das unbedingt gelebt werden muß, insonderheit, wenn wir in einer durch und durch technisierten und voneinander entfremdeten Welt sonst nichts Traditionelles mehr kennen? Soll man tatsächlich ein paar Worte, ein paar Sekunden zugunsten eines würdigen Ritus einsparen? Was wiegt schwerer? Mehr und mehr bekenne ich den Nutzen des von Oren gelehrten Verses, der Tiefe seiner Bedeutung: Wenn wir dies zu sprechen geizen, verdienen wir weder den Ort noch den Tag, einander zu grüßen, und innig zu erkennen.

»Gesegnet sey die Nacht, Oren«, spreche ich diesmal deutlich und langsam, beinahe überbetont, doch so nachdrücklich, daß auch er meine Überzeugung, mein Verständnis wahrhaben kann.

»He, Du Tagedieb!« keucht Darren, der gerade mit dem Karren neben uns zum Stehen kommt. Uns ist klar, daß

er nur Oren meinen kann, den man, wenn man ihn nicht besser kannte, für einen wenig Tatenfreudigen halten könnte. Tatsächlich, denke ich, er und Lenn scheinen gegenüber den anderen Männern eine weniger praxisbezogene Rolle einzunehmen, was immer das heißen mag.

Selbstverständlich ist dieses Denken unrichtig, da unvollkommen und unbesonnen. Jeder von ihnen hat seine Aufgaben, seine gleichwertige Bedeutung innerhalb der Gemeinschaft! Es ist gewiß nur als Spaß zu werten, daß er ihn einen Nichtstuer neckt. Das zeigt mir auch, indem Oren und Anniek sich kichernd ansehen.

Darren reckt sich im Morgenlicht, während ich um den Karren gehe, um die abrutschenden Güter wieder geradezurücken.

»Endlich seid ihr da!« wiederholt Oren: »Werdet ihr jetzt gleich zum Schulhaus aufbrechen? Elena hat gestern bereits gelüftet und ausgekehrt. Trotz allem ist hier und da noch etwas zu tun, damit es wohnlicher wird.«

»Mir scheint«, verlaute ich dazwischen, »als tun andere Dinge notwendiger drängen.« – Dabei schiele ich auf den Brunnen, dann auf das nahe Feld, wo Marwo gerade die letzten Feldfrüchte aus dem Acker gräbt, und immer wieder innehalten muß, um sich in die steifen Hände zu blasen.

»Das soll heute eure Sorge nicht sein.« – »Richtig«, pflichtet Oren seinem Freund bei: »Helfen tut ihr uns, indem ihr euren Platz findet. Teilt uns mit, was dann euch fehlt, daß wir anderen sehen wollen, wie wir dem abhelfen. Heute abend kocht Mathilda Suppe: kommt ihr?«

»Die Antwort fällt uns leicht!« antwortet Anniek in meinem Sinne, bevor ich es kann: »haben wir doch noch keine Kochstelle hergerichtet.«

»Fein. Und Du, Darren?«

»Catla hat selbst etwas auf dem Feuer. Schon seit dem Aufstehen lockt mich der Duft, daß ich es um so mehr kaum erwarten kann.«

Wir verabschieden uns, und folgen dem Weg weiter nach Norden, vorbei an Orens Haus. Endlich überqueren wir einen Steg über ein weiteres Rinnsal. Dort, unübersehbar, steht unsere Unterkunft für die kalte Jahreszeit.

\*\*\*

Das Gebäude, das ich fortan als Schulhaus bezeichnen will, ist von einem verwilderten Garten umgeben, wie er nur aus der Nähe erkennbar ist. Aus der Ferne verdecken ihn eine Reihe halbhoher Bäume, vor allem Holunder. Den Garten begrenzt ein eiserner Zaun.

Darren zieht mit einem gewagten Ruck an der Pforte, die sich quietschend und über den Boden schabend öffnet. Der angrenzende, gußeiserne Zaunflügel gerät ins Wanken, daß der Rost nur so abbröselt. Ich stelle mir vor, daß ein wenig Grünschnitt ausreichen dürfte, um den ehemaligen Glanz wiederherzustellen. Und wer weiß schon, welche Funde sich rund ums Haus noch machen lassen, die heute lediglich von Gestrüpp und Laub verborgen werden? Und weshalb ist eigentlich bislang niemand auf den Gedanken gekommen, den alten Eisenzaun einzuschmelzen, wo uns zuletzt die Suche nach Rohmetall drängte? Vielleicht, weil es schade um das hervorragende Handwerk wäre. Vielleicht, weil es tatsächlich niemandem in den Sinn kam.

Einige Meter Garten durchtreten, fallen mir am Hauseingang übereinanderliegende Öffnungen auf, an deren vor-



deren Kante mit einer vorragenden metallischen Schneide versehen. Da sie sich auf der richtigen Höhe befinden und genau so geformt sind, daß man einen Stiefel hineinbekommt, mutmaße ich, dies diene dem Schmutzabstreifen. Fasziniert mache ich sogleich Gebrauch davon. Es erfüllt mich mit Erstaunen, wie solch einfache Vorrichtungen eines Tages entwickelt worden, heute dagegen kaum noch bekannt sind.

Ein hölzerner Riegel verschließt die zweiflüglige Haustür. Auch er klemmt, so daß Darren sich sogar dagegenlehnen muß. Endlich springt er auf. Ich sehe, daß Anniek den Türrahmen bewundernd berührt; ihr gefällt wohl, gleich mir, wie robust das alles ist, so als würde man nun in eine wuchtige Burg eintreten.

Innen glimmt Licht und Wärme aus einer Feuerschale, die mitten im Raum steht. Elena kommt gerade die Treppe herab, in der Hand hält sie eine Laterne. Wortlos und ohne uns zu beachten geht sie von Raum zu Raum und öffnet jeweils die dunkelnden Fensterläden. Wir folgen ihr, das Gepäck abgestellt, und besehen, wo wir wohnen sollen:

Im Untergeschoß sind da fünf Räume, wenn man den riesigen Flur mitzählt. Dann gibt es eine Küche mit Holzofen und Hintertür; es gibt einen Vorratsraum mit leeren Regalen; einen weiteren, fensterlosen Haushaltsraum, kühl aber trocken. Das größte Zimmer ist gleichzeitig das hellste, immerhin wird es durch sechs schmale Glasfenster, teilweise mit Jagdmotiven bemalt, erleuchtet. Der Fensterfront gegenüber thront ein Kamin, an dem einige Kacheln fehlen. Darren geht gleich hinzu und löst eine ab, die ohnehin bald heruntergefallen wäre. Fachmännisch untersucht er den Bau und teilt schließlich zur Beruhigung mit: Die Substanz

ist gut, und der Kamin läßt sich fraglos befeuern, zumal daneben reichlich Scheite stapeln. Im Frühjahr, wenn es wieder wärmer ist, kommt er dann aber doch nicht darum herum, das Innere neu auszumauern.

»Für gewöhnlich scheue ich diese Art Arbeit nicht, zumal ich nicht oft dazu Gelegenheit habe, und es immer etwas zu lernen gibt. Allerdings gibt es auch einen Grund, warum dieses Gebäude nur stiefmütterlich instandgehalten wurde.«

»Ja, wir haben den Garten gesehen«, bestätigt Anniek, sich gewiß auch an den rostenden Zaun erinnernd.

»Es ist die Größe!« kommentiert Elena ganz nüchtern, so als gereiche diese Tatsache aller Erklärung allein.

»Ja, die Größe«, murmelt auch Darren und geht weiter.

Für die Bewirtschaftung eines großen Gebäudes besteht wohl momentan kein Bedarf, mutmaße ich. Und es stimmt: Was gäbe es nicht alles zu tun an einer großen Dachfläche, hohen Hauswänden, von der Sauberhaltung vieler Zimmer ganz zu schweigen. Nicht umsonst wohnen die Fornburger in kleinen Hütten: schnell zu heizen, gut zu lüften, rasch zu fegen. Wer aber hier wohnen will, muß sich anstrengen. Erstmals kommen mir Zweifel, ob unser wenn auch zeitweiliger Einzug wohlbedacht war. Vielleicht verspricht man sich auch, daß Anniek und ich hier wohnhaft bleiben – doch das soll noch entschieden werden.

Vielleicht ist unser Haus aber auch dasjenige, das am sichersten den Stürmen trotzen kann, und zuletzt allen frierenden Fornburgern Unterkunft bietet, wenn bei ihnen daheim die Feuer verlöschen? Platz für mehrere Betten ist allemal, und auch die Küche vermag eine Kompanie zu versorgen, die fleißigen Küchenhände vorausgesetzt.

»Die Grundmauern müssen wenigstens einen Winter lang getrocknet sein«, bemerkt Darren anerkennend. »Das ist sehr schwierig, vor allem in einer Gegend wie dieser!«

»Wollt ihr euch oben umsehen?« fragt Elena gewissenhaft wie ein Zimmermädchen, das Hotelgäste einquartiert. Wir folgen ihr die knarrende, doch schöne Treppe hinauf, und mir fällt auf, wie ernst Elena ist. Mein Gesicht steht vor Sorgenfalten, daß es auch Darren bemerken muß.

»Die Kleine verliert sich zur Zeit in einer Art Selbstfindung«, flüstert er mir zu, so, daß Elena es nicht hören kann. Ich nicke stumm. »Sie hatte Streit mit ihren Eltern. Man sagt, von Zeit zu Zeit sey das ganz gesund. Sie verschloß sich und ihre Gedanken in ihrem Zimmer, ging auch stundenlang am Meer spazieren, kam ihren Hauspflichten nur mißmutig nach.« – Das erinnert mich an meine erste Begegnung mit ihr, damals am Waldrand, mit Blick auf die grüne Ebene um Fornburg. Das Wohltuende dieser Erinnerung und die Besonderheit meiner Ankunft hat nur zum Teil damit zu tun. Auch Elena ist ein besonderes Wesen, ein exzentrischer Charakter, ungezügelt und so frei von aller Schuld. Das hebt sie unter anderen Fornburgern wohl ab, mehr noch, als jeder von ihnen allein bemerkenswert ist. Die Exzentrizität ist uns so wie ein feuchtes Tuch um den Kopf: Sie kühlt zwar die hitzigsten Gedanken und sorgt für Besonnenheit, aber man sieht eben andersartig aus, als von Natur geschaffen!

»Frischauf!« ruft da Elenas zerbrechliche Stimme ertüchtigend, daß es schallt, da es noch an Möbeln fehlt. Um den Gedanken abzuschließen: Ich meine zu verstehen, was die junge Frau derzeit bewegt; schließlich war ich einmal in ihrem Alter. Da träumt man große Fantasien und Abenteuer,

und fühlt sich von jedem gestört, selbst der eigenen Familie; man ist auch auf der idealisierten Suche nach *dem einen* Partner, dem selbstverständlich nichts anderes einfällt, als darauf zu warten, sich in einen zu verlieben. – Fürwahr, so einfach ist es nicht: Ich selbst hatte großes Glück. Nun, jedenfalls, bis diese hitzköpfige Phase abklingt und man weiter herangereift ist, können Jahre vergehen. Aber es können überaus spannende und lehrreiche Jahre sein.

Im Obergeschoß bekommen wir zunächst den Schlafräum zu Gesicht, darin stehen zwei Holzbetten, zwei Stühle, ein Paket Wäsche. Eine geöffnete Kleidertruhe harret am Bettende; sie ist leer. Dachschrägen verstellen die Wände, daß man sich wohl bücken werden muß, um ins Bett zu kommen. Anniek setzt sich auf eines der Betten und wippt mit ihrem Gewicht auf der Stelle. Das soll wohl das ihre sein. Da ist auch ein Sekretär mit aufgesetztem Schrank, sonst ist der Raum leer. Eine Tür führt ins Freie, und wie ich herantrete, erkenne ich einen umlaufenden Balkon. Ich erinnere mich seiner Erwähnung, als das Schulhaus erstmalig ins Gespräch kam. Mir gefällt der Ausblick, denn er zeigt das Meer. Hier, von erhöhter Position, kann man auch einen Teil Fornburgs gut überblicken, einschließlich der Mühle.

Ein weiterer Raum ist kleiner, und er wird zweifellos für Hausarbeiten genutzt: Da sehe ich ein Gestell zum Wäschetrocknen, eine Kommode, darauf einen Nähkorb und Stoff, Spindeln, Stopfformen, Stricknadeln, Fingerhut und anderen Kleinkram; in der Ecke steht ein Spinnrad. Auch ein Bett befindet sich hier, ebenfalls kleiner als im Schlafräum. Vielleicht hatten die Bewohner einst ein graises Familienmitglied hier untergebracht? Es war ja früher üblich, die vorherige Generation bis zu ihrem Dahinscheiden im Haus

wohnen und leben zu lasen. Ja, eine solche Kammer mochte das gewesen sein.

In der Luft liegt ein erregender Duft. Nicht lange muß ich suchen, da entdecke ich ein Säckchen Lavendelblüten. Bald sehe ich Anniek, die ein Stück Holz in der Hand hält. Sie führt es an die Nase und riecht daran. »Was ist das?« richtet sie ihre Frage an den einzigen Holzkundigen in Rufweite.

»Wir nennen es *Nießel*, das ist ein Krüppelwuchs, der überall in den Dünen wächst. Die Früchte sind nicht eßbar, und brennen tut das Holz auch schlecht. Doch ein angenehmer Duft geht von ihm aus. Ich finde, er beruhigt erschöpfte Gemüter.«

Mir fällt auf, wie er dabei Elena ansieht, die den Spieß aber umdreht: »Falls ihr dem Heiligen Ulrich opfern müßt: Der Abort ist draußen«, verlautbart sie so trocken, als hätte man sie nach der Uhrzeit gefragt.

Darren stößt daraufhin ein kräftiges Lachen aus; Anniek und ich kichern mit ihm.

Da ist noch ein dritter Raum, dem wende ich mich jetzt zu. Es ist eine winzige Kammer, doch hell, da beidseitig befenstert. Es scheint, als befinde man sich in einem Erker. Eine zusätzliche Tür führt nach draußen; sie ermöglicht den Zugang zum umlaufenden Balkon. Das gefällt mir gut, doch lange aushalten läßt es sich in der Enge wohl nicht. Außerdem ist es hier so kalt und zugig, daß ich die Kammer gleich wieder verlasse. Es ist ja insgesamt ausreichend Platz, um sich anderswo aufzuhalten.

Bis zum Abend nehmen wir uns Zeit, die Räume genauer anzusehen – die Bildnisse an den Wänden, die Fensterbilder, die hier und dort fein ausgearbeiteten Möbel, die Eigenheiten des Kamins und Küchenofens. Anniek findet sogar eine

Kiste mit irdenem Geschirr, was uns nur recht ist, da wir das unsrige im Haus auf Ibyko zurückgelassen haben. Bald gehe ich Wasser holen und heize dem Kamin ein, während Anniek unsere wenigen Kleider in der Truhe verstaut, Kissen und Decken für die erste Nacht aufschüttelt. Endlich knurrt uns soweit der Magen, daß es uns zu Orens Einladung drängt. Im letzten Moment denke ich an das Buch über Fornburg – vielleicht will er seine Leihgabe zurückhaben? Dann machen wir uns auf den Weg.

\*\*\*

Es dunkelt bereits, trotz allem finden wir sicheren Schritts den Weg zu Orens Haus. Ein Klopfen, die Tür sperrt auf, schon stehen wir in warmer Stube. Als Anniek den Mantel ablegt, schüttelt sie ihr Haar.

Wie wenig es bedarf, denke ich bei mir, um meine Aufmerksamkeit zu fesseln! In der Tat glotze ich mit einem tiefenden Lächeln, stumpf und ungehalten, gar nicht vornehm, auf ihren Schopf, deren jedes Härchen ich tagelang betrachten wollte: Wie es liegt, wie es steht, sich kräuselt, verzweigt und fällt. Wie es sich seinen Weg entgegen der Schwerkraft sucht; wie es dennoch ihre Stirn bedeckt, beinahe bis zu den Augenbrauen, gerade so weit, daß das erhellende Strahlen ihrer Pupillen nicht verdeckt wird. Wie die braunen Haarsträhnen sich des weiteren um die Ohren winden, am Nacken herab, hinter dem Kopf zusammen, so wie Anniek es mit der Hand streicht oder der Wind es wirft oder ihre Haube es drückt. Denn auf den Weg hierher hatte sie sich ein Kopftuch übergeworfen, es rasch unter dem Kinn zusammengebunden, geradeso, daß es dem dringendsten

Wind widersteht. Geschneit hatte es auch ein wenig, so daß sie nunmehr auch noch ihren Mantel abschüttelt, mit der Hand auf die Beine klopft, die Arme herabstreicht. Beinahe hätte sie mich berührt, und ich hätte es sicher gewollt; dann frage ich mich zu recht, mit welcher Begierde ich mich nach dieser einen Berührung sehne, wo ich sie doch, wenn wir unter uns stehen, jederzeit umarmen und küssen darf. Es ist wohl so, daß ich gewisse Eigenheiten, und dies meint meine Bewunderung für ihr Äußeres, niemals werde ablegen können. Ebenso wird sie niemals loswerden, daß ihr Lächeln mich belebt, mich wiederbelebt, meinen Glauben stärkt, meine Zuversicht gründet. Das muß es sein, weshalb ich mit ihr hier bin . . .

Ilô tritt heran und nimmt uns die Kleider ab; Elena erkenne ich mit einem Blick über die Türwinkel, die ihrer Mutter in der Küche hilft. Derweil reiche ich Oren sein Buch über Fornburg, der es nur wortlos auf ein Tischchen legt. Ob er mich je fragen will, ob ich gut unterhalten wurde?

Der Eintopf wird angerichtet, wir setzen uns an eine kleine Tafel; Oren, unser Gastgeber, nimmt auf einem Hocker Platz, weil es an Stühlen mangelt.

Interessiert schaue ich herum: In diesem Teil ihrer Behausung bin ich nie gewesen. Es ist ein gemütliches Zimmer, wohl als Speise- oder Ruheraum gedacht, zumal in einer Ecke gefüllte Bücherregale stehen. Mir fällt auf, daß es einige Lücken gibt, so als habe er bestimmte Bücher gerade herausgenommen. In einem großen Bücherrad mit sieben Fächern liegen vier Bücher, in ihrer Größe gut ausbalanciert. Ich zeige, Anniék hinweisend, mit einem Finger darauf, weil ich einen Atlas zu erkennen glaube. Oren dreht sich um und sagt: »Karten über ein fernes Gebirge. Ilô lernt daraus.«

»Er lernt daraus?« erstaunt Anniek.

»Da waren Künstler am Werk: Es gibt so viel Schönes in den alten Karten: Wie sie mit Tusche die Wege zeichnen, die Landmarken, die Schattierung von Bäumen und Felsgraten. Wovon sonst sollte ein Kartograph lernen?«

»Ilô malt tolle Karten!« bemerke ich Anniek gegenüber, daß er, am Tische sitzend und Eintopf schlürpfend, stolz grinsen muß.

Das Mahl ist üppig: Zum Gemüseintopf werden Brot und gebackene Kartoffeln gereicht, dazu Pudding, Milch und Tee. Das ganze Haus duftet danach, und es ist ein wohliger Gedanke sich vorzustellen, daß es auch im Schulhaus eines Tages so gemütlich, warm und wohlriechend sein könnte. Zwei einsame Kerzen erhellen die Tischrunde, so zerbrechlich, daß sie bei jedem ausgesprochenen Wort sofort flackern. Doch es ist schön, und wir unterhalten uns über Stunden bis in die tiefe Nacht.

Es braucht nicht viel Erfahrung um zu verinnerlichen, wie wohltuend die Gesellschaft ist; nicht nur die Gesprächsthemen, sondern auch die freundlichen Wesen dieser Familie. Gleichwohl, Elena hält sich aus besagten Gründen zurück; doch ich spüre auch, daß ihr die Fremden willkommen sind, deren »Neuigkeit« sie aufsaugen will, da es sonst so wenig Neues gibt. Wie ein weiser Mensch lauscht sie mehr, als sie spricht; sie hört das Gesagte und nimmt es unbekümmert auf; sie denkt, bevor sie den Mund aufmacht; sie wägt ab und bildet sich eine Meinung zum Gesagten, ohne sich selbst zu weit zu öffnen. – Ohnehin ein guter Rat. Auch Oren und Mathilda versuche ich nicht alles preiszugeben, was mich ausmacht. Da das aber zum größten Teil meine Liebe zu Anniek ist, und ich diese weder heuchle noch verberge,



ist es ihnen ein leichtes, meine Motivation zu durchschauen.

Ob sie sich denken, was ich denke? Daß jede Minute neben ihr mein Lebensglück mehrt? Mich stärkt und Vertrauen schenkt? Mich gleichzeitig unnahbar macht, und gleichzeitig so verletzlich? Hin oder Her, der eine mag es Stärke, der andere Schwäche nennen: Sie ist ein Teil von mir wie jeder Zeh am Fuß, wie jedes meiner Ohren, oder meine Unfähigkeit, aus einer Rückwärtsrolle im Kopfstand zu enden.

Da wir gerade in ein Gespräch vertieft sind – Oren erzählt von seiner Jugend, wobei ich einige seiner Erfahrungen teile –, begibt sich Elena unbemerkt aus dem Raum und kehrt kurz darauf zurück. Mit dem Buch über Fornburg unter dem Arm begibt sie sich zum Schaukelstuhl, legt die Füße auf einen Schemel und breitet es, darin interessiert blättern, auf ihrem Schoß aus. Auch ihrem Vater ist das Treiben nicht entgangen.

»Was tust du?« ruft er sie an.

»Du sagst doch immer: Jeden Tag eine Stunde Schreiben, eine Stunde Lesen. – Das, nur das, hält den Geist wach! Außerdem kenne ich die meisten Texte im Haus inwendig und auswendig!«

Oren dreht sich zu uns und schaut bedrückt. Er ist wohl verlegen, weil sein Kind eine seiner Erziehungsmethoden ausgeplaudert hat. Dabei stimme ich dem vollumfänglich zu. Und wie ich Annie kenne, sie ebenso.

»Warum sehe ich das Buch so selten bei uns?« fragt Elena abermals, diesmal vorwurfsvoll, so als habe ihr Vater bewußt etwas vorenthalten.

»Es ist ein Buch, das für gewöhnlich nur die Fremden und Neulinge zum Lesen erhalten. Sein Titel ist sein Inhalt.

Es soll aufklären; es soll verständlich machen, wer und was wir sind. Und wie wir es miteinander halten. Einen besseren Wegweiser gibt es nicht. Wohl kaum ist etwas darin, das du nicht bereits weißt.«

»Streitet nicht, ihr Lieben«, geht Mathilda dazwischen und beräumt den Tisch, wohl in der Hoffnung, vom Thema abzulenken. Doch es gelingt ihr nicht. Elena behält das Buch beharrlich in ihren Händen.

»Wenn du lesen magst«, erhebe ich mich endlich, »so will ich gerne zuhören. Bis einschließlich Kapitel Sechs bin ich fortgeschritten.«

»Nanu – du bist wohl nicht zum Lesen gekommen? Das ist ja nicht einmal ein Drittel!« Oren mag recht haben, doch wie ich die Nachbarn verstanden habe, ist so etwas wie Zeitdruck in diesem Dorf unbekannt. Ob ich das Buch heute auslese oder erst in fünf Jahren: Welchen Unterschied kann das schon machen, wenn ich endlich dasselbe erfahre? Elena hat inzwischen die richtige Seite aufgeschlagen und dreht sich zum Kerzenlicht:

### *Siebttes Kapitel: Erkenntnisse über das einfache Leben*

*„Das Schlimmste, das man  
einem anderen Menschen antun kann, ist,  
ihm die Lebensart vorzuschreiben.  
Was aber über bloße Empfehlung hinausgeht,  
sollte unausgesprochen bleiben.“*

*— Soweit meine nüchterne Einführung zu einem Völkchen,  
das das gute, ehrbare Wort, eine herausragende Würdigung,*

eine wichtige Warnung verdient. Denn ich lasse sagen, und so möge es jedermann hören: Der Entwicklung dieser Menschen entgegenzustehen, sie gar mit Fortschritt oder Neudenk zu beeinflussen, wäre eine Versündigung ohnegleichen!

Wer, wie sie, keinen Luxus lebt, der lernt, woher die Dinge stammen und mit welchem Einsatz oder welcher Genugtuung sie zustandegekommen sind. Und dies ist eine Lektion, die fürwahr jeder zu lernen hat!

Auf meinen Wegen als Chronist kam ich in so manches Fürstentum, so manchen Räuberbau, so manches Hirtenlager, und eines hatten sie doch alle gemeinsam: Das Bestreben nach Macht, das ist der unangefochtene Einfluß über andere, die sozusagen ohne Zutun von Gleichgestellten zu Untergebenen werden. In jedem Ort, in jeder Stadt gab es so eine Elite, manchmal eine einzige Person, wenn auch körperlich von den anderen nicht unterscheidbar. Hätte man ihnen allen die Kleider abgezogen, und ihnen die unselige Veranlagung zu Mißgunst und unangebrachtem Ehrgeiz aus den Leibern geklopft – von denen wären sie untereinander so gleichwertig wie die Blätter einer Pappel.

In meinen Augen hat das jeweils gewonnene Privileg des Ersten, über die anderen bestimmen zu dürfen, jedoch mehr Nachteiliges an sich als Vorzüge. Denn obwohl man mit dem gesellschaftlichen Aufstieg – ob nun über die Stände hinweg oder innerhalb von Zirkeln oder Gilden – „scheinbar“ Macht gewinnt, verliert man gleichzeitig das Doppelte an Unabhängigkeit: Wie wenig kümmert es den Bedienten, woher Speise und Trank kommen! Woher der Stein für seine Burg, die Zutat für seine Medizin, das Gewand für seine Familie, seine Soldaten! – Und wer dies nicht länger fragt;

*schlimmer: es nicht länger begreift, der ist hilflos in seiner engen Welt: Ein Todgeweihter auf seinem Thron. Ein Volk ist auch dann verloren, sobald sich seine Jugend nicht mehr dafür interessiert, woher die Dinge des alltäglichen Bedarfs kommen.*

*Weiterhin: Wer sich an nichts bindet außer sein Leben und das Wohlergehen seiner Liebsten und Vertrautesten, der mag Unglück wie einen Hausbrand viel leichter ertragen und vergessen können; mehr noch – ausreichend Verstand vorausgesetzt – kann ihm ein Vorfall wie dieser eine nützliche Lehre bedeuten, da er es beim zweiten Mal besser machen kann, einschließlich der Tendenz, das Bewährte weiterzuentwickeln, oder das Unnütze durch Verschmähung neu zu bewerten. Dies allein ist ja das große Glück in allem, das wiederhergerichtet werden muß, ob es nun um ein eingestürztes Haus, ein zerbrochenes Werkzeug, ein zerrissenes Wams geht: Beim nächsten und übernächsten Mal werden der Dachstuhl stärker gezimmert, die Winkel fester gemauert; es werden der Holzschraft paßgenauer, die Metallklinge geschmeidiger geschmiedet; es werden Verstärkungen aus Leder eingesetzt, die Naht mit doppeltem Knoten und mit anderem Stich gekreuzt. Doch nur dann, wenn man seine Sache versteht.*

*Um so mehr der Mensch darüber weiß, woher sein Essen, seine Kleidung, seine Werkzeuge, seine Küchengeräte, sein trocken Heim kommen, um so mehr wird er frei sein von allen Widrigkeiten und Zwängen eines unverstandenen, unvollkommenen Daseins.*

*Diese Erkenntnis mag nicht neu sein, sie ist allen Kulturen, allen gesunden Zivilisationen zu eigen. Andernfalls würden*

ihre Mitglieder heute noch unter Laub schlafen und die Knochen ihrer Jagdbeute mit Steinen ausklopfen! Jedoch, ein Großteil der ach so zivilisierten Menschen erinnert sich nur mit Abscheu an die Vergangenheit, erfreut sich lieber am Fortschritt und aller einhergehenden Erleichterung. Auch das ist dem Menschen eigen, und es mag ihm urteilsfrei zugestanden sein. Doch die Verleugnung dessen, worauf das Moderne gründet, ist ungemein töricht, sogar einfältig. Sie führt zu seiner gefährlichen Überheblichkeit, die lebensgefährlich ist: Denn wer Leib und Leben erhalten will, der muß wissen. Und er darf nicht nur wissen, er muß es auch erfahren.

Die Fornburger entsprechen diesem Ideal, wie ich es von nirgendwo sonst auf meinen Reisen gesehen habe: Ihre „Entwicklung“ reicht stets nur so weit, wie sie das Vorangegangene überschauen können. Sie kämen wohl auch nie auf den Gedanken, sich von Waren abhängig zu machen, die sie auf Dauer nicht selbst erzeugen können. – Gewiß, ich sah in ihren Häusern und Werkstätten dies und das, und wenn ich frug, erfuhr ich, man habe es vereinzelt bei Händlern eingetauscht: Eine schön bemalte Keramik, ein Pferdegeschirr mit Metall-Intarsien, eine hübsch bestickte Kopfschaube, ein goldener Ring. Das alles ist Tand, wie die Einwohner höchst treffend erkennen (und auch so behandeln): ansehnlicher, für manche Zwecke freudespender Tand, der aber im Falle des Verlustes nicht mehr bedeute oder bewirke als eine losgelöste Erinnerung.

Ein einziges Mal kam mir der unschickliche Gedanke – denn ich habe das Volk doch sehr gern – was geschähe, wenn ihnen die gesamte Siedlung zerstört würde: Häuser, Gärten,

*Wege, Vorratslager, alles. So unvorstellbar ist das nicht, gehören doch starke Unwetter, Feuersbrünste, ja sogar Räuberbanden und Plünderer zu unserer Wirklichkeit. – Nun, sodenn die Einwohner mit dem Leben davonkommen, wäre ihr Handeln wohl klar: Die Tiere wieder eintreiben und eingattern; die Gärten und den guten Boden von Asche, Schutt und Unrat befreien, daß er in der Sonne wieder atmen kann; einen ersten Unterstand aus Ästen bauen; Fisch fangen; unversehrtes Werkzeug und Vorräte aufhiorten; Feuerholz sammeln. Und bald käme man darüber ins Gespräch, wie man die Siedlung beim nächsten Mal anlegt, um sie vor zukünftigen, jedenfalls bekannten, Unglücken besser zu schützen.*

*Das Besondere: Die Fornburger würden keinen tatsächlichen Verlust erkennen, sofern es nicht ein junges Menschenleben vor seiner Zeit betrifft: In ihren Augen wäre das Genommene ohnehin nur das, was sie der Natur zuvor entlehnt haben; was sie sozusagen nur borgten, um ihre Gemeinschaft zu unterhalten. Und da es nur geborgt war, so in ihrer seltsamen Bescheidenheit weiter, ist ihnen auch nichts genommen worden.*

*Ein Volk wie dieses, das den Unterschied zwischen Besitz und Weisheit so vorzüglich verinnerlicht hat, kann nie korrumpiert werden. Es kann nicht gekauft, kaum getäuscht werden. Das ist insofern hervorzuheben, da ich hier, und nur hier, dem Gedanken verfiel, einer von ihnen zu werden.*

»Ein Chronist namens Adelard schrieb dies«, füge ich hinzu, damit Elena das Geschriebene einordnen kann.

»Für wahr«, schwärmt sie, »das mag weise sein. Und wahr: Es ist eine Beschreibung dessen, was wir sind.«

Bereitwillig schlägt sie die Buchdeckel zusammen und legt das Werk beiseite. In diesem Moment stelle ich mir vor, daß die heute gehörte Lektion ihr eine Hilfe sein könne; eine Stütze, ein Leitstern, sie aus ihrer depressiven Haltung abzuwenden, so daß sie die Glückseligkeit wiedererlernt, die einem Fräulein wie ihr innig sein sollte.

\*\*\*

Inmitten der Nacht kehren wir heim. So gering ist unser Licht, daß jede Bewegung, jeder Handgriff wie in Zeitlupe geschehen muß. Mehr oder weniger stolpernd begeben wir uns ins gemachte Bett; selbst unsere Kleider finden nur den Weg zum Boden. Dank Anniek war immerhin die Schlafstätte fertig vorbereitet. Das Haus ist noch so leer, daß selbst unsere Flüsterlaute hallen, und jeder Schritt ein Knarren schallt, der einen Mitbewohner aus dem Schlaf reißen müßte. Wir haben keine Mühe einzuschlafen, doch es müht uns, liegenzubleiben.

Der Grund für unsere Unruhe ist leicht genannt: Es ist die Trennung. Wenn der größte Schmerz meines Herzens einen Namen braucht, dann ist es mit diesem einen Wort benannt. Denn wie ich eingangs erwähnte, sind derer zwei Betten, die uns Liebende scheiden: Für nur einen Menschen gemacht, für nur einen Menschen bezogen und aufgestellt, geruhte sich jeder von uns in seine eigene Gruft, ohne den anderen zu spüren. Gleichwohl lediglich zwei Schritte zwischen uns stehen, ist es, als lebte sie auf einer eigenen Insel im weiten Meer.

Immer wieder schlage ich die Augen auf; wilde Gedanken befeuern meinen Geist, lassen mich nicht genügen. Des

Mondes Licht tut sein übriges, aber es ist nicht wesentlich. Als ich mich dann endlich vergewissere, heute nacht nicht mehr schlafen werden zu können, reiße ich die Augen auf und starre in die Trübseligkeit des Raumes.

Daß ich mich an neue Gerüche, neue Geräusche, neue Lichtverhältnisse zu gewöhnen habe, war zu erwarten gewesen. Daß im Hellen wie im Dunklen die Möbel und Wände neue Formen, neue Grenzen bilden, an denen man sich den Zeh anstoßen kann; daß die Wege im Haus länger würden, gar Etagen überspannen, damit mußte ich rechnen und habe es auch bereitwillig. Nur ein getrenntes Bett hatte ich nicht erwartet.

Nun liege ich also da und atme leise, weil ich zunächst glaube, Anniek wecken zu können. Doch auch sie ist von Tiefschlaf weit entfernt: Immer wieder dreht sie Kopf und Körper auf die eine, dann die andere Seite, als müßte sie befürchten festzukleben, wenn sie zu lange in einer Lage verharrt. Mit liebenswerten Gedanken stelle ich mir vor, wie auch sie an mich gewöhnt ist; wie ich selbst, mein Atmen, vielleicht mein Schnarchen, meine Wärme an ihrer Seite fehlen könnte; wie sie all das unterbewußt mißt, und im Traume nicht darauf kommen will, wessen sie so grundlegend entbehrt.

Endlich halte ich es nicht mehr aus und erhebe mich. Vorgebeugt will ich zunächst nach ihrem Wohlbefinden schauen – noch schläft sie. Schließlich suche ich nach Beschäftigung und gehe herum, verlasse dann das Zimmer.

Mondlicht, das durch ein kleines Fenster am Flur-Ende eindringt, reicht gerade aus, damit ich nicht gegen eine Wand laufe oder die Treppe hinabstürze. Nach einigen Minuten wird es besser, die Dunkelheit vertrauter. Wie ein



Gespensst fühle ich mich nun, das in seiner Ruhelosigkeit nichts anderes anzufangen weiß, als durch das Gebäude zu patrouillieren. Und bald klinge ich das kleine, das dritte Zimmerchen auf.

Vor dem Fenster stehe ich nun und bemühe mich, etwas auszumachen: Im silbrigen Mondlicht sehe ich die Bäume wiegen, kann mit etwas Konzentration sogar Wellenkämme auf dem Meer erfassen; ich sehe unten einen Teil des Gartens, den kleinen Steg über den Bach, und Teile von vier Häusern, alle stockfinster.

Ich meine ein wenig Beruhigung zu erfahren, allein durch die Beobachtung der in mattes Mondlicht gemalten Landschaft. Tatsächlich werden meine Lider schwerer, meine Füße kälter, das mich alles in meine Bettstätte zurückzwingt.

Doch halt! Was ist das? – Dort, vor dem Häuschen, steht jemand! Ganz unbeweglich! – Das vermutlich einzige, das man wirklich unbeabsichtigt und zufällig tun kann, ist aus dem Fenster zu sehen, und etwas Erstaunliches zu erblicken!

Die Gestalt ist so gut in den dunklen Hintergrund integriert, daß sie sich von ihm kaum abhebt. Gelegentlich beobachtete ich Stroh puppen, Vogelscheuchen, Büsche und Bäume, die sahen mit viel Fantasie und auf weite Entfernung wie Menschen aus. Doch das hier ist anders: Ganz klar erkenne die Gliedmaßen, schwächling wie weiblich. Nur der Kopf ist nicht deutlich zu erkennen, aber insgesamt bin ich an eine junge Einwohnerin erinnert. Ob sie dort wohnt? Was tut sie aber zur Nachtstunde im Garten? Und könnte man mich bar meines Aufbleibens nicht dasselbe fragen? Ob sie schon eine Weile dort steht, während ich herumschaute? Ob sie auch mich entdeckt hat?

Ich bin in meinen Gedanken so vertieft, daß ich nicht bemerke, wie Anniek sich heranschlich und mich von hinten umarmte, dabei meine in die Hüfte gestützten, das meint meine zum Winkel angestellten Arme durchgreifend. Nur für eine Sekunde bin ich erschrocken; ab da an scheint es mir wie Schicksal.

Sie steht ganz dicht hinter mir und legt ihren Kopf zwischen meine Schulterblätter. Jemand, der so umarmt wird, spürt das genau. Durch diese Lieblichkeit gerührt, will ich ihr etwas zurückgeben, und so hebe ich an, ihre Hände zu streicheln. Erst jetzt fällt mir ein, den Ausblick wieder aufzunehmen. Die Gestalt im Garten ist fort.

Gerne hätten wir länger hier gestanden, denn der Frieden der Nacht ist ein wunderbares Geschenk, das man beim jüngsten Sonnenstrahl erst zurückgeben muß. Ich kann mich nicht erinnern, mich jemals im Leben sicherer und geborgener gefühlt zu haben, als in dieser Nacht, in dieser Kammer, mit Anniek an meiner Seite.

Trotz allem zwingt uns die Kälte zurück in die Betten. Doch diesmal schieben wir die beiden Gestelle zusammen, polstern die harte Mittelkante mit einer zusammengerollten Decke, und schlummern friedlich bis zum nächsten Tag.

\*\*\*

Kurz vor Mittag betritt Oren das Haus. Bei sich trägt er einen Korb und einen Sack. Als er sich entlädt, sehen wir, was er uns gebracht hat: Weitere Decken und Kissen, mehrere Flaschen Saft, erste Lebensmittel wie Walnüsse, Äpfel, eine Handvoll Zwiebeln, Mehl und Salz. Er sagt, daß in den nächsten Tagen von ihm und anderen weitere »Lieferungen«

einträfen, um unseren Haushalt zu vervollständigen. Auch eine Reihe von Büchern hat er bei sich – für den kommenden Schulunterricht, wie er sagt. Mit stöhnender Erleichterung gibt er die Last von sich und reckt sich gen Himmel. Anniek wird dagegen etwas rot im Gesicht, denn die angekündigte Verantwortung bringt sie in Verlegenheit.

Schließlich richten wir uns ein, was gut den ganzen Tag dauert: Mit viel Schweiß bringen wir drei Tische zusammen, dazu sechs Stühle, alles arrangiert in einem der weiten Räume im Untergeschoß. Hier, so stellt es sich Anniek vor, ließe es sich zum Unterrichten aushalten. Eifrig und unermüdlich richtet sie den künftigen Klassenraum ein, nicht allein, um gegenüber allen Besuchern ihren Versprechungen gerecht zu werden. Mir selbst ist, als würde sie jede neu ausgerichtete Einzelheit darin bestärken, das Lehren um so ernster einzugehen; wie ein Feuer, das unersättlicher brennt, je länger es ungelöscht bleibt. Ich hoffe, daß ihre Erwartungen nicht enttäuscht werden.

Aus der Ferne beobachte ich, wie sie die Tische putzt, Blumentöpfe anordnet, die Bücher nach Fachgebieten sortiert. Wann es losgehen wird mit dem Unterricht? Das könne sie mir noch nicht beantworten, ich werde es schon rechtzeitig erfahren. So überlasse ich sie ihrem gesunden Ehrgeiz und wende mich für den Moment etwas anderem zu.

Genau genommen sehe ich meinen neuen Lieblingsplatz im Haus vor mir: Hier, im Obergeschoß, im Flur genauer gesagt, fällt mir erst heute morgen eine merkwürdige Konstruktion ins Auge. Und seitdem denke ich darüber nach, weshalb sie mir nicht schon eher aufgefallen ist.

Man denke an eine Art Plattform, die zwischen den Fluren schwebt, und auf die eine winzige, enge Treppe hinauf-

führt, ganz ähnlich einer Kirchenkanzel, doch ein wenig breiter. Die Brüstung bildet ein schön geschnitztes Holz-zäunchen, gerade hüfthoch, so daß man nie versteckt ist und weiterhin alles überblicken kann. In meinen Augen ist es der Inbegriff eines Rückzugsortes, zumal sich hier auch noch eine Sitzbank befindet. Die habe ich mit einigen Decken und Kissen belegt, und auf diese und jene Sitzweise mir die angenehmste Position ausgemacht. Schließlich geschieht etwas Eigenartiges: Ich erblicke das Buch über Fornburg.

Mißtrauisch und vorsichtig begeben sich mich zu dem bislang unscheinbaren Stelltischchen unter dem Fenster vor dem Schlafraum. Ich nehme das Buch in die Hand: Kein Zweifel, es ist dasselbe. Oben in der Mitte vom Einband gab es einen charakteristischen braunen Fleck, und das Vorblatt war einen Fingerbreit eingerissen. Es ist wirklich das Exemplar, das ich gestern abend an Oren zurückgegeben habe! Wie kommt es nur hierher? Ob Oren es mit den anderen Büchern wieder herbrachte? Wozu? Glaubte er, ich sey damit noch nicht fertig? Es stimmte wohl.

Also zähle ich Eins und Eins zusammen, und ergebe mich meinem Schicksal: Wenn ich das Buch nun mal in der Hand habe, dann kann ich das Kapitel auch zu Ende lesen. Und zwar von dort, wo ich neuerdings am bequemsten liege.

— *Ergänzung* —

*Vielleicht, so kam es mir im nachhinein in den Sinn, läßt sich die hiesige Gewohnheit am besten mit dem Tagesablauf einer jungen Frau, Tovalis, darstellen.*

*Jene junge Frau, die ich für eine Weile beobachtete, weil ich*

ganz in ihrer Nähe untergebracht war, und das Fenster meiner kleinen Kammer zufällig auf die Rückseite ihres Hauses zeigte, besaß: Nichts. Und trotz allem mag sie die glücklichste Person gewesen sein, der ich je begegnet bin: Ihre ganze Zuversicht, der Zweck ihres Daseins, schien sich Tag um Tag aufs neue zu bestimmen, und wichtiger, es war kein wohlbeschreibbares Ziel erkennbar.

So trat sie an jedem Morgen aus der Hintertür ihres winzigen Steinhauses, was mir einen raschen Blick auf das Innere gewährte: Dort sah ich einen kleinen Kamin, über einen Ausleger wurde gleichzeitig Kochgeschirr erhitzt. Hinten im Haus stand ein tiefes Bett, davor eine Kleidertruhe. Ein Tisch in der Ecke, darauf ein Teller, ein Krug, eine Kerze. Über dem Kamin, entlang der Fenster und über dem Türstieg, durch den sie ins Freie trat, hingen Girlanden von Kräutern, Blumen und geschnittenen Pilzen. In der Ecke war noch ein Besen auszumachen, und eine Tasche, die vielleicht Nähzeug enthielt. Und das schien schon alles zu sein, das sie besaß, ja, ihr gesamtes Obdach schien nicht mehr zu ermöglichen, als in einem Bett zu ruhen und an einem Tisch zu sitzen. Das allein wäre erstaunlich genug.

Trat Tovalis jedoch ins Freie, erblühte ihr menschliches Wesen erst recht, so als wäre ein Winterschläfer aus seiner Höhle gekrochen: Bei jedem Wetter barfuß, setzte sie den ersten, dann den zweiten Schritt ins Gras. Ihr Garten, kaum größer umzäunt als die Grundfläche des Häuschens, war wie ein Denkmal mit einem nur hüfthohen, weißen Zäunchen umfriedet, das auf jeder Seite von Gestrüpp durchdrungen war. Es gab keine Pforte, der Garten war also nur durch das Haus erreichbar. Leicht hätte man die Umfriedung überwin-

den Können, doch darum ging es nicht: In Tovalis' Augen bedeutete ihr der Garten einen sicheren Hort, wo nur sie, und niemand sonst, würde einkehren Können. Um so mehr, da sie kurz nach Betreten des Gartens ein festes Ritual beging:

In jenem Garten (so klein, daß ich ihn mit Anlauf hätte durchspringen Können) befand sich eine Bank, die sah aus, als sey sie älter als das Haus. Massives Holz, die Lehne mit kaum noch erkennbarer Schnitzerei, stand sie also bei jeder Jahreszeit dort und wartete auf das Ende aller Tage. Doch Tovalis wartete auf sie: Es gelang ihr nämlich nie, daran vorbeizugehen, ohne sich für einen kurzen Moment darauf niederzulassen.

Aus der Ferne freilich ließ sich schwer beurteilen, was sie gedacht oder empfunden haben Könnte. Doch ihre Haltung verrät mir manches: Tovalis umarmte die Lehne wie die Schulter eines geliebten Mannes, dann schloß sie die Augen und drehte ihren Kopf in den Wind, bis sich die Haare aus ihrem Gesicht fegten. Das Licht des Sonnenaufgangs färbte ihr Antlitz warm, und das rauschende Meer spielte, gleich einer meditativen Melodie, sanft in ihren Ohren. Sie atmete langsam und fühlte „zu leben“: Tovalis sah nicht nur ihre täglichen Aufgaben, so sie denn welche wahrnahm, sondern mit jedem Teil ihres Gefüges die Zugehörigkeit zu etwas Größeren; mit solcher Gewißheit, wie sich ein Regenwurm dem Boden verbunden fühlt – der ja nichts wäre ohne den Boden, wie Tovalis nichts wäre ohne die Weite der Welt, ihre Kälte, ihre Nässe, ihre Blöße und Entbehrung, den Hunger, die Mühsal . . . , all dies aufgewogen durch das Niedersetzen auf der Gartenbank. Läge sie im Sterben – ohne jeden Zweifel hätte sie sich gewünscht, dort beerdigt zu werden.

Fürwahr, zunächst denke ich mir nichts dabei: es ist eigenartig geschrieben, so wie ich die Mitteilungen des Chronisten Adelard schon beinahe gewohnt bin. Erst Tage später komme ich dahinter, und das geschieht so.

Anniek bereitet sich gerade auf ihren ersten Unterrichtstag vor. Der Wind hatte abgeflaut, der Tag schien angesichts herausbrechender Sonnenstrahlen freundlich zu werden; so vergnügt sie sich bei dem Gedanken, den Kindern einen angemessenen Tag genannt zu haben. Sie erwartet sie gleich zur Morgenstunde und will sich ihnen mehr bekanntmachen, als es derzeit der Fall ist. Für viele gilt ja weiterhin, da sie lediglich eine Person mit Namen sey, nicht aber, wer wirklich in ihr steckte; was sie bewegte, ob sie vertrauenswürdig sey. Auch Anniek und ich hatten noch nicht alle Nachbarn hinreichend kennengelernt, und wollten freilich gerne mehr erfahren. Für Anniek war dieser erste Schritt noch vor der Lehre angeordnet; sie hatte sich also vorgenommen, den ganzen Tag für ein heiteres Kennenlernen zu nutzen.

Derweil wir warten, gehe ich durch das Haus und öffne überall die Fenster, so daß kalte Frischluft einströmen kann. Da stehe ich nun in der Kammer, von der ich einst nachts in den Garten geschaut hatte. Und endlich kommt mir eine Erkenntnis, bei der ich einige Zeit verharre:

Wäre es nicht denkbar, daß ich an eben jenem Flecken stehe, von dem aus der Chronist die bemerkenswerte Tova-lis beobachtet hat? Sprach er nicht von einer Schlafkammer, von einem Blick aufs Meer und in die Gärten? Von einem kleinen Haus, an das ein Garten grenzt? Unentwegt sehe ich aus dem Fenster, um mich zu vergewissern: Am Horizont das blaue Meer, heute wenig aufgewühlt, darüber

die tiefen, noch weiß-rosa strahlenden Wolkenbänder in ihren gewohnten tausend Formen. Ich sehe zwar mehrere Häuser, doch das betreffende liegt mittig, man muß es unweigerlich anschauen. Und in der Tat: Vor ihm scheint ein Garten abgegrenzt zu sein, von eben jener Größe, die auch im Buch beschrieben wird. Sogar die Hintertür stimmt überein; sogar die kleine Bank ist erkennbar. Wild sind Büsche und Bäume rundherum aufgewachsen; wo sie im Buch den kleinen Gartenzaun nicht überragen, so verdecken sie ihn heute gründlich, und schließen ihn in ein beinahe undurchdringliches Grün ein, das schon lange niemand mehr zugeschnitten haben kann. Verlegen gedenke ich der Mißwirtschaft, die so grün unser eigenes Haus umgibt. Nur eine Frage bleibt offen: Wenn im Buch eine Einwohnerin namens Tovalis beschrieben wurde – wer lebt dann heute dort? Wessen Schemen habe ich in der Nacht wahrgenommen?

Der Gedanke läßt mich nicht mehr los, daß ich immer wieder, zunächst wenigstens einmal pro Stunde, in die Kammer gehe und schaue, ob die Gestalt noch einmal zu sehen sey. Doch das wird mir irgendwann zu dumm, und selbst Anniek gestattet sich die Frage, was ich da eigentlich treibe. Ich berichte ihr schließlich von meiner Vermutung, und ich sehe, daß sie es nicht weniger aufregend findet. Das Wort »gelebte Geschichte« nimmt sie in den Mund. Ob es nicht das beste sey, direkt zum Haus zu gehen und zu sehen, wer die Tür öffnet, fragt sie mich.

Da Anniek mich nicht begleiten möchte – wie sie sagt, möchte sie sich auf den Unterricht vorbereiten –, vergewissere ich mich, daß sie alles hat, und ziehe dann los.

Ob man es mir als Neugier auslegen wird, wenn ich derartige Erkundigungen einhole? Immerhin könnte ich auch



Oren oder einen der anderen Nachbarn fragen, wer dort wohne. Ich bin sicher, sie alle wissen es und würden es mir bereitwillig mitteilen. Doch würde das mein Interesse nur noch mehr hervorheben – vielleicht sogar zum Dorfgeschwätz werden? Nein, zunächst will ich mehr in Erfahrung bringen. So würde jedenfalls ein Wissenschaftler an die Sache herangehen.

Es ist nicht schwer, das Haus zu finden. Es liegt gleich um die Ecke, vorbei an einer Birkengruppe. Eine von ihnen ist im Wipfel gespalten, und mir scheint, daß ein Teil davon demnächst niederstürzen könnte. Eine schwere Wurzel, jedoch nicht von den Birken kommend, drängelt sich selbstbewußt an der Türschwelle vorbei und verschwindet wieder im Boden.

Es ist ein unverkennbar altes Haus; seine Fassade besteht aus einer dunkelblau angemalten Brettergarnison, an vielen Stellen mit Rissen, abgebrochenen Ecken, mit Flechtenbewuchs. Auf der Fensterbank des rechten Fensters wächst sogar ein Moosbett. Die weißen Holzrahmen fassen kleine, entzückende Fensterchen ein, durch die ich nach innen sehen kann; es scheint niemand da zu sein. Das Gebäude ist tatsächlich von der beschriebenen Winzigkeit; und dies ist ein gutes Beispiel dafür, daß vieles aus der Nähe viel kleiner ist als auf Karten gemalt oder aus der Ferne gesehen: Ein Bett könnte quer darin stehen, doch dann wäre nicht mehr ausreichend Raum für Kamin und Tisch, wenn der Text denn der Wahrheit entsprechen sollte. Ob man mich hereinbittet, so daß ich mir selbst ein Bild machen kann?

Ich klopfe. Ich höre ein Rumpeln, dann leise Schritte, die näherkommen. Ein Riegel wird zurückgezogen, dann öffnet sich das Türchen mit einem Knarren, wie man es

vom Scharnier einer alten hölzernen Kellertür gewohnt ist. Es muß ungemein zugig im Inneren sein, ist mein letzter Gedanke, bevor ich in ein Gesicht sehe.

»Guten Tag.«

»Guten Tag«, antwortet mir eine zierliche Stimme, viel weniger entrüstet klingend als meine.

»Ich . . . , nun, jetzt, da ich da bin, bin ich beinahe sprachlos. Daher sage ich es gerade heraus: Ich war neugierig, wer hier lebt. Wir sind ja neuerdings Nachbarn. Nun ja, jedenfalls für eine Weile.«

»Eine Weile?«

»Über den Winter. Dann kehren Anniek und ich auf die Insel zurück.«

»Ah, beginnt denn schon der Unterricht?«

»Noch nicht. Anniek bereitet alles vor. Ich helfe ihr.«

Der Einwohner sieht, daß ich mir im steifen Wind den Kragen aufstelle, und bittet mich mit einem Handzeichen herein. Ich muß mich bücken, um durch den kleinen Türrahmen einzutreten. Es ist erstaunlich warm, so daß ich instinktiv meine Hände nach dem Kaminfeuerchen ausstrecke.

»Es ist schön zu hören, daß das alte Haus wieder genutzt wird.«

»Nicht wahr? Für mich ist so ein großes Gemäuer ebenfalls gewöhnungsbedürftig, da ich ja seit einiger Zeit nur die Kate auf Ibyko kenne. Ist sie dir bekannt?«

»Nein, ich war nie selbst auf der Insel. Habe mir aber alles genau beschreiben lassen. Ich finde Dinge weitaus faszinierender, solange ich nur Geschichten darüber höre. Viel zu oft verfliegt doch der Zauber . . . , sobald man dem Mythos in der Wirklichkeit gegenübersteht.«

Ich erstaune angesichts ihrer weisen, wohlbedachten Worte: »Jedenfalls fand ich schon einige Lieblingsplätzchen im Haus.« Die Gelegenheit nutzend, sehe ich mich um: Es ist beinahe so, wie im Buch beschrieben: Der Kamin, ein Bett, ein Tischchen. Kaum mehr Platz für etwas anderes. Eine zweite Tür gibt es ebenfalls. Der Hausherr weist mich abermals wortlos zum Setzen an, lockt, mit der Geste eines schwenkenden Kessels, zum Teilen eines Getränks. Das nehme ich gerne an, und ein Tonbecher wird gefüllt. Ich muß ihn während des Trinkens immer wieder abstellen, weil er mir zu heiß wird.

»Lieblingsplätze wie die Kammer an der Nordseite? Die, deren Fenster in meinen Garten schauen läßt?«

Das bringt mich erst recht in Verlegenheit: beschämt schaue ich zu Boden. Ich darf nicht meinen, daß ich weder als Neuling noch als Bewohner einer höheren Wohnebene mehr wissen kann als die Alteingesessenen. Nach dieser Offenbarung wird mir bewußt, daß die, die schon länger hier sind, ihre Umgebung besser kennen; daß ich mich zwar eines scharfen Verstandes rühme und im Besitz einer durchschauenden Auffassung wähne, am Ende aber, ganz besonders angesichts der Fülle besonderer Menschen um mich, nur ein Niemand am Beginn seiner Lebensreise bin. Doch Ehre habe ich schon:

»Ich wollte nicht aufdringlich sein. Zuweilen denke ich nicht nach, solange ich meiner Neugier folge. Haus und Garten wurden in einem Buch beschrieben. Kennst du Tovalis?«

»Man sagte mir, vor langer Zeit habe jemand dieses Namens hier gelebt.«

»Dann ist es also wahr. Das war es, was ich wissen wollte; weswegen ich herkam. Bitte verzeih' mein Fragen, es geht

mich nichts an.«

»Das stört mich wenig. Auch nicht, wenn ihr mich im Garten seht. Wollte ich nicht gesehen werden, würde ich den Garten meiden und im Haus wie eine Spinne in der Ecke sitzen.«

»Dann erlaube, daß ich eine weitere Frage stelle: Was ist dein Tagewerk? Du weißt, ich bin noch neu und lerne immerfort. Mir scheint, heute ist ein guter Tag, um dich besser kennenzulernen.«

»Mein Tagewerk?« fragt der Hausherr und geht herum.  
»Kann man es genauer als Dies und Das bezeichnen?«

»Sag du es mir!«

»Dreierlei Dinge bedarf der Mensch, daß es ihm so gut geht, um über sein eigenes Befinden, sein eigenes Verlangen, hinauszublicken: Warm muß ihm sein; der Magen darf nicht knurren, und er muß einen Sinn in seinem Tun erkennen – ob nun an der Seite eines geliebten Menschen, oder in seinem Tatenwerk.«

»Ich stimme zu«, gleichwohl mir einfällt, nicht hätte unterbrechen zu dürfen.

»Es mag nicht viel sein, das ich leiste. Doch es ist in meinen Augen wichtig.«

»Zum Beispiel?«

»Wie kann ich sprechen, ohne eitel zu klingen? Ich zeig' es dir.«

Daraufhin werde ich auf eine in der Ecke stehende Werkbank hingewiesen, die offenbar für mehrere Handwerke dient. Unter dem Tisch liegen zahlreiche Holzspäne; Tonklümpchen und Farbreste zieren die abgegriffene Oberfläche. Da stehen kleine Töpfe, an denen Farbe klebt; da sind

unvollendet gedrechselte Becher und Spielsachen; ein unfertig besticktes Gewebe hängt über einem Winkel.

»Handwerk?«

»Es heißt, ich sey außerordentlich geschickt mit der ruhigen Hand: Ich drechsle Holzgeschirr für die Gemeinschaft, bemale Tongefäße, sticke und nähe. Das alles vollbringe ich mit viel Liebe und Hingabe, daß es zwar sehr schön wird und als Geschenk gern gesehen ist, doch nimmt mein Tun auch so viel Zeit in Anspruch, daß der eine oder andere meine Geschäftigkeit als bloßen Zeitvertreib verkennt. Darum lebe ich zurückgezogen – um der anderen Unmut nicht zu erregen.«

»Eine geheime, verkannte Künstlerin also?«

»Manchmal kommt es auf die Zeit nicht an. Diese Decke dort besticke ich gerade für das kommende Neugeborene.«

»Du meinst das Kind von Marcia?«

»Ja. Wenn das Kind dann da ist, wird auch die Decke fertig sein. Und das, was ich mit dem Isolaten zu tauschen beabsichtige, läßt sich ohnehin erst im Frühjahr vergeben.«

»Hast du je darüber nachgedacht, dich auf nur *ein* Handwerk zu spezialisieren?«

»Ist das nicht ebenso säumig, als würde ich mich auf nur *ein* Nahrungsmittel beschränken? Wie könnte ich gut sein in meinen Handgriffen, wenn diese nur immer gleich sind? Und worauf, frage ich dich, sollte ich mich beschränken, um am nützlichsten für die Gesellschaft zu sein?«

»Verzeih, es geht mich nichts an. Es liegt mir fern, allwissend in deinem Haus zu sitzen. Vielleicht, stelle ich mir vor, gibt es aber etwas, woran du noch gar nicht gedacht hast. Etwas, wobei dein Talent gut aufgehoben ist?«

Fürwahr, dieser Mensch strotzte vor Begabung. Und doch

schien es mir, als wäre er gefangen in einer Art Identitätskrise; in einem ungerechten Gefängnis aus Selbstverleugnung. Vielleicht bedurfte er eben jener Nähe zu anderen Menschen, um herauszufinden aus seiner Verslossenheit; hier, hinter der versperrten Tür, in einem abgelegenen Häuschen, wo er sich tagein-tageaus den schönsten Fertigkeiten widmet, dafür bewundert wird, und doch sich nicht selbst bewundert. Hier, wo die Bescheidenheit zuhause ist; wo die Bescheidenheit stirbt, wenn sie im Herzen der Bekanntheit nicht aufblühen kann.

Ich erhalte keine Antwort auf meine Frage.

»Willst du meinen Garten sehen?«

»Ja«, antworte ich und trinke aus.

Als wir das Haus durch die Hintertür verlassen, fällt mir ihre bemerkenswerte Schönheit ins Auge. Das darf man nicht falsch deuten und mir deshalb vorwerfen: Viele Dinge sehe ich in der Welt, die faszinieren mich, die inspirieren mich. Das ist mit Landschaften dasselbe wie mit Gegenständen und Menschen. Ich bin für diese Erfahrungen offen und empfindsam, so wie ein kochendes Gericht offen ist für den Geschmack hineingestreuter Gewürze, jedes für sich anders, und jedes für sich annehmlich.

Jedenfalls tritt ihre Zierlichkeit und Verletzlichkeit hervor, betont durch das zarte Gewand – ein helles, ärmelloses Kleid –, und ich bin erstaunt, daß sie sich nicht bar der Kälte beklagt. Um die Taille liegt eine braunrote Schärpe, am Rücken mit einer Schleife verknötet. Ihr Kopf hüllt sich in ein blaues Tuch, dergestalt über den Scheitel streifend, daß die Hälfte ihres vorderen Haupthaars herausquellt und das Gesicht berahmt. Es ist darin wohl die Gangart, die Weise, wie sie die Hände ineinanderfaltet, wie sie, gleich

einem Gemälde, dazu den Kopf neigt und schweigend ist, was ich so bewundernswert erkenne. Daß sie barfuß geht, tut sein übriges zum zerbrechlichen Gesamteindruck. Ja, gleich einem wandelnden Gemälde, denke ich, als sey sie nur für diese Begegnung inszeniert, gezeichnet worden!

Diese Beobachtung finde ich so aufregend, daß ich nicht anders kann, als sie zu schildern. Man darf es jedoch nicht so verstehen, daß es mit meiner Hingabe zu Anniek konkurrieren könnte! Tatsächlich, wenn man den Vergleich denn wagen wollte und vom Altersunterschied absieht, ist sie Anniek gegenüber wie ein unverstandenes Abbild; wie eine tönernerne Figurette, die der Künstler begonnen, aber nie vollendet hat. Sie steht am Anfang eines gewiß langen Lebens, doch Anniek *ist* das lange Leben. Sie ist bekümmert und empfindsam; Anniek ist das Heil und die Empfindung in Person. Was ich an Anniek so schätze, das brauche ich an ihr nicht suchen. Was ich mit Anniek bespreche, das hörte ich von meiner Gastgeberin nimmermehr.

So kann ich nach dieser Erregung meine Aufmerksamkeit auch rasch auf das zurücklenken, was hinter dem Haus zu sehen ist. Denn nunmehr stehen wir in einem Garten; er ist gepflegt und kaum verwildert, ganz anders, als man von außen vermuten mußte. Gewiß, zu dieser Jahreszeit wächst nicht viel, und es gibt nur wenige Pflanzen, die sich vor dem Wintereinbruch noch einmal in voller Blätterpracht kleiden. Doch was noch steht, das ist geordnet und arrangiert, als erfüllte es den Zweck der Ausrichtung einer Gesinnung. Meinen Schreibtisch würde ich so aufräumen, denke ich.

Und schließlich entdeckte ich etwas, das mir bekannt vorkommt: Die Bank.

Zunächst blieb sie unbemerkt, da sie im Braun des al-

ternden Holzes wie ein Chamäleon im Pflanzengesträuch verschwindet, das sie umgibt. Sie ist klein, nur einen Meter breit, und an der Lehne mit kleinen Mustern und Kerben verziert, ganz ähnlich, wie ich es im Buch lesen konnte! Die Dinge passen so gut zusammen, daß ich nichts anderes annehmen kann: Der von Adelard beobachtete Garten ist eben jener, in dem ich stehe. Das gilt für das Häuschen nicht anders. Und wo vormals Tovalis lebte, ist dies nun Sasamouch, die, gleich einem Fluch, an ihrer Stelle eine ähnlich zurückhaltende, naturverliebte Lebensweise angenommen hat. Ich bin so verblüfft, daß ich eine Weile meinen Mund nicht schließen kann. Mir kommt es vor, als begegnete ich einem lebenden Mythos.

»Was ich zeigen wollte«, spricht sie, »das ist dieser Hort.«

Soll ich antworten? Soll ich ihr von dem Buch berichten, und daß ihr Garten eine Legende ist? Soll ich sie in ihrer Offenbarung bestätigen, gar bestärken? Denn was sie damit auszudrücken meint, heißt nichts anderes als: Dies ist die Herzkammer meines Daseins, und du stehst in meinem Heiligtum!

Darum drängt es mich jetzt um so mehr, den Garten, »ihr Reich«, mit allem Anstand wieder zu verlassen. Doch sie bittet mich Platz zu nehmen, setzt sich selbst auf den Boden. Auf meinen Lippen liegt die Frage, ob ihr angesichts der unbesohlenen Füße, den nackten Beinen, die unter ihrem Kleid hervorragen, nicht so kalt sey, daß wir wieder ins Haus gehen wollen. Um so eigenartiger ist dies, da ich sie vor kurzem noch in Winterkleidung umhergehen sah. – Vielleicht beseelt sie ein anderer Geist, wenn sie hier ist? Ich erinnere mich an mein unheimliches Abenteuer mit dem Ring, den ich von der Festungsrüine mitbrachte: Gehhin!



Es ist schon Merkwürdigeres geschehen!

Mehr noch, jetzt lehnt sie sich zurück, stützt sich mit beiden Armen nach hinten ab, schließt die Augen und atmet den frischen Winterwind tief ein und aus. Sie wird zu diesem Garten, ihrem Lebenskunstwerk, dem Kernpunkt ihrer Identität. – Nicht vielen ist ihre Kraftquelle so deutliche ausgeformt, und sie hat sogar eine Art Tempel daraus geformt, allein durch das Arrangement der Anbauten und die Ausnutzung kleinen Raums. Ich beneide sie um diesen Aspekt der Spiritualität.

Andererseits bin ich von *meiner* »Kraftquelle« ortsunabhängig; mehr noch, sie verlöre erst dann ihre Wirkung, wenn ich auch mein Leben aushauche. Denn es ist das Wissen und die Erinnerung daran, daß es eine Menschengestalt wie Anniek wirklich gibt. In meinen Augen ist sie eine Anomalie im Kosmos, eine Art Beleg für die Existenz des Unwahrscheinlichen. Solange es sie gibt, solange sind noch ganz andere Wunder möglich!

»Ist das nicht Kresse? Und das Sellerie?«

»Ja«, bestätigt Sasamouch, »diese Pflanzen wachsen nur hier, hinter meinem Haus. Auch Buschbohnen und Kerbel gedeihen merkwürdigerweise nirgendwo sonst in Fornburg. Ableger verdorren andernorts.«

»Das macht dich gewiß zu einer gefragten Person«, scherze ich.

»Weniger als du glaubst. Das Gemüse und die Gewürze nimmt man gern; auch bin ich herzlich empfangen und gesehen allerorts.«

»Jedoch?«

»Es mag heute nicht der Tag sein, an dem ich darüber Auskunft geben will. Sey vergewissert, daß es gut um mich

ist. Sorge oder Mitgefühl sind unangebracht.«

»Dann will ich's dabei belassen«, kommt mir noch über die Lippen, bevor ich etwas Eigenartiges empfinde, diese Empfindung beinahe mit ihr teile: In mir springt die Erkenntnis auf, daß ihre Worte tiefgründig sind, wohl bedeutsamer, als selbst ich für den Moment erfassen kann. In ihren einfachen Sätzen schlummert ein Potential – besser kann ich es nicht ausdrücken –, auf das ich eines Tages in Träumen zurückgreife. Vielleicht dann, wenn ich es zu verstehen fähig bin.

Derweil kommt sie mir trotz allem einsam vor: Wie sie wohnt, wie sie sich gibt, was sie zur Sprache gebracht hat ... Ob ich ihr dennoch helfen kann? Es wäre wünschenswert.



## 27 Am Ende des Tages

— *Das Kapitel befindet sich in Bearbeitung* —